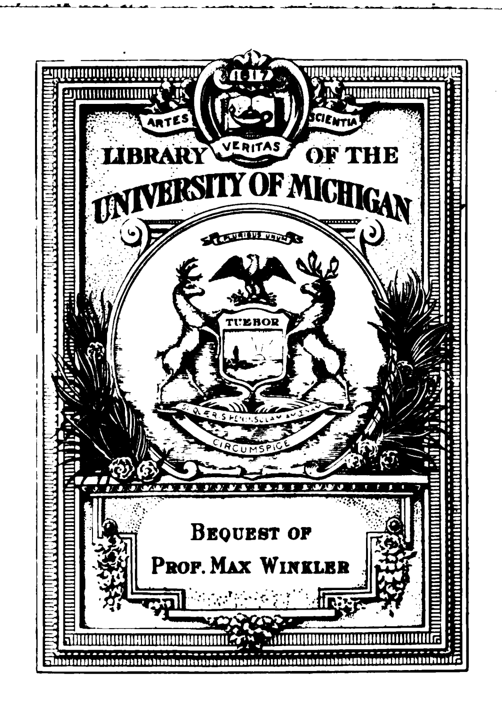
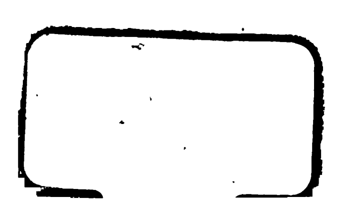
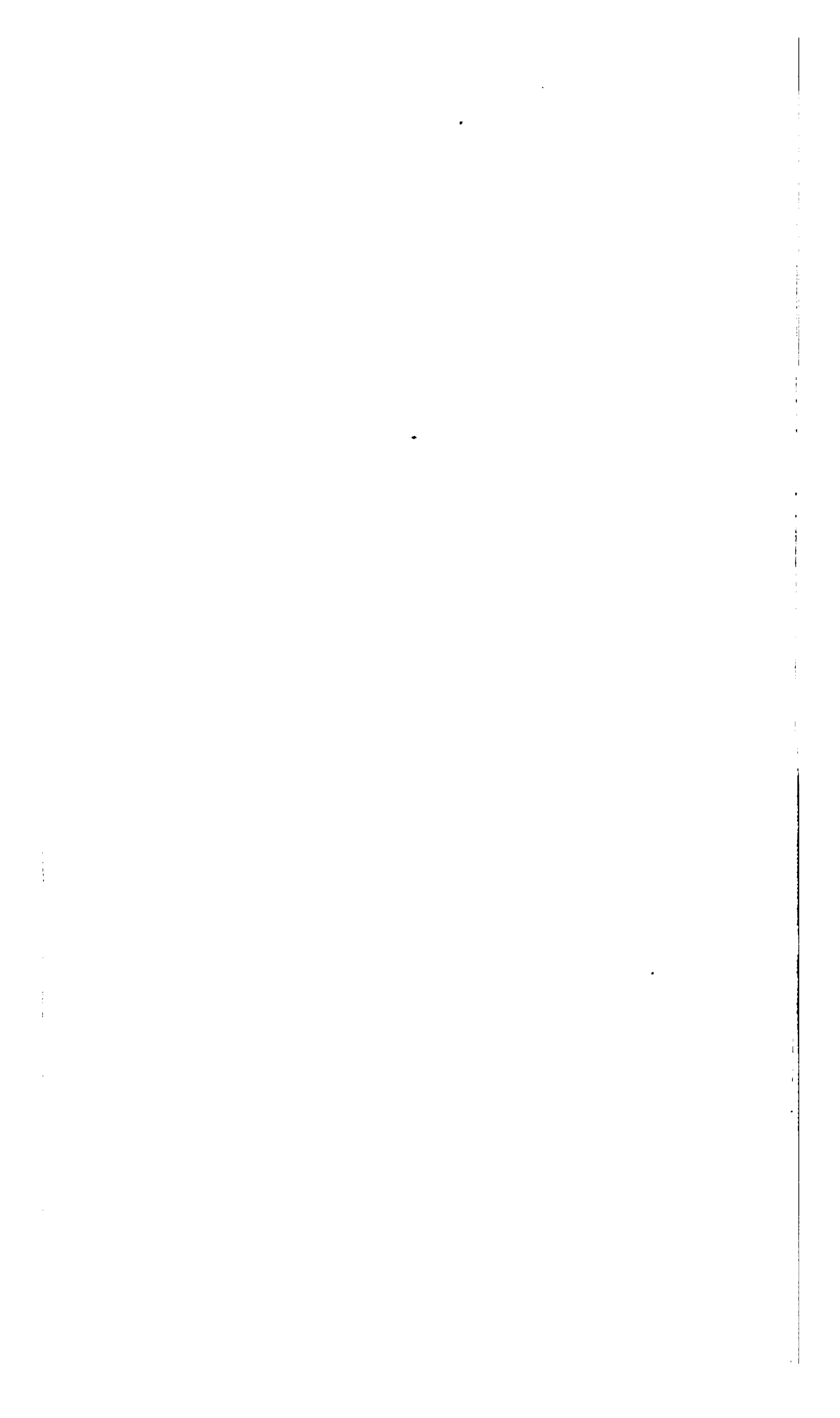
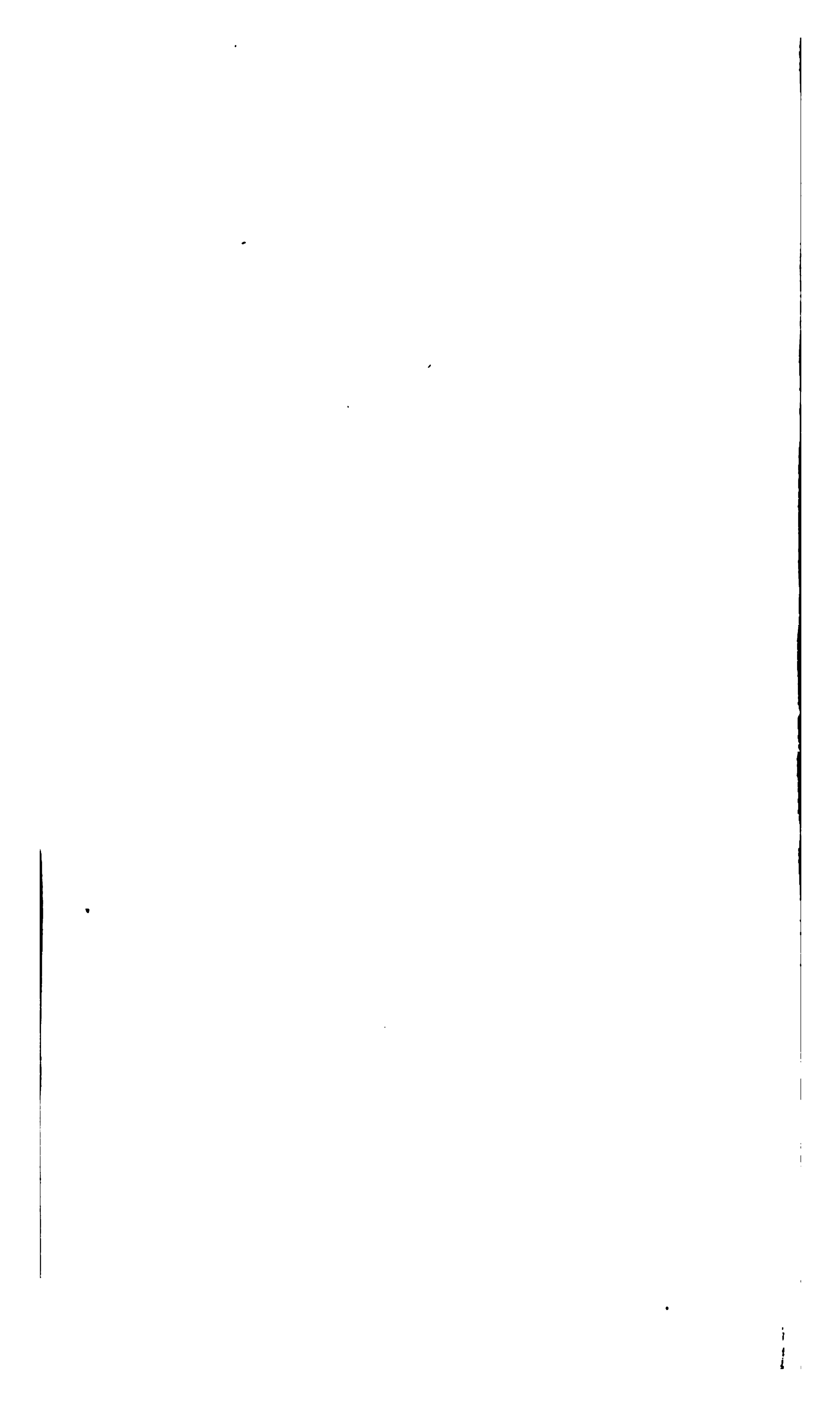










Geschichte

der poetischen

National-Literatur

der

Deutschen

von

G. G. Gervinus.

Erster Theil.

Von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Dritte umgearbeitete Ausgabe.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1846.

Den Brüdern

Jacob und Wilhelm Grimm.

(Abdruck aus der zweiten Ausgabe.)

Ich schicke Ihnen, meine theuren Freunde, diese neue Ausgabe der ersten Bände meiner Literargeschichte aus der Ferne zu, die ich von Gott und Rechts wegen Ihnen in Person hätte überbringen und unter Ihren Augen hätte ausarbeiten müssen. Sie werden sehen, es ist nicht die totale Umschmelzung, die ich schon in der ersten Ausgabe in Aussicht, aber auch in Zweifel stellte, denn noch scheint mir das Werk in dieser Gestalt, wo es der Materie mehr als der Form huldigt, ein näheres Bedürfniß zu sein. Mancherlei Zusatz und Aenderung werden Sie schon bei flüchtigem Durchblick gewahren; um die Säuberung der Citate hat sich Dr. Hahn freundschaftlich verdient gemacht; das neu Erschienene habe ich sorgfältig nachgetragen; fast jeder Abschnitt hat sich umkleiden müssen; von jenen augengefährlichen Reißern habe ich manche ausgebrochen; und um Sie zu überzeugen, daß ich nicht eigensinnig bin, so habe ich auch einige meiner Lieblingsgrillen daraus verscheucht. Möchte Ihnen das Buch so ein wenig näher gerückt sein! Nicht viele Werke sind wohl so sehr im eigentlichen Wortverstande Jemanden zugeschrieben und zugeeignet worden, wie Ihnen von mir diese ältere Literargeschichte. Denn ihr Inhalt gehört ja so vielfach Ihnen, wie sehr Sie Ihr Eigenthum vielleicht entstellt finden mögen, und auf Niemanden ruhte bei der Ausarbeitung mein Auge achtsamer als auf Ihnen, wie wenig ich sie Ihnen auch zu Dank gemacht haben sollte. Es hätte sich gebührt, daß diese Zuschrift schon die erste

Ausgabe begleitet hätte. Aber ich wollte Ihr Wohlwollen durch nichts verdienen, was mir damals (wie man in jungen Jahren ist) nach einer freundlichen Captation aussah, ich pochte sogar darauf, es trotz einiger literarischen Feindseligkeiten verdienen zu können. Und Gottlob, sie thaten unserem persönlichen Verhältnisse keinen Eintrag, das auf festere Grundlagen gebaut war, als auf wissenschaftliche Meinungen, und das in unseren gemeinsamen Schicksalen die Feuerprobe bestand. Dort, wo Andere das Lied sangen:

> Laßt uns den Eid vernichten, uns zu retten,
> sonst retten wir den Eid, vernichten uns —

dort waren wir einig, wie wir uns, lieber Wilhelm, beim Abschied mit Kuß und Handdruck sagten. Und waren einig ohne Ueberredung, ja ohne Unterredung: denn Sie erinnern sich, lieber Jacob, wie wir uns mehrere Tage nach der Protestation bei Dahlmann trafen, und uns lachend erinnerten, daß diese Verschwörung ohne ein einziges Wort unter uns war abgekartet worden.

Heidelberg im Juni 1840.

Gervinus.

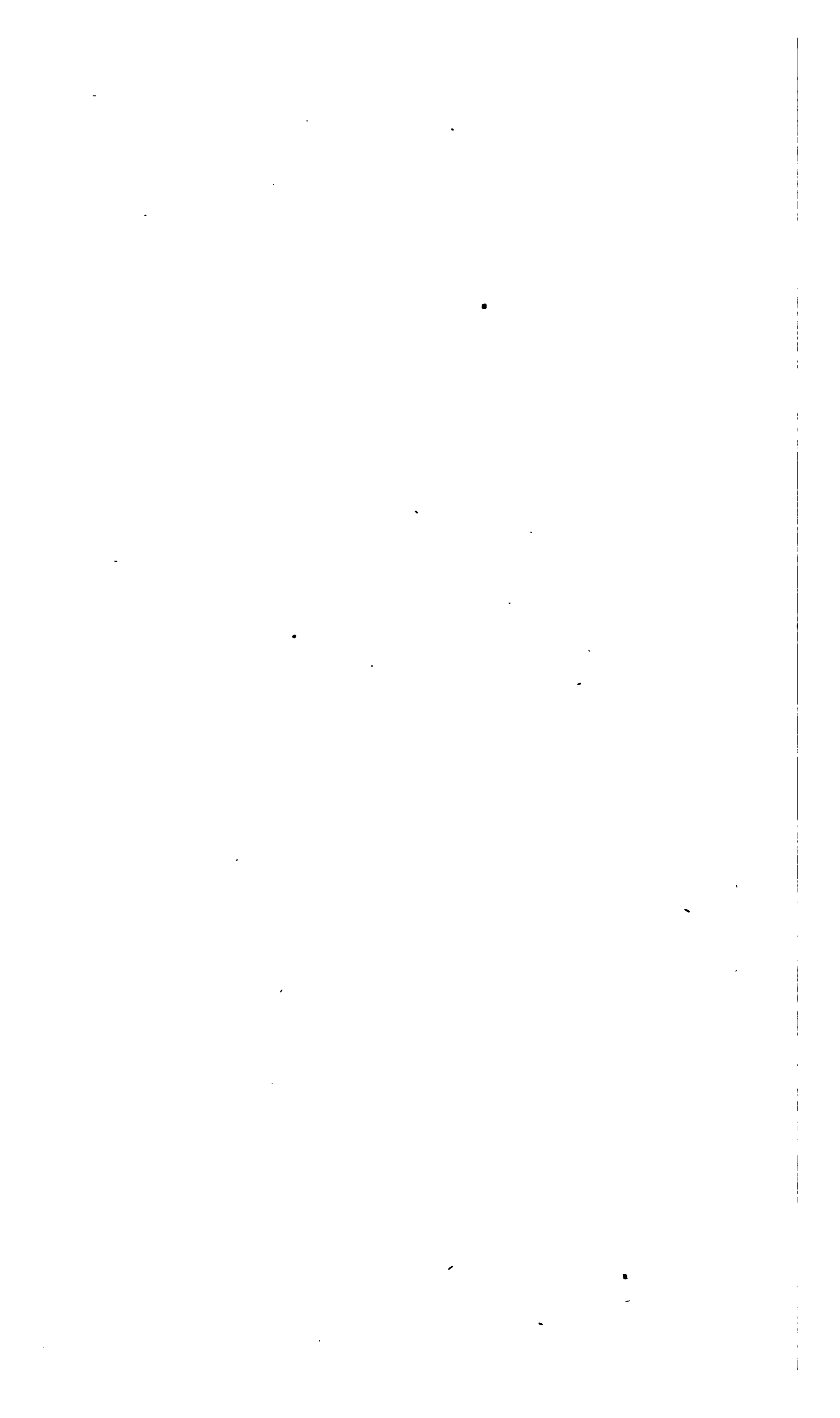
Inhaltsverzeichniß

zum ersten Bande.

Geschichte

der deutschen Dichtung.

Erster Band.



Einleitung.

(Abdruck aus der ersten Ausgabe.)

Ich habe es unternommen, die Geschichte der deutschen Dichtung von der Zeit ihres ersten Entstehens bis zu dem Punkte zu erzählen, wo sie nach mannichfaltigen Schicksalen sich dem allgemeinsten und reinsten Charakter der Poesie, und aller Kunst überhaupt, am meisten und bestimmtesten näherte. Ich mußte ihre Anfänge in Zeiten aufsuchen, aus welchen kaum vernehmbare Spuren ihres Daseins übrig geblieben sind; ich mußte sie durch andere Perioden verfolgen, wo sie bald unter dem Drucke des Mönchthums ein unwürdiges Joch duldete, bald unter der Zügellosigkeit des Ritterthums die gefährlichste Richtung einschlug, bald von dem heimischen Gewerbstand in Fesseln gelegt und oft von eindringenden Fremdlingen unterjocht ward, bis sie von allgemeinerer Aufklärung unterstützt sich in Mäßigung frei rang, ihr eigner Herr ward und schnell die zuletzt getragne Unterwerfung mit rächenden Eroberungen vergalt. Welche Schicksale sie litt, welche Hemmungen ihr entgegentraten, wie sie die Einen ertrug, die Anderen überwand, wie sie innerlich erstarkte, was sie äußerlich förderte, was ihr endlich eigenthümlichen Werth, Anerkennung und Herrschaft erwarb, soll ein einziges Gemälde anschaulich zu machen versuchen.

Wenn dieser Versuch vielleicht mehr einem bloßen ersten Entwurfe ähnlich sieht, als einem ausgeführten Bilde, so urtheilt wohl jeder darüber schonend, der da weiß, wie unendlich schwer diese Aufgabe von jeder Seite her zu lösen ist, sei nun von Auffassung oder Darstellung oder auch nur der trockensten Sichtung des Stoffes die Rede. Denn wie sollte in einem Gegenstande, der die vielfältigsten Producte der verschiedensten Zeiten in sich befaßt, der, wenn er irgend erschöpft werden sollte, eine unermeßliche Belesenheit nicht nur auf dem vaterländischen Gebiete der Dichtkunst, sondern auch in dem

gleichen der anderen europäischen und asiatischen Nationen, ja auch in den verwandten Reichen der Künste und Wissenschaften verlangt, wie sollte da ein Einzelner, und besäße er von der Natur im reichlichsten Maße die Gabe, alle Richtungen des menschlichen Geistes zu verfolgen, je hoffen dürfen, zugleich der strengen und Einen Forderung der Wissenschaft zu genügen und den getheilten Erwartungen der partheiten Gelehrten, zugleich das wahre Bedürfniß der Gegenwart zu befriedigen und die irregehenden Wünsche der Menge, und wieder die Ansichten der meist bloß sachkundigen Kenner und der meist blos weltkundigen Laien mit Einem Male, gleich vertraut mit Sachen und Menschen, zu berücksichtigen!

Daß die Ziele, die sich der Schreiber einer Geschichte der deutschen Dichtkunst wählen kann, so weit auseinander, so leicht unterscheidbar liegen, dies erleichterte mir die Wahl; denn eine Wahl war unvermeidlich. Man wird mir vielleicht vorwerfen, daß ich ein zu weites Ziel ins Auge faßte, daß ich meine Kräfte miskennend zurückblieb, daß ich wohl gar thörichterweise für den entferntesten einen Punkt nahm, hinter dem schärfere Augen noch andere erblicken; den stärksten Tadel aber werde ich mir wahrscheinlich dadurch zuziehen, daß ich in einem Gebiete, wo die vortrefflichsten Forscher eine bestimmte Bahn vorgezeichnet haben, meinen eigenen Weg einschlug, daß ich mich fast aller Vortheile, die mir ihr Vorgang darbot, begab, daß ich überhaupt die ganze Behandlungsart geschichtlicher Stoffe, wie sie seit mehreren Jahrzehnten in Deutschland herkömmlich ward, verließ, und statt einem forschenden Werke der Gelehrsamkeit ein darstellendes Kunstwerk zu entwerfen unternahm, und dies in einem Felde, auf dem noch so viele Beschäftigung eben für die forschende Geschichte übrig ist. Mir schien es aber, als ob die Geschichte der deutschen Nationalliteratur noch von Niemand aus einem Gesichtspunkte behandelt worden sei, welcher der Sache selbst würdig, und der Gegenwart und jetzigen Lage der Nation angemessen wäre; mir schien es, als ob zu einer solchen würdigeren Auffassung der Sache auch auf dem hergebrachten Wege nur schwer oder gar nicht zu gelangen sei. Aehnlich verhält es sich auch mit der politischen Geschichte von Deutschland. Man machte zwar die ungeheuersten Anstrengungen, man legte die gewaltigsten Werke an, um der Nation Ehrendenkmale zu setzen, allein je höher man baute, je gleichgültiger ward das erst in Masse versammelte Publicum und verlief

sich allgemach. Die Ursache war keine andere, als daß man hier nur der Vorzeit Monumente setzte und sie mit heimlichen oder ausgesprochenen Vorwürfen einer Zeit und einem Geschlechte vorhielt, das, wenn es auch nicht in der Gegenwart großen äußeren Ruhm gegen den seiner Vorfahren zu stellen hatte, doch in seinem inneren Leben ein ersetzendes Verdienst kannte, und eben darin vielleicht eine Saat künftiger Thaten keimen wußte, deren stilles Wachsthum es sich nicht verkümmern lassen wollte. Während unter diesen politischen Geschichtschreibern Charaktere fehlten, wie Möser, dem das ächte Gepräge deutscher Natur aufgedrückt war, mit der er die getrenntesten Eigenschaften seines vieldeutigen Volkes umfaßte und mit gleicher Hingebung und mit jener gesunden Gründlichkeit sich mit dem Aeltesten und dem Neuesten, mit den engsten Bedürfnissen seiner nächsten Umgebung, wie mit den großen Problemen eines Welthandels und einer riesenmäßigen Staatsverwaltung beschäftigte; während uns hier Köpfe abgingen, die wie Spittler, statt immer und einzig mit ärgerlichem Beifall auf unser Alterthum hinzuweisen, dem wir uns bei jeder neuen Beleuchtung aufs neue mehr und mehr entwachsen fühlten, das auf die Zukunft gerichtete Volk mit der Vergangenheit und an der Gegenwart belehrt und ermuthigt hätten; während also die für die Gegenwart fruchtbare Behandlung der vaterländischen Geschichte bei dem Mangel solcher Männer, die für das mitlebende Geschlecht zu wirken verstanden hätten, unterblieb, so war es in der Literargeschichte noch ärger. Hier setzten zwar Männer, die das Vaterland unter seinen größten Gelehrten nennen wird und welche die unvergeßlichsten Spuren ihrer Wirksamkeit hinterlassen haben und hinterlassen werden, die Arbeit ihres Lebens mit einer nicht genug zu erkennenden Unverdrossenheit und Ausdauer an eben jene Zeiträume, die auch in der politischen Geschichte so viele aufmerksame Beobachter, so viele fleißige Bearbeiter, so viele enthusiastische Bewunderer gefunden hatten; allein für die neuere Literatur der Deutschen geschah nichts. Die Geschichtschreiber der Nationalliteratur nahmen folgerecht fast allein Rücksicht auf die alte Zeit, fast keiner aber erschien, dessen Werk auch selbst in diesen Theilen nur ahnen ließe, wie treffliche Forscher hier vorgearbeitet hatten, geschweige, daß man die dichterischen und sonstigen Werke jener Zeit aus unsern Literargeschichten hätte kennen lernen. Die neue deutsche Literatur aber, so reich, so blühend und mannichfaltig, nahm sich

meist überall in diesen Geschichtswerken wie ein steriles Feld aus, auf dem nichts zu erbeuten sei; denn hier, wo aus den Quellen unmittelbar zu forschen und zu urtheilen war, wo noch kein vermittelnder Forscher die Urtheile an die Hand gab, hier wußte sich Niemand zu helfen. Und doch! wie anders waren hier obendrein die Verhältnisse, als in der politischen Geschichte, die man in der neuesten Zeit ihrer Gehaltlosigkeit wegen eher verschmähen und liegen lassen durfte. Aber hier lag ein ganzes Jahrhundert hinter uns, in dem eine der merkwürdigsten Veränderungen in dem geistigen Reiche einer der geistreichsten Nationen der Erde vorgegangen war, eine Revolution, deren sichtbarste Frucht für uns die Rückkehr aus der häßlichsten Barbarei zu wahrem, gesundem Geschmack in Kunst und Leben war, und deren größte Früchte wer weiß wie viele Jahrhunderte erst in ihrem Verlaufe zeitigen und genießen werden. Hier also lag die größte Aufforderung in der Zeit, nicht zum zweiten Male, wie wir es mit der Reformation gethan, eine ewig denkwürdige Epoche unserer Geschichte, die wie jene den ungemessensten Einfluß auf die Geschichte der europäischen Menschheit ausüben wird und bereits auszuüben begann, vorübergehen zu lassen, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, eine einigermaßen würdige Erzählung der Begebenheiten jener Zeit der Nachwelt zu hinterlassen. Daß wir dies damals nach der Reformationszeit nicht gethan, daß wir es dieses Mal nach der Blüthe unserer Literatur noch nicht versucht haben, daß wir lediglich den alten Werken unseres Volkes in Staat, in Wissenschaft und Kunst unsre Forschung widmen, dies scheint mir nicht aus Kälte, nicht aus Undank, nicht aus vorherrschender Neigung der Nation zu ihrer Vorzeit, sondern aus der Natur unsrer Geschichte selbst erklärt werden zu müssen und leicht erklärt werden zu können. Die neuere Zeit und ihre Geschichte spielt auf einer so ungeheuren Bühne, daß Uebersicht und Bewältigung der Erscheinungen nur aus sehr weiter Ferne möglich wird. Die schöne Zeit ist nicht mehr, wo ein Thukydides, mit glücklichem Alter gesegnet, sich erst der noch dauernden Sitten jener ehrenfesten Zeit der Marathonkämpfer erfreuen, dann ein dreißigjähriges Schauspiel der größten Umwälzungen im äußeren und inneren Leben mit unverwandter Aufmerksamkeit verfolgen, und endlich noch eine lange Reihe von Jahren den Nachwirkungen dieser Umstürze zusehen und Alles in Ein großes Werk niederlegen konnte. Die ähnliche Periode mit

ähnlichen Ursachen und Wirkungen, die in der athenischen Welt in Einem Jahrhundert vorüberging, dehnt sich, nicht eben in jedem neuen Staate, aber in dem neuen Europa, dessen Theile ohne das Ganze nicht zu verstehen sind, in — wir können noch nicht sagen wie viele Jahrhunderte aus, wir, die wir bereits über drei Jahrhunderte zusammenhängender Bewegungen hinter uns sehen. Die alte Zeit unsers Volkes haben wir seit der Auflösung des Reichs mehr als vollkommen vollendet; die Acten sind geschlossen; dies mußte, trotz der Entfremdung der Nation von ihrer älteren Geschichte, für die Historiker Mahnung und Aufforderung genug sein, ihren ganzen Fleiß jenen Zeiten zu widmen, mit denen jetzt voll ins Reine zu kommen ist, deren Nachwirkungen immer mehr verschwinden, deren Zustände uns immer deutlicher werden, je mehr wir uns daraus entfernen. Wer aber sollte im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert eine Geschichte der Reformation entwerfen, da jede neue größere Begebenheit, die aus ihr in der äußern Welt folgte, zweifelhaft ließ, wohin alles Geschehene und Geschehende zuletzt führen würde, bis erst das vorige Jahrhundert darüber bestimmtere Auskunft zu geben begann. Und wer sollte in den Jahren 1789 und 1830 Hand an eine Literargeschichte der neueren Zeit legen? Kaum war nach jener außerordentlichen Gährung unter unseren künstlerischen Genien durch den übersetzten Homer eine Art Ruhe geschafft und es folgte mit den classischen Werken Göthes eine Niedersetzung des Geschmacks und der Sprache, so brachte uns die französische Revolution um sein frischestes Wirken; Schiller starb früh weg, und der grelle Absturz unserer schönen Literatur zu Entartung und Nichtigkeit war im ersten Augenblicke wohl noch viel abschreckender, als die neuesten, politischen Begebenheiten, die uns von der behaglichen Betrachtung unserer inneren Bildungsgeschichte immer mehr abziehen werden.

In den allerungünstigsten Verhältnissen also greife ich den schwierigen Stoff einer Geschichte auf, die theilweise fast eine Zeitgeschichte zu nennen ist; kann irgend etwas dem Leser Zutrauen einflößen, so wird es das sein, daß er sieht, ich kenne die Klippen, die ich vorsichtig vermeiden muß, wenn ich nicht kläglich scheitern will. Und vorsichtig hat mich gewiß die mißliche Aufgabe gemacht, aber abschrecken konnte sie mich nicht. Ich erkenne im ganzen Umfange, wie vergebens wir Neueren, sobald von productiver Thätigkeit

die Rede ist, uns mit den Alten zu messen streben, denen Alles nahe lag, Alles lebendig war, Alles die bestimmteste Beziehung hatte, was wir mühselig aus der Ferne und aus Büchern herbeiholen müssen; die keine Beschränkung inneren Verkehrs und geistiger Thätigkeit vom Staate, ja nicht von ihren Göttern duldeten, während es bei uns noch geschehen konnte, daß Grenzlinien dem geistigen Verkehre gesteckt wurden, da die gegen den äußeren fielen, so daß es kein Wunder wäre, wenn jedem, dem es um ächtes Wissen und Bildung wahrer Ernst ist, beim Erwägen der großen Hindernisse, welche die neuen Zeiten aller totalen Durchbildung ohnehin nothwendig entgegenstellen, auch noch durch solche äußere Hemmungen alle Lust des Wirkens verkümmert und verbittert würde. Jener Meister der Geschichte durfte es wagen, der Nachwelt die Geschichte seiner Zeit zur Belehrung und Warnung in wiederkommenden ähnlichen Lagen zu hinterlassen; die kürzeste historische Erfahrung hatte er hinter und um sich, aber ihre Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit, die Offenheit und Unverstecktheit des alten öffentlichen und Privatlebens, die Gesundheit der Beobachtung und die Masse der Begebenheiten, die sich in kurzer Zeit und in kleinem Raume ungehemmt, schnell und rasch entfaltete, brachte ihn in Beurtheilung der Natur der Menschheit vielleicht weiter, als uns unsere weitschichtige Gelehrsamkeit und unser fleißiges Forschen nach den Schicksalen der Welt in mehr als zwei Jahrtausenden, die seitdem verflossen sind, gebracht hat. Wer heute nicht versteht den Geist fremder Zeiten und Nationen wie seiner eigenen zu fassen, sich jeder Beschränktheit in Religion und Volksthümlichkeit völlig zu entäußern, wer das Leben vergißt über dem Buch, und des Buches Geist über dem Wort, wer die Geschichte der Menschheit versäumt über der der einzelnen Völker und Zeiten, wer nicht das Ganze umfaßt und mit gleich großer Kühnheit wie Sicherheit das Treiben von Jahrhunderten mit Einem Blicke überschlagen kann, sondern am kleinen Maß seiner persönlichen oder nationellen, seiner gelehrten oder dogmatischen Beschränktheit die Welt ausmessen will, der darf nicht wagen nach der Palme in der Geschichtschreibung zu ringen. Ehedem war aber das ganz anders. In so ungeheuren Fernen, mit so außerordentlichem Aufgebot von Fleiß und Ausdauer brauchten die Alten ihre Weisheit nicht zu kaufen. Der Geschichtschreiber des peloponnesischen Kriegs durfte diesen Kampf zweier kleiner Staaten eine Welterschütterung

nennen, denn sein Volk war damals die Welt; er durfte auf seine einfache Beobachtung bauen, und ihrer Gültigkeit eine stete Dauer verheißen, denn noch war jedes Object des Beobachters unverschleiert, wie sein eignes Auge, während wir mit Vorurtheilen aufwachsen, mit widernatürlichen Bedürfnissen und Genüssen genährt werden und kein Ereigniß in der politischen Welt in seinen Ursachen offen vor uns daliegt. Bei uns muß das Lernen anfangen mit der Rückkehr aus einem verderbten und ungesunden Wesen zu der reinen Quelle der Menschlichkeit, von der der Grieche vertrauensvoll ausgehn durfte. Dann erst werden wir berechtigt sein, über unsere Zeit, ihre Geschichte und ihre Aussichten ein Urtheil zu fällen; und wenn bei solchen Forderungen alle Geschicht*schreibung* fast ganz bei uns aufhörte und nur Geschicht*forschung* übrig blieb, wenn die Wissenschaft sich ganz von dem Leben trennte, so war das freilich traurig, aber wohl natürlich und nicht befremdend. Und doch scheint es auf der anderen Seite wieder, als ob wir, die wir so reich sind an Erfahrungen jeder Art, uns eben dadurch ermuthigt fühlen müßten, auch diese Behandlung der Geschichte wieder aufzunehmen und in ihr lebendige Belehrung für uns und unsere Zustände zu suchen. Und unter uns besonders, die wir anzufangen scheinen, in eben dem Maße unsere Nation zu verachten, wie man im Auslande die lang hergebrachte Verachtung gegen uns ablegte, unter uns scheint es doch endlich einmal Zeit zu sein, der Nation ihren *gegenwärtigen* Werth begreiflich zu machen, ihr das verkümmerte Vertrauen auf sich selbst zu erfrischen, ihr neben dem Stolz auf ihre ältesten Zeiten Freudigkeit an dem jetzigen Augenblicke und den gewissesten Muth auf die Zukunft einzuflößen. Dies aber kann nur erreicht werden, wenn man ihr ihre Geschichte bis auf die neuesten Zeiten vorführt, wenn sie aus ihr und der verglichenen Geschichte anderer Völker sich selbst klar gemacht wird. Doch nicht jede Seite der Geschichte eignet sich eben hierzu; zu irgend einem Ziele, zu einem Ruhepunkte müssen die Begebenheiten geführt haben, wenn sie lehrreich werden sollen. Keine politische Geschichte, welche Deutschlands Schicksale bis auf den heutigen Tag erzählt, kann je eine rechte Wirkung haben, denn die Geschichte muß, wie die Kunst, zu Ruhe führen, und wir müssen nie von einem geschichtlichen Kunstwerke trostlos weggehen dürfen. *Den* Geschichtskünstler aber möchte ich doch sehen, der uns von einer Schilderung des gegenwärtigen poli-

tischen Zustandes von Deutschland getröstet zu entlassen verstände. Die Geschichte der deutschen Dichtung dagegen schien mir ihrer inneren Beschaffenheit nach eben so wählbar, als ihrem Werthe und unserem Zeitbedürfniß nach wählenswerth. Sie ist, wenn anders aus der Geschichte Wahrheiten zu lernen sind, zu einem Ziele gekommen, von wo aus man mit Erfolg ein Ganzes überblicken, einen beruhigenden, ja einen erhebenden Eindruck empfangen und die größten Belehrungen ziehen kann. Die Wahl eines Geschichtstoffes mit den Forderungen und Bedürfnissen der Gegenwart in Einklang zu bringen scheint mir aber eine so bedeutende Pflicht des Geschichtschreibers, daß, hätte ich die politische, die religiöse, die gesammtliterarische oder irgend eine andere Seite der Geschichte unsers Volkes für passender und dringender zur Bearbeitung gehalten, ich diese andere ergriffen haben würde, weil auch kein Lieblingsfach den Historiker ausschließlich fesseln soll.

Das Ziel in der Geschichte unserer deutschen Dichtkunst, auf das ich hindeutete, liegt bei der Scheide der letzten Jahrhunderte; bis dorthin mußte also meine Erzählung vordringen. Dieses Ziel ist nicht ein künstlich von mir geschaffenes, ein zu meinen Zwecken zugerichtetes und untergeschobenes, sondern ein in der Natur der Sache begründetes; und mag meine Geschichtserzählung auch allerhand besonderen Zwecken nachgehn, so kann und wird sie, falls auch nur das kleinste Verdienst daran ist, dem Hauptzweck, der Wissenschaft der Literargeschichte, vor Allem dienen. Das höchste Ziel irgend einer vollendeten Reihe von Begebenheiten in der Weltgeschichte kann nun nur da sein, wo die Idee, die in ihnen zur Erscheinung zu kommen strebt, wirklich durchdringt, und wo eine wesentliche Förderung der Gesellschaft oder der menschlichen Cultur dadurch erreicht wird. Ist es die getrennte Parthie einer einzelnen Zeit, eines einzelnen Volkes, die wir zur Betrachtung wählen, so wird sie in sich wieder einen solchen obersten Vollendungspunkt bieten, und dieser wird mit dem Ganzen in irgend einer nicht zu verkennenden Verwandtschaft stehen. Was unsern Gegenstand angeht, so war die Poesie, wie alle Kunst, bei den Griechen allein von keiner Religion, von keinem Stande und keiner Wissenschaft eingeengt, nur da konnte sie ihre edelsten Kräfte im vollesten Maße entwickeln, nur da Sitten, Glauben und Wissen gestalten und für alles ächte Bestreben in der Kunst späterer Zeiten und Völker gesetz-

gebend werden. Dieser Höhepunkt war erreicht, als die homerischen Gedichte ihre letzte Gestaltung erhalten hatten und die früheren Tragiker in Athen die Reinheit der alten Kunst noch bewahrten. Als die Pythia den Euripides für weiser als den Sophokles erklärte, war die griechische Dichtung auf der gefährlichsten Spitze; von da an gewann der Gedanke an den Werken der Einbildungskraft einen stets überwiegenderen Einfluß, den die Einwirkung der philosophischen Schulen und die Verpflanzung der schönen Literatur unter die praktischen und materiellen Römer nährte und steigerte. Dies geschah, als das Christenthum gepredigt ward, das, wie schon die griechischen Philosophen gethan hatten, dem Menschen eine neue innere Welt des Gemüthes erschloß. Nun fiel das ganze Mittelalter in den schneidendsten Kontrast mit der römischen Welt, und es erforderte eine so mäßige und weise Nation, wie die deutsche, um von der unmäßigsten Vergeudung aller Gefühle, wie von der einseitigsten Pflege des Verstandes, von den unseligsten Verirrungen in Religion, in Kunst, in Wissenschaft und Staat zu der alten Besonnenheit, Gesundheit und ruhigen Thätigkeit zurückzuführen. Wie dies die neueren Nationen gethan, was Italien darin den Deutschen vorgearbeitet, warum diesen es vorbehalten blieb, zum Zwecke zu gelangen, läßt sich in jeder Weise vortrefflich darthun: ich versuche es, von diesem Gesichtspunkte aus die deutsche Dichtung in ihrer Geschichte zu entwickeln. Es ist ein einziger großer Gang zu der Quelle der wahrhaften Dichtkunst zurück, auf dem alle Nationen von Europa die Deutschen begleiten, oft überholen, am Ende aber Eine nach der Andern zurückbleiben. Wir haben nur Trümmer einer eigentlich streng heimathlichen und nationalen Dichtung. Seitdem die Germanen in der Völkerwanderung die lateinische Welt umspannten und ihre Cultur kennen lernten, stellten sich erst die mönchischen Dichter den christlichen lateinischen Poeten zur Seite oder gegenüber; sobald der historische Volksgesang in Schrift gebracht ward, nahm er die Form vom lateinischen Epos, und zu größern Versuchen kam man scheint's erst durch die Stoffe aus der alten Welt selbst, wie sie griechische und britische Mönche lateinisch zubereitet hatten. Italiener, Spanier, Franzosen und Engländer blieben in verschiedener Weise bei der griechisch-römischen oder bei der alexandrinischen Bildung haften; die Deutschen allein setzten den steileren, aber belohnenderen Weg fort und gelangten zur schönsten Blüthezeit griechischer

Weisheit und Kunst, wo dann im vorigen und in diesem Jahrhundert jeder große Mann des hellenischen Alterthums seinen Uebersetzer, seinen Schüler oder sein Ebenbild bei uns erhielt. Göthe und Schiller führten zu einem Kunstideal zurück, das seit den Griechen Niemand mehr als geahnt hatte. Je weiter sie darin gediehen, desto unverholener ward bei zwar steigender Selbständigkeit ihre Bewunderung für die alte Kunst, bei steigendem Selbstgefühl in ihrer Umgebung ihre ehrfürchtige Bescheidenheit den Alten gegenüber. Sie leiteten mit Bewußtsein auf die Vereinigung des modernen Reichthums an Gefühlen und Gedanken mit der antiken Form, und dies eben war der Punkt, nach dessen Erreichung bei den Griechen, wie ich andeutete, die Kunst ausgeartet war. So war dieselbe Nation, die einst die Ideen, welche Sokrates und Christus in das neue Geschlecht zur Bildung der Herzen gestreut hatten, und die Keime, welche Aristoteles für alle Wissenschaft gelegt, mit den alten Generationen zugleich vertilgen zu wollen schien, diese selbe Nation war bestimmt, zuerst die Lehre des Messias zu reinigen, und dann den Ungeschmack in Kunst und Wissenschaft zu brechen, so daß es nun laut von unsern Nachbarn verkündet wird, daß wahre Bildung der Seelen und Geister nur bei uns gesucht, wie alle Bekanntschaft mit den Alten nur durch uns vermittelt werden kann; daß sichtbar unsere Literatur nun so über Europa zu herrschen beginnt, wie einst die italienische und französische vor ihr über Europa geherrscht haben.

Diese ungewöhnlich gefaßte Aufgabe konnte ich nicht hoffen, auf dem gewöhnlichen Wege zu lösen. Ich wünschte nicht den Leser zu täuschen über was er in dem Buche finden wird. Es weicht besonders darin von allen literarischen Handbüchern und Geschichten ab, daß es nichts ist als Geschichte. Ich habe mit der ästhetischen Beurtheilung der Sachen nichts zu thun, ich bin kein Poet und kein belletristischer Kritiker. Der ästhetische Beurtheiler zeigt uns eines Gedichtes Entstehung aus sich selbst, sein inneres Wachsthum und Vollendung, seinen absoluten Werth, sein Verhältniß zu seiner Gattung und etwa zu der Natur und dem Charakter des Dichters. Der Aesthetiker thut am besten, das Gedicht so wenig als möglich mit anderen und fremden zu vergleichen, dem Historiker ist diese Vergleichung ein Hauptmittel zum Zweck. Er zeigt uns nicht Eines Gedichtes, sondern aller poetischen Producte Entstehung aus der Zeit,

aus dem Kreise ihrer Ideen, Thaten und Schicksale, er weist darin nach was diesen entspricht oder widerspricht, er sucht den Ursachen ihres Werdens und ihren Wirkungen nach und beurtheilt ihren Werth hauptsächlich nach diesen, er vergleicht sie mit dem Größten der Kunstgattung gerade dieser Zeit und dieser Nation, in der sie entstanden, oder, je nachdem er seinen Gesichtskreis ausdehnt, mit den weiteren analogen Erscheinungen in anderen Zeiten und Völkern. Aesthetischer Geschmack muß bei dem Geschichtschreiber der schönen Literatur vorausgesetzt werden, wie bei dem politischen Historiker politisch gesunder Blick, deshalb aber darf der Eine keine publicistischen Deductionen und der Andere keine ästhetischen Abhandlungen einflechten, falls er auf seinem Felde bleiben will. Bestimmte Ansichten müssen hier und dort zu Grunde liegen; daß dies in meinem Buche der Fall ist, wird jeder Einsichtige finden; leider weiß ich auf kein Lehrbuch der Aesthetik zu verweisen und kann nur zerstreute Quellen, Aristoteles und Lessing, Göthe und Humboldt und Andere nennen. Wären nur erst die Grundsätze für eine innere Geschichte der Künste festgestellt, welch eine herrliche Wissenschaft müßte hier nach und nach aufblühen! Ich bemerke übrigens noch, daß das Endurtheil des ästhetischen und das des historischen Beurtheilers, wenn beide in gleicher Strenge zu Werke gingen, immer übereinstimmen wird; es rechne nur jeder auf seine eigne Weise richtig, die Probe wird die gleiche Summe ausweisen.

Nicht Jedem wird meine Darstellung weit genug, Vielen meine Wahl zu knapp, den Meisten wahrscheinlich mein Urtheil viel zu streng sein. Dies steht nun nicht zu ändern; nur sehe jeder zu, daß er nicht an dem Einzelnen Anstoß nehme, ehe er aus dem Ganzen erfahren hat, warum jenes Einzelne nicht anders lauten konnte. Es muß der modernen Lesewelt freilich dünken, ich ziehe meine Grenzen gar zu enge; mir aber scheint, man kann bei der Gestaltung unserer Literatur diese Grenzen nie zu enge machen. Wer tausende von Jahren der Cultur hinter sich hat, der darf wohl ekel in der Wahl der Dinge werden, an welchen er Geschmack und Geist zu bilden sucht, der darf nie fürchten, Mangel an wahrhaft trefflichem Stoffe zu haben. Wohin soll es doch endlich mit unserem Wissen und Lesen kommen, wenn wir uns ewig unter der in beängstigenden Verhältnissen steigenden Fluth unserer Literatur theilen sollten, wohin gediehe zuletzt unsere Bildung, wenn stets das Viel-

wissen bezweckt würde, und nicht das Wissen des Aechten und Guten, da es doch in jedem Fache — nicht freilich so gar vieles Vortreffliche gibt, aber doch immer genug, um das Leben eines sinnigen Menschen mit Arbeit und Genüssen zu füllen. Und was die Dichtkunst angeht, so theile ich gerne jene Meinung, die Horaz von ihr ausgesprochen hat, daß das Abweichen vom Höchsten (womit ich nur nicht ausschließlich die höchsten Gattungen verstanden wissen will, sondern nur in jeder Gattung das Beste) hier jählings zum Niedrigsten reißt, ein Satz, der jede historische Erfahrung für sich und keine gegen sich hat. In den Künsten muß man überhaupt am wenigsten toleriren, weil Wenige darüber zu urtheilen wissen, und auf diese Art durch das Mittelmäßige und Schlechte der Seele am verstohlensten das Schlechte und Mittelmäßige angebildet wird.

Wenn ich auch namentlich über einzelne Theile und Perioden weniger warm oder weniger kalt urtheile, als Mancher wünschen möchte, so erwäge man ja den Zweck des Ganzen und dränge sich nicht mit Partheiansichten an eine partheilose Geschichte. Den blinden Verächtern der altdeutschen Literatur, so wie ihren blinden Verehrern, genug zu thun, kann ich nicht hoffen und nicht wünschen. Besonders wünschte ich es nicht vergessen zu haben, daß ich blos eine Geschichte der Dichtung schreibe, nur den poetischen Werth der Dinge im Auge habe und jede andere Eigenschaft nur gelegentlich berühre. Das Kunstwerk eines Dichters kann deren allerhand haben, man könnte namentlich in den Epopöen des Mittelalters die Alterthümer, die Sagen, die mythische, sprachliche, moralische, historische Bedeutung besprechen, ich berücksichtige aber vorzugsweise nur die dichterische, ohne darum ganz zu verschweigen, welcher accessorische Werth dem oder jenem Werke zukommt. Wenn ich von Homer redete, so würde es gerade von der größten Wichtigkeit für den Historiker sein, zu zeigen, von welchem Einfluß er auf die Religion war, zu deren Schöpfer ihn gleichsam Herodot macht, von welchem Einfluß auf die Tragiker, die meistens ihren Stoff von ihm und seiner ächten Fabel nehmen, von welcher Bedeutung für Lykurg und seinen Staat, in dessen Sinne auch noch Aristophanes seine Gedichte am höchsten schätzte, und wie selbst dann, als sein Ansehen in der Nation schon gesunken war, die Philosophen von ihm ihre Ansichten, Strabo von ihm seine geographischen und historischen Kenntnisse lieh. Den Hauptwirkungen seiner Gedichte aber müßte man in Athen

und wo sonst die liberale griechische Bildung herrschte, nachspüren, wo das Werk als Ganzes zum fast einzigen Mittel der fast einzig ästhetischen Erziehung gebraucht ward. Etwas Aehnliches kann die Geschichte von der altdeutschen poetischen Sage, etwas Aehnliches von der neuen deutschen Poesie sagen, nur nicht eben, was man von ihr sollte sagen können, daß ihre Produkte als reine Werke der Kunst ihre größte Wirkung gehabt hätten. Daß dies mit unserer neueren Dichtung der Fall gewesen wäre, wird man nicht behaupten wollen, wenn man nach Göthe und Schiller die ärgste Geschmacklosigkeit noch herrschen sah. Auf Denken und Wissen aber hatte jene ganze Zeit den schnellsten und außerordentlichsten Einfluß, während die Dichtungen des Mittelalters für das Gemüthsleben jener Geschlechter unstreitig von der schönsten Bedeutung waren. Diese Seite haben auch die tiefsten Kenner der mittelaltrigen Poesie immer an ihr besonders hervorgehoben, die eigentlich künstlerische, mochten sie fühlen, schwand dagegen; oder man schuf sich einen ganz neuen Maßstab zur Ausmessung ihres Werthes, um das gefürchtete große Maß der Griechen nicht anlegen zu müssen. Ich hoffe von dem wahren Werthe dieser Dichtungen so richtig zu urtheilen, wie von dem Verdienste der Männer, die uns damit bekannter gemacht haben, und bin ich zwar in meinem Werke auf die neue Zeit gerichtet, so glaube ich gerechter von dem Alterthum und seinen Verehrern zu denken, als vielleicht Thukydides von Herodot, als Platon von Aristophanes, als Horaz von dem alten Livius. Ich werde mich strenge hüten, in den übertriebenen Ton der Anpreisung dieser Dichterwerke einzustimmen, denn dieser hat wohl Manches dazu beigetragen, daß sie nicht mehr Eingang fanden. Ich will nicht für die Bearbeiter und gelehrten Kenner dieser Literatur schreiben, nicht für eine besondere Klasse von Lesern, sondern, wenn es mir gelingen möchte, für die Nation. Ich möchte den Meisterwerken unserer Dichtkunst gewogene Leser verschaffen, aber dann muß ich auch Zutrauen in meine Wahrhaftigkeit erwecken, ich muß nicht marktschreierisch anpreisen und täuschen, ich muß angeben warum ich lobe und tadle, und was ich für ächt ausbiete, muß auch wirklich ächt sein; und dies wird ja weiter entschuldigen können, wenn ich vorsichtig nur Weniges, nur das Erprobteste ausführend behandle. Wer eine Geschichte der Poesie schreiben will, darf, wie Grimm verlangt hat, seiner **Forschung** kein Ziel setzen: er muß Gutes und Schlechtes gleich-

mäßig seiner Betrachtung unterwerfen. Wer aber zugleich darstellen und in einem Geschichtswerke künstlerisch verfahren will, muß seine kleine Schöpfung nach inneren Gesetzen gestalten; er darf kleinliche Untersuchungen nicht vor den Augen des Zuschauers oder Lesers führen, und es war nicht die geringste Mühe, in meinem Werke die Spuren der mühseligen Forschung und Vielleserei zu tilgen, und ich schäme mich jetzt fast, daß ich in der Verläugnung der gelehrten Ostentation nicht so weit ging, daß ich die Citate gar vermieden hätte. Wie leicht es hier war, die allerspecioseste Gelehrsamkeit auszulegen, weiß jeder, der in der Zunft ist, und es wäre, dünkt mir, an der Zeit, ganz laut zu sagen, wie leicht das ist. Denn ich bin gar nicht der Meinung derjenigen, die es für billig halten, daß das Publicum zum Beweis unserer Gründlichkeit und Zuverlässigkeit Citate verlange (es sei denn in einem Buche ausschließlicher Forschung), und für diesen Zweck würde ich auch niemals nur Eine Note unter ein darstellendes Werk setzen. Wer Zuverlässigkeit und Gründlichkeit nicht aus anderen Symptomen gewahr werden kann, für den freilich möchten Citate das Wichtigste sein, aber mir wäre ein solcher eben nicht der liebste Leser. Und ich weiß nicht, warum ich es nicht geradezu sagen soll, daß ich die hergebrachte compendiarische Form unserer Literargeschichten und anderer Werke, wenn sie nicht wie die Arbeiten von Koch, Büsching und Aehnlichen ihren Zweck als erschöpfende Hülfsmittel in sich selbst haben, für einen unserer Bildung ganz unwürdigen Rest alter Pedanterie ansehe, hinter dem sich nur allzuoft Seichtigkeit und Mangel an aller Einsicht klug versteckt, oder der einer gelehrten Geheimnißkrämerei dient, die, um einen Collegienpfennig mehr zu erhaschen, Meinungen und Wahrheiten in die Schule verschließt.

Ich möchte indeß nicht so misverstanden sein, als ob ich mit diesen Ansichten oder mit dem Werke, das ich hier darbiete, den eigentlichen Werken über Literatur und Bücherkunde entgegentreten wolle; auch diese müssen existiren, und ich weiß es nur zu gut und bekenne es mit Vergnügen, daß ohne sie das Meine gar nicht hätte entstehen können. Nur wünsche ich, wenn man bei mir zu wenige literarische Nachweisungen findet, wenn man Lücken anderer Art sieht und Ausführlichkeit und Vollständigkeit vermißt, daß man dies so nachsichtig dulde, wie ich selbst in jenen Werken den Mangel dessen entschuldige, was das Meinige enthalten wird; daß man nicht alles

Mangelnde gleich auf Rechnung meiner Unkenntniß setze (so manches auch darauf kommen mag); daß man hunderte von Dingen, die anderswo besser behandelt sind, hier wenig oder gar nicht besprochen zu sehen erwarte. Zu einer Menge von Forschungen habe ich Winke gegeben, denn um eine objectiv vollständige Geschichte der Literatur zu geben, ist noch lange keine Zeit; noch ist der Eifer der Forscher rege; manche leere Stelle ist auch auszufüllen, die man nur finden konnte, indem man den Versuch machte, das Ganze zu behandeln: so könnte dies Buch vielleicht mit eigener Gefahr fremden Vortheil schaffen, wenn man diese Lücken berücksichtigen möchte. Dem Verdienst der Forschung selbst nachzutrachten konnte aber neben den bereits angedeuteten Tendenzen meiner Geschichte meine Absicht nicht sein. Ueberall galt mir eine alte, von Meistern und Kennern bestätigte Meinung mehr, als eine neue eigne, mit der sich zehn Andere sehr viel gewußt hätten, und ich verzichte auf jedes andere Verdienst, als auf das, was Horaz nennt aus dem allbekannten herauszugreifen und durch Anordnung und Verbindung zu wirken. Die Aufgabe war schwierig genug, um dabei jede unnütze Erweiterung zu vermeiden, und nur nach Geschlossenheit und Totalität zu streben. Wer das Verhältniß meiner Arbeit zu jeder existirenden Kunstgeschichte durchschaut, wird vielleicht urtheilen, es sei fast eine ganz neue Wissenschaft, die ich mir erschaffen mußte, wenigstens müßte es mir unbekannt sein, wenn mir in dem was hier eigenthümlich ist, irgendwo historisch bedeutend vorgearbeitet oder nur eine Bahn vorgezeichnet wäre. Indem ich überall das Innere, das Geistige und Belebende zu ergründen strebte, war es namentlich in dem Mittelalter unendlich schwer, festen Boden zu gewinnen; bei den mangelnden äußeren Hülfsmitteln (Chronologie u. s. w.), bei der vagen Allgemeinheit der eigentlichen Quellen schwimmt Alles in der blühenden Zeit in dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert in der äußersten Unbestimmtheit, und hier Licht zu schaffen war eigentlich nur mit historischen Analogien möglich. Wollte ich aber diesen Dichtungen, über die man sich fast nie anders als in wunderlichen Exclamationen, in geheimnißvollen Winken, in hohlen Phrasen, in blinden Lobpreisungen und in mystischen Deutungen vernehmen ließ, scharf ins Auge sehen, ihren innersten Werth erforschen und unbefangen darauf ein uneingenommenes Urtheil gründen, so war es nöthig, daß ich die Materie möglichst erschöpfend durchsuchte, keine

noch so gute Vorarbeit konnte mir da helfen, ich mußte viele hunderttausende von Versen aus dieser Einen Periode, und manche Theile doppelt und dreifach durchlesen, ohne das zu rechnen, was ich mit Lust und Liebe wohl auch zehn- und mehrfältig gelesen habe, um mich ganz in den Ideenkreis dieser Zeit zu versenken. Ich glaube, es ist eines kleinen Dankes wenigstens werth, daß ich mit meiner genauen Lectüre Niemanden beschwerlich fallen werde, wo ich sie werthlos fand, und wenn ich bändereiche Gedichte mit wenigen Worten abfertige, schließe Niemand, ich kenne sie nicht, wo ich dies nicht ausdrücklich angebe. Und dennoch ist die Mühe, diesen Umfang der mittelaltrigen Literatur zu bemeistern, und die Schwierigkeit, sich mit Ausdauer durch endlose Werke durchzuschlagen, von deren Nichtigkeit man auf dem ersten Blatte überzeugt wird, nichts gegen die größere Schwierigkeit und Mühe, sich wieder aus diesem Chaos frei zu erheben, mit klarem Auge es zu überblicken, mit Gerechtigkeit zu beurtheilen, nachdem man sich so lange bald mit Freudigkeit bald mit Ueberdruß in ihm herumgetummelt hatte. War man aber auch dahin gelangt, sich endlich den inneren Zusammenhang zur Evidenz deutlich gemacht zu haben, dann traten wieder erschwerend die Forderungen der historischen Kunst zu, die zwischen Quelle und Behandlung ein gewisses Verhältniß fordert, die den Eindruck, den eine Zeit mit ihren Producten macht, in dem Geschichtswerke rein und ungetrübt wieder gegeben verlangt, die also eine Dichtung, die im Ganzen voll Unbestimmtheit und Unbewußtheit ist, nicht allzukleinlich zerlegt wissen will, wie denn z. B. Jemand, der an den Minneliedern im Einzelnen viel zergliedern wollte, etwas Unmögliches unternehmen und etwas Absurdes zu Tage fördern würde.

Was die letzte Blüthezeit unserer Dichtkunst betrifft, so traf ich da auf eine ähnliche Periode der Gährung, des reformatorischen Treibens, der Bekämpfung des Herkommens, wie in jener: hier ist zwar Alles bestimmt und leicht zu erkennen, aber durch die Masse der Producte, so wie durch die Vielseitigkeit und Größe der handelnden und schaffenden Genien und die wilde Verwirrung und Durchkreuzung der Bestrebungen war die Behandlung noch viel schwieriger. Hier hatte ich dazu, wie ich schon oben sagte, keinerlei Vorarbeiten, wenn ich die Winke in Göthes Leben ausnehme, und blieb mir ganz allein überlassen. Ob es mir gelungen ist, jene

geistige Revolution darzustellen und ohne Vorbild ein Phänomen in der literarischen Welt zu schildern, dessen bloses Dasein außer der politischen Welt bisher fast von Niemanden geahnt zu sein scheint, muß ich dem Urtheil der Leser überlassen, und eben so, ob es mir glückte, von dem gehobenen inneren Leben dieser Zeiten etwas mehr als einen todten Begriff zu geben. Wir sind dieser Zeit schon zu entfernt, als daß ich das letztere mit Zuversicht hoffen dürfte und haben auch die Reste jenes Lebens schon zu bestimmt abgelegt; einen kleinen Vortheil glaube ich dadurch voraus zu haben, daß ich in der Zeit meiner Jugend, in welcher andere gewöhnlich beim Uebergang vom Gymnasium auf die Akademie in Büchern oder in Rohheit verkommen, eben in der Zeit, welche, wenn es recht angegriffen wird, die geeignetste zur Einführung in die vaterländische Literatur ist, ganz frei von jeder inneren Beschränkung mich jahrelang ganz diesem Zweige hingab, und daß ich damals in die schöne Periode traf, wo in Darmstadt unter der Leitung des vorigen Großherzogs die Oper, noch mehr aber das Schauspiel auf eine kurze Zeit unter dem Regisseur Grüner blühte, dem gelehrigen Zögling Göthes, dessen oft verkanntem Verdienste ich gerne dies kleine Zeichen der Anerkennung gebe; wo zugleich die zeichnenden Künste dort mancherlei Förderung fanden, öffentliche und Privatbibliotheken in Aufnahme und zu erstaunlichem Wachsthume kamen, und wo die letzten Spuren des schönen poetischen Lebens des vorigen Jahrhunderts auf eine kleine Weile sichtbar blieben, ehe sie ganz verschwanden.

I.

Spuren der ältesten Dichtung in Deutschland.

Aus den ersten Jahrhunderten, in denen wir unsere Vorfahren in der Geschichte finden, besitzen wir zwar keine Denkmale ihrer Dichtung, aber doch ausdrückliche Zeugnisse, daß sie Lieder verschiedener Art gehabt und gesungen haben. Wären diese Zeugnisse auch nicht vorhanden, so hätte man gleichwohl auf die Existenz eines Gesanges unter ihnen schließen dürfen. Denn jene Art von Poesie, welche der ungekünstelte rauhe oder weiche Ausdruck heftiger oder sanfter Gefühle und Leidenschaften, oder des Lobes und Spottes auf öffentliche Handlungen ist, verschmäht nicht leicht irgend einen Raum der Erde; sie findet sich bei den Negern der Tropenklimate, wie bei den Kamtschadalen. Sie verschmäht nicht leicht eine noch so rohe Cultur, und würde sich auch in dem Naturzustande eines viel wilderen Volkes eingestellt haben, als in dem des bildsamen Germanen, dem seine gebildeten Feinde, die Römer, als sie ihren eigenen Untergang durch diese Barbaren noch drohend oder schon hereinbrechend ahnten oder erlebten, ein besseres Zeugniß schrieben, als manche seiner späteren gelehrten Nachkommen, die bei ihren Ahnen nichts als thierische Rohheit fanden. Diese Art von Dichtkunst reicht endlich auch bis in die entferntesten Zeiten hinauf, denn es ist schwerlich ein Zweifel, daß nicht die ersten Menschen, wie sie von den vierfüßigen Thieren sociales Zusammensein lernten und Unterricht in der Befriedigung materieller Bedürfnisse erhielten, so auch von dem Vogel den äußeren Antrieb empfingen, den melodischen Ausdruck innerer Regungen nachzuahmen, und bald den Gesang mit rhythmischem Falle der Worte oder mit ebenmäßiger Bewegung der Füße zu begleiten.

Tacitus erwähnt mancherlei Gesangesarten, wenn er von den Germanen redet. In alten Gedichten feierten sie den erdegebornen Gott Tuisco und seinen Sohn Mann, die Stammväter und Gründer des Volkes, und Manns Söhne, die Benenner der einzelnen Stämme. Daß unter den deutschen Völkerschaften, sobald sie in die

Geschichte eintraten, d. h. sobald sie mit Fremden in dauernde Berührung kamen, ein Hang zu Genealogien war, beweisen sowohl die Stammreihen der Könige, die wir unter Angelsachsen, Nordländern, Gothen und Longobarden aufgezeichnet finden[1]), als auch die späteren lange nicht verloschenen Neigungen zu den alten Stammtafeln der Bibel und den neuerfundenen müßiger Mönche. Daß dergleichen aber ein höheres Alter und eigenen Trieb und Wuchs gehabt habe in einem Volke, das die Gegensätze des Stammes nie so weit getrieben hat wie der Orient, ist ganz unwahrscheinlich. Denn diese mythischen Genealogien scheinen überall erst in Zeiten entstanden zu sein, wo schon durch irgend einen Gegensatz gegen ein fremdes Volk oder fremde Zustände die Veranlassung dazu gegeben ist. So konnte in Griechenland die größere Achtsamkeit auf die Verwandtschaftsverhältnisse der kleinen Völker, die dann die Sagen der Logographen zur Folge hatte, erst dann aufkommen, als der alte Gesammtstamm der Achäer gesprengt war und Dorier und Jonier sich gegenüber zu stehen anfingen. So sind die Königsreihen der Angelsachsen, Longobarden u. A. offenbar erst auf den Zusammenstoß mit fremden Stämmen entstanden; wie sollten sie sonst den Wodan übereinstimmend so jung setzen und gar den Cäsar in ihre Königsreihe einmischen! Tacitus, der sich mit einzigem historischen Takte den kühnen Ueberlieferungen der Volksphantasie so junger Zeiten (licentiae vetustatis) gegenüber in vorsichtigen Grenzen hält, scheint auch selbst anzudeuten, daß die Gesänge jenes Inhalts unter den einheimischen Stämmen der Deutschen wenig Ansehn im Volke hatten, daß jene Stammbenennungen der Ingävonen, Istävonen und Herminonen, die sich auf die Namen der Göttersöhne gründeten[2]), neu und willkührlich waren, wie sie denn auch bald verschwanden, während die ächten und alten Völkernamen, die entgegengesetzt werden, zum Theil bis jetzt ausgedauert haben. Denn bei dem ausdrücklichen Gegensatze, in den Tacitus gegen jene Benennungen die der Marser, Gambarer u. A. stellt, scheint es keineswegs sicher, aus diesen letztern die Namen andrer Söhne des Mann zu folgern; und dürfte man dies, grade dann würde eine solche Reihe ebenso willkührlich gemacht erscheinen, wie wenn bei Nennius dem ersten Menschen Alanus (viel-

---

1) Vgl. Grimms Mythol. im Anhang.

2) Tacit. Germ. c. 2.

von Deutschen selbst berichtet worden sein; höchstens könnte man bei den Schlachtgesängen die römische Deutung einer deutschen Gottheit (des Sahsnot? [4]) annehmen. Es ist nichts dagegen, daß, so gut als sich später trotz der feindlichen Abstoßung christliche und heidnische Vorstellungen, Genealogien und Tempel zusammenrückten, früherhin auch römische und deutsche Sagen sich vereinen oder austauschen konnten und daß man bei diesen Berührungen nicht immer, am wenigsten auf deutscher Seite, bei bloßer Auslegung der Namen und Begriffe stehen bleiben, sondern auch Sagen und Geschichten herüber nehmen mochte. Allerdings waren dies dann oberflächlich erworbene Besitzthümer, die von den gebildetern Vermittlern des Verkehrs mit den Fremdlingen eingeführt wurden. Ueberall, wo Priester des Volkes Bildung leiten, suchen diese besonders gerne jede Verknüpfung der heimischen mit der fremden Sage. So benutzten später die christlichen Priester jede Gelegenheit, die Anknüpfungen an die biblischen Genealogien zu vervielfältigen, und sie, die kein anderes heiligeres Document kannten, als die Bibel, thaten hierin das Nämliche, wie die Griechen, wenn sie mit der großen Vorliebe für ihren Homer, der ihre Bibel und ihr Alles war, jeden Gegenstand, mit dem sie neu bekannt wurden, auf diese Quelle zurückführten. So mochten sich, um ein weiteres Beispiel anzuführen, Griechen und gallische Priester damals überbieten in dem Eifer, die keltischen Nationen aus Troja herzuleiten. In jenen Zeiten der höchsten Blüthe des römischen Reichs, besonders aber seitdem unter Hadrian der lange aufstrebende Hang zu allerlei mystischer Schwärmerei von Asien aus sich in Europa breite Bahn brach, seit von Griechen und Römern babylonische und ägyptische Priesterweisheit so leidenschaftlich gesucht ward, wo noch dazu dieser Hang gerade mit der Verpflanzung der lateinischen Literatur auf spanischen, gallischen und britischen Boden zusammentraf, suchte man hier so gut wie im Orient einen Anschluß an die ähnliche Priesterschaft dieser keltischen Völker, und daher hat schon Timagenes an gallische Ueberlieferungen die Sage von Eingewanderten von Troja her angeknüpft und eben unsere Stellen bei Tacitus könnten möglicherweise die erste dunkle Annäherung ähnlicher Fabeln auf deutschen Boden ausdrücken. Dies würde zeigen, daß schon so außerordentlich früh der fremde Einfluß auf

4) Mythol. p. 203.

mehr Mannus) die Enkel Frankus, Romanus, Alamannus und Bruto gegeben werden [3]).

Wenn diese Herleitung der Nation von den Göttern, wie es wahrscheinlich ist, zugleich eine Ansicht von der Menschenschöpfung war, so sehen wir hier in den Vorstellungen der Germanen, worauf wir häufiger zurückgeführt werden, schon bei den ersten dunkelsten Spuren das Menschliche, Einfache und Historische vorwalten, und falls sie darüber weitläufigere Sagen hatten, so möchten diese von den Kosmogenien der nordischen Völker in eben der Weise verschieden gewesen sein, in welcher alles Dichten und Trachten zwischen Deutschen und Scandinaven überhaupt verschieden ist: die frühe Bekanntschaft mit gebildeten Völkern, die frühere Gelegenheit zu größeren und allgemeiner merkwürdigen Thaten, gestaltete hier die Sage viel heller und geschichtlicher, während dort die längere Abtrennung, das Stillleben und die Abhängigkeit von einer wilden, großen Natur alle Vorstellungen geheimnißvoller, die Sage mythischer, und die von der Menschenschöpfung im Besonderen pflanzlicher gestaltete. Schwerlich nährte man auf die Dauer in unserer gemäßigteren Zone die Bilder eines solchen Weltuntergangs oder einer solchen Welterschaffung, wie in den nordischen Ländern, wohin nur einmal ein griechischer Seefahrer gelangen durfte, um, nachdem er die endlose Nacht erlebt und den Eisrauch gewahrt hatte, diese gesehenen Dinge mit andern nicht gesehenen zu verbinden und aufs wunderbarste auszumalen, und so einen Beweis zu liefern, daß hauptsächlich jene Natur und jener Himmel so riesige Gedanken nähre, so phantastische Ungeheuer erschüfe und so grasse Bilder wie die der altnordischen Dichtung entwürfe.

Daß auch Hercules in Deutschland anwesend war, erzählte man sich nach Tacitus, und besang ihn bei anbrechender Schlacht vor allen andern Helden. Einige glaubten auch, Ulysses sei auf seinen Irrfahrten hierhin gelangt und habe Asciburg gebaut. Diese letztere Angabe kommt wohl auf Rechnung römischer Archäologen; wer sie im 12. Jahrhundert läse, würde sie eine eitle Möncherfindung nennen, und ungern sieht man, daß solche Fabeln schon so frühe erfunden sind und hier und da auch Deutschen mögen eingeflüstert sein. Jene Sage von Hercules aber müßte, dem Zusammenhange nach,

3) Mythol. p. XXVIII.

gesetzt ein Gemälde des gallischen Druidenwesens, das an die fränkische Geschichte gereiht ist. Den Aventin aber, der ähnlich aus späteren Meistergesängen und auf dem Grund der Germania des Tacitus eine Geschichte der deutschen Urzeit zusammenstoppelte, führte nichts auf Priesterthum, weil die ältesten deutschen Erinnerungen nicht weiter als auf ein Kriegerleben, die gallischen dagegen auf Priesterregiment leiten. Wer jener Chronik des Hunnibald die Gestalt gegeben, in der wir sie auszüglich besitzen, gehört offenbar in eine sehr späte Zeit. Ihre Entstehung ist auf belgischem Boden zu suchen, da sie die Franken dort einheimisch sieht und nach Deutschland auswandern läßt. In ihrem Verfasser möchte man einen britischen Geistlichen aus mancherlei Gründen vermuthen, was nur zu gut möglich ist, weil wir auch sonst wissen, daß die fränkische Geschichte in britische Hände gerathen ist. Sie trägt wie die Chronik von Tongern, der Roman von Buscalus u. A. zu viele britische Merkmale an sich, und britische Mönche, die auch noch sehr spät im Belgischen thätig waren, haben überhaupt in den abentheuerlichsten Theilen der mittelaltrigen Sagen und Dichtungen ihre Hände am fleißigsten gehabt. Abentheuerlich aber oder wunderlich ist diese Arbeit so sehr, daß man nur schwer auf jene Angabe ihrer früheren Entstehung in der Zeit Chlodwigs eingehen mag, so natürlich auch damals der Gedanke aufkommen konnte, dem jetzt in seinen letzten Spuren schwindenden Heidenthume ein Denkmal zu setzen, weil überhaupt jede Ueberlieferung erst in solchen äußersten Fällen aufgeschrieben zu werden pflegt. Wer es aber gewesen sein mag [7]), der diese hierarchischen Zustände der alten Kelten an die Franken anknüpfte, er beging denselben Fehler, wie Jornandes, als er die Geschichte der deutschen Gothen an jene Geten anreihte, die eben dasselbe unterscheidende Merkmal von den Gothen trennt, wie die Kelten von den Franken. Statt daß ihn der grundverschiedene Charakter seiner ächt gothischen Ueberlieferung im Lied oder in der nationalen Geschichte des Ablavius und jener getischen Sagen des Dio auf die Getrenntheit beider Nationen hätte aufmerksam machen sollen, statuirt er nur verschiedene Sitze und mit Veränderung derselben veränderte Cultur,

---

7) Löbell in seinem Gregor ist geneigt, wie Leibnitz den Tritheim für den Erfinder dieser Chronik zu halten; dann überträfe dieser noch weit den neuen Sanchuniathon.

unsere poetische Cultur, wenn auch in geringerem Grade, anfing, der auch im ganz passenden Verhältniß zu dem politischen und anderweitigen Einfluß der Römer stehen würde, und eben wie dieser vorerst noch abgeschüttelt ward; wie denn die eigentliche Herleitung der Franken aus Troja erst bei Fredegar, und aus derselben Quelle scheint es, bei Otfried wieder vorkommt. Diesen Sagen würde man demnach priesterlichen oder gelehrten Ursprung geben, und obgleich sie in den Zeiten des Meistergesangs, nach langsamen Fortschritten, eine Art Volksthümlichkeit erlangten, so würde man sie doch so wenig volksmäßig nennen, als die römische Trojanersage national römisch; denn daß dort der Staat, was Niebuhr für entscheidend nahm, die Sage adoptirte, wäre so wenig ein Grund für eine solche Annahme, als es in Deutschland eine amtliche Erwähnung derselben sein würde.

Von eigentlich priesterlicher Dichtung aber, die auch dem Stoffe nach die Pflege durch diesen Stand verriethe, haben wir in Deutschland keine Spuren, so wahrscheinlich es auch der Natur der Dinge nach wäre, daß namentlich in den Theilen des nördlichen Deutschlands, die der scandinavischen Bildung näher waren, eine Gattung priesterlicher Gesänge, verbunden vielleicht mit allerhand Zauberformeln, geherrscht haben könnte. Von eigentlichen dichterisch ausgebildeten Mythen über die Hauptgötter findet sich aber nicht die geringste Spur, nur der Erwähnung; und die gründlichsten Forschungen führten kaum auf ein fernes Zeichen von Zusammenhang zwischen Dichtern und Priestern selbst im Norden[5]). Nichts deutet auch darauf, daß jemals die Priesterschaft überhaupt bei den Deutschen ein solches Ansehn gehabt habe, wie die Druiden bei den Galliern. Schon Cäsar setzte in dieser Hinsicht Gallier und Deutsche einander entgegen. Erst später ist es mehrfach versucht worden, das Druidenwesen an die deutsche historisch-poetische Sage anzuknüpfen. So erhalten wir in der Chronik des Hunnibald[6]) aus wer weiß welchen Liedern, aus schmalen historischen Notizen der Römer, dazu aus abgetrennten Lappen biblischer, griechischer und späterer Nationalgeschichte, aus willkührlichen Eponymen, und ich weiß nicht ob auch aus einigen wirklich alten dunklen Ueberlieferungen zusammen-

5) Mythol. p. 62.

6) In Trithemii opp. hist. omn. ed. Freher.

Wohin treibt auch nicht ein alterthumliebendes Volk seine Vorliebe für das Dunkle und Unergründliche! Klopstock, als er seine Bardiette dichtete, mag es für möglich gehalten haben, uns einen Begriff von dem Barritus der Cherusker zu geben. Schade aber, daß uns kein näher mit den Deutschen beschäftigter Römer etwas von diesen Dingen aufbewahrt hat, und sollte Ovid die barbarische Sprache erlernt haben, hätte er uns doch Verse daraus übersetzt, statt spielend deren zu machen. Aber diese Römer hatten ja so wenig Sinn für ihre eigne alte historische und skoptische Volkspoesie, daß sie schon zu Ciceros Zeit verloren war! Und welchen Geschmack sollten sie auch an solchen Liedern finden, die dem Einen wie das Geschrei kreischender Vögel lauteten, während der Andere sich vor deutschen Berg= und Völkernamen entsetzte, und Allen, wie noch jetzt den Südvölkern, unsere Häufung der Consonanten und die strenge einsylbige Aussprache der Doppelvocale hart sein mußte, wie noch spät selbst Otfried und jeder barbarische Schriftsteller, der sich vornehm romanisirt hatte, den Klang deutscher Worte zwischen dem Lateinischen zum Lachen abstechend fand.

Am merkwürdigsten wäre unstreitig für uns, wenn uns auch nur der Inhalt einiger historischen Gesänge der älteren Deutschen wäre erhalten worden. Tacitus aber klagt ja selbst, daß die Griechen, in deren Händen er die Literatur sah, nur das Ihrige bewunderten und unbekannt mit Armin wären, den noch lange Jahre nach seinem Leben die Lieder der Deutschen besangen. Dies Zeugniß des Tacitus ist der erste und unverdächtigste unter vielen Winken, die wir über die Anfänge des episch historischen Volksgesangs deutscher Stämme besitzen. An epischen Glanz darf man freilich nicht bei diesen Liedern denken, die wie jede reinste Volksdichtung unmittelbar mit den Thaten und Erscheinungen ins Leben traten. Nirgends scheint der geringste Anlaß zu einer Bezweiflung dieser Angabe des Tacitus. Die Vermengung eines dunkeln Heroen Irmin mit dem geschichtlichen Armin anzunehmen, hieße die reinste Freude an den klarsten historischen Zeugnissen trüben, und es würde dies ein Uebergriff der mythologischen Deutung in die helle Geschichte sein, der kaum durch die historische Zerlegung der Mythen entschuldigt wäre, deren man sich auf der anderen Seite bei anderen Gelegenheiten ungeschickt genug schuldig gemacht hat. Daß auch in anderen deutschen Stämmen der ähnliche ganz unmittelbare historische Gesang herrschte,

läßt sich aus Jornandes und aus der Geschichtssage fast jedes deutschen Volkes beweisen. Die Gothen, die überall die untrüglichsten Spuren einer verfrühten Bildung tragen, sangen dergleichen von ihren alten Königen, und in fast geschichtlichem Ansehen standen die Lieder von Filimer's Zug [11]). Theodorichs Leiche ward mit ehrendem Lied aus der Schlacht getragen [12]) und über dem todten Attila erschallten Gesänge. die freilich einfach und arm gewesen sein mochten, wie etwa die Nenien in den Scipionischen Gräbern, mit denen sie, wenn der angegebene Inhalt ächt sein sollte, wirkliche Aehnlichkeit hätten [13]). Vor dem Herrschergeschlechte der Ostgothen, berichtet Jornandes weiter, seien die Thaten der Helden Ethespamara, Hanala, Fridigern und Vidicula gesungen worden. Eben diesen Vidicula, den man für den Wittich der Heldensage hält, erwähnt Jornandes wahrscheinlich aus Priscus in einem Schicksale, das eines Liedes werth sein konnte [14]); und daß diese Persönlichkeit von einem Fremden bestätigt wird, läßt uns von dem historischen Charakter der gothischen Lieder günstiger denken, als es das angeführte bloße Zeugniß des Jornandes könnte. Eben so wird dann auch Fridigern von ihm in einer Scene vorgeführt, die historisch, wie sie ist, eine poetische Wirkung zu machen sehr geeignet war [15]). Vor Allem merkwürdig aber ist die Persönlichkeit des Hermanrich, der vor Dietrich von Bern der große Mittelpunkt deutscher Sage gewesen sein muß, wie aus den Trümmern deutscher und nordischer Dichtersage von

---

11) Jornand. de reb. Geticis c. 4.

12) Ibid. c. 41.

13) Ibid. c. 49. De tota gente Hunnorum electissimi equites in eo loco quo erat positus, in modum Circensium cursibus ambientes, facta ejus cantu funereo tali ordine referebant: Praecipuus Hunnorum rex Attila, patre genitus Mundzucco, fortissimarum gentium dominus, qui inaudita ante se potentia solus Scythica et Germanica regna possedit, nec non utraque Romanae urbis imperia captis civitatibus terruit, et ne praeda reliqua subderent, placatus precibus, annuum vectigal accepit. Cumque haec omnia proventu felicitatis egerit, non vulnere hostium, non fraude suorum, sed gente incolumi inter gaudia laetus, sine sensu doloris occubuit. Quis ergo hunc dicat exitum, quem nullus aestimat vindicandum?

14) Ibid. c. 34. — venimus in locum illum, ubi dudum Vidicula Gothorum fortissimus Sarmatum dolo occubuit.

15) Ibid. c. 26.

ihm, und sichtbarer aus dem angelsächsischen Wandererliede[16]) hervorgeht. Bei Jornandes selbst ist eine Anekdote aus seinem Leben, die sich verändert und entstellt in der nordischen und deutschen Sage erhalten hat. Aus einer dunkeln Ursache, wegen trügerischer Entweichung ihres Gatten, läßt Hermanrich ein Weib, Namens Sanielh oder Suanibilde von Pferden zerreißen und ihre Brüder Sarus und Ammius stellen ihm darum nach dem Leben und verwunden ihn[17]). In den nordischen Dichtungen, den Edden und der Volsungasaga, so wie in der aus deutschen Stoffen zusammengesetzten Vilkinasage ist diese Erzählung, in der letzteren undeutlicher, wiederzufinden und zwar schon angeknüpft an den großen Kreis der Nibelungensage, mit der sie in keinem ursprünglichen Verbande gewesen sein konnte. Jörmunrek wirbt in der nordischen Sage durch seinen Sohn Randver um Svanhild. Ein treuloser Begleiter, Bicci (Becca im travellers song?) verleitet den Sohn, die Geworbene selbst zu behalten und Jörmunrek läßt dafür den Randver tödten und die Svanhild von Pferden zertreten. Ihre Brüder Sörli und Hamdir verstümmeln ihn zur Rache. Die Sage fügt hier die abentheuerlichsten und härtesten Züge namentlich diesem Racheversuche der Brüder hinzu, die Jornandes schwerlich kannte, so wie auch die Anknüpfung an den Kreis des Sigurd beweist, wie bedeutend die ursprüngliche Erzählung in der nordischen Darstellung gelitten hatte. Wir werden es aber mehrfach bestätigt finden, daß der Norden Alles gerne ins Grausame, Geheimnißvolle und Räthselhafte zieht, was in Deutschland weit mehr im Kreis der Wahrscheinlichkeit und historischen Helle liegt. Hier ist es ganz charakteristisch, daß in der Volsungasaga Randver vor seiner Hinrichtung seinem Vater einen gerupften Habicht schickt, um ihm anzudeuten, daß er nun sich aller Ehre beraubt habe. So sind die zwei rächenden Brüder erst einem Dritten Namens Erp gesellt; sie fragen ihn unterwegs, auf welche Weise er ihnen helfen wolle, er antwortet: wie die Hand der Hand und der Fuß dem Fuße. Erzürnt über diese Antwort, die sie für eine ausweichende nehmen, tödten sie ihn; als sie aber bald darauf beide ausgleiten und der Eine sich mit der Hand, der andere mit dem Fuße stützt, verstanden sie bereuend seine Rede. Aehnliche Unter-

---

16) Scopes vidsidh, ed. Ettmüller 1839.

17) Jornandes de rebus Geticis c. 25.

scheidungszeichen zwischen deutscher und nordischer Dichtung werden sich weiterhin mehrere bieten. Diese Eine Erzählung ist kein kleiner Beweis für den deutschen Ursprung der in Scandinavien und Deutschland zugleich vorfindlichen Sage. Auf diese Frage in einer Geschichte, die sich lediglich mit dem Charakter der Dichtungen, nicht der Heimath der Sagen beschäftigen will, näher einzugehen, ist kein Anlaß; doch drängt sich die Bemerkung auf, daß man allzuviele Mittel aufgeboten hat, um sie zu beantworten und daß man sich die Sache nur erschwerte. In den Zeiten, wo die Dialekte sich noch viel näher standen, wo es auch auf das genaue Verständniß jedes Wortes im Liede nicht Jedem ankam, wo Alfred im dänischen Lager, und Anlaf im angelsächsischen und ein niedersächsischer Sänger in Dänemark singen konnte, wo dazu die Völker bis zu Theodorichs Zeit in so weiter Verbindung standen, daß Aesthier dem gothischen Könige Geschenke bis nach Italien schickten, wie viel hundert Male kann da geschehen sein, daß ein niederdeutscher Harfner dänischen Fürsten sang, was nur ein, zwei Mal geschehen durfte, um uns das ganze Verhältniß zu erklären, da man die Sänger zu halten pflegte, bis man ihre Gesänge auswendig wußte, und da ohnehin in einer dichtungsreichen Zeit der gesuchte Gesang sich auf tausend Wegen verbreitet. Eigentliche Nachbildungen deutscher Dichtungen sind die Eddalieder freilich nicht, und das hat wohl auch Niemand im Ernste je behaupten wollen [18]).

Ist aber dieser Liederstoff bei Jornandes nur gar zu historisch, gar zu gerippenartig, so liegt dagegen noch ein frisches poetisches Colorit über den longobardischen Geschichten des Paul Warnefrieds Sohns. Die Longobarden, ein kleiner in sich geschlossener Stamm, nicht wie die Gothen in unzählige Theile getrennt, auch auf ihrem Zuge nach dem Süden beisammen gehalten, nicht wie die Gothen gleich der ausgebreitetsten Besitzungen mächtig, in Italien nicht nachgiebig gegen das Römische, wie die Ost- und Westgothen, wie selbst die Franken, die zum Theil ihre nationale Poesie nach ihrer Aus-

18) Wer die Sagabibliothek von P. E. Müller und Grimms deutsche Heldensage gelesen hat, der kann des Uebrigen, was über die Herkunft der nordischen Gesänge gesagt ist, füglich entrathen. Müllers Annahme eines asiatischen Ursprungs der Sigurdsage, auf die ich unten zurückkommen werde, hat in Deutschland wenig Billigung gefunden, und selbst nordische Forscher, wie Finn Magnussen, sind dem deutschen Ursprung nicht entgegen.

wanderung ganz verloren zu haben scheinen, sondern wild, zerstörend, mit dem römischen Element in steter Feindschaft, nicht durch weitläufige Eroberungen zersplittert, sondern immer in sich zusammenhaltend, diese Longobarden hielten eine üppigere Sagengeschichte, historische Lieder voll der schönsten Züge fest. Wir haben freilich keine poetischen Reste zur Vergleichung mit Pauls Uebertragung in historische Erzählung übrig, allein schwerlich wird man irgend Jemanden erst überreden müssen, daß eine Menge Stellen in seinem Buche wirklich auf Liedern beruhen, deren gefälliger Inhalt noch durch den rohen lateinischen Vortrag anzieht. Der Anfang seiner Erzählung trägt noch in dem Geschichtchen von Wodans Belistung mit den Langbärten[19]) und Aehnlichen einen fremderen, nordischeren Anstrich; sobald aber der anrückende Zug in hellere Gegenden Deutschlands kommt, so erkennt man hier sogleich, wie unzählige Male in den alten Geschichten zwischen Griechen und Orientalen, daß ein besonnen und verständig beobachtendes Volk einen geschichtlichen Stoff auch in der poetischen Behandlung noch der Wahrscheinlichkeit und klaren Anordnung nahe hält. Hier ist ein Beispiel: Der König Tato kriegt mit dem Herulerfürst Rodulf. Die Ursache ihres Zwistes war diese: Ein Bruder Rodulfs war als Gesandter bei Tato gewesen; als er bei seinem Abzuge vor dem Hause von Tato's Tochter Rumetrude vorbeiritt, fiel dieser sein reiches Gefolge auf, und da sie auf ihre Frage erfährt, wer er ist, läßt sie ihn einladen, einen Becher Wein anzunehmen. Er kommt mit einfältigem Herzen, das Mädchen aber läßt sich vom Muthwillen verleiten, über seine winzige Gestalt zu spotten; der Mann gibt ihr ihre Hohnreden zurück, und sie, indem sie ihren Groll darüber unter Heiterkeit verbirgt, lädt ihn zum Sitzen ein und läßt ihn dann meuchlerisch ermorden. Rodulf erregt Krieg, ihn zu rächen. Am Schlachttage sitzt er sorglos und des Sieges sicher im Zelte am Spielbret, läßt einen der Seinigen auf einen Baum steigen, ihm den Gang des Treffens anzusagen und droht ihm den Tod, wenn er Flucht der Heruler verkünde. Die Longobarden siegen; der Späher aber ruft auf Rodulf's jedesmalige Frage, die Heruler kämpften vortrefflich. Als er aber die ganze Schlachtordnung in Flucht sieht, ruft er: Weh dir, armes Herulerland, das du vom Zorn des Himmels gebeugt wirst! Er-

19) Paul. Diac. de gestis Longob. I, 8.

schrocken fragt ihn der König: Fliehen meine Heruler? Und jener antwortet: Nicht ich, sondern Du o König hast es gesagt. Nun stürzen die Longobarden heran und hauen den König mit den Seinigen nieder. — Wer kann hier einen Augenblick die poetische Erzählung verkennen? Oder wer liest die Geschichten von Alboins Jugendthaten und Ritterschlag[20]), oder die grausige Sage von Rosimunde, oder die liebliche Werbung des Autharis um Theudelinde, wer die Feindschaften zwischen Grimoald und Bertarit, oder die Nachstellung Cuniberts gegen Aldo und Grauso[21]), oder den Tod des Ferdulf[22]), ohne hier überall den vortrefflichsten Romanzenstoff zu entdecken und die schönsten Stücke poetischer Erzählung, deren Stoff zu abgerundet, deren Zahl zu groß ist, als daß sie für Geschichte gelten könnten, die aber längst eine zweckmäßige deutsche Bearbeitung für die Jugend verdient hatten. Ueberall tragen diese Geschichten nordische Züge, vieles erinnert an die scandinavischen Sagen, aber nicht zu verkennen ist, daß ein freundlicherer, milderer Charakter bei aller Rohheit, die unterläuft, darüber liegt, daß Planheit und geschichtliche Klarheit sie auszeichnen, Eigenschaften, die, wenn sie nicht den Liedern selbst eigenthümlich gewesen wären, so gut in Pauls Darstellung mangeln würden, als sich die entgegengesetzten in einigen seiner Sagen im Eingang erhalten haben, wo die Geschichte noch im Norden spielt. Die Art des Inhalts und der Vortrag ist ganz verschieden von den nordischen Liedern in dem lateinischen Werke des Saxo Grammaticus, ähnlicher dem Wilhelm von Malmesbury, dessen Liederstoff an Frische dem bei Paul übrigens nicht gleich kommt.

Dieser auffallende Unterschied zwischen Paul und Saxo, zwischen der Sage von Hermanrich bei Jornandes und bei den Nordländern berechtigt wieder zu der Behauptung, daß, wären uns deutsche Lieder aus diesen Zeiten erhalten, wir darin einen ganz verschiedenen Charakter von den nordischen Eddaliedern finden würden. Schon in den Formen und Versen erkennen wir aus den wenigen Resten der etwas späteren Zeit vielfache Unterschiede, die zu Gunsten deutscher Einfalt sprechen. Aber auch in den Stoffen mußte sich diese Ver-

---

20) Ibid. I, 23. 24.
21) Ibid. VI, 6.
22) Ibid. VI, 24.

schiedenheit zeigen. Einfachere Rücksicht auf gewöhnliche menschliche Handlungen, das Historische und rein Epische, von mythischem Inhalt und lyrisch-dramatischer Behandlung viel freier, würde das Deutsche vom Nordischen unterscheiden. Und man braucht, um dies zu behaupten, kaum die ganze folgende Entwicklung der Dichtkunst bei beiden Völkern zu Hülfe zu nehmen, den streng epischen Vortrag des Hildebrandliedes gegen die Edda, die schärfere Scheidung von Poesie und Geschichte in Deutschland, und die dauernden Neigungen und Richtungen der heutigen nordischen und deutschen Forscher und Gelehrten, wo jene meist der mythischen, diese der historischen Auslegung der Sage günstiger sind, oder auch der Dichter, wo dort die Werke der Oehlenschläger, Grundtwig, Ewald und Tegnèr große Rollen spielen, zu denen bei uns weder Fouqués Romane noch die neueren Skaldengesänge gelangen konnten. Diese müßige Frage über die muthmaßliche oder unwahrscheinliche Uebereinstimmung der Form deutscher und scandinavischer Lieder würde hier nicht berührt sein, wäre sie nicht von anderen Männern, die hier von Gewicht sind, besprochen worden. Wäre uns eine deutsche Edda, älter als die alte nordische, erhalten, durch ein Zusammentreffen fast unmöglicher Glücksfälle, wir würden die interessantesten Blicke in das früheste Treiben unserer Ahnen thun können; sie würde so viel interessanter sein als die späteren Epen, als die Hamase des Abu Temmam wichtiger ist als die späteren arabischen Dichtungen. Eben wie jene in ihrem Charakter von den muhamedanischen Poesien, und die rein von christlichen Influenzen erhaltenen Eddalieder von den späteren Produkten christlicher Dichter, durch eine große Kluft getrennt sind, so würden es auch unsere Arminslieder und selbst die Quellen des Jornandes und Paul von dem späteren deutschen Epos sein, das nur ein Produkt der Völkerwanderung und des Christenthums sein konnte. Ein Volk, wie das deutsche, vor der Bekanntschaft mit den Römern schwerlich je in größeren Verbindungen, getheilt in unzählige Stämme, ohne Städte und Dörfer, in kleinen Reibungen und Kriegen, wo freiwilliger Dienst und Fahrten auf Raub und Abentheuer schon vorkamen, wo bei der wilden Rauhheit der Menschen Beleidigungen und Privatzwist, bei dem schonenden Band der Gesetze Selbsthülfe alltäglich war, ein solches Volk kann nur Gesänge haben, wie jene Beduinen in der Wüste, voll von Eifersucht, Stammhaß, Blutrache und kleinen Kämpfen, von Beschäftigung

mit dem kleinen Kreis der Umgebung, mit der Waffe und dem Roß, dem Wild des Waldes, dem Gast und dem Feinde. Diese kleinen engen Verhältnisse werden hier wie bei den Angelsachsen, Walisen und allen Völkern, die uns so alte Denkmale ihres Dichtens hinterließen, den sinnlichen Reichthum der Sprache früherer Zeiten so außerordentlich haben befördern helfen, den wir in solchen Resten überall gewahren, und der sich in nichts mehr kund giebt, als in Benennung der Pferde, Kameele, Waffen und alles dessen, was diese Natursöhne nahe umgab und anging. Diese Benennungen, in zahllosen Eigenschaftswörtern, Metaphern und Umschreibungen ausgedrückt, bilden den Kern solcher alten Poesien, wie es die jüngere Edda, diese nordische Poetik, wie es die Bragarädr ausdrücklich bezeugen, wie Turner mit zu viel Einseitigkeit diese Paraphrasen als das einzig Charakteristische an der Angelsächsischen Poesie angab. Auch sind sie ein Merkmal, das sich ungesucht in späteren Nachbildungen des Tons solcher Zeiten, wie in Klopstocks Bardietten, einstellte. Nicht mit ganz so ungeheuren Bildern füllte wohl den Deutschen sein mittleres Klima, wie den Nordländer das unendliche Meer, die hohen Eisberge und endlosen Nächte, und wie den Araber die Wüste, der stets helle Nachthimmel und die bratende Sonne; ich zweifle, ob der deutsche Sänger mit stets so bereitem Fluge der Phantasie das Reitthier zum Schiff, das Schiff zum Pferde gemacht hätte, seine Kämpfer zu Eichen, die Schwerter zu Schlangen, die Welle zur Schwester der Kühle, ob er im Schlachtgewühl seine blutdürstige Lanze zur Tränke geführt, in der Siegerfreude seinen Waffen Wein zu trinken gegeben, ob er das Blutbad mit einer Brautnacht, das Schlachtfeld voll Leichen mit einem leckeren Mahle für Wölfe und Geier verglichen, ob er jetzt dem Tod ins Angesicht gelacht und dann Sturm und Unheil zum Kampfe gefordert hätte. Waren nicht eben ganz so grelle Dinge, nicht so oft und jeden Moment der Stoff des deutschen Gesanges, weil der Deutsche auch schwerlich so viel Heißhunger nach Rache hatte wie der Araber, noch so viel Grausamkeit wie der Scandinave, der den Blutadler schnitt, so mag er doch auch freilich nicht viel milder gewesen sein. War seine Dichtung das Abbild seines Lebens, was konnte sie dann singen von den Männern, die mit so großer Wildheit überall im Kampfe erscheinen — und ihr Kampf war ja fast ihr ganzes Leben —, überall mit jener fühllosen Todesverachtung, die ihnen, wie Lucan schon sagte,

ihr Glaube an Unsterblichkeit einflößte; was konnten sie von ihnen singen, die mit jenem Ungestüm in der Schlacht wie zum Tanze sprangen, die ihre Jugend mit einem Schandzeichen behingen, ehe sie einen Feind erschlagen hatte, die behend über mehrere Pferde wegsprangen, auf Schilden über Eisberge rutschten, Ströme ableiteten zum Grab eines Königs, Ströme in schweren Waffen durchschwammen, Ströme mit ihren Schildern aufzuhalten versuchten, von denen die Gallier im gewöhnlichen Berichte sagten, die unsterblichen Götter widerständen ihrer Gewalt nicht. Auf das Entsetzliche und Schreckliche ging ihre Art des Angriffs, ihre Tracht, ihr Gesang, gewiß auch der Inhalt ihres Gesangs.

Wir wollen von dieser Periode nicht scheiden, ohne einige Bemerkungen mitzunehmen, welche die wenigen Notizen, die wir über den Gesang der alten deutschen Stämme besitzen, an die Hand geben. Welch ein Unterschied ist doch zwischen den Erwähnungen der ersten Spuren des Gesangs und den Ansichten von Dichtung bei Griechen und Germanen! Die Steine des Feldes und die Bäume des Waldes erhalten durch jene ersten Sänger der Hellenen Leben, die Raubthiere legen vor Orpheus Leier ihre Wildheit ab, das Ungeheuer der Hölle und die Götter der Unterwelt ihre finsteren Schrecken. Wir reden nicht von den Musen und Apoll, die wir erst der Aventiure und Minne der ritterlichen Sänger entgegensetzen dürften, da sie erst dann ihre poetischen Rollen zu spielen anfingen, als auch in der plastischen Kunst der weichere Styl, die größere Grazie hereintrat; wir reden von dem hohen Styl auch der Sage. Von Zeus wird in des Dichters Seele der begeisternde Funke gelegt, daß nicht der Sänger um seines Gesanges Inhalt getadelt werden darf. Nur die unsterbliche That, des Liedes Keim, wird wie die Ursache vor der Wirkung höher gehalten, sonst aber setzt der Achäer in das Horchen auf den Gesang die höchste Lust seines Lebens; an ihren Genuß aus dem Mund der Sirenen setzt der irrende Odysseus sein Schiff und sein Leben. Die Begriffe von den Wirkungen der Dichtung sind die feinsten, die je gefunden werden; sie soll durchaus störungslos auf das ganze Gemüth wirken; sobald sie an Alkinoos' Tafel durch ihren Inhalt den Odysseus aufregt, durch den Stoff auf ein einziges Gefühl wirkt, statt heiterer Stimmung eine gramvolle Erinnerung aufruft, sogleich wird sie unterbrochen, weil sie ihren Zweck verfehlt. Man vergleiche mit diesen Vorstellungen von der göttlichen Quelle

der Dichtkunst die von Odin's Meth, der aus des Menschen Brust herausgelockt wird; wenn wir auch mit Finn Magnussen die saubere Fabel gern der späteren Zeit zuschreiben, wie materiell bleibt immer auch das bloße Bild! Die historische Treue wird im Lied des Rhapsoden vorausgesetzt, gepriesen wird schon damals der plastische, lebensvolle Vortrag; es ist die Form, die man preist — aber in Godrunarhvöt[23]) ist es der Inhalt, es sind, wie im ganzen Mittelalter, die Schicksale, die Abentheuer, „welche der Männer Herz erleichtern und der Frauen Kummer mildern", und wo der musikalische Vortrag eine Wirkung macht, da ist in allen nordischen und finnischen Anekdoten von der Gewalt des Gesangs der Effect ein bizarr übertriebener, und meist läuft er auf Hervorrufung oder Unterdrückung einer einzelnen Leidenschaft hinaus. Wie ferner die griechische Kunst auch später nicht fremden Zwecken gedient hat, so erscheint sie schon so frühe durchaus selbständig und herrschend. Obgleich ebenso wie bei dem Germanen auch bei dem Achäer Alles auf Krieg und Kampf ging, obgleich seine edle Muße, seine festungsartige Wohnung, sein Adel, der nur in der Stärke der Faust bestand, sich hierhin bezog, so diente doch sein Gesang dem Kampfe nicht; still ging er in die Schlacht, und überließ es den Barbaren, mit Geschrei sich zu begeistern. Der Päan ertönt bei Homer nur bei Sühnopfer und Leichenbegängniß, und wahrscheinlich nur aus dem Munde einer kleinen Anzahl von Jünglingen; als Schlachtgesang war er schwerlich vor der größeren Ausbildung des Gesangs überhaupt üblich, und auch dann nicht als Reizmittel, sondern als Gebet zu dem Gotte. So ist auch die Vereinigung des Wahrsagerthums mit dem Amte des Sängers unerhört. Bei keinem Mahle störte ferner den sanften Gesang, der aus milder Begeisterung floß, das rohe Einstimmen der Menge; die Masse singt bei Homer nie. Bei keinem Mahle hätte, wie nach Beda bei den Angelsachsen, die Harfe unter den Kriegern herumgehen können; im ganzen Chor der Freier spielt sie nicht Einer, kaum daß Achill der Leier kundig genannt wird. Die Deutschen kannten nicht einmal Barden oder Skalden, denn es ist jetzt erwiesen, daß diese Sängerklassen nur den gallischen und nordischen Nationen eigen waren, und daß wir diesen Irrthum der gelehrten Vermischung dieser Völker und der Barden-

23) Str. 21.

begeisterung in Deutschland zur Zeit der Denis und Kretschmann zu danken haben[24]). Ich halte nicht einmal dafür, daß man die wandernden Sänger, die ein Gewerbe aus der Kunst machten, in den alten Zeiten häufig suchen darf; dies scheint der Umstand zu beweisen, daß ein fränkischer König den Theodorich um einen Citharöden ersuchen muß[25]), der überdies vielleicht nur ein römischer Musiker war. Wo aber diese gewerbsmäßigen Sänger vorkommen, da erscheinen sie in ihrem Verhältnisse zur höfischen Gesellschaft — beschenkt wohl für ihre Kunst und gesucht, aber zugleich ihrem Stande nach verachtet, wie fast in allen Zeiten der Schauspielerstand, mit Ausnahme der Perioden der höchsten Blüthe der Dichtkunst, wo man auf einen Augenblick dergleichen Vorurtheile abzulegen pflegt. Wenn man die Benutzung solcher Sänger zu Botendiensten betrachtet, wenn man sieht, wie im Warinischen Gesetz für Verletzung der Hand eines Harfners das Wehrgeld um ein Viertheil höher gesetzt wird, was eher auf eine Geringschätzung als auf eine Auszeichnung deutet, so sieht man, welch ein ungemeiner Abstand ist zwischen der Geltung der Kunst und der Künstler hier und dem geheiligten Ansehen der Dichtung und jener zarten Behandlung und ehrfürchtigen Scheu gegen den Sänger unter den Achäern.

Es gab also keinen Stand unter den Deutschen, dem die Pflege der Dichtkunst besonders anvertraut gewesen wäre, oder gab es ihn doch, so ruhte auf ihm weder die Weihe noch auf seiner Kunst das Ansehen, wie im Alterthume; auch räumte ihm die Gewohnheit keineswegs das ausschließliche Vorrecht des Singens und Dichtens ein. Vielmehr sang bei Gelegenheit in Deutschland Jeder, der sich dazu aufgefordert fühlte, wie noch heute in Karelen und dem Innern von Osterbottn Jedermann ein Gelegenheitslied zu machen weiß. Träger und Bewahrer der Gesänge war das Volk. Wo man bis gegen die Zeiten der höfischen Sänger hinhört, erschallt Volksgesang; das Volk, die Bauern, hatten die Sage von Dietrich schon nach der Quedlinburgischen Chronik bereits lange Zeit im Munde[26]); man darf nur die alten Monumente unserer Geschichte aufschlagen,

24) S. Kobersteins Grundriß §. 9. und die dortigen Nachweisungen.

25) Cassiodor. Var. II. 40.

26) Bei Grimm deutsche Heldensage p. 32. ist die Stelle ausgezogen: Et iste fuit Thideric de Berne, de quo cantabant rustici olim.

um überall zu finden von wie unmittelbarer Natur jene Spott- oder Liebeslieder gewesen sind, die durchaus persönlich und bei der augenblicklichen Gelegenheit entstanden waren[27]; man darf nur in die Concilien sehen, um zu erfahren, wie jene Teufelsgesänge, die noch die Todten verhöhnten, und jene Liebes- und andere profane Lieder, an denen die Kirche Anstoß nahm, verbreitet und eingewurzelt waren. Die deutsche Dichtung war noch in ihrer Wiege schon in den Händen des Volks: keine Dichtung irgend einer Nation der Erde ist es in dem Maße gewesen, wie sie, in alten und neuen Zeiten. Daher pflegen alle unsere Forscher auf ihrem Gebiete für das Volksmäßige der Dichtung eine so ungemessene Bewunderung zu haben; daher hat man an der volksmäßigen, allmähligen Ausbildung unserer Nibelungen bei uns so wenig gezweifelt, bei Homer aber mit allem Rechte etwas geänderte Gesichtspunkte genommen. Keine Nation kann in irgend einer Periode ihre ausübende Kunst in solch einer Verbreitung und poetischen Anstrich des Lebens so sehr als Gemeingut zeigen, wie die Deutschen nach der Abblüthe der ritterlichen Kunst. Die Poesie keiner Nation hat sich so sehr aus dem Volke selbst ohne Pflege von oben gebildet, wie die unseres vorigen Jahrhunderts. Noch heute sind die Deutschen durch alle Klassen das gesangreichste Volk in Europa, und wer nur den gemeinsten Vortrag im Volksgesang bei uns in seiner Innigkeit mit dem kalten und wehethuenden der Franzosen und dem eintönigen der Italiener vergleicht, der erkennt auch jetzt noch mit Leichtigkeit den erstaunlichen Unterschied. Das populäre, bürgerliche, gleichstellende Element, das in allen Verhältnissen des deutschen Lebens durchgeht, erscheint also auch in der Kunst des Singens und Dichtens; jenes Element, das im Politischen stets eben so sehr verkannt oder unbemerkt geblieben ist, wie im Alterthume die große Aristokratie der Freien über die Sclaven, weil sich auf der Oberfläche dort das Monarchische eben so natürlich bilden mußte, als hier das Republikanische, und weil die Menschen selten in ihren Urtheilen über die Oberfläche wegkommen.

Ob aber diese Popularität des Gesangs, die wir in der Zeit

27) Man denke an den Mainzer Erzbischof Hatto, oder an Benno. S. Norberti vit. Bennonis c. 7. Oder die Stelle bei Pertz Mon. II, 83. und andere, die ich nicht erst aufzählen will.

des Meistergesangs deutlicher werden beleuchten können, auch der Würde und dem Werth des Gesangs günstig war? Allgemeine Theilnahme an irgend einem Geschäfte pflegt auch immer allgemeine Herabwürdigung zur Folge zu haben. Unser Kirchengesang ist nur durch seine Volksmäßigkeit herabgekommen; durch Verallgemeinerung schwächt man selbst den Genuß von Kunstwerken, und unter mechanischer Einlernung von Gedichten auf der Schule verdirbt Uebersättigung auch den Geschmack am Vortrefflichsten. Unser letztes Jahrhundert hätte schwerlich seine Dichtkunst so weit gebracht, wenn nicht glücklicherweise das Dichtergeschlecht fast ganz ausgestorben, ganz in Miscredit gewesen wäre, so daß die Schwachen und Furchtsamen nicht wagten herauszutreten; kaum aber war dies äußere Hinderniß gehoben, so brach die Fluth der Mittelmäßigkeit in das Gebiet der Kunst herein, und die Wirkung war, daß sich die Besten mit Unmuth abwandten. Die Dichtkunst scheut die Menge. Nicht einmal Athen läßt sich einwerfen, wo gleichwohl die Menge einen andern Charakter hatte, als überall sonst; die eigentliche Demokratie brachte dort aber mit Euripides das Ende der guten Zeit der Dichtkunst hervor. Ueberall suchte die Dichtkunst liberale Höfe und freigebige Beschützer; sie entfaltete ihren höchsten Glanz in der Umgebung kleiner und menschenfreundlicher Fürsten, denn sie flieht eben so die Gemeinheit des niederen Lebens, wie sie in der Kälte und dem erdrückenden Glanz eines Hofes wie Ludwigs XIV. sogleich erstarrt. Seit Pindar sind die größten Dichter am leichtesten dem Vorwurfe der Fürstendienerei ausgesetzt gewesen; und umgekehrt, wo die Kunst des Dichtens am verbreitetsten im Volke war, wie in Italien und Deutschland im Mittelalter, sank sie schnell ins Allertiefste herunter.

Wenn große Theilnahme, weite Anlage und gesunde Richtung ein Volk in Poesie ausgezeichnet machte, so würde Deutschland mit jedem wetteifern können. Wir werden aber, wie wir oben in den ersten Spuren gesehen haben, so stets wiederholt finden, daß die productive Thätigkeit der Einbildungskraft in Deutschland, wie überhaupt in der neuen Welt, immer unbedeutend blieb und daß das bereitwillige Anlehnen an das Fremde uns oft völlig um deren Uebung zu bringen drohte. Das Schicksal der späteren Dichtung hier schon im ersten Keime anzudeuten, mußten wir, so gefährlich dergleichen ist, versuchen; und dies mag die Umwege, die dabei

nöthig waren, entschuldigen. Auch im Folgenden werden diese noch nicht ganz zu vermeiden sein.

II.

Wirkungen der Völkerwanderung auf den historischen Volksgesang.

Grundlagen des deutschen Nationalepos.

Wir haben in dem ersten Abschnitte aus Zeugnissen und sagenhaften Geschichtserzählungen der Historiker erfahren, daß unter den ältesten Deutschen schon, dann unter Ostgothen und Longobarden Lieder verbreitet waren, die die Thaten der Helden besangen. Für die Gesänge von Dietrich von Bern finden sich frühe Zeugnisse; die von Alboin sollen noch zu Pauls Zeit in ganz Deutschland gesungen worden sein[28]). Ebenso wissen wir von den Angelsachsen und Nordländern, daß sie solche Lieder besaßen. Auch die Geschichten thüringischer Könige waren in poetische Sage übergegangen und existirten in verschiedenen Gestalten, und die Namen Irnfrit und Irinc spielen sogar in die Nibelungen herüber. Dies führt uns auf eine neue Art von Zeugnissen und Resten unserer frühesten epischen Dichtung, auf die Spuren älterer Ueberlieferungen in späteren Gesängen, und vorzugsweise in dem Nibelungenliede. Daß wir hier überall auf die Trümmer historischer Sage stoßen, beweisen die Namen des Theodorich, des Attila und der burgundischen Könige, an deren geschichtlicher Beziehung nie gezweifelt wurde; und deutlich scheint in dem Untergange der Burgunder eine Erinnerung an die (geschichtliche) Vernichtung Gundicars durch die Hunnen hindurch. Schon die Versammlung der Heldennamen so verschiedener deutscher Stämme und einzelner unbestimmter Erinnerungen aus ihren Geschichten zur Zeit der großen Völkerbewegungen und inneren Stammkriege würde

---

28) Paul. Diac. de gestis Longob. I, 27.

es im höchsten Grade unwahrscheinlich machen, wenn in diesem Cyclus der bei weitem mächtigste Stamm, vor dem alle jene übrigen verschwanden, der fränkische allein keine Stelle gefunden hätte. Der Hauptgeschichtschreiber der Franken erwähnt zwar nicht, daß die Geschichten der fränkischen Könige in Lieder übergegangen wären, und beobachtet überhaupt ein auffallendes Schweigen über den Volksgesang, allein er schrieb eine kirchliche Geschichte mehr als eine nationale, und hatte nur Legenden, keine Volkssagen zu erzählen. Andere Zeugen [29]), und der Waltharius, und die Natur der Sache setzen es außer Zweifel, daß der fränkischen Könige Thaten eben so wohl in Liedern gefeiert wurden, wie die aller anderen; wie sollten auch jene merowingischen Familien und ihre schauderhaften Greuel unbesungen geblieben sein, die an furchtbarem Stoffe die Geschichten des Hauses Tantalus weit überbieten? Einzelne Namenähnlichkeiten nun haben schon vor langer Zeit auf die Vermuthung geleitet, daß die Geschichten des austrasischen Königs Siegbert dem ersten Theile des Nibelungenliedes, der eigentlichen Nibelungen- oder Siegfriedsage zu Grunde lägen. Schon Gottsched war dem auf der Spur; später haben Göttling [30]) und Leichtlen [31]) die Vergleichung dieser Geschichten und Sagen genauer durchgeführt. Ihnen hat sich in neuerer Zeit Emil Rückert [32]) angeschlossen, der, ähnlich wie die mythischen Deuter der Siegfriedsage, zum erstenmale ein zusammenhängendes Ganze als Resultat seiner geschichtlichen Auslegung gewonnen hat. Da es uns bei unsrer Darstellung der Dichtungsgeschichte jener Zeiten, die durch tägliche neue Forschungen täglich umgestaltet wird, keineswegs darauf ankommt, einer einzelnen Ansicht und Betrachtungsweise der Entstehung unsers nationalen Epos geschichtliche Autorität zuzusprechen, sondern nur auf die neuesten Standpunkte der Forschungen zu stellen, so theilen wir die Ergebnisse dieser letzten und umfassendsten historischen Auslegung mit, und stellen sie darum voraus, weil jede Betrachtung dieser Sage immer von der Untersuchung der historischen Anlehnung ausgehen muß.

Nach dieser Interpretation wäre im Siegfried unserer Sage der

---

29) Poeta Saxo bei Pertz II, 117.
30) Ueber das Geschichtliche in den Nibelungen.
31) Forschungen im Gebiete der Geschichte I, 2.
32) Oberon von Mons und die Pipine von Nivella. 1836.

ripuarische Siegbert, den Chlodwig auf der Jagd ermorden ließ, verschmolzen mit dem austrasischen Könige dieses Namens, dessen Hochzeit schon Venantius Fortunatus besungen hatte, (der ihn mit Achill verglich) und dessen tragischer Untergang in Jugend und Siegsherrlichkeit ihn zu einem Helden der Dichtung machte. Das Wesentliche der Aehnlichkeiten läge in den Siegen, die Siegbert über die Sachsen und Dänen erfocht, in seiner Vermählung mit der berüchtigten Brunhilde, deren Gedächtniß sich allerdings unwillkührlich bei der männischen Jungfrau des Gedichtes aufdrängt; in der Feindschaft seiner Brüder Guntram und Chilperich, dessen Weib Fredegunde ihn ermorden ließ. Guntram ferner hatte einen Feldherrn Ennius (oder Eunius, Heune, Hagen), der mit dem Könige einen großen Schatz in einem hohlen Berg gefunden hatte und nachher von Fredegunde getödtet ward. Brunhilde wäre nun in der Sage mit der feindlichen Schwägerin Fredegunde, wie schon der Name zu verlangen schien, verwechselt, und eine Erinnerung an das geschichtliche Verhältniß läge schon darin, daß Siegfried in der nordischen Sage mit Brunhilde verlobt war und in der deutschen sie dem Gunther gewinnt. Mit Guntram ward weiterhin der burgundische Gundicar amalgamirt und die Franci Nebulones mit den Burgunden verschmolzen. Selbst Siegfrieds Drachenkampf fände eine symbolische Erklärung in den Siegen des christlichen Helden über die heidnischen Sachsen und Dänen. Bis hierher hatte unser Ausleger Vorarbeiter, aber das Folgende gehört ihm eigen, wonach auch die Verhältnisse der Merwingischen Könige zu dem Geschlecht der Pipine schon in diese Sage eingegangen wären. Als Merwinger träte nämlich Siegbert an die Stelle von Merovaus, der sich nach Chlodios Tode des fränkischen Throns bemächtigte. Nach der Chronik von Hennegau hatte nämlich Chlodio drei Söhne, Albero, Reginar und Reginald; er hatte seinen Verwandten Merovaus zum Vormunde seiner Söhne bestellt, der sie aber verdrängte. Albero gewann jedoch mit alemannischer Hülfe einen Theil seines Stammlandes wieder, und baute in der Gegend von Mons eine Burg, wo noch im 17. Jahrh. ein Thurm im Volke seinen Namen führte. Albero starb 491 und hinterließ zwei Söhne, Walbert von Mons und Ragnicar von Cambray; letzteren erschlug Chlodwig; Walbert aber hinterließ wieder zwei Söhne, Walbert II. und Ansbert Markgraf von Antwerpen. Von jenem stammten die Grafen von Hennegau, mit

diesem hängt das Haus der Pipine, in dem der Name Nibelung heimisch ist, zusammen. Diese Verdrängten gewannen also später verdrängend den Thron der Merwinger wieder. Von diesen blieb Siegfried von Morland, (Maurunganien, Merwengau) im Gedächtniß, der den Söhnen des alten Stammvaters der Nibelungen das väterliche Erbe hatte theilen sollen, und statt dessen für sich behielt. Der Name der Pipine, der spätere Pipinus nanus, soll die Verwandlung der Nibelungen in Zwerge erklären; Albero ist der Alberich der Nibelungen, wo er zwar nur als dienender Zwerg der zwei Nibelungenbrüder auftritt, während dagegen im Siegfriedliede der alte Nibelung und seine drei Söhne Zwerge sind. In die französische Sage ging er als Oberon über, in der süddeutschen erscheint er als Theodorichs Freund und Diener, mit dem der geschichtliche Albero verschwägert war; der Zwerg Walbaran, Laurins Vetter erinnert an Walbert, der Name eines der schatzhütenden Zwerge in der nordischen Sage an Reginar. Die Söhne Nibelungs im deutschen Liede erhielten statt der vergessenen Namen der Brüder, der Eine den Stammnamen Nibelung, der andere (Schilbung) den eines verwandten Geschlechts in Brabant; man leitete den Einen von Nivelles (belgisch Nyfels), den anderen von Gembloux ab, das im Munde des Volkes Giblou lautet. Die Localitäten, die schon früher in dem Island und Isenstein nach dem Ysselande und Ysselsteine hinwiesen, erweitern sich nun in diesen Gegenden, die man fast immer als das Vaterland der Siegfriedsage annahm. Die Mark zu Norwegen ist so wenig das Nordland, wie das Isenland die Insel Island, sondern die Mark von Antwerpen, der limes armoricus, danicus, adversus Normannos; die Mark zu Waleis ist Valois, das Wallonenland, Wälsch Brabant und Flandern; der Walsinger Kämpfe mit den Hundingern deuten auf die Kämpfe der Franken mit den Friesen an der Hunte. Der Berg des Alberich ist Mons, der Moor von Gent die Gnitahaide, wo Fafnir wohnt, die Wohnung des Zwergs Andvara ist Antwerpen, der Schlüssel dieser Lande für die normannischen Eroberer. Eben die genaue Bekanntschaft der Normänner mit diesen Gegenden erklärt den Uebergang der Sage nach Norden. Der dänische Sigurd, der in den Eroberungszügen der Normannen eine große Rolle spielt, ward mit dem fränkischen Siegfried verschmolzen, er ward jetzt ein Dänenheld, ein Sohn des Südens, der in Dänemark erzogen ist, aber im Süden, in Hunaland sein Reich hat,

das man neuerdings gleichfalls historisch bestimmter in Westphalen hat finden wollen.

Wer auch in dieser mit klarem Sinne abgefaßten Auslegung die kühneren Einzelheiten, die wir noch zum Theile verschwiegen haben, misbilligen, den Druck der Geschichte auf die Freiheiten der Mythe zu stark finden, ja wer zu andern Betrachtungsweisen geneigt, den ganzen Bau für unhaltbar nehmen sollte, der muß doch zugestehen, daß das Vaterland unserer Siegfriedsage dadurch größere Bestimmtheit und die historische Anlehnung neue Aussichten erhalten hat. Diesen Vortheil hat die geschichtliche Interpretation der Sagen immer, daß sie von neuen Forschungen und Entdeckungen baaren Gewinn hoffen darf, wie man denn neuerdings auch im Beowulf (in dem Hygelac [33]) historische Beziehungen entdeckt hat, wo man sie kaum geahnt hätte. Bedenkt man, daß eben diese Entdeckungen, daß die Localitäten in der Gudrun, daß das Ludwigslied, die Thiersage, und alles Aeltere und Bedeutendere, was wir besitzen, uns eben in diese Gegenden versetzt, daß hier in frühen Jahrhunderten derselbe geistige Aufschwung in den Klöstern sichtbar wird, den wir in der Schweiz beobachten, wo sich die Mönche der süddeutschen Sage annahmen, und halten wir diese Umstände mit der allgemeinen geschichtlichen Bedeutung dieser Lande zusammen, so bleibt es keine Frage, daß, wie in Belgien der Anfang aller modernen nordischen Industrie und der gewaltigste und dauerndste Zusammenstoß der Stämme war, so auch die Hauptwiege der neueren Cultur und Poesie in Nord- und Nordwesteuropa hier zu suchen ist. Wie in Frankreich die zwei Hauptstämme der gothischen und fränkischen Einwanderung verschiedene Sprach- und Poesiezweige trieben, so zeigen uns in Deutschland die Siegfried- und Dietrichsagen und die beiden Evangelienharmonien eine nördliche und südliche Dichtung und Sprachbildung. In Frankreich ging die südliche Literatur unentwickelt unter, in Deutschland die nördliche; daher ist die Hauptdichtung der Südfranzosen, die Gralsage, eben so verdunkelt und verloren, wie unsere Siegfriedsage, und eben so an einen Zweig der nördlichen Mythe, an Artus, angeknüpft, wie bei uns die fränkische Sage an die ostgothische. Es ist also wohl natürlich, daß eine größere historische Unsicherheit auf diesem Theile unseres Volksepos ruht, die nur

---

33) Dem Chochilaich des Gregor von Tours III, 3. Vgl. Leo über Beowulf.

durch glückliche Funde literarischer Denkmale oder historischer Quellen völlig gehoben werden könnte. Zu beidem ist durch die neue Bewegung in Belgien, die aufs schönste von der Regierung nach dem langen stumpfen Schlafe unter der holländischen Herrschaft unterstützt wird, Hoffnung geworden, und es ist eine Ehre unserer deutschen Literatur, daß dieser neue vaterländische Forschungstrieb von dem allgemeinen Flor unserer deutschen Alterthumskunde und im besonderen durch Hoffmann und Mone, denen sich nun noch Kausler gesellt hat, gefördert oder hervorgerufen ward.

Bei solchen Anhaltspunkten, die die Geschichte zu bieten scheint, bei diesen Ergebnissen oder Aussichten hört man kaum noch gerne auch auf die geistreichsten Auslegungen der mythischen Deuter, die uns von allem festen Boden entfernen möchten. Unter diesen hat P. E. Müller, der Verfasser der Sagabibliothek, indem er die nordische Gestaltung der Sigurdsage als die reinere ausschließlich ins Auge faßte, eine Auslegung versucht, die sich durch Geist und Schärfe auszeichnet und sich eben so zu einem allegorischen Ganzen abschließt, wie die Rückerts zu einem historischen. Der Nordländer, der das vaterländische Interesse an unserer deutschen Sage nicht hat, der in seiner nordischen alle Namen, Locale und Thatsachen in jener Unbestimmtheit vorliegen sieht, die durch die Entfernung von der Heimath der Sage bedingt wird, leugnet jede deutsch-historische Anlehnung derselben, legt ihren Ursprung in die frühere asiatische Heimath der deutschen Stämme und gibt dann folgende Deutung. Nachdem er dem Attila und dem Rheine ganz allgemeine Bedeutungen gegeben, fährt er so fort[34]): „Bezeichnet Rhein im Allgemeinen einen Fluß, so sind des Rheines Rotherz und Rheinsteine Benennungen für Flußgold, ohne Zweifel in vielen Gegenden das älteste Gold. Wenn die Menschen mit Mühe und zuweilen mit Gefahr dies Gold aus den Flüssen sammelten, mußten sie wohl auf die Frage verfallen, wer es dahinein geworfen hätte, und der Beweggrund mußte Misgunst zu sein scheinen, die dem Menschen diesen Schatz entziehen wollte. Forschte man nun weiter, wer den Schatz gesammelt hätte, so geschah es in Uebereinstimmung mit anderen persischen und indischen Mythen, sich denselben von den Bergen des Nordens hergeholt zu denken, dem Lande des Goldes und der Un-

34) Sagabibl. II, 366.

geheuer. Der, welcher ihn holen sollte, mußte ein junger Held vom Göttergeschlechte sein, ein siegreicher Krieger (Sigurdr), ein Sohn der Gewalt (ein Volsunge), der durch Erschlagung der Ungeheuer, die über dem Schatze ruhten (fafner von fiofner, des Schatzes Inhaber), ihn ans Licht brachte. Das Gold als Geld scheint nach einer uralten nordischen ohne Zweifel auch orientalischen Mythe, wovon einzelne Spuren sich in der Voluspa finden, nur Unglück über seine ersten Besitzer gebracht zu haben. Der junge Held, welcher nicht der sein konnte, der misgünstig den Schatz versteckte, mußte also fallen, und zu Folge der poetischen Gerechtigkeit durch eignen Fehltritt fallen. So lange der Held seine Kraft entwickelt, so lange er der Kriegsjungfrau (Bryn-hilde) huldigte, die er aus dem Schlummer erweckt hatte, war er siegreich durch Stärke und Weisheit. Bosheit (Grimhilde) führte ihn in der Wollust (des Weibes, gudrruna) Arm und brachte ihn dahin, den Ruf der Valkyrien zu vergessen. Nun verließ ihn sein Glück. Die Söhne der Finsterniß (Niflungr) überwältigten ihn. Diese bewahrten das Gold in des Flusses Tiefe, und trotzend auf ihre Stärke fielen sie durch des Bluträchers Uebermacht, der wieder selbst für seine Verbrechen gestraft wurde.''

Man kann nicht leugnen, daß zwischen dieser Auslegung und ihrem Objecte, der Sigurdsage des Nordens, ein Verhältniß ist, das den Versuch dieser Deutung entschuldigt und nahe legt, eben so wie umgekehrt bei unserer deutschen Erzählung von dem Untergange der Burgunder Niemand so leicht auf den Gedanken kommen würde, dem Thatsächlichen eine allegorische Deutung unterzuschieben. Selbst zwischen der Sigurd- und der Siegfriedsage ist derselbe Unterschied bemerkbar, den wir schon oben allgemein zwischen nordischen und deutschen Vorstellungen, Sagen und Dichtungen vermutheten. Fast Alles, was in der deutschen Gestalt dieser Sage historische Beziehungen an die Hand gibt, fehlt in der Sigurdsage; Alles, was hier die mythische Ansicht begünstigt (Fafner, der Schatz, Brunhilde u. A.), ist in der deutschen unverstanden entstellt oder gar nicht aufgenommen. Wie hier der Nibelungenhort eine Rolle spielt aber nicht durchführt, so kann man dort das Historische des Atli annehmen oder verwerfen. Schiebt man an die Stelle der asiatischen Entstehung, die auch von andern Nordländern wie Finn Magnussen nicht beachtet wird, die deutsche, so ist ganz offenbar, daß die Sage

bei ihrer Verpflanzung von Deutschland nach Norden dem Kreise mythischer Vorstellungen nahe gerückt ward, die in der nordischen Dichtung überall herrschen; wie es denn schon für die mythische Auslegung eine misliche Sache ist, daß im Beowulf kein Schlangentödter Siegfried gefunden wird. Und eben so offenbar ist, daß, als die Sage in der nordischen oder einer ähnlichen veränderten Form, nachdem sie in Deutschland langehin verschwunden gewesen scheint (indem sich vor dem 11. Jahrhundert kein deutsches Zeugniß für sie findet), wieder Aufnahme bei uns fand, sogleich der historische Trieb der deutschen Sage sie in ein klares durch unmythische, menschliche Thatsachen geschlungenes Verhältniß mit unserer einfachen und unmythischen Dietrichsage setzte. Immer, sieht man, geht der Zug dort nach dem Wunderbaren und Mythischen, hier nach dem Einfachen, und — um nicht zu sagen Geschichtlichen — nach dem Thatsächlichen menschlicher Verhältnisse. Ob ein Volk seinen Sagen vorzugsweise diesen oder jenen Charakter geben soll, hängt lediglich von den Verhältnissen der Zeiten und Räume, worin sie entstehen, von der Natur und der Geschichte des Volkes ab, das sie gebiert und pflegt. Ist ein Volk geneigt zur Betrachtung und Abstraction, zu Beschaulichkeit und sinniger Versenkung, oder wie die Scandinaven beherrscht von einer gewaltigen Naturumgebung, welche die menschlichen Kräfte überragt, fehlt ihr wie den Kelten und Indiern die geschichtliche Entwicklung, Thatsachen, und mit ihnen die Kenntniß des handelnden Menschen, so wird jeder Sage, die es in seinem Schooße erzeugt, das historische Element abgehen, und jeder, die es adoptirt, wird es das historische Element abstreifen; es wird feste lebende Gestalten universalisiren, aus Personen und Menschen Ideen und Götter machen, die historische Wahrscheinlichkeit, die menschliche Wirklichkeit gegen die Wunder der Natur vertauschen, es wird beimischen, was Alles nur eine Sage mythisch, ja mystisch und allegorisch machen kann. Sind ja zu gewissen Zeiten, die dahin geneigt waren, die wirklichen historischen Begebenheiten, noch ehe sie fertig waren, allegorisch gedeutet worden. Völker dagegen und Zeiten, die schon in der Helle, nicht der Geschichtschreibung, aber der Geschichte liegen (und unsre deutschen Väter sind ein solches Volk, das wir nur in solchen Zeiten kennen), gehen durchaus von nüchterner, verständiger Beobachtung der Wirklichkeit auch in der Sage aus, die sich mehr auf die menschlichen Verhältnisse als auf die Erscheinungen

der Natur wirft. Die ganze Geschichte der deutschen Dichtung und Sage, wenn wir auf Zeugnisse und Documente bauen wollen, zeigt bis jetzt, daß, je weiter wir in der Zeit zurückgehen auf die kleinen Verhältnisse der inneren Stämme, desto mehr die menschliche Wahrscheinlichkeit wächst, und die geschichtliche Anlehnung deutlicher wird, und daß, was späterhin mythischen Charakter trägt, von anderen Zeiten geschaffen, erworben und hervorgesucht wurde, denen die alte Tradition unter neuen Ideen und Erfahrungen unklar ward. So ists auch in der griechischen Sage; und Einerlei Scheide ists, die die scandinavischen und deutschen, die thracischen und griechischen Stämme, so wie die mehr auf die Natur gerichteten und historischer auf den Menschen bezogenen Sagen in beiden Ländern trennt. Aller Sage Grund beruht immer auf Thatsächlichem, nur dies macht sie zur Erzählung; der Mensch hat nichts zu erzählen, was sich nicht auf Beobachtungen thatsächlicher Verhältnisse bezöge. Seine Erzählung wird Geschichte, wo sie ein klares Object hat, dem das erzählende Subject gewachsen ist; sie wird Sage und Mythus, wo der Gegenstand unfaßlich, der Erzähler noch nicht beobachtungsfähig ist. Zwei große Objecte aber hat schon der ursprüngliche Mensch seiner Beobachtung gegenübergelegt: Natur und Menschen. Das Erscheinende in der Natur ist ihm objectiv räthselhaft und dunkel, das Geschehende unter den Menschen aber nur seiner mangelhaften Beobachtungsgabe nach; beides verschwimmt vor seinem idealen Bildungstriebe aus dem Wirklichen ins Wunderbare, und das letztere erfahren wir in den hellsten Zeiten noch jeden Tag. Die unfaßlichen Erscheinungen in der Natur aber werden den Menschen allmählig klarer durch ihre stete Wiederholung und Gegenwart, durch immer erneute Einprägung ihrer Wohlthaten oder Schrecknisse; das Geschehende wird deutlich, aber noch nicht des Geschehenden Grund. Gründe geschehender Dinge aber hat der Mensch in sich selbst und der Willenskraft seines Geschlechts gefunden, er holt daher mit einem der Phantasie eigenen Pragmatismus die Erklärung der Naturwunder aus der Menschheit, belebt die Kräfte der todten Natur, gibt ihnen Persönlichkeit und Willkühr, knüpft sie an die Menschheit, aus der er sie entwickelte, wieder an und bildet sich seine Götter. Ganz umgekehrt werden die an sich, im Momente des Geschehens, faßlichen Begebenheiten unter den Menschen allmählig unklar, weil sie sich nicht wiederholen, weil sie verschwinden, weil eine stets neue

Gegenwart stets neue Ereignisse in die Seele prägt und die alten verdrängt. Sollen diese halten und dauern, so müssen die menschlichen Urheber ungemessene Wohlthaten oder gewaltsame Andenken den Geschlechtern hinterlassen haben, die sich gleich den wiederholten Wirkungen der Natur durch Tradition der jungen Einbildungskraft immer neu beleben. Stellt die Gegenwart neue Großthaten zu den vergangenen, so werden sich beide je nach ihrer inneren Größe verdrängen oder mischen, es wird ein Held den andern in Dunkel stellen oder sich mit ihm messen und vergleichen, oder gar verschmelzen. Aus der älteren Ueberlieferung wird immer mehr das Einzelne schwinden; jene Beweggründe, die in den gegenwärtigen Ereignissen unter den Menschen klar vorliegen, gehen am ersten in der Zeit verloren, weil sie das Ideelle, Unbildliche in dem Geschehenden sind; nun hüllen sich im umgekehrten Verhältnisse die Handlungen in wunderbare Motive, die Wirkungen in wunderbare Kräfte, man holt mit demselben kühnen Pragmatismus der Einbildungskraft die Erklärung der menschlichen Wunderthaten aus der Natur, oder aus der schon gebildeten Götterwelt, und knüpft die Heldensöhne an beide an. Im letzten Falle werden sie als Göttersöhne in deutliche den menschlichen Verhältnissen abgesehene Beziehungen mit den Göttern gesetzt werden, im andern Falle aber, wo eine ausgebildete und tiefgewurzelte Götterlehre noch nicht oder nicht mehr vorhanden ist, da werden sie mit den unentwickelteren Gestaltungen der Naturkräfte, mit Riesen und Zwergen Gemeinschaft, und von ihnen Gaben und Kräfte haben. Strebt sich in solchen Verhältnissen die Naturmythe noch in den helleren Zeiten der menschlichen Sage weiter zu entwickeln, so wird sie von der todten Natur auf die organische, dem Menschen nähere, übergleiten, und die Thierwelt gestalten. In solch einer Lage waren die Germanen bei ihrer Erscheinung in der Geschichte, d. h. bei ihrem ersten Zusammentreffen mit andern Völkern. Diese kamen zu früh, und in ihrem Gefolge Aufklärung und Geschichte, als daß sich eine große Tradition von Götter- und Heroenmythen hätte bilden können. Die Menschensage lockerte sich früh von der Naturmythe ab, die Natursage (im Thierepos) näherte sich vielmehr dem Thatsächlichen der Geschichte. Die Heldensöhne haben mit keinen Göttern zu thun, und mit den personificirten Naturkräften treiben sie ein Spiel, das der Ueberlegenheit schon sicher ist. Ganz anders in der nordischen und in der griechischen Sage, zwischen denen die

deutsche völlig in der Mitte liegt. Die nordischen Mythen sprechen selbst in ihren menschlichen Theilen ein großes Uebergewicht der Natur, die griechischen selbst, wo sie am meisten Naturmythen sind, die Gewalt der geistigen und göttlichen Kräfte des Menschen aus. Die Thiersage, dieses charakteristische Product jener mittleren Lage, war daher aus entgegengesetzten Gründen bei den Scandinaven und den Griechen entweder gar nicht oder nicht in der naiven, ursprünglichen Gestalt möglich, wie bei den Germanen; die ideelle Mythologie der Griechen, die schon eine grundtiefe Anschauung der freien Menschennatur voraussetzt, konnte im Norden nichts Aehnliches treffen; die der Scandinaven, die den Druck feindlicher Gewalten und Naturverhältnisse auf den Menschen zu lange darstellt, hätte in Griechenland nicht dauern können; beides paßte nicht auf den deutschen Boden, am wenigsten auf jene niederländischen und hochdeutschen Gegenden, wo wir so frühe römische Bildung Hand in Hand mit der deutschen erblicken, und wo zuerst unsre Dichtung die Volkssage gestaltend ergriff. Auf deutschem Boden erblicken wir die Sagendichtung uranfangs gleichmäßig entfremdet den Ungeheuern der nordischen, den Götterbildern der griechischen Mythe; sie lehnt sich in der Menschheit an die Geschichte und in der Natur an das Reich, dem sie eine Geschichte leihen konnte; das Wirkliche, dieser große Grundzug unserer ganzen Dichtung, der ihr die höchste Ausbildung und Verirrung unmöglich machte, war gleich im Beginne ihr charakteristisches Abzeichen.

Wenn sich dies an der Siegfriedsage am wenigsten darzustellen scheint, so läßt sich das wohl erklären. Das Land, in dem wir die Siegfriedsage heimisch finden, hatte, scheints, zu aller Zeit die Eigenthümlichkeit, weil die materiellen Thätigkeiten zu groß waren, seine geistigen Producte fallen zu lassen und Andern Preis zu geben; fast kann man das sogar von seiner Sprache sagen. So wurde die Thiersage, die doch hier unstreitig ihre erste Pflege, wo nicht Entstehung hat, von den Franzosen, so die Siegfriedsage von den Normannen gehegt, als sich vielleicht schon in der Heimath Wenige um sie kümmerten. So ist das Gudrunlied, das ebenso auf diese Gegenden hinweist, hier und fast überall vergessen worden, und gleichsam nur durch ein Wunder erhalten. Daß auch die Siegfriedsage in den Niederlanden vergessen ward, daß man dort im 13. Jahrh. nur unsere deutsche Gestalt derselben zu übersetzen wußte, kann also

unmöglich ein Zeugniß gegen ihre Entstehung auf diesem Boden sein; ja es ist vielmehr fast evident zu machen, daß sie vergessen werden mußte. Sie wäre nothwendig in deutscher Sprache verfaßt gewesen, die hier verdrängt ward; sie hätte das Loos der deutschen Sage, von den französischen höfischen Dichtungen in Schatten gestellt zu werden, nothwendig viel bitterer tragen müssen, da sich die französischen Trouveres mit Person, Sprache und Dichtung in die verwandten Provinzen schon im 12. Jahrh. eindrängten; und später, als die deutsche Volkssprache im 13.—14. Jahrh. eine Reaction gegen die französische machte, war der Hang zur Geschichte und Reimchronik gerade hier so entschieden, daß ein Maerlant die ganze ältere poetische Literatur, die er verdammte, auch gleichsam verdrängte. Noch mehr: neben einer industriellen und politischen Bildung, die hier vorherrschte, besteht die poetische nicht lange, so wie in Handelsstädten die theuersten Denkmale alter Baukunst dem Bedürfniß der prosaischen Gegenwart weichen müssen. Haben ja die Engländer selbst ihrem Shakspeare sein volles Recht zu thun uns überlassen. Selbst dies ist noch nicht Alles. Wie sollte sich eine Sage, die, wenn sie wirklich historische Elemente hat, sich in unentschiedne Mitte zwischen die merovingischen und pipinischen Geschlechter stellt und einen Merovinger zum tragischen Helden macht, wie sollte sie sich erhalten können bei dem steigenden Glanze der Karolinger, der bald alle Gedichte in ungeheurem Umfang füllte und der Stolz aller niederländischen und französischen Chroniken ist? Es ist also kein Wunder, daß diese Sage auswandern mußte, wenn sie sich halten wollte, es ist kein Wunder, daß sie mit einer Auswanderung nach Norden eben so ihre historische Natur verlor, wie die Thiersage bei den Franzosen ihren flandrischen Charakter, beides nach den Eigenthümlichkeiten der Nationen, die die Sage überkamen. So haben wir die Anzeigen, daß diese letztere Sage auf deutschem Boden wieder eine verschiedene Gestaltung erhalten habe. Ein so glücklicher Fund im Gebiete der Siegfriedsage, wie der ältere Reinaert in dem Thierepos war, würde wahrscheinlich allem Zwiespalte ein Ende machen. Jetzt liegen sich Sigurd und Siegfried so ungleich gegenüber, wie die Auslegungen des Nordländers und des Deutschen, die wir gegeben haben. Wir können uns nicht erwehren, Elemente der fränkischen Geschichte in der Siegfriedsage anzuerkennen, wie verdunkelt sie auch seien. Ein einziges Zeugniß, daß man im 8.—10. Jahrh. bei der

Brunhilde an Siegberts Gattin gedacht habe, würde diese Ansicht gegen die mythischen Ausleger sicher stellen, die überall den großen Fehler begehen, daß sie Geschichte immer nur das nennen, was in den dünnen Chroniken verzeichnet steht, daß sie bei der geschichtlichen Deutung nicht von großen entsprechenden Verhältnissen, sondern von einzelnen Facten wollen ausgegangen haben, daß sie die wenigen solcher Facten, die der historische Ausleger besitzt, als ein Zeichen seiner Dürftigkeit nehmen, während sie ein reiner Ueberschuß sind, sobald man sich hinein denkt, was einem Volke in dem ersten Feuer seiner Phantasie Geschichte ist und wie es die historischen Thatsachen behandelt. Daß die historische Betrachtungsweise uns Deutschen eigenthümlich zusagend ist, liegt schon darin, daß unsere Meister der deutschen Sagenkunde, die Grimm und Lachmann, die sonst von so großen Einflüssen sind, die Fortschritte derselben nicht hemmen konnten. Was uns wieder die mittlere Ansicht dieser Männer, die der Sage und Geschichte ihr gleiches Recht thun möchten, dabei aber mit offener Vorliebe dem Mythus ein Uebergewicht geben, erklären muß, ist die Zeit, in der diese Ansichten entstanden. Sie wurzeln wesentlich in der romantischen Periode unserer Literatur, und sind als Reste der Lieblingsvorstellungen jener Zeit in Kritik und Forschung übergegangen. Dabei muß jedoch anerkannt werden, daß ein durchaus richtiger Takt diese Männer leitete, die Sage vor den Uebergriffen der unvernünftigen Deutelei der Geschichtsforscher zu retten. Ihre Betrachtung, die zwischen Historie und Mythe die Mitte hält, spricht sich hauptsächlich dahin aus, daß sie die zwiefachen Elemente des deutschen Epos geschieden haben, das historische der Dietrich-Attilasage und der Burgundisch-hunnischen im Allgemeinen anerkennen, und ihre allmählige Verschmelzung untereinander und mit der Nibelungensage nachweisen, die sie als eine rein mythische, als eine Göttersage bezeichnen. Wenn hier Rüdiger mehr ein Gott als ein Mensch genannt, und Hagen von Göttern hergeleitet, bei der historischen Auslegung dagegen Fafnir und Reginer historisch erklärt und von Hagen der Sensenmann Hayn abgeleitet wird, so sieht man wohl, wie selbst die grenzachtenden Forscher hier und da ihr Gebiet verrücken, das genau abzustecken auch nicht in der Möglichkeit der Dinge liegt.

Dies ist der Punkt, wo der historische Betrachter eines Erzeugnisses der Volkssage, der es nur im Verhältniß zu seinem erzeu-

genden Boden betrachtet, immer abweichen wird von dem kritischen Untersucher desselben, der gerne auf eine reine Gestalt und einen ursprünglichen Kern gelangte. Kern einer Sage würde man aber nur nennen können, was in Natur oder Geschichte ihr festliegender Grund ist; ehe man dorthin gelangt, würde man sich immer nicht beruhigt fühlen. Zu diesem Grunde könnte man aber nur auf dem Wege jener historischen und physikalischen, realen und speculativen Deutungen zu kommen versuchen, bei denen wir uns eben so wenig beruhigen, weil die Einen, nach Jacob Grimms Worten, allzuleicht „in leblose Dürre ausarten und das poetische Wohlgefallen an den Mythen stören, die anderen das geistige Prinzip derselben verflüchtigen.“ Wenn es undenkbar ist, das wir aus den geringen Zeugnissen und aus den geringen poetischen Resten der Sage, so wie aus den Trümmern unsrer alten Geschichte und Mythologie zu einem solchen reinen Kerne gelangen, und wenn alle an sich achtbaren Versuche hierzu nur als Proben scharfsinniger Forschung ihren eigenthümlichen Werth haben werden, so ist es eben so wenig zu vermuthen, daß wir mit denselben Mitteln auf eine ursprüngliche und älteste Gestalt der Sage durch kritische Sichtung gelangen können, und selbst Lachmann wagte dies nicht zu hoffen[35]). Alles zusammen liegt in der Natur der

35) Wir theilen aus seiner Kritik der Nibelungensage p. 342. (im Anhang der Anmerkungen zu den Nib. 1836.) seine Zusammenstellung der Züge mit, die er für alt und ächt hält. „Sigufried Sigumuntes Sohn, ein Walsung mit leuchtenden Augen und von unglaublicher Kraft, wird erzogen von einem weisen und kunstreichen Alb, der Regino (Rathgeber) heißt und zwar Menschengestalt, aber die eines Zwerges hat. Er verschafft ihm ein Roß und schmiedet ihm ein Schwert, mit dem Sigufried einen eisernen Amboß spalten kann: so reizt er ihn, der Nibelungen Hort und unermeßliches Gold zu erwerben. Zuerst hatten drei Götter das Gold geraubt und aus der Tiefe des Wassers heraufgeführt. Auch ihnen hätte gewiß seine geheimnißvolle verderbliche Kraft den Tod gebracht, wenn sie es nicht als Wergeld für den erschlagenen Ottar gegeben hätten; nicht nur das Gold, womit der Otterbalg ausgefüllt war, sondern auch den Ring, welchen sie anfangs behalten wollten. So waren die Götter dem Verderben entgangen, aber das Mittelgeschlecht zwischen Göttern und Menschen, das nun im Besitz des verderblichen Schatzes war, rieb sich unter einander auf. Ottars Bruder tödtete den Vater: Regino ward von dem andern verdrängt, der in Gestalt eines Wurmes sein Gold bewachte. Um es ihm zu entreißen, hat Regino den jungen Sigufried aufgereizt, den Wurm zu tödten: S. aber erschlägt beide. Durch das Gold und zumal durch den Ring ist er unermeßlich reich, die Tarnkappe gibt ihm die Fähigkeit, seine

Sache selbst. Die Sage hat keinen solchen festen Grund, von dem sie ausginge, sonst würden wir Geschichte an ihrer Stelle haben; sie hat keinen Moment Ruhe in ihrer Ausbildung, außer wo man sie unbeachtet liegen läßt. Objectiv auf einen Kern oder auf eine Urgestalt einer Sage zu kommen, ist darum unmöglich, weil sie Sage ist. Wie schwer ist dies selbst bei der Geschichte, die diese objective Grundlage hat, ein genau' Erkundetes, ein Geschehenes, wie es in den Worten (Geschichte, *ἱστορία*) liegt. Hier kommt es auf den Sachverhalt an, bei der Sage (Legende, *μῦθος*), wie es wieder in den Worten liegt, auf das, was die Menschen berichten. Diese Ueberlieferung gestaltet sich bei der gereiftesten Beobachtungsgabe der gebildetsten Menschen in jedem Munde um, wie sollte sie unter der bildenden Kraft einer wuchernden Volksphantasie je einen Moment stille gestanden haben? Hat sie ja nach so vielen Jahrhunderten der Vergessenheit der kritische Forscher, der so viele Ehrfurcht vor ihr hat, nicht in Ruhe lassen können, und hat ihr das Unächte abzustreifen gesucht, was ihr Andere als ächt wieder ansetzen werden! Was hat es genützt, daß man 1800 Jahre die reine Gestalt der Christussage gesucht hat und ihren historischen oder mythischen Kern? Bei jeder Aufstellung einer solchen Gestaltung beginnt der alte Streit wieder von Neuem, denn jeder will von dem Gesagten wieder sagen, da ihn nichts zuverlässig Geschehenes verhindert, das er als geschehen stehen lassen müßte. Für den historischen Betrachter also ist nichts

---

Gestalt in die eines andern zu verwandeln. Dennoch bei all dieser Herrlichkeit ist er durch den Besitz des Goldes in der Gewalt der Nibelungen und dem Verderben geweiht. Umsonst verlobt er sich mit der kriegerischen Königstochter Brunihild: sein Herr Gundahar, der Nibelungen König, will sie selbst haben. In der Tarnkappe unter Gundahars Gestalt reitet S. durch die Flamme, die um ihre Wohnung lodert, er gibt ihr den Ring aus dem Schatze und bringt sie dadurch in die Gewalt Gundahars, sie erkennt Sigufrieden nicht. Er selber bekommt ein anderes Weib, Grimhild, die Schwester Gundahars. Brunhild rühmt sich des tapfersten und würdigsten Gemahls, dem S. weichen müsse; da entdeckt ihr Grimhild gereizt den Betrug; ihr Ring sei aus dem Nibelungenhort, der sie gewonnen sei S., nicht Gundahar. Brunhild, die sich nun selbst erinnerte, daß sie an dem vermeinten Gundahar die leuchtenden Walsungaugen erkannt habe, wüthig auf alle, läßt S., der für offenen Angriff unbesiegbar ist, meuchlerisch ermorden, und tödtet sich selbst. Der Schatz, nachdem Alle, die an ihm Theil hatten, vernichtet sind, fällt an seine ursprüngliche Herrn zurück und sie versenken ihn in den Rhein."

übrig, als daß er das dürftige Allgemeinste der Sage als jene vage Grundlage betrachtet, die wir ihr allein zusprechen können, daß er, wie die Sage selbst, sich mit diesen schwachen Spuren schweigend begnügt, und daß er dann mit ihr ihre Metamorphosen durchlebt. Er kann sagen, was die christliche Sage in der Zeit der Apostel, der Kirchenväter, des heil. Franciscus und der Reformation, und wieder, was sie in allen diesen Bildungsstufen gemeinsam war; er freut sich ihrer in dieser oder jener Gestalt, wenn er sich nur aus der Persönlichkeit, die sie gestaltete, aus der Oertlichkeit, die sie veränderte, aus der Zeit, die sie anders ansah, alle diese Verwandlungen erklären kann; und er wird sich vor Allem hüten, die Formationen ganz verschiedener Zeiten oder Völker zu verwirren, was gegen die ersten Principien historischer Kritik sein würde. Betrachten wir nach dieser Ansicht die deutsche Sage, oder den Stoff des Nibelungenliedes (denn nur mit diesem, der in den ältesten Zeiten zu suchen ist, nicht mit der Form, die späteren Jahrhunderten angehört, haben wir es hier zu thun), so werden wir der Mythe und Geschichte, die kleinen Einzelheiten verschmähend, die auch die Sage nicht respectirt, auf eine edlere Weise ihr Recht thun, beide auf eine befriedigendere Art scheiden, und großartiger von dem historischen Element der Sage wie von dem eignen und selbständigen Werth der mythischen Auffassung der Geschichte denken lernen.

Die historischen Namen in unserer Volksepopöe weisen uns auf die Zeiten der Völkerwanderung als auf die der Entstehung der Sage hin. Versetzen wir uns in das siebente Jahrhundert, ins Innere von Deutschland, entblößt von der Wissenschaft römischer Geschichtschreiber in den Gesichtskreis deutscher Beobachter, so werden wir noch kaum eine Kunde übrig denken dürfen von einem gothischen Reiche, das verschwunden war, aus dessen Blüthe nur noch der Name des ersten Hauptes in die Folgezeit herüberragte. Die hunnische Herrschaft war aus den Grenzen der deutschen Sprache, nicht aus dem Gedächtnisse gewichen, denn jener Attila schien der eigentliche Held solcher Wanderzeiten gewesen zu sein, in dessen Dienst der Gothe ein Vasall war, der sich bald wieder auf den Trümmern der hunnischen Macht erhob. Im Inneren war Deutschland nach unaufhörlichen Auswanderungen erschöpft, die Geschichte drängte sich über die Grenzen, Longobarden Normannen, Angeln erhielten glänzende Sagen, denn sie verrichteten große Thaten. Wenige Völker-

schaften blieben in Deutschland in geringem Ansehen; mit den heidnischen Sachsen und Dänen verfeindete sich der neue Glaube und die Cultur, die sich im Westen ausbreitete. Thüringen verschwand bald und hinterließ kaum ein dürftiges Andenken; die Alemannen wurden und blieben von den Franken ganz verschlungen; Burgund fiel mit Franken zusammen, es verlor sich langsam, und erst nachdem es an den hervorstechendsten Begebenheiten in der fränkischen Herrscherfamilie Theil genommen. Diese Familie allein trat in den Vorgrund der Geschichte: Könige, deren Dienstmannen mächtiger und gewaltiger waren als sie selbst, deren Haus von Greueln der Habsucht und des Mordes erfüllt war. Auch dieser Stamm lag schon halb außerhalb des Gesichtskreises deutscher Sänger, und es war wohl natürlich, daß man seine Sage bald mit der burgundischen verschmolz, die von der Hunnenzeit her ein Eigenthum des deutschen Liedes war. Noch dazu konnte im 9. Jahrh. die burgundische Sage neuen Farbenglanz erhalten, als sich das untergegangene Reich erneute. Blickt man von diesen äußeren Verhältnissen auf die inneren Triebfedern aller Geschichten jener Zeit, so geht aller Ehrgeiz eines heroischen Zeitalters auf den Ruhm der Stärke und den Glanz des Besitzes, was beides den that- und erwerbsüchtigen Helden von der neidischen Natur und von den Mächtigen unter dem Menschengeschlecht streitig gemacht wird. Ein solches Geschlecht mit solchen Bestrebungen zeigt uns Geschichte und Sage, jede auf ihre Weise, wie es unter sich selbst sich aufreibt und untergeht; ein anderes zeigt uns in den Ottonenzeiten, und deutlicher in Karl dem Großen und seinen Helden die fortschreitende Geschichte und Sage, wieder eine jede auf ihre Weise; und man kann kaum finden, daß so viele Jahrhunderte früher die Sage eigenmächtiger mit Theodorich und der fränkischen Dynastie verfahren wäre, als sie nachher mit Karl verfuhr. Wir finden den Kern der Geschichte also in der Sage wieder, in einen eigenen Körper gebildet; wir finden keinen wesentlichen Zug vergessen, keine wesentliche Localität versäumt, keinen edlen des Andenkens würdigen Namen verloren. Die Sage läßt der Geschichte, wie in absichtlicher Vermeidung, ihre Thatsachen und üblichen Benennungen, und es ist schwerlich parador zu sagen, daß es einst eine Zeit gab, wo die dichterische Ueberlieferung die Geschichte so verschmähte, wie später die Anfänge der Kritik sich gegen die dichterische Sage wehrten.

Beides, Geschichte und Mythe, würde sich besser vertragen, mehr einander genähert, und wie in der griechischen Dichtung wechselseitig getragen haben, wenn es nicht unser eigenthümliches Schicksal gewesen wäre, daß gleich vom ersten Auftreten unsrer Väter an Geschichtschreibung neben der mündlichen Tradition existirt hätte. Dieses unnatürliche Verhältniß ward durch die Stellung der neuen Welt zur alten nothwendig, es verdarb uns aber unsre anfängliche Geschichte und Sage zugleich. Die historischen Werke liegen als Chroniken dürr und trocken da, und lassen uns die inneren Zustände in unsrer Heimath kaum ahnen. Die Gedichte zeigen uns, was ihnen nur gelegentlich hätte inwohnen sollen, Sitten und Zustände, die sich im Laufe der Fortbildung des Epos so leicht nach den Zeiten ändern, genau, und enthalten dafür desto weniger Thaten und Handlungen, die ihre Seele sein müßten, die der ändernden Hand späterer Jahrhunderte eher Trotz geboten, die unser Volksepos epischer und plastischer gestaltet haben würden, als es jetzt ist. Daß dies nicht so ward, dürfen wir beklagen, obgleich uns die Einsicht in die Natur der Verhältnisse zu gestehen zwingt, daß in den Zeiten des großen Zusammenstoßes der deutschen Urstämme mit der römischen Cultur und ihrer Wanderungen, die den Erdkreis umspannten, ein anderes Verhältniß nicht möglich war, eine andere Sage und Dichtung gar nicht entstehen konnte.

Wir müssen bei der Betrachtung unserer alten Geschichte nie vergessen, daß die theuersten religiösen und historischen Erinnerungen unserer Vorfahren nicht einen Augenblick, von der Zeit an wo wir sie deutlicher in der Geschichte auftreten sehen, ungestört ihrer Fortpflanzung überlassen wurden. Man beachte nur in der politischen Geschichte, welche schnelle und auffallende Fortschritte die römische Cultur auch unter den stets feindlichen Stämmen der Germanen machte; man versuche sich dann überhaupt eine Vorstellung von der Wirkung zu machen, welche die stets wachsende Bekanntwerdung mit den Römern auf die Deutschen mit der Zeit ausüben mußte. Ein endemisches Volk, das nur kleine Kriege, Abentheuer und enge Verhältnisse kannte, Reibungen zwischen unmächtigen Häuptern, einen Himmel voll Götter, deren einstigen Untergang sie besangen, weil sie auch ihre eigene Herrlichkeit täglich wechseln sahen, ein solches Volk plötzlich in die vielfältigsten Berührungen mit einer gebildeten, mächtigen, glänzenden, weltherrschenden Nation gebracht, in einen

ungeheuren Kampf der Waffen und der Cultur mit ihr verwickelt, wo es im ersteren in eben dem Verhältnisse siegte, als es im anderen, besonders seitdem das Christenthum hinzutrat, unterlag. Ein Kampf von zehn Jahren hatte einst in Griechenland alle früheren Sagen in sich aufgenommen und verschlungen; was Wunder, wenn unter einem Weltkampf von halb so vielen Jahrhunderten in einem weniger mittheilungslustigen Volke jede ältere Erinnerung bis auf die leiseste Spur verschwand! Es war eine Bewegung, die nicht etwa einen unwillig folgenden König von seiner Familie riß, sondern die einen Volksstamm nach dem andern aus seinen ursprünglichen Sitzen lockte; nicht ein Zug nach einem geraubten Weibe, sondern ein Kampf um Recht und Sitte und um den Besitz der Welt. Und die Folgen waren hier nicht ein zehnjähriges Umirren eines verschlagenen Häuptlings, nicht die Zersprengung eines Völkerstamms, die Ausführung von Colonien an nahe Ufer mit Bewahrung der Sprache, der Sitte, des Verkehrs, der Cultur, der Spiele und Orakel des Mutterlandes (denn nur wer aufs kühnste die geistige Entwickelung im Raume von Jahrhunderten überblickte, könnte darthun, daß auch Deutschland von seinen großartigen Colonien später mehrfach den Vortheil der Anregung eigner Cultur hatte); es war eine Jahrhunderte lang wogende Bewegung ungeheurer Volksmassen, eine ewige Trennung vom Vaterlande, eine Theilung in Staaten, eine Schöpfung neuer Nationen, eine Zersplitterung in drei Welttheile, ein Aufgeben der heimischen Sprache und Sitte, ein völliges Vergessen der alten Sitze, und Vertilgung der mächtigsten Reiche und der ausgebreitetsten Cultur. Was in diesen Zeiten Rüstigkeit und Kraft hatte, wanderte in die Fremde mit; das Glück der Frühern reizte den Versuch der Spätern; stets neue Begebenheiten verschlangen die alten selbst mit der Erinnerung daran.

In allen romanischen Landen, wohin deutsche Stämme kamen, schwand der alte Volksgesang schnell vor der römischen Cultur. In Spanien ging die lateinische Dichtung ihren Weg ungestört fort. Die fränkischen Könige, sahen wir schon oben, verschrieben sich Citherspieler aus Italien. Unter den Geistlichen der Ostgothen war griechische Bildung schon in ihren Sitzen an der Donau zu Hause gewesen, wie außer anderen ausdrücklichen Zeugnissen schon die Bibelübersetzung des Ulfilas allein beweist; in Italien bemächtigte sich Cassiodor ihrer Geschichte, nicht im Sinne des Volks, sondern in

gelehrten oder politischen Absichten[36]); ihn zog Jornandes leichtfertig aus, ohne eine Spur von national-gothischem Sinne, sondern allein auf das Auskramen seiner klassischen Gelehrsamkeit bedacht; und bald ward ja durch christliche Priester die Geschichte zur Kirchenhistorie, wie bei Gregor und Beda, bald durch sie die Volkssprache verachtet, verlacht und in falscher Scham abgelegt. Daß wir unter diesen Umständen noch in der longobardischen Geschichte Trümmer behalten haben, welche wenigstens einen Schatten von einer Volksgeschichte behaupten, dürften wir wohl für ein Wunder halten, wenn nicht dieses Volk, von wilderer Natur und weniger zum Verschmelzen und Civilisiren geschickt, eben in Folge dieses Charakters fester an seinen alten Ueberlieferungen gehalten und wenn nicht das vorübergehende Interesse für nationale Alterthümer am Hofe Karls des Großen die Entstehung von Pauls Werke begünstigt hätte. Je mehr aber die Gelehrten sich von ihren Nationen entfernten, je mehr sie die Pflege des historischen Liedes oder der Volksgeschichte versäumten, je näher sie sich in ihrem Vortrage den römischen Geschichtschreibern und den Kirchenvätern anschlossen und alle heidnischen Fabeln und Erinnerungen vertilgten, je mehr sie also frühzeitig und voreilig alles poetische Element aus der Geschichte entfernten, desto voreiliger und frühzeitiger scheint sich dann auch die geschichtliche Sage von dem historischen Elemente, von dem treuen Anschluß an die geschichtliche Wahrheit entfernt zu haben.

Dies muß also, wenn wir es recht bedenken, die Ursache sein, warum das ganze Mittelalter weder einen Herodot noch einen Homer hervorgebracht; wir meinen keine Geschichte, die neben dem ächtesten historischen Gehalte einen so kunstmäßigen Plan und so rein poetische Anlage zeige, wie die des Herodot, und kein Epos, das bei dem reinsten dichterischen Charakter sich so treu der Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit anschließe, wie die Ilias, das so viele historische Festigkeit, locale Gewißheit und plastische Lebendigkeit besitze. Allein

36) Cassiod. Var. IX, 25. Originem gothicam historiam fecit esse romanam: colligens quasi in unam coronam germen floridum, quod per librorum campos passim fuerat ante dispersum. Perpendite, quantum vos in nostra laude dilexerit, qui vestri principis nationem docuit ab antiquitate mirabilem, ut sicut fuistis a majoribus vestris semper nobiles aestimati, ita vobis rerum antiqua progenies imperaret. So lobt er sein Werk selbst in Athalarichs Namen.

wie leicht war es auch dem Griechen, seinem Gedichte jene geschichtliche und geographische Sicherheit und Treue zu geben! Jener Kampf um Troja, der seitdem das Thema aller Gesänge blieb, hatte in besuchter Nähe gespielt; unmittelbar nach der Zerstörung der Stadt siedelten sich eben diese Zerstörer, die Achäer, an eben dieser Küste an, bildeten dort auf dem Schauplatz ihrer Thaten die Erzählung der Thaten allmählig aus, lieferten sie von Stamm zu Stamm, von Cultur zu Cultur, bis sie endlich die herrliche Gestalt erhielt, in der wir sie jetzt bewundern. Ein so günstiges Geschick ist Deutschland nicht geworden; wer will uns verachten, daß wir nichts so treffliches geschaffen haben? In jener Welterschütterung liegen die Stoffe unserer Epen, mitten unter jenen Begebenheiten, durch die mit dem Kern und Marke unseres Vaterlands die entartete alte Welt regenerirt und ganz Europa mit unserem Blute verwandt ward. Unter den Eroberungen und Wanderungen mußte der Gesang stocken; denn wo — auch in unseren Zeiten — blüht der geistige Verkehr in der Mitte der Thaten, die alles Interesse einzig an sich reißen? Bis sich die Nationen friedlich niedergesetzt hatten, war plötzlich der geistliche und gelehrte Stand an der Spitze, er war unentbehrlich, er nahm sich aller Dinge an, es war ihm eine Angelegenheit, die heidnische Sage zu hemmen; kein Skaldenstand, der die Dichtung wie ein Eigenthum gepflegt hätte, stand ihm entgegen; im ausgewanderten Volk schrieben die Pfaffen lateinische Geschichten, die Niemand verstand, als sie selbst, kein Sänger brachte ins Mutterland eine Kunde zurück. Wie sollten so die einzelnen Thaten einzelner Helden erhalten werden? In Griechenland feierte jedes Städtchen den Namen des Heros, den es nach Troja geschickt, kannte alle seine Genossen, erzählte von ihnen und besang sie, und der lebhafteste Verkehr trug ihre Namen mit ihren Thaten in die ganze griechische Welt. Aber hier wurden wer weiß wie viele Völkerstämme vergessen! wie viele Helden nie im Liede gefeiert! Nur die obersten Häupter blieben erkennbar; und unter diesen war Attila auch in der Wirklichkeit wie ein Meteor vorübergegangen, im Pomp eines asiatischen Despoten mehr, als in der rüstigen Thätigkeit eines alten deutschen Fürsten; und Theodorich im entfernten Süden schloß Bündnisse und politische Heirathen, stellte die Landescultur in Italien her, und schickte Feldherren an die selten bedrohten Grenzen seines ungeheueren friedlichen Reichs. Wie sollte es anders sein, als daß jede Sage

leer an Stoff war? daß jede Kunde in Mangel an Interesse, in Ungewißheit, in Allgemeinheit schwamm, die dann jeden einlud, der ursprünglich mageren Dichtung einen Zug der Erdichtung zuzusetzen. Aller alte Stoff ward über dieser Erschütterung vergessen; dieser neue aber konnte weder zur Geschichte werden, denn Niemand konnte damals das römische Reich oder die barbarischen Nationen überblicken (und bis heute hat ja die Völkerwanderung noch keine genugthuende Bearbeitung erhalten!); noch auch konnte er zur poetischen Sage werden, denn auch hier war der Gegenstand zu unendlich groß, als daß er dichterisch hätte bequem aufgefaßt werden können. Dennoch kann man sagen, daß es geschehen sei. Es geschah in Deutschland, welches nach der maßlosen Erschöpfung durch die Wanderungen in den nächsten Jahrhunderten so gut wie gar keine eigne Geschichte, keine neuen Interessen haben konnte, das also seine ganze Aufmerksamkeit seinen ausgewanderten Söhnen widmen durfte. Wäre der Schauplatz mit dem Auge leicht zu überfliegen gewesen, so würde uns vielleicht die Dietrichssage historischer und plastischer vorliegen; jetzt sehen wir nur die Eine große Idee, den Untergang der Heldenzeit, als das Resultat einer reinen Anschauung darin ausgedrückt, nicht aber poetisch versinnlicht. Ganz umgekehrt in der Trojanersage: Niebuhr nannte die Zerstörung dieser Stadt ein Symbol von dem Untergang des pelasgischen Stammes; in seiner ganzen Größe wird uns das nahe Factum dichterisch veranschaulicht, jene Idee aber ist in der Ilias so wenig zu finden, wie das Factum der Völkerwanderung in den Nibelungen. Von dieser Seite betrachtet, wird es einem etwas schärferen Auge wenig schwer fallen, in der Natur der Geschichte selbst die Nothwendigkeit in der spätern Gestaltung der historisch-poetischen Sage zu entdecken.

Denn wo eine Begebenheit unter größeren Massen vorgeht, oder vielmehr wo größere Massen die Begebenheiten gestalten, wie hier der Fall war, wo zugleich große Räume die Bühne bilden, wo gar vielleicht schon große Zeiträume hinter dem Factum lagen, ehe nur ein dichtender Mann sich seiner bemächtigte, da fällt sogleich die einfache Beobachtung weg und jene der Wirklichkeit und Natur treue Dichtung, wie sie der Grieche besaß, war weiter keine Möglichkeit mehr. Der erweiterte Raum und die gedehnte Zeit sind die Quelle der unbestimmteren Vorstellungen des Menschen von den Dingen. Jede Ferne hat für uns Wunder; Wunderbares zu vergrößern ist

aber unsere Phantasie immer am geschäftigsten; rechnen wir gar die dunklen Regionen des menschlichen Gemüthes, das mit der neuen Zeit durch das Christenthum und den beschaulichen Hang der Deutschen anfing eröffnet zu werden, hinzu, und ziehen wir die jenseitige Welt herein, in deren Gestaltung die Christen freien Spielraum hatten, so haben wir alle Elemente des Romantischen beisammen, das wie Jedes und Alles, was der neueren Zeit ihre Eigenthümlichkeit gab, seinen allgemeinsten Ursprung in der Erweiterung des Gesichtskreises hat, und in unserem Bemühen uns der Erscheinungen und Begebenheiten mit der Phantasie zu bemächtigen, da wir es mit den Sinnen nicht können. Es muß von dem Geschichtschreiber der Dichtung neuerer Nationen gefordert werden, daß er der Ausbildung dieser romantischen Vorstellungsart nachgehe. Was in diesem Punkte besonders von den Engländern, vielfach auch von Deutschen geschehen ist, ist für eine historische Betrachtung meist unbrauchbar. Es wird sich aus dem Verfolge dieser Geschichte deutlich genug ergeben, daß keinerlei Literarhistorie irgend eines europäischen Volkes streng genommen außer der Verbindung mit dem Ganzen kann betrachtet werden; denn die ganze Bildung der neuen Welt hängt innerlichst zusammen. Welch eine Beschränktheit ist es nun, zu zanken, ob die romantische Kunst durch die Briten oder die Dänen, durch die Franzosen oder die Araber über die Welt gekommen sei! Man muß daher die innere historische Entwickelung dieser neuen Ansicht der Dinge zu verfolgen suchen, und dazu liegt hier der erste Anlaß, weil für das deutsche Nationalepos hier die Hauptquelle der Art von Romantik liegt, die wir in ihm vorherrschend finden. Dies sind große Heerfahrten, Völkerkämpfe und unbestimmte geographische Räume, deren Umfang ganz eigen mit den Grenzen der Wanderungen deutscher Stämme übereintrifft, so daß unsere volksthümlichen Epen im offenbar gleichen Verhältniß zur Völkerwanderung, wie die späteren französischen Dichtungen zu den Kreuzzügen erscheinen. Leitet sich das Wunderbare theilweise von der halben Kenntniß dunkler Ferne her, so sieht man sogleich, wie der Gebrauch desselben in den deutschen Epen viel unbedeutender sein mußte, als in den französischen, und es stellt sich auch durch Ledebur's und Dahl's Untersuchungen heraus, daß namentlich im Nibelungenliede die geographische Unbestimmtheit mehr verschwindet. Hätten wir mit der scandinavischen Poesie zu thun, so würden wir die allerersten Spuren romantischer

Vorstellungen in der halben Kenntniß der ungeheuren Natur finden; denn diese Vorstellungen haben eine so regelmäßige Entwickelung, daß man deutlich zeigen kann, wie sie sich erst ganz materiell an der Natur und ihren geheimnißvollen Kräften und Geschöpfen äußern, dann, wenn die Heimat erforscht ist, sich mit der Fremde, mit ihren Besonderheiten, mit Reisen und Reiseabentheuern beschäftigen, daß sie dann vom Raume in die Zeit überspringen und erst die älteren, dann auch die neueren Geschichten in ihren Kreis ziehen, von da aber in verschiedener Weise in die räthselhafte Geisterwelt eindringen, so daß sie sich von Anfang bis zu Ende immer mehr verflüchtigen und immer nach der Aufklärung des einen Asyls zu einem anderen dunkleren flüchten. Je älter die Zeit, desto mehr sehen wir jene Anfänge herrschen, je neuer, desto mehr dies Ende. So ist die nordische Dichtung mit Riesen, Zwergen und Ungeheuern aller Art gefüllt, mit sonderbaren Thieren, wunderkräftigen Früchten, Thierverwandlungen, verhängnißvollem Golde. Alles Geographische ist hier vag und ungewiß, denn die Fahrten der Nordländer gingen zur See vor sich, die Fremde spielt hier nicht die große Rolle, wie in dem Volke, von dessen Kerne die große Wanderung über Europa ausging. In unseren Nibelungen nur stehen wir noch auf dem bekannteren heimischen Gebiete, und das Ungewisse in den localen Bestimmungen ist noch unbedeutend. Allerdings ist anzunehmen, daß vieles Geographische Zusatz späterer Zeiten ist; für die Beobachtung aber, wie das Romantische in allen Zeiten und bei allen Bildungsstufen ein steter Begleiter der Vorstellungen von einer ungewissen Ferne ist, ist es gleichgültig, ob diese Bestimmungen alt oder neu sind. Hier nun ist die Art, wie in den Nibelungen das Sichere und Ausführlichere im Localen, wie in dem Geschehenden das Einfache und Natürlichere schwindet, sobald sich der Held der ersten Hälfte von dem südlichen Boden nach dem Norden entfernt, durchaus charakteristisch. Durch die ganze Geschichte läßt es sich unendliche Male zeigen und es ist schon anderswo darauf aufmerksam gemacht worden[37]), wie in einerlei Werk und Gedicht die Entfernung vom heimathlichen Boden fast nothwendig die Entfernung aus dem Kreise der Wahrscheinlichkeit oder gar Wahrheit mit sich führt. In den jüdischen Sagen ist vor und nach der Wanderung nach und

37) Historische Briefe p. 107 sq.

aus Aegypten Einfachheit und Planheit, aber diese Wanderungen selbst sind am Anfang und Ende mit Wunderbarkeiten von allerhand Art geschmückt. In der nordischen Sage von den Wolsungen und Giukungen wächst mit der Entfernung der Länder vom Norden das Fabelhafte. In der Odyssee ist ein Stufengang des Seltsamen und Unerhörten, es steigt regelmäßig mit der Entfernung nach Westen und sinkt ebenso mit der Rückkehr nach Osten: hier sind alle Elemente der lebendigsten und ausgebildetsten Romantik schon frühe unter dem Volke, das diese Art von Poesie nur nicht vorzugsweise cultiviren konnte, eben weil ihm Alles nahe und durch den lebhaftesten persönlichen Verkehr klar war. Als durch Carthager und Massilier der atlantische Ocean befahren ward, schob sich das Land der Wunder noch weiter in den Westen; durch Alexander aber ward der veränderten Dichtungsart nicht nur, sondern allen veränderten Vorstellungsarten und den Tendenzen der neuen Zeit überhaupt der erste Impuls gegeben; der Osten überwog jetzt und beschäftigte fortan jede Einbildungskraft; die Griechen um Alexanders Zeit selbst nahmen Indiens Naturwunder zu ihrem Gegenstand; die späteren Romanschreiber knüpften ihre Reiseabentheuer an die dunkle Geographie und an die dunkle Weisheit des Ostens, der Babylonier und Aegypter, und verknüpften die Fortschritte in der Kunde vom Nordwesten und Norden Europas damit; das Mittelalter kehrte zu dem Geschichtlichen, zu dem Wundermann selbst zurück, den es, nicht zufrieden mit Indien, auch in den Westen, bis an die Grenzen der Welt, ins Reich der Gewässer und der Lüfte, endlich bis ins christliche Paradies wandern ließ. Nicht allein in der unbewußten Dichtung des Volkes, auch in dem Gedichte eines Ariost herrscht dieselbe Erscheinung vor: seine wunderlichsten Gestalten und Geschichten liegen fern im Osten und fern im Westen. Ariosts Werk aber bezeichnet die Grenze dieser Art von Romantik; mit der Entdeckung des Seeweges nach Indien und der westlichen Erdhälfte verschwand diese Art von Dichtung nothwendig; mancherlei konnte sich, wie noch in Persiles und Sigismunde die alten griechischen Romane, reproduciren, allein original zu bleiben, mußte man, wie Milton, den Himmel und die Hölle, oder wie Andere, die Geisterwelt zu Hülfe nehmen; das räumlich Romantische, um diesen Ausdruck zu gebrauchen, hörte, wie es mit einem einzelnen verschlagenen Reiseabentheurer in der Odyssee oder in der jüdischen Sage begonnen hatte, mit

einem einzelnen Reiseabentheurer, dem Robinson, vollständig auf und konnte selbst dann nur als Kinderbuch seine größte Wirkung machen.

Das deutsche Nationalepos kam durch diese Verhältnisse in eine ganz eigene Lage. Es hatte die vage Schaubühne und den ungeheuren Spielraum der französischen Gedichte nicht, welche sich über den ganzen Osten ausbreiten, es hatte aber eben darum auch manchen positiven Gewinn an Vorstellungen nicht; hat es nicht ganz in dem Maße die Unbestimmtheit der Localitäten, so hat es doch die Unbestimmtheit der Facten. Dies liegt wieder in dem Charakter der Geschichte, die die Grundlage eines jeden Volksepos ist. Der Charakter jener Stoffe, die wir noch in und nach der Völkerwanderung ausnahmsweise in dem engeren Stamme der Longobarden herrschen sahen, jener Erzählung von Hermanrich bei Jornandes, selbst des ersten Theiles der Nibelungen, der Charakter einzelner Begebenheiten, enger heimathlicher Verhältnisse, kleiner Könige, wie wir sie bisher trafen, mußte seit der Völkerwanderung nothwendig aufhören. Die früheren kleinen Ereignisse wurden von den ungeheuersten Bewegungen verdrängt, der feste vaterländische Boden mit der ungewissen Fremde vertauscht, die kleinen thätigen habsüchtigen Könige, wie noch im Walther, weichen jenen in erhabener Unthätigkeit ruhenden, nur schwer im Kampf erscheinenden, reichen und glänzenden Herrschern, die die Dichtung vor Attila und Theodorich so wenig kennen konnte, wie die Wirklichkeit selbst sie kannte. Sobald sie erschienen waren, strebte die Dichtkunst, diese großen Persönlichkeiten, um welche sich alle geschichtlichen Begebenheiten anlegten, in ihr Gebiet herüberzuziehen, wo sich dann bald die poetischen Sagen ebenso in Einem Cyclus um sie versammelten. Der Dichter, sagt Dahlmann, will durch seine Schöpfungen die Gegenwart übertreffen, nur klein war da der Lohn des Beifalls oder der Gunst, der sich durch Besingung der uralten Kriege kleiner Landeskönige unter einander gewinnen ließ. Das hieß weit unter dem stehen, was die Gegenwart leistete. Er sagt es in Bezug auf einen besonderen Fall bei Saxo: es läßt sich auf die gesammte Dichtung des Mittelalters anwenden. Geblendet an den außerordentlichen Gegenständen, welche die wirkliche Welt darbot, unfähig, diese zu übermächtige wirkliche Welt zu zwingen, rang die Dichtkunst, sie noch zu überbieten und mußte nothwendig in jenen Hang zum Uebertreiben verfallen, dem man in allen mittelaltrigen Dichtungen sogar den inneren Zwang ansieht. Hier liegt

unstreitig eine der Hauptursachen des Misfallens, das so Viele an diesen Epen finden. Das Faßbare und Einfache verschwand aus der Geschichte; an die Stelle der Kraft trat die Macht, an die Stelle des Vaterlandes die Welt, an die Stelle der Einzelnen die Massen; man kann Alles zusammenfassen: an die Stelle des einfachen Handelns, wie es Verhältnissen und Umständen gegenüber, dem Menschen des ursprünglichen Instinctes nothwendig wird, ein weitaussehendes aus Planen und Grillen, aus Ideen oder Launen fließendes Bestreben. Dies ward weiterhin der Charakter der Fürsten im Mittelalter und ihrer Handlungen, es ward der Charakter der Dichtungen und der darin erzählten Begebenheiten. Dies geschah seitdem der äußere Glanz der arabischen Reiche, wenigstens ihr wunderbarer und fremdartiger Glanz das Altrömische, und seit Karl der Große die alten Könige der Völkerwanderung in eben dem Maße übertraf. Der Geist des Romantischen nahm in der handelnden Welt selbst überhand; genährt durch die ersten Poesien nach der Völkerwanderung und durch allmählige Bekanntschaft mit griechischer und römischer Geschichte, gab er jetzt seinerseits wieder in den Unternehmungen eines Karl der Poesie erweiterten Stoff zurück. Sein Auftreten als Welteroberer, der unerhörte Glanz seiner Herrschaft, seine großen Projecte, sein Weltüberblick in den Ideen von Einem Christenreich und Einer Kirche, mit Einem Gott und Einem Cultus, seine Entwürfe zur Verbindung von Flüssen und Meeren, seine Verhältnisse zu dem Chalifen, sein Wegspringen über mehrere Jahrhunderte bei Erneuerung des römischen Kaisernamens, alles dies sind in der Geschichte und Wirklichkeit Erscheinungen, welche den Erfindungen der Dichter analog sind: was Wunder also, wenn der Lobgesang auf den heiligen Hanno die Thaten Karls mit denen des Cäsar in Eins verschmilzt! Aber schon lange vor Karl finden wir dies Verschmelzen geschichtlicher Erinnerungen: wenn Jornandes von seinen Franken das kaum sich erholende Troja wieder zerstören läßt, oder wenn Attila und Theodorich und Hermanrich neben einander gerückt, oder geschichtliche Züge von dem Fall des Burgunderkönigs Gundahar und von dem des Attila in den catalaunischen Feldern vielleicht in die Nibelungen gemischt werden! Dieses Bestreben „auf ein einziges Haupt den Glanz langer Jahrhunderte zu sammeln, oder auch den Reichthum einer einzigen großen That wieder auszutheilen unter mehrere Geschlechter", das Zusammenrücken von Räumen,

Zeiten und Menschen ist der germanischen Sage uranfangs so natürlich, sie ist schon ganz frühe darin so übermäßig kühn, wie es nur so ganz ungewöhnliche Zeiten möglich machen, die uns auch die Geschichte selbst nur im großen Ueberschlag der Jahrhunderte vorlegen kann. Welch ein Document ist dafür nicht das Eine angelsächsische Gedicht der travellers song[38])! So riesenhaft drückt die Phantasie eines jungen Volkes die Länder und Geschichten zusammen, die ihm auseinanderzuhalten zu unbequem wird! Ein solches Beispiel von der Art und Weise, wie die dichtende Kraft so früher Zeiten mit Thatsachen und Localen umspringt, sollte hinreichen uns die richtigen Begriffe von der historischen Anlehnung einer Sage zu geben; sollte hinreichen uns davon abzuschrecken, das Maß unserer Kritik an sie zu legen, und zwei Elemente aufeinander wirken zu lassen, zwischen denen es kein Bindemittel jemals gegeben hat noch jemals geben wird. Was haben nicht die Gesta Romanorum auf die einzige Beobachtung hin, wie die römische Cultur in das Recht aller Völker eindrang — was die reali di francia auf die Betrachtung der Verdienste der fränkischen Könige um das Christenthum hin, Alles wunderbar gedichtet und zusammengestellt! Nicht anders ging es in Bezug auf die Völkerwanderung.

Die großen Verhältnisse, in denen sich die deutsche Sage, der Natur der Geschichte nach, von Anfang an bewegte, mußten gleich ihren ersten Anfängen die Fähigkeit mittheilen, sich an einander zu reihen, zu wachsen, sich innerlich auszubilden; sie veränderten das historische Lied, das sich auf ein einzelnes Factum bezog, jene Gesänge, über die wir oben so viele Zeugnisse hörten und von denen uns das Ludwigslied ein Beispiel gibt; sie setzten diesen in sich fertigen und abgeschlossenen Liedern Rhapsodien zur Seite, die sich als Theile auf ein größeres Ganze beziehen ließen. Den Nordländern entgeht ein ausgebildetes Epos und eben so jene Anfänge, die in sich die Anlage gehabt hätten, sich zu einem solchen zu bilden.

Die nordische Dichtung kennt den Sigurd in ganz anderer Weise, als die deutsche; überall in Familienverhältnissen und vereinzelter, wo ihn die deutsche Sage in große Verbindungen bringt, in den Kreis des Dietrich zieht, an sein Schicksal das Schicksal von

38) Im Anhang von Kemble's Beowulf. Deutsch von Ettmüller: Sängers Weitfahrt.

Völkern knüpft. Wer diese Siegfriede des Nordens und der Deutschen vergleicht, wer die Volsunga und Vilkinasage neben einander liest, wer ein Eddalied mit dem Hildebrandlied zusammenhält, der wird sogleich finden, daß die scandinavische Poesie überall das Abrunden einzelner, herausgehobener Begebenheiten liebt, die deutsche aber überall einen großen Zusammenhang voraussetzt. Jener sagt der lyrische Schwung, der Dialog, der dramatische Effect, der kurze gedrungene, räthselhafte Ausdruck zu, wo der deutschen nur die epische versinnlichende Breite und der langsame gemessene Gang der Erzählung dient. Darum fügte sich Sigurd in die Dietrichsage nur schwer, und darum ist Dietrich seinerseits in den Norden fast gar nicht gedrungen. Dennoch war die gothische Sage so weit verbreitet, daß sie bis nach England kam, wo uns Winke erhalten sind, nach denen viele Helden der Sage für uns verloren gingen. In diesen Zeugnissen schon werden überall jene großen Verhältnisse angedeutet, und jener weite Umfang, der hier durchaus charakteristisch ist; und diese treten auch in dem berühmten Hildebrandliede hervor, dem fast einzigen Reste, der uns auf die reiche Volksdichtung blicken läßt, die im 8—10. Jahrhundert geherrscht haben muß, ehe es den Geistlichen gelang, diese Trümmer des Heidenthums [39]) dem Volke ganz zu entziehen.

Was die Sage selbst angeht, so scheint hier schon dem Schauplatz nach, der besonders nach den späteren Bearbeitungen offenbar Italien ist, so wie in dem Auftreten des Odoacher mehr geschichtlicher Grund zu sein, und man nimmt sicherer jederlei Entstellung in den späteren Sagen an, als umgekehrt hier einen Versuch, die Sage mit der Geschichte übereinstimmender zu machen. Wir setzen die Arbeiten der Gebrüder Grimm und Lachmann's über dies Lied als bekannt voraus [40]); verweisen wenigstens jeden Leser auf ihre Ausgaben, der vollständige Belehrung darüber sucht. Die schönsten Aufschlüsse über das Technische unsrer alten Dichtkunst, über die Allgemeinheit der

39) Ein ganz heidnisches Ueberbleibsel, und grade für die deutsche Mythologie sehr bedeutend, sind die neulich erst bekannt gewordenen Merseburger Gedichte Jac. Grimms, über zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums. Berlin 1842.

40) Lachmann, über das Hildebrandlied (in den Abhh. der Berliner Acad. 1833.) J. und W. Grimm, die beiden ältesten Gedichte aus dem 8. Jahrh. Cassel 1812. W. Grimm, de Hildebrando etc. Gotting. 1830.

Alliteration in allen deutschen Stämmen, über den Mangel des Reimes u. dergl. danken wir der Auffindung dieses Fragmentes und des zugleich von den Grimm herausgegebenen Wessobrunner Gebets; wir kommen hierauf mit wenigen Worten weiter unten zurück. Es ist übrigens von dem höchsten Interesse, schon in der erwähnten Reimform den Unterschied des Charakters unserer älteren Poesie von der späteren zu bemerken; man muß nur Sinn dafür haben, wie der Reim, mag man auch sagen was man will, etwas unnatürliches in der epischen Erzählung und in jede reine Dichtkunst erst spät mit einem gewissen weiblichen Princip Hineingerathenes ist, und wie wir vielleicht nur diesem Alliterationswesen zu verdanken haben, daß unsere Poesie auch nach der Aufnahme des Reims die Zählung der Rhythmen nicht gegen die Silbenzählung der romanischen Nationen aufgab, indem die Alliteration sich an Accent und die Geltung der Worte genau anschloß. Das Vaterland unseres Liedes setzen die Herausgeber nach Hessen und nennen den Dialekt, der doch sehr ins Niederdeutsche neigt, fränkisch, der Zeit nach gehört es ins 8. Jahrhundert, ist also mit den Eddaliedern gleichaltrig. Auch hier lehrt ein einziger Blick, daß das deutsche Gedicht vor diesen letzteren durch größere Wahrscheinlichkeit und Einfachheit in der Begebenheit, in den Reden durch ungesuchteres menschliches Gefühl ausgezeichnet ist, und sei die Darstellung auch an einigen Punkten so kernig und kraftvoll, die Sprache so kühn wie in der Edda, so ist doch keine Spur von jenen Ungeheueren in den Figuren und Bildern, oder von absichtlicher Dunkelheit und lyrischem Schwung: die epische Form drängt sich hier im Gegentheil ganz überraschend, fast wie bei Homer in den Dialog, und eine gleichmäßige Ruhe, die jeder ächten Poesie stete Begleiterin ist, liegt hier über den Reden des Zorns, des Schmerzes, und über die Werke der Kraft verbreitet, was uns höchlich bedauern läßt, daß das Gedicht nicht ganz und nicht besser erhalten ist[41]). Wenn wir es mit den späteren Behandlungen vergleichen, so ist es einzig, in wie vielen bedeutenden Punkten das kleine Fragment höchst vortheilhaft voransteht. Hier wird man nicht gleich Anfangs so genau bekannt mit Vater und Sohn, die sich hier kriegerisch begegnen, noch mit der Sicherheit des Vaters über den

41) Ueber die fragmentarische und zerrissene Beschaffenheit des Gedichtes vgl. Lachmann's Abhandlung.

Ausgang des Zweikampfs; hier veranlaßt nicht die Sonderbarkeit, daß einer dem andern seinen Namen nicht sagen will, den Kampf zwischen beiden, sondern der Unglaube des Sohns und die Gereiztheit des Vaters über diesen Unglauben. Wie charakterisiren beide Züge den ehrlichen Alten und den leichtfertigen Jungen; wie anders stellt dies zugleich das Interesse, da nun nicht allein der Leser, da auch der Vater und der Sohn wissen, sie bekämpfen einander. Hier wird nicht der Kampf wie dort ins Scherzhafte gezogen, kein Effect in Worten noch in Scenen ist gesucht, gewiß würde auch der Schluß nicht die possenhafte Wendung gekannt haben, wie jene späteren Lieder. Wäre uns dieser Schluß erhalten, der gerade in den verschiedenen dichterischen Bearbeitungen und in der Vilkinasage so verschieden behandelt ist, so würden wir noch deutlicher erkennen und beurtheilen, ob und in wie weit unser Lied dem größeren Cyclus nahe steht. Der Ausgang, wie er sich in jenen Liedern späterer Zeit findet, die Grimm mittheilt, gibt dem Inhalt den Charakter einer einzelnen Begebenheit; sie suchen diese in sich selbst zu vollenden, sie bieten Witz, Scherz und Alles auf, um dieser einzelnen Begebenheit Reiz zu geben, die Neugierde mit ihr zu fesseln, und gerade damit geben sie ihr ein beschränkteres Interesse. Diese Lieder tragen, um wieder hierauf zurückzukommen, ganz den Charakter, der auch in jenen longobardischen, in jenen fränkischen, in jenem Gedichte von Hermanrich und Svanhild gelegen haben mag, wo immer einzelne geschlossene Begebenheiten der Gegenstand gewesen sein werden. Als aber durch die Völkerwanderung jenes größere und weitere Interesse an einer umfassenden Sage von einem Weltereigniß, das sich in ein einziges rhapsodisches Gemälde nicht fassen ließ, angeregt war, nun mußte jedes einzelne Ereigniß in Bezug auf jenes Ganze gesetzt werden, der Inhalt selbst ward bekannter, ward Allgemeingut, er verdrängte das Alte, er selbst erhielt sich gegen jedes Neue[42]). Die Begebenheiten wurden allmählig bekannt, hinfort kam es auf die **Begebenheit** selbst minder an, es kam jetzt darauf an, die **Handlungen** interessant zu machen, und durch Form und Dar-

42) Wenn Lachmann (über das Hildebrandlied) glaubt, der Dichter des Hildebrandliedes brauche die übrigen Theile der Sage nicht gekannt zu haben, so bemerkt W. Grimm sehr richtig dazu: Möglich! aber sehr unwahrscheinlich! so daß fast zu leugnen.

stellung zu gewinnen. Hier fängt erst die eigentliche Poesie an. Der Stoff, das Leben mag poetisch sein, davon gewinnt die Kunst nicht nothwendig; die Auffassung des poetischen Stoffes und seine geschickte Behandlung macht erst, daß ein Gedicht diesen Namen verdient. Nicht allein ist das Hildebrandlied für seine Zeit in dieser Hinsicht ganz vortrefflich, auch jener epische enge Anschluß an den weiteren Kreis scheint (wenn es nicht zu kühn ist, aus so wenigen Zeilen so Vieles heraussehen zu wollen) sehr bedeutsam, und darin scheint der eigentliche Werth und die große Bedeutung dieses Liedes zu liegen. Schon die ursprüngliche rhapsodische Erzählung muß in ihren ersten Keimen die größere oder kleinere Anlage zur Weiterbildung in ein größeres Epos tragen. Wer ein scharfes Auge hätte, müßte uns sagen können, warum so viele Stoffe der alten griechischen Sage nicht zu epischen Gedichten taugten und nicht dazu wurden, warum z. B. der Argonautenzug in der freilich hölzernen Bearbeitung des Apollonius Rhodius, warum aber auch die Herkuleskämpfe in der wunderbaren Auffassung des althomerischen Geistes bei Theokrit eben so wenig eine große epische Wirkung machen können, als sie es in wirklich alter Bearbeitung gekonnt hätten. Dergleichen Dinge bleiben mehr oder minder einzelne Geschichten und zufällige Abentheuer dem Stoffe nach, sie bleiben der Darstellung nach einzelne Gemälde, die nur beschränktere Wirkung üben, weil sie nur auf einen Augenblick fesseln; sie haben keine Anlage für engere Verbindung zu einem Allgemeinen und Ganzen, das den Leser oder Hörer nicht blos augenblicklich unterhält oder zerstreut, sondern ihn ganz und dauernd in Anspruch nimmt. Außer einigen griechischen Resten gibt es vielleicht keine rhapsodische Erzählung aus alter Zeit, welche das Gepräge und die Fähigkeit zu einem engeren Zusammenhang mit einem epischen Ganzen so deutlich an sich trägt, wie dieses Hildebrandlied; ja wenn wir nicht blos ein Bruchstück hätten, so würden wir vielleicht den bestimmten und ausgemalten Schluß jener anderen Lieder in unserem alten nicht finden, sondern das Ende würde uns anderswohin weisen, eben wie gleich im Anfang das Interesse bei der Andeutung von Hildebrands merkwürdiger und großer Vergangenheit über die Gegenwart hinweg geht. Die Tausende von Versen in der Ravennaschlacht oder der Flucht geben nicht so ein passendes Bild von jenen Wander- und Heldenzeiten, wie die wenigen Züge dieses kleinen Liedes, und jenes urkräftige Heldenwesen,

das in späteren Gedichten so leicht durch Sonderbarkeit und Uebertreibungen in den Charakter des Eisenfresserischen übergeht, tritt hier in einer Reinheit und Würde und zugleich so plastisch bestimmt heraus, daß sich höchstens die zweite Hälfte der Nibelungen daneben stellen dürfte.

So weit also führte die Völkerwanderung, daß sie die ursprüngliche poetische Erzählung, welche in sich abgerundeter, passender für den Gesang, für Erregung eines momentanen Antheils, einer einzelnen Empfindung war, auflöste, erweiterte, ausdehnte auf großartige Verhältnisse und Zustände, die sich nicht in eine einzige Empfindung aufnehmen, nicht mehr in Einem musikalischen Vortrag abschließen ließen, sondern die durch die Phantasie aufgefaßt, und in ein großes Bild von einer eigenen Welt geformt sein wollten, welches die ganze Seele des Menschen zu beschäftigen geeignet wäre. Stoffe zu einer einfachen poetischen Erzählung zu bieten, war, wie wir sehen, jede einfache Begebenheit, die nicht alles Interesses ermangelte, fähig; Stoffe aber für eine Reihe von encyclischen Rhapsodien konnten nur solche außerordentliche Begebenheiten erschaffen, wie der Trojanerkrieg, wie diese Völkerwanderung und die Kämpfe des Christen- und Heidenthums. Das eigentliche volksmäßige Epos weist daher überall nur auf den Süden, wo größerer Völkerverkehr durch Lage und Verhältnisse erleichtert war; so die Dietrichs-, die Karls- und die Graalsage; der Norden pflegte das Abgetrennte, wie er selbst abgetrennt war, und wo er am reinsten abgeschlossen ist, wie in Island, da ist auch seine Poesie am originellsten. Auf solchen großen Erschütterungen ruhen alle größten Volksepen, die wir besitzen; und wo ein einzelner Dichter sich epische Gegenstände wählte, da griffen die größten Köpfe am entschiedensten nach solchen Begebenheiten, wie Ariost, Tasso, Camoens, oder nach solchen Männern, die ähnliche Umwälzungen in der Geschichte hervorbrachten, wie die Dichter der Epen von Alexander im Mittelalter, wie Milton und Klopstock. Allein mit dieser Materie zu der epischen Rhapsodie war eben noch kein Epos gegeben. Es war nicht genug die Poesie auf große Verhältnisse zu lenken, an denen sie sich zersplitterte; es kam darauf an, das Getheilte auch wieder zu verbinden und zu vereinigen. Dazu bedurfte es der Kräfte der Einzelnen. Die Anstrengungen der Nation waren nöthig, um einen weiten und würdigen Stoff zu erschaffen; um ihn zu einem Producte der Kunst zu bilden, bedurfte es der

Einheit und der Rückführung auf ein Ganzes. Eben so wie Karl der Große die germanischen Nationen wieder zusammenband, so geschahen von demselben Bedürfniß aus seit ihm und durch ihn die ersten Schritte zur Sammlung und Vereinigung der epischen Sagen. Die Nachricht von seinem Sammeln deutscher Gesänge[43]) bezeichnet daher den ersten Schritt zur Zusammensetzung epischer größerer Gedichte aus einzelnen rhapsodischen Gesängen. Denn sobald eine zusammenhängende Reihe solcher Lieder gegeben, aufgeschrieben und bequem zu übersehen war, so mußte wohl an einem Hofe, der mit der lateinischen und griechischen Literatur bekannt zu werden strebte und der poetisch das Alterthum zu verjüngen suchte, von selbst die Aufforderung kommen, jene Lieder unter einander zu verbinden. Hier liegt der Ursprung eines jeden auf diese Weise aus Volksgesängen entstandenen Epos. Eine Zusammensetzung dieser Art fließt aus einem bestimmten Gedanken, um den sich die einzelnen Theile fest versammeln, den sie halb dem epischen Dichter an die Hand geben, den dieser zur anderen Hälfte ausbildet. Diese Einheit, die man lächerlicherweise als einen Beweis gegen die volksmäßige Entstehung der großen Epen hat geltend machen wollen, ist die Grundbedingung jedes größeren in ein Ganzes geschlossenen Volksgedichtes. Das Epos dankt überall seine Entstehung und im Mittelalter insbesondere seine ungeheure Verbreitung und Mannichfaltigkeit demselben Geist, der, wie er hier das Zerstreute und Vereinzelte in der Poesie, so in anderen Verhältnissen die Mönche in Orden, die Edlen in einen Ritterstand, die Handwerker in Gilden verband und schloß. Es ist das Bestreben, ganze Corporationen zu vereinigen und mit Ideen zu durchdringen und für Ideen zu begeistern; jenes Bestreben, das dem ganzen Mittelalter einen so poetischen und idealen Anstrich gibt, der nur seine Kehrseite hat, weil die Ideale allzuschnell und häufig in Träumereien und fixe Ideen ausarteten. Jedes bessere Epos im Mittelalter ist, wie jedes größere Bestreben dieser Zeit von Ideen getragen; und diese unterscheiden sich von den Gedanken, die z. B. die Ilias und Odyssee durchdringen, so charakteristisch, wie die ganze moderne Dichtkunst von der antiken. Sie unterscheiden sich wieder unter sich, und das Aeltere, reiner Volksmäßige, eben das deutsche Nationalepos, kommt dem antiken näher, als das spä-

43) Die bekannte Stelle bei Eginhart.

tere, das schon reine Abstractionen, die der Poesie eigentlich nicht mehr angehören, zu ihrem Mittelpunkte nimmt. Schade, daß das zu Große und zu Tiefe dieser Menschen Geist beschäftigte! sie blieben dadurch hinter dem Mittelmäßigen oft zurück. Das deutsche Epos mochte wohl streben, die ganze Völkerwanderung zu bezwingen, allein es scheiterte daran, wie Karl der Große, indem er suchte das ganze Gebiet der ausgewanderten deutschen Stämme wieder unter Einen Gebieter zu bringen und mit dem Einen Gedanken des Christenthums zu vereinigen. Wunderbar, wie Alles, was dieses Bestreben Karls nachher so plötzlich zu nichte machte, gerade auch das deutsche Epos von dem vortrefflichen Wege ableitete, auf dem es von Anfang an war! Man rief durch den feindlichen Gegensatz der Religionen den Kampf und dadurch die Verbindung mit dem Orient hervor; die Normannen hatten schon bei Karls Lebzeiten ihn besorgt gemacht; die unnatürliche Verbindung mit Rom brachte nachher statt der gesuchten Einheit Spaltung im Christenreiche hervor und lenkte alle Bestrebungen der Deutschen nach dem Süden. So werden wir sehen, daß die Verhältnisse zum Orient, daß die durch die Normannen verbreitete britisch-bretagnische Poesie, daß die römische und christliche Cultur der deutschen Dichtung die empfindlichsten Schläge versetzt. Und was immer die Hauptsache bleibt, die begonnenen Werke waren der Zeit zu groß! Denn dem Dichter und Künstler kann Niemand, wie es in der Wissenschaft der Fall ist, bedeutend in die Hand arbeiten; er muß das ganze Leben umfassen und je schnellere und lebendigere Erfahrung er da machen kann, desto besser ist es für ihn. Selbst die einzelnen großen Dichter waren ihren großen Aufgaben schon materiell nicht gewachsen, und daher liegen so viele Gedichte unvollendet und mit den elendesten Fortsetzungen durch Andere entstellt. So starb was Karl der Große für ein deutsches Reich und deutsche Poesie geschaffen hatte, mit seinem Sohne Ludwig weg, der im geistlichen Eifer wieder zerstörte, was sein Vater gut gemacht hatte. Nur hat man ihm Unrecht gethan, wenn man ihm den Verlust der alten Lieder, die sein Vater gesammelt hatte, Schuld gab. Auch Alfred pflegte wohl mit mehr Eifer die angelsächsischen Lieder, er lehrte sie seinen Kindern lesen, er spielte selbst den Harfner, Niemand verbot oder verfolgte hier diese Gesänge, auch die Normannen vertilgten sie nicht, weil dem Malmsbury noch großer Vorrath zu Gebote gestanden zu haben scheint, und doch ist so Weniges erhalten.

Ehe wir aber den weiteren Gang unseres Volksepos verfolgen, müssen wir sehen, welcherlei Dichtung um und nach Karls Zeit besonders gehegt ward, um uns nachher zu erklären, warum wir in der Zeit der Ottonen dasselbe plötzlich aus dem Munde des Volkes in die Feder der Geistlichen, aus der Volkssprache in die lateinische übergehen sehen.

III.

Die Poesie in den Händen der Geistlichkeit.

1. Christliche Dichtungen im neunten Jahrhundert.

Die Ausbreitung der deutschen Stämme in Europa war das Erste, was die Dichtkunst der Deutschen mächtig anregen und auf die Dauer beschäftigen konnte, mit ihr war die Verbreitung des Christenthums unter den Deutschen genau verbunden, ein Ereigniß, das wichtig genug war, in einer poetischen Zeit die deutsche Dichtkunst zu ermuntern, ihre Sprache und Form den Quellen des neuen Glaubens zu leihen. Wie sich jede deutsche Geschichte um diese Zeiten neben der Völkerwanderung besonders um die Einführung des Christenthums kümmern muß, so sind auch die geistlichen Dichtungen, die in Folge dieser Einführung entstanden, zunächst der Gegenstand der Aufmerksamkeit eines Geschichtschreibers der deutschen Poesie. Die Verkündung dieser neuen Religion, ihr erstes Einwurzeln, der frischeste Eindruck, den sie machte, mußte einer Nation, wie die deutsche, auf deren Stämmen das Christenthum allein in seiner Reinheit ruht, zu theuer sein, als daß seine Dichtung daran hätte vorübergehen können. Den Geistlichen besonders stand die Aufforderung zu solchen Werken sehr nahe; die lateinische christliche Poesie war seit sehr frühen Zeiten gepflegt worden. Wäre es Noth, so würden wir hier bis auf Clemens von Alexandrien und Gregor von Nazianz zurückgehen; doch genüge hier die Bemerkung, daß besonders in Spanien die poetische Paraphrasirung der biblischen Schriften Aufnahme und von da Verbreitung fand. Juvencus schrieb schon zu

Constantins Zeit eine evangelische Geschichte in Hexametern, hauptsächlich nach Matthäus; die Weltschöpfung gab im fünften Jahrhundert dem Dracontius, später dem Claud. Mar. Victor, die Maccabäer dem Victorin, die Wunder Christi dem Sedulius, die Bücher Moses dem Avitus, die Apostelgeschichte dem Arator und Anderes Anderen Stoff zu lateinischen Gedichten. Auch in Deutschland entstanden, seitdem diese Dinge mit Beda's Poesien, mit Aldhelm's und Cudberts Werken eingeführt waren, eine Menge von kirchlichen lateinischen Dichtungen von dem verschiedensten Werthe. Nirgends aber, außer bei den Angelsachsen, welche einen Reichthum an Paraphrasen und Uebersetzungen biblischer Schriften besitzen, hatten sich so früh diese Quellen unserer Religion so ausgebreiteten Eingang in die Vulgarsprache verschafft. Welch eine glänzende Erscheinung ist hier nicht jene gothische Bibel des Ulfila (318—388), dieses unschätzbare Denkmal, das uns allein in Schrift von jenem edlen Gothenstamme erhalten ist! Fast kürzlich sind einige nähere Notizen[44]) über das Leben dieses merkwürdigen Mannes bekannt geworden, der unter den Therwingen und Theifalen lebend lange Jahre das Christenthum lehrte und eigentlich erst unter seinen Landsleuten weiter ausgebreitet und tiefer eingeprägt zu haben scheint. Er predigte in gothischer, lateinischer und griechischer Sprache und stand bei Kaiser und Volk in dem Lichte eines Propheten und Apostels. Nach Philostorgius hatte er die ganze Schrift übersetzt, mit Ausnahme des Buchs der Könige, weil er dem Kriegseifer seines Volkes, das eher eines Zügels bedurfte, keinen Sporn geben wollte. Nur Fragmente dieses Werkes sind uns übrig geblieben[45]). Was für Schicksale dasselbe gehabt, ist leider nicht bekannt; doch ist es wahrscheinlich, daß es auf das innere Deutschland ohne Wirkung geblieben ist. Indeß beweist diese Uebersetzung wieder von einer anderen Seite die Richtung unserer älteren Vorfahren auf durchaus verständige und natürliche Beurtheilung der Dinge. Unter den Gothen scheint man gar nicht gezweifelt zu haben, daß die Vulgarsprache das einzige Mittel zu Verbreitung der christlichen Schriften sei; allein ob Cädmons und Otfrieds und ähnliche Werke mit oder gegen Willen der Kirche ver-

44) G. Waitz, über das Leben und die Lehre des Ulfila. Hannover 1840.

45) Ulfilas. Veteris et novi testamenti versionis gothicae fragmenta, quae supersunt. etc. ed. H. C. de Gabelentz et J. Loebe. Vol. I. II. Ps. 1. Altenb. et Lipsiae 1836. 1843.

faßt seien, darüber kann man schon mit Recht mit Jacob Grimm zweifelhaft sein. Unleugbar geht aus Allem hervor, daß sich das Volk selbst oder die Geistlichen für das Volk der innigeren Einpflanzung des neuen Glaubens eifriger annahmen, als anderswo. Bis erst auf den Mainzer Concilien festgesetzt war, daß die Bischöfe die Homilien entweder lateinisch oder deutsch vortragen sollten, bis dem Volke gestattet war, das Vaterunser und den Glauben, wenn es denn nicht anders gehen wollte, in der Landessprache zu lernen, mußte schon Karls Sorgfalt für die deutsche Sprache vorausgegangen sein, wiewohl einzelne Gebete und Formeln, Uebersetzungen, Auslegungen, Ermahnungen, Kirchengesänge und Ordensregeln aus älterer Zeit vorkommen. Und was kostete es für Mühe, bis man nur die Sprache diesen Versuchen gewachsen gemacht hatte! Denn bisher hatte man das Deutsche nur zum Volkslied und zum Hausgebrauch gehabt. Jetzt sollte es geschrieben werden, und der Pfaffe, der nichts als sein Latein wußte, fand nicht einmal die nöthigen Buchstaben, um die Aussprache zu bezeichnen; und die es schreiben sollten und wollten, waren oft gar Fremde. Man mußte den mechanischsten Weg nehmen, bis man sich mit der Sprache verständigen konnte. Der Verfasser des lateinisch-deutschen Wörterbuchs, das man gewöhnlich dem heiligen Gallus zuschreibt, ist der Versuch eines Mannes, der der alemannischen wie der lateinischen Sprache gleicherweise nicht ganz Meister war. Ich will nicht die mancherlei Glossare herzählen, die namentlich in den Klosterschulen der Benedictiner entstanden, und die von Hoffmann in den althochdeutschen Glossen, von Graff in der Diutiska, von Braun und Andern bekannt gemacht sind; noch auch die Interlinearübersetzungen und dergleichen Hülfsmittel zur Erlernung der Vulgarsprache, von wo man erst auf freiere Uebersetzungen und Paraphrasen und endlich auf poetische Paraphrasen kam. Nach fremden grammatischen Begriffen, durch Leute, die in fremder Sprache erzogen waren, mußte sich diese Sprache für diese Poesien erst bilden. Wir scheiden hier streng Alles aus, was der Prosa angehört, lassen daher eben sowohl die fränkische Uebersetzung des Isidor aus dem 8. Jahrhundert[46]), wie den Notker und die Uebertragung

46) Tract. de nativ. Christi ed. Palthen. Greifswalde 1706. Schilter im Thesaur. 1. I. Rostgaard in der dänischen Bibl. Kopenhagen 1738. 2. Stück. Michaeler Tabulae P. III. Ed. A. Holzmann 1836.

der sogenannten Evangelienharmonie des Tatian[47]) oder das von Pez gefundene Fragment einer Uebersetzung des Evangeliums Matthäi[48]) aus dem 8. Jahrhundert bei Seite, wir übergehen die niederdeutschen Psalmen[49]), den Willeram[50]) und die Interlinearübersetzung der lateinischen Hymnen[51]), die auf Benecke's Verwendung neulich in England wieder hervorgesucht ward. Alle diese und andere Producte haben, wie schon theilweise die bloße Angabe der Ausgaben beweist, immer eine verhältnißmäßig große Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und sie haben vom 16. bis zum 18. Jahrhundert noch, wie auch Otfrieds ältere Ausgaben zeigen, außer dem sprachlichen und poetischen auch noch ein anderes, das christliche Interesse erregt.

In unsern Tagen schlägt man das letztere nicht mehr hoch an, das sprachliche dagegen um so höher. Gewiß können auch diese ältesten Denkmäler unserer Sprache, gar wenn man die gothische Bibel einschließt, nicht werth genug gehalten werden, und mit Recht hat Grimm jede Zeile gothisch für uns classisch genannt. Die Anerkennung dieses Werthes jener Werke würde hier genügen, wenn wir nicht einige Bemerkungen zu machen hätten über die Ueberschätzung besonders der beiden Evangelienharmonien, von deren poetischem Werthe wir hier zu reden haben, die zum Theil auf Verwechselung dieses mit dem sprachlichen Werthe dieser Werke zu beruhen scheint. Wir können in dem Wohlklang der althochdeutschen Sprache, in dem mannichfaltigen Wechsel ihrer Flexionen und Bildungen, in dem Reichthum und der Fülle, die sie darbietet, vortreffliche Elemente zu

---

47) Ammonii Alexandrini quae et Tatiani dicitur harmonia Evangeliorum in linguam latinam et inde ante annos M. in francicam translata. Indic. tam antiquae quam hodiernae dividendi singula evangelia methodo accommodatum addidit J. A. Schmeller. 4. Viennae.

48) Dies hat sich nun durch den verdienstlichen und glücklichen Eifer der Wiener Forscher, besonders Endlichers, ergänzt und erweitert, und liefert einen der wichtigsten Beiträge zu den ahd. Denkmalen: Fragmenta theotisca versionis antiquae evangelii S. Matthaei, ed. Endlicher et Hoffmann. Vind. 1834. Vergl. M. Haupt in den Wiener Jahrb. B. 67. Neuerdings sind diese Fragmente dann wieder durch Maßmann vermehrt und ergänzt worden.

49) ed. Hagen. Breslau 1816.

50) ed. Merula. Leiden 1598. Freher 1631. Schilter. Hoffmann, Breslau 1827.

51) Hymni veteris ecclesiae XXVI interpr. Steotiseu, ed. J. Grimm. Götting. 1830.

einer poetischen Diction finden, ohne darum Otfrieds und ähnlichen Werken wirkliche Poesie zuzuschreiben. Die Sprache ist für den Dichter immer bloßes Mittel, und wie der plastische Künstler stets mit dem materiellen Stoff zu kämpfen hat, bis er ihm die Lebendigkeit eingezaubert hat, die fähig ist auf die Einbildungskraft zu wirken, so hat auch der Dichter und besonders der erzählende, epische Dichter überall mit der Sprache zu ringen und mit der Sublimität des Gedankens, bis er ihm feste Gestalt gegeben und der Phantasie ihn ergreiflich gemacht hat. Man hat nun mit Recht zwischen der äußeren und inneren Geschichte der Sprache geschieden, und aufmerksam gemacht, wie in Bezug auf jene von dem Sanskrit zum Gothischen, von da zum Althochdeutschen, zum Mittel- und Neudeutschen ein stufenmäßiges Rückschreiten Statt hatte und ein steter Verlust an sinnlichem Reichthum, an mannichfachem Ausdruck, an Wurzeln, Lauten und Formen, an Synonymen, an feineren Unterscheidungen der Begriffe, vielleicht selbst ein Verlust des Gesetzes der Quantität, das Grimm unserer alten Sprache zu vindiciren sucht. Darum dürfte man jedoch nicht behaupten, daß diese äußere Seite der Sprache im Gegensatze mit den Gesetzen der menschlichen Entwickelung stehe. Denn wären wir nur im Stande, hinlänglich weit zurückzugehen mit unserer Forschung, so würden wir nachweisen können, daß einst eine Zeit war, in welcher auch der physische Körper der Sprache von einer niedren Stufe zu jener Höhe hinaufrücken mußte, von welcher wir ihn nachher absinken sehen; es ist mit jeder physischen Geschichte der Völker und der Einzelnen nicht anders, und insofern würde dies nicht im Widerspruch mit aller übrigen Entwickelung stehen, in welcher Fortbildung und Rückgang für alles Existirende gleich fest geordnet ist. Auch die Dichtkunst und jeder andere Zweig geistiger Cultur hat eine solche sinnliche und eine spätere geistige Periode. Wenn nun behauptet wurde, die Poesie sinke mit der Sprache, und damit gemeint scheint, jene erstere Periode der Poesie falle mit jener ersten der Sprache zusammen, so ist dem in jedem Falle nicht absolut so. Wo namentlich wie im Mittelalter und der neuen Zeit, im Gegensatz zu der griechischen, die Dichtung auf die innere Natur des Menschen gerichtet ist, auf Empfindung und Gedanken, da kann die geistig gebildete Sprache wesentlicher fördern, als die sinnlich vollkommenste und reichste. Doch sei es, daß unser älteres Volksepos mehr, gleich der griechischen Poesie,

auf die sinnliche Form gerichtet wäre, so ist auch da die Sprache in einem inneren Widerstreit mit ihr, indem sie überall für die anschaulichen Gestalten, welche die Dichtung der Phantasie vorführen will, kein anderes Mittel als allgemeine Verstandesbegriffe bietet. Unsere alten Dichtungen zeigen es fast ohne Ausnahme, wie alle Begünstigung durch die Sprache, die schärfste Begriffssonderung, die vielfachste sinnlich Unterscheidung und der größte Wortreichthum der Poesie nichts nützen, wenn die geistige Ausbildung gering oder die Dichter gar gewöhnt sind in fremder Sprache zu denken. Wie aber diese fremden Sprachen auf die unsere gewirkt, darüber Untersuchungen anstellen, scheint eine schwierige aber höchst belohnende Aufgabe zu sein, deren Lösung aber nothwendig scheint, wenn die Geschichte unserer Sprache, für die schon so Vieles geschah, nicht einseitig ausfallen soll. Es wäre wunderbar, wenn in allen erdenkbaren Verhältnissen, und nur in der Sprache nicht, der Einfluß des Fremden und Alten auf die deutsche und neue Welt überhaupt Statt gehabt haben sollte. Man kann daher dem Herausgeber des gothischen zweiten Korintherbriefes [52]) den Einfluß des Griechischen auf das Gothische schwerlich ganz ableugnen, den er behauptet. Auf eben jenen physischen Theil der Sprache, auf Wurzeln, Bildungen und Beugungen konnte allerdings die fremde Sprache nicht oder wenig wirken, dies liegt in der Natur der Sache; allein in Bezug auf das Geistige, auf das Syntaktische, scheint der Einfluß des Griechischen aufs Gothische und des Lateinischen aufs Althochdeutsche nicht zu verkennen, und sollte er auch nur versuchsweise und ohne dauernden Erfolg geübt worden sein. Wenn daher die gothische Sprache allerdings ihre Reinheit, Ungemischtheit und Eigenthümlichkeit in allen Lauten und Formationen und Flexionen behauptet, und die Bibel des Ulfila trotz ihrer großen Treue das Eigene der gothischen Etymologie bewahrt hat, so würde doch ein Gothe des Adels oder des Volks schwerlich geurtheilt haben, daß sich die abstracten Sätze des griechischen Textes ohne Zwang in die gothische Rede fügten, und solche Beispiele von wörtlicher Uebertragung, wie sie Zahn gegeben hat, dürften Beweise von zwangvoller Verrenkung der Sprache vielmehr, als von der Biegsamkeit und Bildsamkeit der gothischen Rede

52) Ulphilae goth. vers. epistolae divi Pauli ad Corinthios secundae etc. ed. Castilionaeus. Mediol. 1829.

sein. So liegt es in Otfrieds ausdrücklichen Worten, daß er eben so gut als er in den fränkischen Liedern nach lateinischer Prosodie kein Metrum findet, auch die Regeln der lateinischen Grammatik an seine deutsche Sprache hält, und wenn er selbst lateinische Worte in eben der Art, wie sie in den Glossen sich übertragen finden, in seinem Werke gebraucht, so ist zu zweifeln, ob darum dergleichen Worte im lebendigen Gebrauche waren[53]).

Von den beiden sogenannten **Evangelienharmonien**, die uns die älteste geistliche Poesie in Deutschland darbietet, ist die Eine, von dem Weißenburgischen, von Geburt vielleicht Alemannischen Mönch Otfried[54]), hochdeutsch, die andre, die auf Veranlassung Ludwigs des Frommen entstanden sein soll[55]), niedersächsisch. Was jene für die nähere Kenntniß der althochdeutschen Sprache bedeutet, theilt sie mit manchen anderen prosaischen Resten; für die altniederdeutsche ist diese eine desto unschätzbarere Quelle, je vereinzelter sie ist. Beide sind ungefähr zu gleicher Zeit im 9. Jahrh. (Otfrieds zwischen 863 — 872), aber unter sehr verschiedenen Verhältnissen gedichtet. Ein ganz verschiedenes Christenthum, eine ganz andere Bildung bedingte im Norden und Süden ganz abweichende poetische Producte dieser Art. Im Norden fand das Christenthum, das die Richtung seiner Ausbreitung von Süden her dem großen Strome der Wanderungen entgegen nahm, erst spät und langsam einen Eingang zu den reiner deutschen Stämmen, die im Süden mit Kelten

53) Grimm Rechtsalterthümer p. 301.

54) Krist. ed. Graff. Vgl. Lachmanns Artikel Otfried in der Encyclop. v. Ersch und Gruber.

55) Heliand ed. Schmeller. Heliand scheint wirklich ein Theil des Werks zu sein, das nach der erhaltenen praefatio in librum antiquum lingua saxonica scriptum (in Flacius catal. testium veritatis — vgl. Lachmann über das Hildebrandlied p. 5. Note) von Ludwig dem Frommen einem sächsischen Dichter aufgetragen ward, der dieses Werk tam lucide tamque eleganter juxta idioma illius linguae exposuit, ut audientibus et intelligentibus non minimam sui decoris dulcedinem praestet. Tanta namque copia verborum tantaque excellentia sensuum resplendet, ut cuncta Theudisca poemata suo vincat decore. Lateinische Verse auf diesen Dichter, die dieser Vorrede beigefügt sind, sagen, er sei ein Bauer gewesen, den eine Stimme im Schlaf zu dem Dichtungswerke berufen. Dies würde das Volksmäßige des Werkes erklären, das eine ganze biblische Geschichte umfaßt hätte, von der also unser Heliand nur einen Theil ausmachte.

und Römern vielfach gemischt viel früher die neue Lehre empfingen. Im Süden predigten britische Apostel, die in England die praktischsten Erfahrungen gemacht haben konnten, nicht allein wie man rohen deutschen Stämmen am leichtesten den christlichen Glauben annehmlich machte, sondern auch, wie man einen vorbereiteten Grund, der hier aus der römischen und gothischen Zeit ähnlich wie unter den Briten, als die römischen Missionäre hinkamen, liegen und ähnlich gelitten haben mochte, bearbeiten müsse. Im Norden geschahen die Hauptschritte zur Verbreitung des Christenthums erst durch Karl den Großen und mit Gewalt; es ward oberflächlich dadurch eingeführt, brauchte aber eben deshalb nicht von Missionären accommodirt und entstellt zu werden. Spärliche Klöster, sehr späte Kirchen, bis ins 12. Jahrhundert Wildniß und der alte Zustand der Germanen des Tacitus, einzelne Meierhöfe und Wälder von ungeheurer Ausdehnung, vor Heinrich dem Löwen erweislich wenig Cultur des Bodens, Städte in sehr geringer Anzahl, dies Alles läßt uns errathen, wie lange sich heidnische Sitten und Gebräuche hier neben den christlichen erhalten haben mögen, so daß erst allmählig, im und durch das Volk langsam wurzelnd das Christenthum Boden faßte, während es in dem Süden mehr eingeimpft ward durch Cultus und Priester. Dieser ursprünglichen Einführung gemäß hat sich auch in allen späteren Zeiten das Christenthum im Norden und Süden verschieden gestaltet und dieser ist auch hier wie in Allem der romanischen Cultur näher geblieben, die eben von der Mischung des Keltischen, Römischen und Germanischen bedingt wird. Im Norden sind wenige Spuren von der Wirksamkeit solcher aufgeklärter oder lieber gelehrter Theologen, die in Süddeutschland so frühe gefunden werden. Schon die Gothen hatten frühzeitig Geistliche von gelehrter römischer Bildung; früh konnten im Süden Klöster und Pflanzschulen entstehen, und viele zusammentreffende Dinge förderten hier die geistige und übrige Cultur zuerst. Keltische Bojer besaßen hier im Süden der Donau Städte und Cultur, sie verschmolz sich mit römischer, und hier darf man schon ganz früh den Keim zu der spätern Bedeutung von Regensburg suchen. Im siebenten Jahrhundert ist in Baiern schon von mannichfachen Fortschritten die Rede; der heilige Emmeran fand Kirchen und Geistliche in Menge und die Legende von ihm schildert einen Zustand des Landes der Bojoarier und ihrer humaneren Bildung, der von dem der gleichzeitigen Sachsen gewaltig absticht. Ob hierzu auch

die Verbreitung des gothischen Volkes, vielleicht ein Patronat des Theodorich und seiner gebildeten Regierung einwirkte, ist zweifelhaft; für vorgerückte Geistescultur aber spricht auch außer diesen allgemeineren Zeugnissen die Erscheinung jener edlen Theudelinde, die mit Gregor dem Großen einen frommen und gelehrten Briefwechsel führte, und jener vielen Heiligen, die Baiern schon vor Karl dem Großen kennt, Severin († 488), Emmeran, Rupprecht und Corbinian. Auf das Wirken dieser Männer folgte dann hier später die Wirksamkeit des Bonifaz und Odilo gewiß mit ganz anderem Erfolge als in Thüringen, wo jener den ersten Grundstein zu legen hatte, und in den Klosterschulen, die der letztere stiftete, erscheinen schon Griechen als Lehrer.

Ein ganz entsprechender Unterschied trennt nun die beiden Evangelienharmonien. Wir haben in der niedersächsischen für die geistliche Poesie des Nordens von Deutschland und für jene des Südens an Otfried die charakteristischsten Repräsentanten und sie stehen sich ähnlich gegenüber, wie die Ritterepen der schwäbischen Periode dem Volksepos. Was ihre formelle Gestalt angeht, so sind sie für die deutsche Verskunst die hauptsächlichen und regelgebenden Quellen. Der ursprüngliche epische Vers des deutschen Volksgesangs war eine auf dem Accent beruhende Langzeile [56]) von 8 Hebungen und mehr oder weniger Senkungen, in zwei Theile zerlegt durch eine Cäsur, die dem erzählenden Verse nothwendig scheint. Bis ins 8. Jahrh. hin herrschte in ganz Deutschland, auch im Süden ebenso wie im Norden und bei den Angelsachsen, die Alliteration in diesen Versen; nachher verdrängte der christliche Reim, zuerst in Deutschland, diesen Zierath der alten heidnischen Poesie. Otfrieds Werk trägt schon den Reim, der Heliand noch die Alliteration. Sie verbindet die zwei Verssätze oder Weisen (vitteae) der Langzeile, die im Heliand kunstrichtiger als sonst in alliterirten Gedichten zu vier Hebungen geregelt sind, durch 2—3—4 gleiche Anfangsbuchstaben (Reimstaben) auf den betontesten Wörtern. Wir verweisen auf die Ausführung des

56) Daß der deutsche Vers rhythmisch, nicht metrisch war, wußten schon die St. Galler Mönche. Ein verlorenes deutsches Lied auf den heil. Gallus von Ratpert (9. Jahrh.) übersetzte Eckhard IV. in lat. rhythmische Verse. S. J. Grimms lat. Ged. p. XXIX.

scharfsehenden und hörenden Forschers [57]), dem es gelang, die Wildheit des altdeutschen Verses zu zähmen, die Regel unter so viel Licenz zu finden, und das, was das Ohr fühlt auch der verständigen Prüfung nahe zu legen. Eine Zeitlang mag Alliteration und Reim sich um den Vorzug gestritten haben, der letztere ließ sich auf den Einschnitt und das Ende der Langzeile nieder, und so wie er bei Otfried noch sehr frei behandelt, und wie bei allen Natursöhnen noch heute oft bloße Assonanz ist, so steht er gleich der Alliteration weniger als Schmuck, mehr als Band der Vershälften. Aus den Otfried'schen Versen aber ging nach Maßgabe der sich abschleifenden Sprache allmählig der kurze erzählende Vers der ritterlichen Dichtung hervor. Die eintretende Schwächung der Formen that den vier Hebungen Abbruch, und führte den klingenden Reim ein, den Otfried nicht kennt; in dem Vers der Nibelungen (von meist 6 Hebungen) bewirkte die klingende Cäsur den Verlust Einer Hebung in der ersten Hälfte, und in der zweiten forderte ihn die Gleichmäßigkeit. Dadurch, daß sich der klingende Reim in der Cäsur dem stumpfen am Schlusse versagte, verlegte sich der Reim nothwendig aus dem Schlusse der zwei Theile Eines Verses auf den Schluß zweier auf einander folgender Langzeilen, und daraus entstand der Nibelungenvers. Für die höfischen Reimpaare aber wurden vier Hebungen auf die stumpfe Reimzeile, drei auf die klingende Regel, so daß jene dem Otfriedischen, diese dem Nibelungenverse entspricht. Was die poetische Sprache angeht, so erinnert die niedersächsische Evangelienharmonie, in dieser Beziehung ein unschätzbarer Rest, mehr an die Volkspoesie; sie hat jene stehenden Umschreibungen und Wiederholungen, die auch der angelsächsischen und isländischrn Dichtung eigenthümlich sind; Otfried dagegen erscheint überall als freier Bearbeiter nach willkührlichen Principien, während der Sachse vor seinem Stoffe verschwindet und seine Persönlichkeit dem Gegenstande unterordnet. Wo dieser den Evangelientext verläßt, ist es an Stellen, wo ihm die Volkspoesie Stoff und Ausdruck für epische Ausführung oder Ausschmückung leiht, wie bei dem bethlehemitischen Kindermord [58]); wo er in der Beschreibung

57) Lachmann, über Betonung ꝛc. und über das Hildebrandlied. Damit muß man nun noch verbinden J. Grimms Einleitung zu den lat. Ged. des 10. und 11. Jahrh. 1838.

58) Heliand p. 22.

des jüngsten Gerichts[59]) die Stellen des neuen Testamentes, welche zu Grunde liegen, verläßt, erinnert er noch bestimmter an den Ton der Volksdichtung und Anklänge aus den Vorstellungen des scandinavischen Heidenthums von dem Weltuntergange, mit denen sich die christlichen vom Antichristen mischten, spielen herüber, was noch deutlicher ist in dem Fragmente über diesen Gegenstand, das Schmeller unter dem Titel Muspilli herausgegeben hat[60]), wo der Streit der himmlischen und höllischen Geister um die gestorbene Seele, der Kampf des Antichrists mit Elias, aus dessen Wunden das fallende Blut den Brand der Erde erregt, die ganze Darstellung noch epischer macht, während an dieser Stelle bei Otfried subjectiver Lehrton herrscht, Stellen aus Joel und Zephanja lieber gebraucht werden als die epische Ausführung des Gerichtstags in den Evangelien, die der Sachse genau beibehält und gemüthlich bearbeitet. Ueberall hat Otfried an solchen gehobenen Stellen einen lyrischen und didaktischen Charakter; hier, wie in der Beschreibung des Himmelreichs oder im Preis des Kreuzes und der Auslegung seiner Bedeutung treten oftmals psalm- und choralartige Wiederholungen und Refrains ein, die vielleicht auf wirklichen Gesang berechnet waren, wie denn auch eine kleine Stelle in dem Heidelberger Codex mit Singnoten bezeichnet ist[61]). Der Niedersachse hat nur an einer Stelle eine allegorische Deutung der Geschichte von dem geheilten Blinden mit Otfried gemein, sonst sind seine Entfernungen vom Text zwar häufig, aber nie bedeutend; bloße Erweiterungen, nicht Abweichungen; bloß wirklich poetischer Schmuck und keine Betrachtungen. Otfried sind seine Einschaltungen das Liebste; er entlehnt Allegorien aus lateinischen kirchlichen Poeten, er hat jeden Augenblick seine moralischen, mystischen und spirituellen Betrachtungen zur Hand und diese dünken ihm besonders wichtig. Der nordische Dichter folgt seinen Evangelien meist sehr genau und fügt in das Eine das Ergänzende aus dem Andern, Passendes zu Passendem, geschickt zusammen, mit offenbarer Liebe an der Sache; Otfried aber folgt oft seinem Gedächtnisse und ist daher auch an factischer Erzählung viel ärmer, als jener. Dieser führt das Lehrende, z. B. die Bergpredigt viel genauer aus als Otfried,

---

59) Ibid. p. 131. sqq.
60) In Buchners Neuen Beiträgen zur vaterl. Gesch. u. s. w. I. p. 89.
61) I, 6. V. 3. 4.

bei dem eben diese Stelle sehr mager wegkommt; er verweist auf den Text selbst[62]); er hört sich viel lieber selbst predigen, als daß er die Predigt des Evangeliums getreu übersetzte. So sind ihm auch seine mystischen Auslegungen lieber, als die Gleichnisse der Bibel, auf die er den Leser gleichfalls zurückweist, während der Sachse ihnen mit großer Besorglichkeit folgt; dem Otfried sind sie viel zu einfach und plan. Eigene Empfindungen weiß er wohl zu schildern; in dem Capitel[63]), wo er an die Abreise der Magier in ihr Vaterland eine Betrachtung über die Sehnsucht des Menschen nach seinem überirdischen Vaterlande knüpft, ist der Ausdruck der Weltverachtung, den wir bald ausgebildeter auch in den ritterlichen Poesien als ein Moment werden kennen lernen, in dem den Dichtern dieser Zeiten die Beredtsamkeit am vollsten strömt, vortrefflich und innig, und sticht so vortheilhaft gegen den mehr einförmigen und trockenen Ton des Niederdeutschen ab, wie dessen lebendigere und innigere Erzählung von den berichtenden, referirenden und citirenden Erzählungen bei Otfried, wo wirklich zu erzählen ist. Die epischen Ausführungen des Sachsen, sahen wir, gingen mehr auf große und erhabene Scenen, die bei Otfried lyrisch werden, der seinerseits epische Erweiterung nur da kennt, wo er kleine häusliche Scenen andeutend ausmalt, was eine Parallele zu der Miniaturmalerei dieser Mönche abgiebt, in welcher der Schüler des Rhabanus Maurus kein Fremdling gewesen sein wird. Im Heliand ist ein einziger gehaltener Ton in Unschuld und Bewußtlosigkeit, aber Otfried besinnt sich jeden Augenblick über seiner Arbeit, kritisirt über seine Sprache, verzweifelt an seiner Fähigkeit, und betheuert sein Unvermögen, so heilige Dinge in seiner Sprache ausdrücken zu können; dabei ist das Berufen auf Autoritäten an ganz unpassenden Orten, das sich noch unpassender im Muspilli und im Wessobrunner Gebet findet, ganz charakteristisch: es geht durch das ganze Mittelalter durch und zeigt, wie sich alle neuere geistige Cultur stets an etwas Aelteres zu lehnen strebt. Wenn er auf Gegenstände geräth, die ihm nahe liegen, wird im Otfried Natur, Wärme und Wahrheit laut, wo vorher nur

---

62) II, 24. V. 1. 2.

Thiz lerta krist in uuara, ioh managfalto mera:
ih sagen thir zi uuare, maht selbo iz lesan thare.

63) I, 18.

Zwang und Pfaffenton herrschte; solch eine Stelle ist außer der oben bereits bezeichneten ein Gebet, das ich unten angebe[64]). Fremde Zustände aber sind ihm dunkel, ganz verwischt ist bei ihm z. B. die herrliche Stelle von Christus Seelenangst und seiner Jünger Schlaf auf dem Oelberg. Beide scheuen gleicherweise vor jedem jüdisch nationalern Zug und mit wahrer Ueberlegung vertilgen sie selbst bloße ganz allbekannte Namen, wie Jerusalem, oder geben, wo die Vermeidung durchaus nicht angeht, wie einmal im Heliand mit Sodom, eine kurze passende Erklärung. Der Niedersachse schöpft unmittelbar aus dem Evangelisten und kennt nichts weiter[65]), die poetische Form legt sich ihm ungesucht um seinen einfachen Stoff, aber Otfried ist nicht allein von der Sache, er ist von den lateinischen geistlichen Sängern begeistert, und römische Vorbilder aus den weltlichen Dichtern stehen ihm vor, er hat über Sprache und Reim gedacht und so wie schon früher die Kirchenväter gezwungen waren, dem Ansehen der heidnischen Hymnen eine entsprechende christliche Gattung entgegenzusetzen, so war er kühn genug, jenen römischen Dichtern ein Werk in deutscher Sprache der Form nach entgegenzusetzen[66]), und mit dem Stoffe will er gegen die obscönen Volkslieder zu Felde ziehen. Auch dies verräth den Schüler des Rhabanus Maurus, der die Lectüre der heidnischen Dichter empfahl, und die Zeit Karls des Großen, wo die klassischen Studien vorübergehend blühten. Das Großartige eines solchen Entwurfs in einer dunklen Mönchzeit, wo

64) III. 1. V. 28 — Ende.

65) Heliand, Introd. p. 1. — Than uuarun thoh sia fiori te thiu under thera menigo, thia habdon maht godes, helpa fan himila, helagna gest, craft fan cristä. sia uurdun gicorana te thio, that sie than euangelium enan scoldun an buok scriban, endi so manag gibod godes, helag himilisc uuord. sia ne muosta helitho than mer firiho barno frummian, neuan that sia fiori the thio thuru craft godas gecorana uurdun. Matheus endi Marcus so uuarun thia man hetana, Lucas endi Johannes u. s. w.

66) I, 1. V. 31.

Nu iz filu manno inthihit, in sina zungun scribit,
joh ilit er gigahe thaz sinaz io gihohe:
Uuanana sculun frankon einon thaz biuuankon,
ni sie in frenkisgon biginnen sie gotes lob singen?
Nist si so gisungan, mit regulu bithuungan,
si habet thoh thia rihti, in sconeru slihti.

man kaum daran dachte, dem Volke das Verständniß seiner Religion näher zu bringen, wo noch keine Schriftsprache existirte, hat man immer gefühlt, und in Zeiten, die viel Frömmigkeit und wenig Geschmack hatten, ist Otfrieds Werk von den Flacius und Gassarus hervorgesucht und bestaunt worden. Bewundern kann man auch in diesen literarischen, wie in den malerischen Werken der Mönche die Ausdauer, den guten Willen, und das Gleichmaß, mit dem sie die Arbeit ihres Lebens an Ein solches Denkmal ihres Fleißes setzten. Immer wird Otfrieds Werk ein merkwürdiges Zeugniß von jener bis zum 11. Jahrhundert anhaltenden Blüthe der klösterlichen Gelehrsamkeit in der Schweiz und an ihren Grenzen bleiben, jener wahrhaft poetischen Erhebung und Begeisterung in St. Gallen, die das griechische und lateinische Alterthum, die Grammatiker, die Poeten und Philosophen beider Sprachen, und wie wir bald sehen werden, sogar die vaterländische Dichtkunst umfaßte. Von Seiten der Poesie aber hätte man dergleichen nie bewundern sollen. Die eifrigsten Vertheidiger der Mönchs- und Klosterbildung, die zu allen Zeiten Werke von mühsamer Gelehrsamkeit zum Erstaunen hervorgebracht hat, können nicht behaupten wollen, daß die Klöster zugleich gedeihliche Pflanzstätten der Dichtung und Kunst gewesen seien, welche Kenntniß der Welt und der Menschen, ihrer freiesten unbeschränktesten Natur, ihrer Leidenschaften und Genüsse, ihrer Freuden und Leiden erfordert. Nur solche Werke, die durch Abgeschiedenheit, durch ungestörte Ruhe, durch langen und mühseligen Fleiß besonders gefördert werden, oder aus beschaulicher Betrachtung fließen, können in Klöstern gedeihen; was diese Betrachtung und jener Fleiß in Otfrieds Werke leisten konnte, kann man erkennen, ohne sich zu einer Wärme zu zwingen, der nichts mehr in uns entspricht. Vergänglicher Ruhm und Glanz war mit einem solchen Werke nicht zu gewinnen, aber Heil für die Seele; es kam nicht auf die äußere Gestalt an, sondern auf die innere Weihe, und konnte der Dichter mit seiner frommen Heiterkeit und seinem Seelenfrieden die ähnliche fromme Vergnüglichkeit in seinem Leser erwecken, was zu einer Zeit nicht schwer sein konnte, wo jede so angeschlagene Saite im Gemüthe der gläubigen Menschen anklang, so war jeder höchste Zweck erreicht. Die Mönche retteten Wissenschaft und Philosophie, die Jahrhunderte lang das Licht der Welt scheuten, allein der Poesie brauchten sie sich nicht anzunehmen, denn sie scheut dieses Licht nicht und gedeiht vielmehr nur in der

Frische und Blüthe des Lebens. Ueberall schreckt uns hier die unbeholfene und ermüdende Breite, die Flachheit und Gewöhnlichkeit der Gedanken, die allen Eindruck schwächt, sogar den, welchen der Stoff an und für sich machen könnte, und welcher da viel lebendiger bleibt, wo etwa ein Notker oder der Uebersetzer des Tatian in einnehmender und wohlgefälliger Uebersetzung die Einfachheit, die unverstellte Naivetät, den ruhigen Adel und die Lieblichkeit festhält, die auch in Luthers Bibel immer neu anzieht. Wer uns glauben machen will, daß in Otfrieds Werke wirklich poetischer Werth oder auch nur einzelne poetische Stellen sind, der muß in seinen Ansprüchen auf Dichtkunst zu einer Genügsamkeit gekommen sein, die Niemand wird theilen wollen, der an dem ächten Quell reiner Kunst geschöpft hat. Nicht als ob ich mich mit Forderungen an die Reife späterer Zeiten, mit moderner Verwöhntheit zudrängte, sondern ich versetze mich ganz in die Zeit, begreife aber, daß Mönche von so klösterlicher Gelehrsamkeit, von so beschaulichem, aller Sinnenwelt entfremdeten Leben nichts leisten konnten, was nur irgend etwas von dem Feuer der poetischen Bruchstücke dieser frühesten Zeiten hätte, oder was mit der Uebersetzung des Boethius von Alfred verglichen werden könnte, an der gerade die Stellen so herrlich sind, wo die ungeduldige Selbstthätigkeit eines Mannes durchbricht, der an großen Erfahrungen und innerer Bildung gleich reich war. Hier begegnet uns aber überall Engherzigkeit und die dicke Luft der Zelle. Bei Rhabanus Maurus wird jede Wissenschaft, selbst Arithmetik und Geometrie auf das Christenthum, auf den Gebrauch in der Kirche bezogen. In dieselbe Abhängigkeit kam auch natürlich die geistliche Poesie. Es wäre einseitig, wenn man an die Dichtkunst jederzeit Selbständigkeit fordern wollte, sie besaß sie nur höchst selten und hat oft, indem sie der Gelegenheit diente, das Höchste erreicht. Nur aber Geisteszwang muß sie nicht dulden dürfen und keine Beschränkung der Sinne, deren Freiheit und Schärfe ihr vor Allem nöthig ist. Die Musik, die von der Empfindung ausgeht und auf die Empfindung zu wirken sucht, konnte in geschlossener Kirche und was feierliche Sammlung des Gemüths begünstigte, gedeihen, aber nicht die Poesie. Nicht einmal die neuere Zeit, welche die Religion zu einem Gegenstande des schönen Denkens machte, konnte die Schwierigkeit überwinden, welche ungünstige Stoffe, wie Legenden und Wunder mit sich bringen. Das Leben ist diesen Geistlichen durchaus fremd; selten verräth ein

irgendwo abgelesenes glückliches Bild eine Anregung ihrer Phantasie. Wo sich diese Paraphrasen etwas ungewöhnlicher heben, ist es in Stellen, welche durch die Bibel und durch die zahllosen Variationen, welche sie erlebt hatte, eine Art von Gemeingut auf dem ganzen Erdkreise geworden waren. Solche Stellen sind eben das jüngste Gericht, das noch langehin ein Gegenstand deutscher Dichtung blieb, oder die Beschreibung des künftigen Lebens; wir könnten zu Otfried Parallelstellen aus dem Coran finden. Wenn Naturerscheinungen, der Weg der Wolken, die Bahn der Sonne und des Mondes, der Fluß des Regens, wenn Sturm und Wetter beschrieben werden, so war damit auf ein Geschlecht sinniger und einfältiger Menschen, das im Gegensatz zur alten Welt in der äußeren Natur erst zu leben anfing, tiefe und große Wirkung zu machen. Muhamed brachte mit solch einer Stelle[67]) jenen denkwürdigen Eindruck hervor; der Ton des Corans und der Voluspa gleicht sich in solchen Fällen; Ossian und die Angelsachsen haben das Aehnliche; durch das ganze Mittelalter sind dergleichen Schilderungen Lieblingsstücke der Dichter; solche Verse im alten und neuen Testamente führten dem Otfried und dem Niedersachsen die Hand, und wo sie einfach in die Uebersetzung des Tatian übergingen[68]), sind sie in ihrer Anspruchlosigkeit noch schöner als in den Evangelienharmonien.

2. Volksdichtungen in lateinischer Bearbeitung.

Die geistlichen Poesien, von welchen nur eben erst die Rede war, entstanden in der Zeit des frommen Ludwig, und nachdem Karl der Große unter den letzten Heiden in Deutschland das Apostel=

67) Die berühmten Verse 18 und 19. Sur. 2.

68) Zur Vergleichung: Heliand. p. 54. — alloro liudeo, so huilic so thesa mina lera uuili gehaldan an is herton —, the gilico duot uuisumu manne, the giuuit habad horsca hugiskefti endi husstedi kiusid an fastoro foldun endi an felisa uppan uuegos uuirkid, thar im uuind ni mag ne uuag ne uuatares strom uuihtiu getiunean, ac mag im thar uuid ungiuuidereon allun standan an themu felise uppan, huand it so fasto uuard gistellit an themu stene anthabad it thiu stedi nidana uuredid uuidar uuinde, that it uuican ni mag u. s. w. Dagegen im Tatian: Allerogiuuelich thie thar gihorit thisu uuort inti tuot siu, ist gilih spahemo man, thie thar gizimbrota sin hus ubar stein, inti nidarsteic regan, inti quamun gusu, inti bliesun uuinta, inti anafielun in thaz hus, inti iz nie fiel, uuanta iz gifestinot was ubar stein u. s. w.

amt auf eine freilich tumultuarische Art versehen hatte. Daß unsere genannten Dichtungen mit der Aufnahme des Christenthums oder mit dessen innigerer Verbreitung unter dem Volke im Zusammenhange stehen, beweist, wie bemerkt, die Richtung Otfrieds gegen die obscönen Volksgesänge und die niedersächsische Evangelienharmonie durch ihre bloße Entstehung in jener Zeit. Jede ausgezeichnetere Dichtung und überhaupt Alles, was das Leben mit Treue und Wahrheit und ohne Partheifarbe abbilden soll, erscheint überall erst, wenn die Zustände, die ihr Gegenstand sind, bereits abgelegt wurden und mehr aus der Ferne und als Ganzes betrachtet werden können. Wenn man nun auch jene Bearbeitungen der Evangelien nicht eben ausgezeichnete Dichtungen nennen will, so muß man doch anerkennen, daß sie von der Zeit als solche betrachtet wurden, daß die Gesinnung der Leser und Dichter damals ersetzte, was an dauerndem Werthe darin mangelte, und daß wenigstens keine Nation etwas Aehnliches aufzuweisen hat. Sobald nun aber die Geistlichen einmal anfingen, sich mit Versmachen abzugeben, so führte sie dies wohl von selbst auf den Gesang des Volkes hin. Konnten sie wirksamer das Anstößige darin zu beseitigen suchen, als wenn sie sich selbst desselben bemächtigten? Die Aufforderung hierzu lag aber auch sonst gerade in den Zeiten, die auf unsere geistlichen Gedichte folgen, so ungemein nahe. Wenn wir nicht bloße Kirchengeschichten, wenn wir auch wirkliche Geschichten der Religion, der Frömmigkeit, des Glaubens, der geistigen Unmündigkeit besäßen, so würden uns diese eine Schilderung des Gemüthszustandes unserer Nation in jenen und den folgenden Zeiten bis auf die fränkischen Kaiser entwerfen, in welcher wir alle Einfalt und Unschuld, alle Aufopferung und Selbstverleugnung nicht eben in den höhern Regionen des Lebens und in den verdorbenen Corporationen der Mönche, aber doch in der Masse des Volks und des Adels finden würden, wie sie nur ächt religiöse Gefühle jemals einflößen können. Wir würden in jenen Zeiten den Abstand von Volk und Geistlichkeit weit geringer finden, indem sich das roheste Volkslied um die Sitten der Geistlichen und der sittlichste Geistliche um das Lied des Volkes kümmerte und darauf wachte; wir würden den späteren Rangstreit und die Ständeeifersucht zwischen Clerus und Ritterschaft nicht antreffen, sondern die vielfachste Durchdringung beider, den Ritter zum Mönch, den Mönch zum Ritter geworden, den Kriegsmann in den frömmsten

Andachtsübungen mit dem Geistlichen und den Geistlichen wetteifernd mit dem Kriegsmann in Jagd und Baitze, im fröhlichen, profanen Leben, im Gefecht und im dichterischen Preis weltlicher Thaten; früher schon die Kirchengeschichte und Staatengeschichte verschmolzen; überhaupt den Verband zwischen Adel und Geistlichkeit besonders durch die Kanoniker gefördert, die nicht vom weltlichen Besitze ausgeschlossen waren, und dem Leben, den menschlichen Bedürfnissen und dem Frauenumgang näher standen; wir würden jene Hingebung von Leib und Gut an Kirchen und Klöster, jene fromme Bußfertigkeit, jene leichtsinnige Duldsamkeit und Sorglosigkeit bei den fortschreitenden Versuchen der Geistlichkeit, den Beichtstuhl neben den Richterstuhl, den Krummstab neben den Scepter zu rücken, wir würden jene Verachtung der Welt und blinde Hingebung an die launenhaften Forderungen der Religion und ihrer Vertreter auch einmal aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet sehen, als aus dem allerdings auch richtigen und unserer höhern Erkenntniß mehr zusagenden, ja schmeichelnden, der durch die Ueberlegenheit eines Spittler und Planck unter uns der einzige geworden ist. Wie ganz anders war auch damals in den Kämpfen gegen die Normannen, Ungarn und Slaven das Zusammenwirken der weltlichen und geistlichen Kräfte, als noch die Gläubigkeit durch keine Sekten gestört, als noch keine Spaltungen von Belang zwischen Kirche und Staat da waren, wenn man diese Heidenkämpfe mit den Kreuzzügen vergleicht: hier mischte schon der Zug in die Fremde und den reichen Orient nothwendig die unlautersten Absichten bei, allein dort galt es dem Abt und dem Burgherrn, dem Landmann und Regenten gleich um die Behauptung seines Besitzes und um die Vertheidigung von Vaterland und Religion. Aus unserer Poesie sind uns Reste geblieben, welche die Innigkeit des religiösen Lebens jener Zeit auf eine vortreffliche Weise darlegen. Von dieser Seite dünkt mir das Siegeslied über die Normannen[69]), nach 881 zu Ehren Ludwigs III., eines Sohnes Ludwigs des Stammelnden gedichtet, am merkwürdigsten. Ein Schlachtlied (wicliet) ist an und für sich ein volksmäßiger Gegenstand; das Volksmäßige an diesem Liede hat man auch immer sehr hervorgehoben; auch ist es unschätzbar, als

69) ed. Docen. München 1813. Lachmann specim. ling. franc. 1825. Treuer Abdruck der Hs. in Hoffmann's Elnonensia. Gand. 1837. 4.

ein spätes aber einziges Beispiel von dem Charakter jener zahllosen Gesänge auf historische Begebenheiten und Personen, die wir von Anfang an unter den Deutschen zu Hause fanden. Aber schon ist dieses Lied aus der Hand eines Geistlichen gekommen, und bald schließen sich an diesen deutschen Gesang die mancherlei halb oder ganz lateinischen auf Otto oder die beiden Heinriche, auf Heinrich II.[70]) u. A. in kunstreicherer Form an, die aus den Sequenzen und Prosen der Kirche entnommen ward und die sich weiterhin in der Minnesängerzeit zu einer eignen Gattung, den Leichen, ausbildete. Alles dies zeigt, wie sich die Geistlichen jetzt der Volksdichtung bemächtigen, indem sie sie bald in die gelehrte Sprache herüberziehen, bald sich zur Vulgarsprache herablassen. Schon das Bedürfniß sich mit den Volksideen zu verständigen, brachte die müßigen Mönche auf die Beschäftigung mit deutschen Liedern, die gewiß nur wenige Zeloten damals mit Widerstreben hörten und aufschrieben, die meisten mit jugendlicher Freude ergriffen, nachbildeten und in Pflege nahmen [71]). Sie eroberten sich anfangs in feindlicher Absicht immer neuen Boden und haben im ersten Eifer gewiß vieles Heidnische in Liedern, Denkmalen und Vorstellungen getilgt und so den Verlust theurer Reste unseres Alterthums verschuldet; allein es ging ihnen wie den meisten Eroberern: die Cultur der neu besetzten Provinz überwältigt sie selbst, und wir werden gleich weiter unten hören, daß eben diese Zerstörer unserer ältesten Dichtungen sie auch wieder theilweise erhalten haben. Unter ihren Händen änderte sich natürlich der Ton des Volksliedes bedeutend. Man vergleiche nur unser Ludwigslied mit einem verwandten Schlachtgesang, wie er aus dem Munde eines kriegerischen Sängers floß, mit dem angelsächsischen Liede über Athelstans Sieg bei Brunaburg, welch ein eigener Unter-

---

70) Das erstere herausgegeb. von Lachmann in Ranke's Jahrb. des deutschen Reichs unter den sächsischen Kaisern I, 2. 1839. Das andere in Grimm's und Schmeller's lat. Gedichten des 10—11 Jahrh. 1838. Vgl. Lachmann über die Leiche 1829. und F. Wolf über die Lais p. 120. und die betreffenden Noten.

71) J. Grimm führt als ein Beispiel des Reichthums an deutschen Liedern und des Interesses der Mönche an denselben das v. Reginbert a. 1821 aufgestellte Verzeichniß der Bücher in Sindleozesouwa (Reichenau) an, worunter in vigesimo primo libello continentur XII. carmina theodiscae linguae formata — in vig. secundo: carmina diversa ad docendam theodiscam linguam. Neugart episcop. constant. p. 536. 547. 550.

schied heraustritt! Hier versetzt der Dichter den Hörer unmittelbar in die Schlacht, zwischen gespaltete Schilde und gestürzte Banner, mitten in den Sieg, welchen das Brüderpaar erficht, denen auch hier, wie dem Ludwig im deutschen Gesange, von den Ahnen angeboren ist, des Vaterlands tapfrer Schutz und Schirm zu sein. Im deutschen Liede aber führt der Dichter den Sieger erst als einen Diener Gottes ein, als einen der Gnade Gottes besonders Empfohlenen, als einen Gottesvasallen auf dem Frankenthrone [72]). Der Himmel darauf sendet seinem Erkorenen Unglück zur Prüfung, den Einfall der Normannen, und was noch pfäffischer klingt, moralischen Verderb, Raub, Lug und Verrath. Christus war erzürnt; der Herr beruft seinen Auserwählten und beurlaubt ihn, er tröstet seine Gesellen mit Gottes Rath und Hülfe, er verspricht Lohn den Siegern und Sorge für der Gefallenen Wittwen und Waisen. Er zieht aus, er sieht die Normannen, Gott Lob, ruft er, er sieht, was er begehrte; er reitet kühn, er singt ein heiliges Lied, Alle zusammen singen Kyrie eleison. Nun erst folgt in einer schönen und gehobenen Stelle eine kurze Beschreibung der Schlacht selbst, die das ganze angelsächsische Lied füllt, die uns dort mit den Theilen des siegenden und besiegten Heeres bekannt macht, mit den Führern und Erschlagenen, die den Fliehenden und Verfolgenden begleitet, die Sieger und Besiegten heimführt; und wo der Deutsche am Schlusse fromm ein Siegestedeum anstimmt, jubelt der Angelsachse, wie der Ragnar Lodbrokgesang oder der Araber Taabbadta Scharran, daß Raben und Adlern und Wölfen auf dem Schlachtfelde ein Mahl bereitet sei, und wo der Deutsche ein Stoßgebet zum Schluß gibt, blickt jener auf die Thaten der Ahnen stolz zurück und verkündet, daß keine solche Schlacht gekämpft ward, seit die Sachsen die Briten besiegt und das Land erobert hätten. Es fällt aus diesen Gegensätzen in die Augen, daß das deutsche Lied das Product eines Geistlichen ist. Dies aber benimmt der Volksmäßigkeit durchaus nichts. Denn wie Hof, Adel und Volk damals den Geistlichen nahe stand, so wieder die Geistlichen dem Volke. Der Glaube an göttliche Hülfe, der

72) Kind uuarth her vaterlos;
thes uuarth imo sar buoz;
holoda inan truhtin,
magaczogo uuarth her sin;
Gab her imo dugidi,
Fronisc githigini,
Stual hier in Vrancon,
So bruche her es lango.

noch in den Kreuzfahrern seine Wunder that, war damals in erster unverfälschter Reinheit und Kraft. So weiß man aus der Geschichte, daß noch in den Schlachten auf dem Lechfelde oder bei Birthen ganz dieselben christlichen Vorbereitungen erschienen, Abendmahl, frommer Gesang, Kreuztragung, Litanei und Tedeum, wie sie unser Lied ungefähr schildert. Auf dessen Verfasser ist neuerdings fast mit Gewißheit gerathen worden. Es wäre der Mönch Hucbald, der mit dem besungenen Könige in Beziehungen stand, der nach bestimmten Zeugnissen Legenden componirte und Lieder (cantilenas) dichtete, und um die Zeit der Schlacht in dem Kloster St. Amand sur l'Elnon lebte († 930), woher die Handschrift unsers Gedichtes stammt, die wahrscheinlich eine Urschrift ist [73]). In diesem Kloster muß im 9. und 10. Jahrhundert unter dem Schutze Karls des Kahlen und seiner Söhne ein so schönes Bestreben geherrscht haben, wie in St. Gallen und andern deutschen Klöstern, wenigstens werden Hucbalds und seines Oheims Milo Dichtung und Philosophie erstaunlich gerühmt und da von ihren Schriften welche erhalten sind, so wäre es von großer Wichtigkeit, diesen nachzuspüren [74]).

Das engere Verhältniß der Geistlichkeit zum Volke erhält sich auch unter den Ottonen, obgleich hier neue ganz eigenthümliche Momente hinzukommen. Der schöne Anflug von Begeisterung für die altklassische Literatur, der schon in Deutschland unter Karl dem Großen sich gezeigt hatte, durch dessen Eifer in Klöstern und Schulen eine solche Liebe für die Alten erweckt ward, daß schon Otfried den Ausdruck gebrauchen konnte, die Welt würde von den Gedichten der Lateiner bewegt, dieser schöne Anflug kehrte unter den sächsischen

---

73) Vgl. Willems in Hoffmanns Elnonensia p. 16. Hoffmann entdeckte die Hs. in der öffentlichen Bibliothek in Valenciennes wieder, und erbeutete dadurch zugleich das älteste poetische Denkmal der französischen Literatur, in der im strengen Styl jener Zeiten verfaßten Legende von St. Eulalia. Sie ist von derselben Hand geschrieben wie das Ludwigslied, und dieser Fund beweist, daß damals wie in Belgien so in den alten Bisthümern von Cambrai, Arras, Tournai und Therouanne das Deutsche neben dem Französischen gesprochen ward. Man weiß, daß dies noch längerhin dauerte, und daß früher im 7. Jahrh. Bischöfe in Tournai romanisch und deutsch predigten. Vgl. A. Dinaux, trouvères de la Flandre et du Tournaisis. p. 6.

74) Vergl. die Anhänge zu der Chronique de Mouskes, ed. de Reiffenberg I. p. 518 sqq.

Kaisern lebhaft wieder. Die Ideen der beiden großen Fürsten, das römische Kaiserreich herzustellen, ihr großartiger Ueberblick der Zeiten und der Verhältnisse, das Bestreben der sächsischen Regenten, ein vereintes deutsches Weltreich im Westen, ähnlich dem griechischen im Osten zu gründen, bewirkte, daß sich zweimal das Alte und Neue inniger die Hand reichte, als es sonst leicht geschehen ist. Wie unter Karl sehen wir auch hier eine Menge von neuen Klöstern und Schulen hervortreten in Cöln, Utrecht, Mainz, Brünn, Corvey, Trier, Paderborn, Hildesheim, Fulda und sonst. Wie Karl der Große von Lateinern, von Gelehrten umgeben war, und seinen Alcuin berief, so Otto seinen Rather, seinen Gerbert, seinen Gunzo, der eine Menge von Klassikern, der außer den längst bekannten Lateinern auch Plato und Homer mit sich brachte. Otto I. selbst gab sich, so ein ächt deutscher Charakter er ist, noch spät dem Lernen und der Aufmerksamkeit auf diese fremden Studien hin; Otto II. war mit einer griechischen Prinzessin vermählt und von Griechen umgeben, Otto III. der griechischen Sprache ganz mächtig. So war Heinrichs von Baiern Tochter, die Gemahlin Herzog Burchards II. von Schwaben, Hedwig, die früher dem griechischen Kaiser bestimmt war, eine Kennerin des Griechischen, sie gewann ihren Gatten für ihre Studien und las mit Liebe Virgil und Horaz. War man hier und da auch gegen die Klassiker, so zeigt doch selbst die Art, wie die berühmte Nonne Hroswitha, von der Aebtissin Gerberge in Gandersheim mit den classischen Autoren bekannt gemacht, den Terenz zu verdrängen suchte, wie vertraut sie selbst damit war, und wie eingedrungen die Lateiner in die Klöster waren, was auch durch die mehrfachen Nachrichten, daß Nonnen damals sich mit Abschreiben beschäftigten, bestätigt wird. Otto's I. Bruder Bruno, Erzbischof von Cöln, las beide alte Sprachen und führte selbst auf Reisen seine Bücher mit; er ließ Lehrer der griechischen Sprache aus Griechenland kommen und griechische Werkmeister wurden im 10. und 11. Jahrhundert bei norddeutschen Bauten angewandt. Musik und Baukunst fingen an zu blühen, ja, durfte man es glauben, so gab es in der Zeit der Ottonen Sculpturwerke in Stein und Gyps und Schlachtgemälde, die von täuschender Lebendigkeit waren. Man kann es beklagen, daß das eigentlich Nationelle von Karl und Otto vernachlässigt und durch die Einwirkung dieser Männer die Nation auf Fremdes und Ausländisches im Politischen und Literarischen

hingewiesen ward, allein wenn wir die ganze innere und äußere Geschichte der Deutschen überdenken, und überall im Größten wie im Kleinsten finden, daß wir stets das Anlehnen an die Menschheit außer uns vor der nationalen Selbständigkeit und Abschließung suchten, daß alles Reinnationale bei uns formlos und unentwickelt liegen blieb und gleichsam ausgeschieden ward, während wir bei jedem tieferen Kampfe oder Wetteifer mit dem Fremden an das Höchste rührten, so müssen wir mehr den Impuls unserer innersten Natur in jenen Männern bewundern und sie selbst und ihre Wirksamkeit als solche Höhepunkte in unserer Geschichte bezeichnen. Denn wo hat Deutschland größere Regenten aufzuweisen, als jene beiden? Wo zugleich deutschere Männer, bei all ihrem Streben nach Außen? Wenn wir die obigen Züge der inneren Betriebsamkeit dieser Zeit zusammenhalten, wenn wir hinzufügen, daß damals im Norden, im Lüneburgischen und Bremischen der Mittelpunkt des nordischen Handels war, daß durch den Zufluß des italienischen und griechischen Geldes und die damals ergiebigen Bergwerke im Harz, Reichthum, Verkehr und Handel zuerst lebhaft ward, wenn wir die Bedeutung dieser classisch-christlichen Zeit und ihr Verhältniß zu der fränkischen und hohenstaufischen besonders auch in der Literatur betrachten, so werden wir überall fast eine eigene Aehnlichkeit mit der Reformationszeit entdecken, die, was die Literatur angeht, zu der schlesischen und neuesten Zeit sich ganz genau verhält, wie diese sächsische zu dem 12ten und 13ten Jahrhundert, und die daher auch so vielen Antheil an der Poesie dieser älteren Periode nahm. Wo aber gab es je eine deutschere und zugleich klassischere Zeit als eben die Reformation, und die letzte Periode unserer Literatur? Die Ursache ist, weil die Aufnahme griechischer Bildung, dieser Quelle aller Humanität, unserer eigenen humanen Richtung und Natur so außerordentlich zusagt, daß Wilhelm von Humboldt mit Recht auf die Verwandtschaft beider Nationen aufmerksam machte. Unsere ersten Dichter der neuesten Zeit sind nur durch die eigene Verschmelzung der antiken und deutschen Anlage, obzwar in den verschiedensten Verhältnissen der Mischung, jeder in seiner Art groß geworden; jene genannten Fürsten der ältesten Zeit, denen man aus noch viel älterer schon einen Theodorich zuzählen kann, sind es durch nichts anderes. In allen möglichen Verhältnissen läßt sich in der Ottonischen Zeit diese Verbindung nachweisen, ob man nun jene Bestimmungen des Kirchen-

jahrs anführen will, die aus Nordischem und Deutschem, aus Römischem und Jüdischem, aus Christlichem und Heidnischem gemischt sind; oder ob man die Geschichtschreibung eines Wituchind geltend macht, der seinen ächt deutschen Stoff in römisches Gewand kleidet, lateinische Autoren benutzt, und, statt wie die früheren Chronisten biblische Redensarten brauchten, lateinische anwendet, die man ihm allzuoft als baare Münze abgenommen hat; oder ob man in der Baukunst jene Dome in Worms und Speier betrachtet, mit der durchdringenden Idee eines deutschen christlichen Tempels, der innere Geschlossenheit und Erhebung verlangt und von dem Bedürfniß der Musik ebenso bestimmt wird, wie er selbst wieder um seinen Zweck ganz zu erfüllen Musik fordert, dagegen mit ihren römischen Formen, horizontalen Linien, Halbkreisen und flächeren Dächern; oder ob man das lateinische epische Gedicht von Walther v. Aquitanien in Anschlag bringt, das uns hier etwas näher interessirt [75]).

Es ist von Eckehard I. in S. Gallen († 973) in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts verfertigt und geht uns hier als lateinisches Gedicht nicht an, wohl aber nach seinem deutschen Stoff, der dem Dichter unstreitig in einem deutschen Gedichte vorlag, oder von einem deutschen Sänger mitgetheilt ward [76]). Es ist als Schulübung geschrieben, was streng nach dem Worte verstanden, nicht mit einem Seitenblick auf den Werth des Gedichtes nachgesprochen werden muß. Denn obzwar in der Schule, ist es doch mit offenbarer Liebe an der Sache gedichtet, und Jacob Grimm hat dieser Arbeit ihre Ehre gegeben. Eckehard IV. verbesserte sie; und es ist ungewiß, ob dies unser erhaltener Text ist. Wir sehen hier an einem vollkommen klaren Beispiele die deutsche Heldensage aus dem Kreise des Attila und der Wormser Könige in den Händen eines Geistlichen und Lateiners; und wir sehen in der Behandlung durchgehend jenes eben angegebene Verhältniß. Die ächt deutsche Heldenzeit ungetrübter von dem Ritterlichen als selbst in den Nibelungen, unge-

75) De prima expeditione Attilae — et de rebus gestis Waltharii Aquitanorum principis, ed. F. C. J. Fischer. Lips. 1780. 4. Deutsch von Klemm. Jetzt in J. Grimms und Schmellers lat. Gedd. des 10.—11. Jahrhunderts.

76) In einem Prologe der Pariser und Brüsseler Hs. meldet sich jetzt ein Geraldus als Verfasser. S. J. Grimm a. a. O. p. 59 sqq. und v. Reiffenberg in den bulletins de l'acad. royale de Bruxelles. t. V. p. 612 f.

trübter auch von dem Geist ausschweifend romantischer Liebe, rohe Kriegssitten, heidnische Reminiscenzen, grausige Darstellung ohne viele Milderung durch christliche Sanftheit, ein ächtes Heroenzeitalter, in dem noch der Edle, wenn auch nicht eben mit Freude, sein Landgut baut, sobald er Hausvater ist [77]), tritt hier so bestimmt und so ganz entfernt von dem Anstrich der späteren Epen heraus, daß dies den früheren Herausgeber verführte, das Gedicht viel älter noch zu machen als es ist. Die ächtesten Züge der deutschen Sage sind aufs treueste bewahrt. Aecht alt ist die schlechte Rolle, die der Frankenkönig Gunther hier spielt, ächt der Attila als ruhender Tartarfürst. Aecht deutsch ist die Erwähnung der Wappen auf den Schilden; besonders aber jene riesenhaften Späße: als Walther von Randolf durch einen Schwerthieb um einige Haare gebracht wird, und dafür den Gegner tödtet, ruft er ihm nach, für die Glatze nehme er ihm den Kopf [78]); als er am Ende mit Hagen und Gunther fertig geworden ist, so daß Er seine rechte Hand, Gunther einen Fuß, und Hagen ein Auge eingebüßt hat, trinken sie einen Versöhnungstrank und nun folgen wieder Scherze über ihre Wunden, und Hagen räth unter andern dem Walther einen ausgestopften Handschuh an der Rechten zu tragen [79]). Die einfache Form der Fabel, eine Reihe von Zweikämpfen;

---

77) V. 153.

Aedificare domos, cultumque intendere ruris
cogor.

78) V. 979.

En pro calvitio capitis te vertice frando,
ne fiat ista tuae de me jactantia sponsae.

79) V. 1423.

Post varios pugnae strepitus ictusque tremendos,
inter pocula scurrili certamine ludunt.
Francus ait, jam dehinc cervos agitabis, amice,
quorum de corio wantis sine fine fruaris:
at dextrum moneo tenera lanugine comple,
ut causae ignaros palmae sub imagine falles.
Wah! sed quid dicis, quod ritum infringere gentis
ac dextro femori gladium agglomerare videris,
uxorique tuae, si quando cura subintrat,
perverso amplexu circumdabis euge sinistram?
Jam quid demoror? en posthac tibi, quidquid agendum est,
laeva manus faciet! Cui Waltare talia reddit.
Cur tam prosilias, admiror, lusce Sicamber,

der Geist, der nichts als Kampf athmet; die Liebe Walthers zu Hiltgunden, die er von Attilas Hof entführt, ohne Spur jener zärtlichen Courtoisie der Späteren; die Entfernung von Wundern, Zaubereien und Ungeheuern; jene naive Frömmigkeit, die wieder an den unschuldigen und fromm biederen Geist der ganzen Zeit, und der darin entstandenen Geschichtswerke, wie Diethmar's, erinnert, all das zeigt, wie treu und wahr das Leben und die wirkliche Sitte der Zeit in dies Gedicht übergegangen ist. Für eine mäßige Prahlerei, die ihm entfuhr, sinkt hier Walther sogleich von seinem Gewissen getroffen zu Boden und bittet in Demuth um Vergebung; nach glücklich bestandenem Kampfe betet er in frommem Danke. Zu diesem Allem bildet nun die Behandlung den bestimmtesten Gegensatz; sie ist ganz antik und nachgeahmt; der Dichter kennt und benutzt den Virgil, er kennt und erinnert sogar an Homer; er kennt den siebenhäutigen Stierschild [80]), und den Pandarus und die alte Mythologie. Er weiß aus Homer, der die ähnlichen Sitten schildert, den Hauch eines ächten heroischen Gedichts über sein unbeholfenes Latein, soweit das gehen will, hinzugießen. In der Beschreibung seiner vielen Einzelkämpfe, die weit vor denen im Rosengarten an Mannichfaltigkeit und Besonderheit vorausgehen, die so leicht einförmig zu werden drohen, ist Alles voll Leben, voll Wechsel, voll Farbe aus den Alten, so wenig sie sklavisch benutzt sind. So ist's auch mit seinen Bildern, die ausgeführt sind in Homers Weise, wie sie die spätern deutschen Dichter nicht kennen. Und wie glücklich weiß er dergleichen anzubringen! Im Anfange träumt es Hagen, daß er sich und den König im gefährlichen Kampfe mit einem Bären gesehen. Ganz überraschend ist nun, wie am Schluß, wo beide in den Kampf mit Walther gerathen, der Dichter, ohne auf den Traum zurückzuweisen, den angefallenen Walther in ausgemaltem Bilde mit einem numidischen von Hunden gehetzten Bären vergleicht. Wie

---

si venor cervos, carnem vitabis aprinam;
ex hoc jam famulis tu suspectando jubebis
heroum turbas transversa tuendo salutans.
Sed fidei memor antiquae tibi consiliabor:
Jam si quando domum venias laribusque propinques,
effice lardatam de mulctra farreque pultem;
haec pariter tibi victum confert atque medelam.

80) V. 733 — opponens clypei septemplicis orbem etc.

sehr steht gegen diese anspruchlose, reine, ihrem Stoffe nach so ächte und einfache Erzählung, die, wenn sie ähnlich im deutschen Gedichte existirt haben sollte, uns einen sehr vortheilhaften Begriff von dem Volksepos jener Zeit gäbe, die gleiche Sage, wie sie schon Ein Jahrhundert später in der Chronik von Novalese[81]) vorkommt, im Gegensatz! Ein neuer Beweis, wie das Aeltere überall das Einfachere und Verständigere gewesen ist. Da ist Walthers Ritterlichkeit auf der einen Seite, und auf der andern seine Frömmigkeit schon ins weiteste Extrem getrieben; da spuken schon alle Historien von solchen frommen Eisenfressern, wie der Samson der Bibel und der Ylsan der spätern Dichtung, und der Held stirbt da als Mönch; ein Zug, der weiterhin sehr verbreitet ward in den Sagen, und besonders in der longobardischen beliebt gewesen scheint. In einer anderen lateinischen Bearbeitung der Sage in Distichen, welche das Chronicon von Novalese anführt, die also noch etwas älter ist, ist er am Indus gewesen und hat den Westen und Osten berührt und erschreckt[82]). In der Vilkinasage ist hingegen die gleichgültige Versetzung von Personen sichtbar; Hagen ist bei Attila, und nicht Alpher, sondern Ermanrich, als Walthers Vetter, schickt ihn zu Attila. Ganz neulich hat sich ferner ein deutsches Bruchstück von einem Walther des 13. Jahrhunderts gefunden[83]), das in den Schluß des Gedichtes fällt, und vom Empfang des rückkehrenden Walter, den Volker durch das Burgundenland geleitete, bei seinem Vater Alker in Lengers handelt. Wir haben eine andere Wendung der Fabel, die den Beziehungen im Biterolf und in den Nibelungen zu entsprechen scheint, wir haben das Nibelungenpersonal, von dem der Waltharius

81) Murat. T. II. p. II.

82) Ibid. col. 704.

> Waltharius fortis, quem nullus terruit hostis,
> colla superba domans, victor ad astra volans.
> Vicerat hic totum duplici certamine mundum,
> insignis bellis, clarior est meritis.
> Hunc Heroa tremuit quoque torridus Indus
> ortus et occasus Solis eum metuit.
> Cuius fama suis titulis redimita coruscis
> ultra caesarias scandit abhinc aquilas.

83) In der Frühlingsgabe (1839) von v. Karajan, von dessen gutem Glücke wir noch mancherlei hoffen wollen. Vergl. seinen Schatzgräber, 1842. und Haupts Zeitschrift II, 216.

außer Gunther und Hagen nichts weiß, und in der Form die Nibelungenstrophe. Das kleine Fragment scheint hinreichend zu zeigen, welch eine große Kluft unsere Volksdichtung der heroischen Jahrhunderte von der der ritterlichen schied.

Ein Gegenstück von dem höchsten literarischen Interesse hat sich zu Waltharius gefunden in den Bruchstücken des lateinischen Ruodlieb [84]), der von den Mönchen am Tegernsee im Anfang des 11. Jahrhunderts ausgegangen ist [85]). Sein Inhalt ist dieser: Ein Edler (Ruodlieb) hat sich im treuen Dienst großer Herren nichts als Versprechungen und Feindschaften verdienen können, und begibt sich in fremde Reiche. Im Nachbarland führt ihn ein Waidmann an den Hof des Königs, in dessen Dienst er sich kriegerisch auszeichnet. Das zweite Fragment erzählt uns eine Friedenstiftung zwischen diesem Könige und seinem Gegner. Unter den Festlichkeiten erhält Ruodlieb einen Brief von Hause, der ihn zur Rückkehr bestimmt. Er erhält Urlaub und Geschenke, und auf die Frage des Königs, ob er lieber Gold oder Weisheit wolle, entscheidet er wie Salomo. Der König gibt ihm 12 Lehren mit, die nun im Verlaufe des Gedichts am Helden durch Erfahrung sollen geprüft werden. Unsre lückenhaften Reste lassen uns diese Abentheuer nur theilweise verfolgen, die wie das ganze Gedicht sehr ins Breite gegangen sein müssen. Nachdem der Held heimgekehrt ist, hören die Fragmente leider gerade da auf, wo die Erzählung eine neue unerwartete Wendung nimmt. Die Mutter träumt einen jener vorbedeutenden Träume, die der deutschen Sage eigenthümlich sind und Zeugniß von ihrer mythischen Einfachheit geben; er verheißt ihrem Sohn hohe Ehren. Im 17. Fragmente hat es Ruodlieb mit einem Zwerge zu thun, der ihm den Schatz zweier Könige, Vaters und Sohns, Immunch und Hartunch verspricht. Hier scheint sich das Gedicht an die deutsche Heldensage anlehnen zu wollen, die auch (im Eggenlied) einen König Ruotlieb kennt. Im ganzen Inhalte erkennen wir den Charakter jener freier behandelten deutschen Sage, wie sie Herzog Ernst, König

---

84) In Grimms und Schmeller's lat. Gedd. des 10. — 11. Jahrh. und weitere Bruchstücke in Haupts Zeitschrift für d. Alt. I. p. 401 ff.

85) Schmeller nimmt Froumunt als Verfasser an, von dem ein Büchlein existirte (cod. teg. 1008) worin 40 kleinere Gedichte und verschiedene Briefe, die meist gedruckt sind in Mabillon analecta, Petz thes. anecd. u. s. w.

Rother und ähnliche Stücke darbieten, und die Kluft zwischen diesen und unserem lateinischen Werke ist weit nicht so groß, als zwischen dem Walther und den Nibelungen. Dies erklärt sich aus dem Charakter der eigentlichen Heroensage, die sich den Geschlechtern weiterhin mehr entrückte, während diese neuen modernere Färbung tragenden Dichtungen sich weiterbildeten, accommodirten und dem romantischen Geschmack, der später hereinbrach, mehr entsprachen. Schon der kleine Zeitraum, der die Entstehung des Walther und Ruodlieb trennen wird, mag erstaunlich viel in der Veränderung der zeitigen Geschmacksrichtung in Deutschland beigetragen haben, weil eben in diese Jahrzehnte der Haupteifer für die alte Literatur, und der Hauptglanz der byzantisirenden Ottonen fällt. Dies aber ist ja ein Hauptgepräge jener Dichtungen, wie Morolf, Ernst, und wie auch unseres Ruodlieb, daß sie Heimisches und Fremdes, Altes und Neues, Gelehrtes und Volksmäßiges, Mährchen und Züge der griechischen Romane, Erdichtung, Mythe und Geschichte mischen. Kann es ein stärkeres Beispiel jener Verbindung streitender Elemente geben, die wir eben diesen Ottonenzeiten eigen fanden, als gerade d i e s e Dichtungen, die am entschiedensten gelehrte und populare Behandlung erfahren haben, die aus Erzählungen fahrender Sänger lateinische Gedichte wurden, willkührliche Zusätze aus den Büchern und Köpfen der Mönche erlitten, und in dieser Gestalt späterhin wieder übersetzt von gelehrten Laien wurden, zuletzt wieder in die Hände von Bänkelsängern oder Vorlesern gekommen sein mögen? So hätten wir im Ruodlieb gegen den Schluß augenscheinlich deutsche Sage vorgefunden, alles übrige aber könnte unmöglich je in dieser Weise im Volke gewesen, ja zum Theil schwerlich vor den Ottonenzeiten überhaupt existirt haben. Schon diese ganze Redseligkeit, diese vage Bühne ohne Localitäten und sogar fast ohne alle Namen der handelnden Figuren sieht einer Erfindung und einem Erfinder ähnlich. Die Beschreibungen von Geschenken, die Freude an Festlichkeiten, Mahlen, kostbaren Stoffen und Objecten, Apparaten, Dienstverhältnissen, Gesandtschaften, Reden verrathen uns einen Geistlichen, dem der Hof und höfische Umgebungen nicht fremd waren, wie sie erst seit den Ottonen in Deutschland existirten. Und wirklich scheinen wir am Ruodlieb ein kostbares Document zu haben, das uns errathen läßt, wie sich ungefähr eine gebildete, höfische Dichtung nach dem Heraustritt aus der heroischen Zeit aus sich selbst gestaltet haben möchte,

wenn nicht die französischen Einwirkungen zugetreten wären. Hier haben wir in dem leoninischen Hexameter gegen den reinen im Walther ungefähr das Verhältniß der höfischen kurzen Reimpaare zu dem langen epischen Verse der älteren Zeit; wir haben prunkende Hofverhältnisse gegen die einfachen und rohen im Walther; wir haben einen Helden, der die Harfe spielt und ritterlicher Künste voll ist gegen den Kriegsmann dort; gegen jenes nüchterne Liebesverhältniß haben wir hier eine Episode zwischen einem verliebten Paare, die vollkommen als Vorläufer jener naiv schalkhaften Scenen bei Heinrich von Veldeke erscheint, tändelnde Liebesspiele, sehr einschmeichelnd vorgetragen, den Charakter eines zierlichen, schnippischen, gewandten Mädchens, in dessen Munde gewiß derbe Späße bei der Verlobung noch etwas fremd und unpassend stehen; wir haben einen minder plastischen Stoff und Vortrag; wir haben jene gelehrten Ostentationen, die später die ritterlichen Sänger von den geistlichen dieser Zeit überkamen. Jene Freude an fremden Sagen von Naturwundern, die auch der Brandan und Herzog Ernst so liebt, tritt hier besonders stark heraus. Dieses Mythische ward uns aus der Fremde eingeführt, als wir uns in jenen Zeiten zum erstenmal der Fremde aus der Ferne, von festen Wohnsitzen aus, durch Buch und Ueberlieferung näherten. Dem neuen Hange nach diesen Sagen fröhnte bald die Dichtung; auch ein theoretisches Werk des 11. Jahrhunderts, von dem uns ein Bruchstück erhalten ist[86]), scheint ihm gehuldigt und die Wunder der Natur beschrieben zu haben. Die Befreundung mit der Thierwelt, die Erzählung von ihren wunderbaren Eigenschaften und Kunstfähigkeiten, die uns hier gelegentlich begegnet, liegt auf Einer Linie mit den ersten Gestaltungen der Thiersage, die wir in diesen Zeiten von Belgien werden ausgehen sehen. Ein langes Fischverzeichniß, ein Recept, wie der Luchsstein, wovon die Alten fabelten, von dem neidischen Thiere zu erhalten sei, die Beschreibung zweier abgerichteter Tanzbären, das vergnügte Verweilen unsers Dichters bei einem Staar, der das Vaterunser drollig nachspricht und bei einer Dohle, die den heimkehrenden Ruodlieb mit einem Willkomm begrüßt, dies Alles sind Dinge, die dem Stoffe nach fremden Beischmack haben, und die ihre Analogien am reichsten im St. Oswald und Herzog Ernst finden, in den so vieles Antike eingegangen ist,

86) Unter dem Titel Merigarto in Hoffmanns Fundgruben II, 1. 1837.

und in der Aeneide Veldekes, die mit Ruodlieb die Grenzsteine der Zeit bildet, innerhalb welcher sich diese halb gelehrte, halb populare, halb lateinische, halb deutsche, fremde und einheimische, übersetzte und originale, durchaus nicht rein entwickelte Gattung von Dichtungen bewegt.

Das Hauptsymptom des gemischten Charakters der Dichtungen dieser Zeit, unter denen Ruodlieb gleichsam den romantischen Geschmack einleitet, Walthari den heroischen verabschiedet, bleibt ihre lateinische Abfassung. In diesen Jahrhunderten (10.—12.) blühte die lateinische Dichtung, wie in dem Reformationszeitalter, als beidemale die deutsche fast verstummt war. Sie bildet die Brücke von der untergehenden althochdeutschen Poesie eines Geschlechtes heldenmäßiger Natursöhne zu der mittelhochdeutschen des Ritterstandes. Wir haben aus diesen Zeiten die lateinischen Schauspiele der Hroswitha, wir haben von eben dieser Nonne, von dem Kanzler Wippo und Anderen lateinische Panegyriken oder Geschichten der Regenten und diese sind in der sächsischen oder fränkischen Zeit ganz an der Tagesordnung und in großer Menge vorhanden; und meist ist ihnen, z. B. dem des Wippo, das Gepräge des Classischen aufgedrückt, das jedoch im Laufe der Zeit immer mehr hinter populare Eigenthümlichkeit, hinter gereimte Hexameter, Mischung des prosaischen und poetischen Styls, Bombast und Spielereien zurücktritt und verschwindet. Die neu ansetzende Rohheit der Sprache vergüten, wie Grimm sagt, Dichtungen wie Ruodlieb durch den Naturhauch, der den älteren strenger antik gehaltenen eines Hraban's und Walafrieds abgeht. Eine große Menge unserer Dichtungen aus dem 12. und 13. Jahrhundert verweisen auf lateinische Quellen, die der Natur der Sache nach ins 11. und 10. Jahrhundert zurückleiten. Von welchen der späterhin in der Laiensprache verfaßten, nicht von Westen her entlehnten größeren Dichtungen, fragt Schmeller, wäre nicht ausdrücklich gesagt, daß sie früher in lateinischer Zunge geschrieben waren? und wie viele jener lateinischen, besonders der mehr profanen Exercitien und Compositionen mögen bald wieder verloren gegangen sein! Bis ins 11. oder selbst 10. Jahrhundert glaubt Grimm lateinische Bearbeitungen der Thiersage vom Wolf zurücksetzen zu können. Ottos I. Ungarnkriege sollen auf Betrieb des Pilgrin von Passau in einem, man weiß zwar nicht gewiß, ob lateinischen Gedichte besungen worden sein. Seinen Otto den Rothen dichtete Konrad nach

einem lateinischen Werke. Herzog Ernst und die lateinische Bearbeitung desselben Gegenstandes von Otto flossen beide aus einer älteren lateinischen Quelle. Die Aehnlichkeit des Ruodlieb mit diesem Gedichte fiel auch Schmellern am meisten auf; er bemerkt, daß man aus der späteren prosaischen (lat.) Erzählung noch die gereimten Hexameter herausfindet, so daß auch formell das alte Gedicht dem Ruodlieb ähnlich wäre, mit dem es nach der Form der altdeutschen Wörter, die in der Handschrift als Glossen beigefügt sind, auch ungefähr gleichalterig war. Sehr früh mag Salomon und Morolf in Deutschland eine lateinische Bearbeitung erhalten haben, und wollte man lateinische Legenden (wie den Gregorius, von dem Leo ein Bruchstück entdeckt hat[87]) und Umarbeitungen altklassischer Mythen und Geschichten hinzunehmen, die aus dem Auslande eingeführt und behandelt worden sein mochten, und erinnert man sich an jene weitern Bearbeitungen des Walther und an so vieles Andere, so sieht man, wie thätig der Clerus sich eine lange Zeit mit der lateinischen Dichtung beschäftigt hat. Auch ist dies eben in jenen Jahrhunderten sehr natürlich; die Dichtung in der Volkssprache, die von den Geistlichen bedrängt ward und in den Stürmen der fränkischen Kaiserzeit Noth leiden mußte, zog sich, scheint es, auf beschränktere Verhältnisse zurück. Selbst jene historischen Gelegenheitsgedichte, wie der Gesang auf Otto und das Heinrichslied, das wir oben erwähnten, konnten halb oder ganz ins Lateinische übergehen und dauerten bis auf die Hohenstaufen fort. Aus dem 12. Jahrh. tauchte noch neulich durch den unermüdlichen Forscherfleiß Jacob Grimms ein geistvoll lebendiger Dichter, ein vagirender „Archipoeta" auf (ein Ausdruck, der für umherziehende Scholaren und Kleriker gebraucht wird), eine räthselhafte Erscheinung, die den damaligen und selbst noch den nächstfolgenden Zeiten ebenso bekannt, als uns unbekannt und verdunkelt scheint. So weit hat Grimm[88]) die Sache geführt, daß die lateinischen Gedichte, die gewöhnlich unter dem Namen des Engländers Walther Mapes[89]) gehen, und darunter das allberühmte m i h i e s t p r o p o s i t u m diesem deutschen Dichter gehören und durch ein offen-

---

87) Lit. Unt. Blätter 1837. Dez.

88) J. Grimm, lat. Ged. des Mittelalters auf Friedrich I. Berlin 1844. 4.

89) Th. Wright, The latin poems commonly attributed to W. Mapes. London printed for the Camden society. 1841.

bares Plagiat dem Engländer angeeignet sind. Daß auch selbst diese popularsten aller Lieder, „die auf Straßen und Wegscheiden erschollen“, die Schnurren und Schwänke, die Spott- und Loblieder auf die Zeitgenossen, dem Volke entlehnt wurden, beweist für die allumfassenden Eingriffe der Geistlichen in die Dichtung. Aber entziehen konnten sie, wenigstens diese uralte und eingewöhnte Liederart, dem Volke doch nicht ganz. Wir wissen, daß viele geschichtliche Figuren jener Zeiten noch immer in den Volksgesang übergingen, und erinnern nur beispielsweise an die Lieder von Hatto, von dem Grafen Konrad Kurzbold vom Niederlahngau (✝ 948), der ganz wie ein Riesen- und Löwenschläger, als Weiberhasser und Raufbold in der Geschichte erscheint; an die Gesänge von Benno's Verdiensten in Ungarn unter Heinrich III. Daß König Otto der Rothe in Gedichte überging, beweist der Herzog Ernst (der selbst hier hinzugefügt werden darf) und Konrads Erzählung; und der wirklich geschichtliche Bischof Pilgrin von Passau erscheint in den Nibelungen.

Dieser Name macht uns wieder auf unser nationales Epos, die Nibelungen aufmerksam. Jener Pilgrin von Passau, von dem uns erzählt wird[90]), daß er einen deutschen Dichter aufgefordert habe, die Thaten der Avaren und Hunnen unter den sächsischen Kaisern zu besingen, soll nach dem Schluß der Klage[91]), dem bekannten Anhange zur Nibelungen Noth, auch die Begebenheiten, welche der Gegenstand der Nibelungen sind, nach dem Berichte Swemmels, in lateinischer Sprache von dem Meister Konrad ursprünglich haben aufzeichnen lassen. Dies ist nun, wie Wilhelm Grimm bemerkt hat[92]), natürlich eine Erdichtung; doch aber ist er nicht ungeneigt,

90) Hundt, Metropolis Salisb. I. p. 201. Das Gedicht versichert der Verfasser gehabt und 1575 in die Bibliothek des Prinzen Albert von Baiern geschenkt zu haben.

91) Klage V. 2145.

Von Pazowe der bischof Pilgerîn durch liebe der neven sîn
hiez schrîben disiu mære, wie ez ergangen wære,
mit latînischen buochstaben, daz manz für wâre solde haben —

wan im seit der videlære diu küntlîchiu mære
wie ez ergienk unde geschach, wan er ez hôrte unde sach,
er unde manic ander man. Daz mære dô briefen began
ein schrîber, meister Kuonrât.

Vgl. V. 1728 sqq.

92) Heldensage. p. 109.

die Existenz eines lateinischen Buches anzunehmen. Es stimmte auch gar so gut zu den übrigen lateinischen Quellen, die wir in diesen Zeiten zu so vielen deutschen Gedichten der späteren Jahrhunderte annehmen können oder dürfen; es stimmte so gut zu der Thätigkeit der Geistlichen in St. Gallen und Tegernsee, daß man sich auch in Oestreich schon zu Pilgrins Zeiten († 991) um die deutsche Sage bekümmert hätte, die sich hier localisirte und später anhaltende Theilnahme fand. Daß diese Zeit der Ottonen für unser Volksepos eine Durchgangsperiode, eine Zeit der Wiederaufnahme und Umgestaltung war, wird man aus vielen Gründen zu glauben geneigt. Nicht allein weil der Waltharius gleichsam ein Zeugniß dafür ist, daß damals die deutsche Heroensage lateinisch behandelt ward; nicht allein weil obige Sage darauf hinweist; nicht allein, weil das Christenthum in die Nibelungen Eingang fand und der Gegensatz der Rheinländer gegen die heidnischen Hunnen, der sich in diesen Zeiten am leichtesten einschleichen konnte; nicht allein weil der Markgraf Gero an den bekannten Zeitgenossen Ottos I. erinnert, oder weil Pilgrin in die Nibelungen eingeflochten ist, (denn dies geschah so locker, daß man alle Stellen, in denen er vorkommt, mit Leichtigkeit ausscheiden könnte[93]), oder weil Rüdiger von Pechlarn, der stets als Zeitgenosse Pilgrins genannt wird, aber freilich nicht in eigentlichen geschichtlichen Quellen erscheint, so eng hineinverwebt ist, „daß sich in dem Liede keine deutliche Spur einer Einfügung mehr nachweisen lassen möchte"[94]); sondern weit mehr als aus allen diesen unterstützenden Gründen, weil die Zeit der Ottonen und die Einbrüche der Ungarn das Andenken an die alte Hunnensage erneuten. Uralte Verhältnisse schienen sich zu erneuen, als an der Scheide des 9.—10. Jahrhunderts ein ungarisches (hunnisches) Reich im Osten und im Westen das burgundische hergestellt ward, das in engere Verhältnisse zu Deutschland, innerhalb der Schweizergrenze, kam; als König Rudolf II. († 937) seinen Ruhm ausbreitete, und mit den Ungarn in Collision kam, die 924 tief in Burgund einbrachen, um an dem ermordeten König Berengar Rache zu nehmen. Solche Zeiten aber nehmen alte Sagen in besondere Pflege, die von irgend etwas Entsprechendem in ihnen selbst bestimmter darauf hingewiesen werden.

93) Lachmann über die ursprüngliche Gestalt der Nibelungen p. 10. 11.
94) Ibid. p. 8.

Mit jenem Heinrich I. ferner, der die berühmte Hunnenschlacht schlug, fing die alte Heldenzeit Deutschlands ganz an zu verschwinden und ein neues Ritterthum aufzukommen; solche Zeiten aber, die einen frühern Zustand ganz vollenden, dies sahen wir schon vorher, pflegen diesen Zuständen alsdann in der Dichtkunst Monumente zu setzen. Gerade das schien uns aber das Eigenthümliche und Große der Nibelungen zu sein, daß sie auf die scheidende Heroenzeit der Deutschen gebaut sind, gerade das macht sie so einzig in ihrer Art, denn keine der Nationen, die sich im übrigen Europa aus deutschen Stämmen entwickelten, wußte der römischen Cultur oder der keltischen Einbildungskraft gegenüber seine eigene Stammsage so zu behaupten und zu verewigen, obgleich sie Alle den Thaten der Völkerwanderung näher standen, als die Deutschen selbst. Wir müssen, wenn wir in diesen Zeiten von der Dietrichsage reden, nothwendig nur den letzten Theil der Nibelungen in das Auge fassen, denn wir werden weiter unten sehen, daß selbst noch später die Siegfriedsage damit nicht in der Art verknüpft war, wie in den Bearbeitungen, die wir kennen; auch liegt auf Einen Blick die Verschiedenheit des ersten und letzten Theils der Nibelungen am Tage. Der letzte Theil dieses Gedichtes aber ist es gerade, in dem das höfische Ritterwesen noch viel weniger, die alte Heldenzeit viel deutlicher erscheint; der letzte Theil zeigt die Kriemhilde ganz anders als der erste; er trägt zugleich den Charakter der ältesten deutschen Dichtungen. Jeder Sagenkreis des Mittelalters hat bei der großen Uebereinstimmung, die wieder sämmtliche oft unter sich zeigen, gewisse eigenthümliche Züge voraus, die, wenn einmal hierüber eindringendere und allumfassende Studien gemacht sind, uns bei streitigem Ursprung mancher Epen und Romane werden zuverlässiger urtheilen lassen. So ist es in Allem, was griechischer Herkunft ist, eine gewisse künstliche Maschinerie und Verflechtung von Abentheuern, in dem Walisischen und Bretagnischen irrende Ritter, die uns stets wieder begegnen (um von Einzelheiten der Mythologie und dergleichen zu schweigen); im deutschen Volksepos ist es, ganz entsprechend der Eigenheit, daß es die Heroenzeit in ihrer Allgemeinheit zum Gegenstande nahm, der Kampf, und zwar der Einzelkampf besonders, der Preis der Stärke und der Ruhm des Sieges. Der zweite Theil der Nibelungen und der Waltharius tragen diesen Charakter neben dem Hildebrandliede am reinsten; später ist er im Rosengarten und anderen Gedichten treu auf-

gefaßt worden und er liegt in einem weiten Cyclus in dem Theile der Vilkinasage ausgebreitet, der Dietrichs Helden um diesen versammelt. Dies ist jedoch nicht erschöpfend; es ist nur Eine Seite des deutschen Epos hiermit (in jener allgemeinen Weise, wie es dem Fremden gegenüber selbst im Stoffe Eigenthümliches darstellt) charakterisirt; ein anderer Theil der Vilkinasage, der sich um Werbung um berühmte und schöne Frauen und um Kriegszüge in der Ferne dreht, ist eine zweite Seite des deutschen epischen Gedichtes. Jene erste allgemeinere Seite ist die ältere; ihre Feststellung und Gestaltung und gewissermaßen Vollendung muß wohl in den Zeiten gesucht werden, von denen wir jetzt reden. Zu jener zweiten Seite legten diese Zeiten den Keim. Den abentheuerlichen Zug Ottos I. nach der schönen Adelheid und die Verbindung Ottos II. mit Theophania darf man geradezu, wenn nicht als die Quelle solcher Erzählungen von Brautfahrten und Brautkriegen, doch als aus dem gleichen Geiste mit diesen entsprungen ansehen, und die Möglichkeit einer früheren Existenz solcher Sagen schlechtweg leugnen. Diese Sätze, die früher sehr gewagt scheinen konnten, haben durch die Auffindung des Ruodlieb eine Stütze erhalten, der diese vageren erfindungsvolleren Sagen eröffnet und seiner ganzen Beschaffenheit nach noch wenige Vorbilder gehabt haben kann, wie denn auch keinerlei Quelle in ihm genannt wird.

Ist es nicht eine willkührliche Annahme, daß in der Ottonischen Zeit unser Volksepos eine neue Umgestaltung empfing, so hätten wir jetzt neben der Zeit der Entstehung der Siegfriedsage, und neben der Völkerwanderung schon die dritte Periode, die mit ihren Ideen und Formen hier einzuwirken suchte, und später wird es die leichteste Arbeit sein, noch die vierte und fünfte Hand nachzuweisen und die Farbe des 12. und 13. Jahrhunderts. Wie viele Zwischenglieder und Durchgänge mögen uns nicht bis auf die letzte Spur verschwunden sein! Wenn nun nicht Alles, was man über Volksmäßigkeit eines Epos sich vorstellt, Faselei und Traum bleiben soll, so scheint dies das Einzige zu sein, was einen solchen Ausdruck rechtfertigt. Stoffe, in sich so groß, so weit, so fest und gewaltig, daß sie jede neue Idee jeder folgenden Zeit in sich aufnehmen, jede neue Form, die diese mit sich bringt, ausfüllen können, gehen auf diese Weise von Hand zu Hand, von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhundert zu Jahrhundert; man behält sie in jedem Wechsel lieb, man formt

sie um und überliefert sie der folgenden Generation; hundert geschäftige Geister versuchen sich daran; selbst wenn sie schon die letzte Gestalt erhalten haben, die Alles zu erschöpfen scheint, unterbleibt das leichtere Ueberarbeiten nicht. Diese ausdauernde Natur bedingt allein eines Gedichtes Volksmäßigkeit, und wird ihrerseits wieder bedingt durch die innere Abgeschlossenheit des Gedichts, die eine unbegreifliche Welt eröffnet, die wir nicht zu entstellen wagen, deren plastische Wahrheit alles Meistern abweist, die jeder Dichter oder Ordner, der später seine Hände daran legt, nur mit Scheu in seine Sprache überträgt, ohne an den Kern zu tasten.

Diese Fortbildung des Volksgedichtes geschieht aber in verschiedenen Nationen sehr verschieden. In Griechenland verdunkelten die Gesänge vom Trojanerzug jede andere Sage; ihr Inhalt blieb hinfort der Lieblingsgesang der Nation. So oft und vielfach sie umgestaltet sein mögen, so vielfach sich unter Ionern und Dorern und Attikern Sprache und Vortrag geändert haben mag, immer blieb die Zeit des Trojanerkriegs, ihre Sitte, ihr Cultus unverändert, ja die Sage selbst im Ganzen ward wenig umgestaltet. Von späterer Verfassung, Religionsansicht, Dichtung und Sage ist keine Spur, vielleicht einige geographische und ethnologische Interpolationen, aber diese so unbedeutend und einzeln und leicht herauszuscheiden, daß es kaum der Rede werth ist. Der reichste und mannichfaltigste, poetische und geschichtliche Stoff, der ihr ursprünglich nicht angehörte, legte sich um die Trojanersage, allein immer ist er aus der Vergangenheit, immer ohne Verstoß gegen Zeiten und Räume, immer sogar mit genauer Bezeichnung seines Charakters dargestellt; manches so sehr der Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit des Lebens und den anderweitigen Zeugnissen der Geschichte entsprechend, daß man ihm in alter und neuer Zeit historische Geltung zuschrieb; anderes poetisch die Züge älterer Zeiten entwerfend, so daß man die Verschiedenheit der Menschen und Zeiten sieht oder ahnt, wenn von den Thebanerhelden, von Herakles, von den Lapithen und Kentauren, von den Titanen und Urgöttern die Rede ist. Jede *alte Thatsache*, die sich fügte, ward einverwebt; aber immer stand man in der Trojanerzeit fest, hielt und behauptete ihren Einen Charakter und bildete diese Heroenwelt so plastisch und gediegen aus, daß nicht allein kein späterer Bearbeiter der Trojanersage, nein, daß selbst die Tragiker nicht wagten, neue Sitten an die Stelle der alten zu setzen und in die

Dichtung die Farbe des späteren Lebens zu bringen. Es drängte sich wohl in den Odysseus etwas von dem Sykophantenwesen und in den Haemon etwas Liebelei, allein dies sind einzelne Ausnahmen, und als dergleichen im Euripides häufiger ward, war die alte griechische Kunst dahin. Nichts änderte die Zeit an dem Volksgedicht der Joner, als die Form. Die hellenische Muse, die jene höchste Dichtung darstellt, welche in jedem Zuge die Natur treu abbildet und im Ganzen stets eine Welt malt, die die Wirklichkeit nie kannte, erreichte diesen Zweck nur, indem sie, was den Stoff und seine Erscheinung angeht, stets rückwärts schaute, auf ihm stets mit ihrem Blicke weilte, von ihm jedes Zufällige, jedes was an die platte Wirklichkeit erinnerte, dem nicht innere Bedeutung inwohnte, streng ausschied, und sie kehrte der modernen Zeit und selbst jener späteren Heroenzeit der Sparter, die sie schon zu sehr an das gemeine Leben gemahnt hätte, den Rücken, um die ideale Gestalt, die sie allmählig jener Heldenwelt abgewonnen, höchstens in den Reiz der gebildeteren Sprache späterer Zeiten zu kleiden, das Einzige, was sie der späteren Zeit überhaupt abnahm und wobei sie sich gleichwohl nicht so weit wagte, den Dialekt der ursprünglichen Ueberlieferung mit dem classischen attischen zu vertauschen. Genau so entkleidete die plastische Kunst die Heroen der alten Zeit allmählig ihrer Rüstungen und Gewande, bis sie, unterstützt von der seit Orsippos' Sieg in der 15. Olympiade eingeführten Sitte ungegürtet in den Wettkampf zu treten, die nackte Form ergriff, hinfort festhielt und von der trockenen Treue und den strengen Umrissen zur ideellen Wahrheit und jenen milderen Contouren überführte, die nicht blos den Sinnen Beschäftigung geben.

Wie anders dagegen das deutsche Epos! Wir fanden, daß auch hier eine einzige ungeheure Begebenheit den Mittelpunkt bildete; daß auch hier jene Völkerwanderung die Zeit ausmacht, in welcher der Kern des ganzen Sagenkreises zu suchen ist. Allein welch eine Zeit ist dies schon! Gleich die Haupthelden, jene Hermanrich, Etzel und Dietrich trennen geschichtlich mehrere Jahrhunderte von einander! Weit entfernt, daß hier die Sitte der ursprünglichen Entstehungszeit festgehalten würde, so ist auf den Grund einer ächten Heldenzeit nachher Christenthum und Ritterwesen aufgetragen, Alles was im Staat, in der Kirche, in der Heimath und Fremde geschah, Entdeckungen von Ländern, Einführungen von fremden Kostbarkeiten,

Alles und Jedes fand Eingang, ward so verwebt, als ob es ursprünglich dazu gehört hätte. Wo ein geschichtlicher Name auf geschichtlichen Stoff rathen läßt, tritt gleich vor dem näher zusehenden Auge Alles in desto tiefere Dunkelheit zurück; wo, wie im ersten Theile der Nibelungen eine viel ältere Sage zu einer schon neueren Gattung hinzugezogen wurde, ward auch sie dem Mittelpunkt mit dem ewig wiederkehrenden Anachronismus gleichgestellt, und hart an die Züge eines wilden Löwenbändigers und Schlangentödters, die aus Urzeiten hängen blieben, traten die eines sentimentalen Ritters des 13. Jahrhunderts und der Regungen seines sanften Gemüthes. Nehmen wir den Dietrich als den Mittelpunkt unserer Sage, so wurden also vielleicht in Hermanrich, den Burgundern und Attila mehrere frühere Perioden aus der Vorzeit aufgenommen, aber der Zeitunterschied verwischt. Weit entfernt, daß die höfischen Ritter des 13. Jahrhunderts, die Tragiker des Mittelalters, die alten Sitten und Sagen festgehalten hätten, so empörten sie sich dagegen; und was die Sage selbst angeht, so fing sie gleich im Fortgang der Zeiten an, sich mit den Sitten derselben auch historische oder poetische Gestalten daraus zu assimiliren. Es erscheint also der thüringische Irmenfried in den Nibelungen, und Pilgrin von Passau, und jener so eng eingeflochtene Rüdiger, von dem es nun ganz gleichgültig ist, ob er eine historische oder blos poetische Figur ist. So ist im Herzog Ernst von Adelheid auf Gisela, von den Ottonen auf Konrad, von Ludolf auf Ernst übergegangen und Alles aufs Vergnügteste durcheinandergeworfen, und dies Einschieben späterer Personen bei der Umarbeitung älterer Gedichte ist im Rother, in der Kaiserchronik, im Wigalois und in vielen anderen Dingen so klar, daß es nur eines Fingerzeiges bedarf, und setzt sich bis in späte Zeiten, z. B. in dem Gedicht von der Kreuzfahrt Ludwigs des Frommen fort. Denn nicht allein im Volksepos, auch in der Kunstpoesie ist derselbe Fall. Je entschiedener Ariost seinem Gedichte die Farbe seiner Zeit gab und die Aussicht auf das Feuerrohr und die neue Welt und was alles seine Zeit entdeckte und erfand, desto besser ward es; je mehr Tasso zurückblickte und historisch verfuhr, desto schlimmer war es; und er verstand seinen Vortheil schlecht, wenn er sich später anklagte, nicht geschichtlich treu genug geblieben zu sein. Jede neue Idee und Richtung, die irgend bedeutend in der Folgezeit heraustrat, und willkührlich dieser oder jener Repräsentant solcher Rich-

tungen, wurde in unser Epos im Laufe der Zeiten aufgenommen; man steht nirgends fest, von einer Zeit wird man in die andere, von einer Sitte zu einer anderen versetzt, und die jüngste Bearbeitung trägt in einzelnen Stellen die Farbe der jüngsten Zeit. Weit entfernt wieder, daß dieser Eindrang des Modernen der Dichtkunst einen so tödtlichen Streich versetzte, wie bei den Griechen, so entfaltete sie sich gerade bei jenen Hofdichtern in ihrem schönsten Glanz und unter diesen selbst geradezu bei dem, der das gegenwärtige Ritterleben am allerunverholensten abschilderte; dies nämlich schadete hier nicht, weil die Wirklichkeit selbst einen idealen Anstrich hatte oder weil diese Dichter die gewöhnliche Wirklichkeit und den Ton des niederen und äußeren Lebens flohen und verabscheuten. Wo dort Alles Einheit ist im griechischen Gedicht, ist hier Alles zerrissen; deshalb ward die Einheit der Nibelungen so wenig, die des Homer so hartnäckig vertheidigt; deshalb lockte das deutsche Gedicht stets mehr die wissenschaftliche Untersuchungslust über Entstehung, Gestaltung und Sage, das Griechische befriedigte vor allem die Einbildungskraft und den poetischen Genuß; es zieht daher den Knaben von selbst an, den die Nibelungen erst später und wie oft gar nicht interessiren, denn es fesselt die Phantasie und überzeugt von seinem Werthe das Gemüth, ohne erst den Verstand überzeugen zu müssen. Das deutsche Epos veränderte mit der Zeit Alles, nur die Form, die die Hauptsache hätte sein müssen, am wenigsten oder am sorglosesten; das Nibelungenlied erhielt nicht einmal einen so feinen letzten Ordner, wie die Gudrun; Alles klafft von Lücken, und die Sprache von Unebenheiten, während der letzte Bearbeiter der homerischen Gedichte vielleicht nur wenig der Feile bedurfte, aber die feinste gebrauchte, um auch die letzte offene Fuge zu verbergen. Die Concentration der alten Welt in all ihrem Dichten und Treiben, und das Ausschweifen der neueren Zeit, die Liebe des Orts und Vaterlands bei den Alten und die Flucht der Heimath und das Streben nach Süden bei unsern Ahnen, die Lebenslust Jener und unsere Beschäftigung mit dem ungewissen Künftigen, die Einheitsliebe der Alten in allen ihren Producten der Kunst und die Mannichfaltigkeit der Modernen, die Geschlossenheit und Enge der griechischen Zustände und die Weite und Endlosigkeit der germanischen bedingt diese Unterschiede. Alles, was die Alten je in der Kunst vollbracht, ist mit dem Entwurf zugleich fertig. So stehen ihre Tempel, irgend

einem Gotte geweiht, dessen Wesen ihrer Einbildungskraft faßlich war, in der schönsten Harmonie des Innern und Aeußern da, dem innern und äußern Auge mit Einem Blicke überschaubar. Allein jeder Dom des Mittelalters ward gleich im Anfange, um ihn des Unendlichen würdig zu machen, mit riesenmäßigen Anlagen begonnen, als ob er nie fertig werden sollte; was die Geistlichen mit dem Rundbogen begannen, setzte die Ritterzeit mit dem Spitzbogen fort und die industrielle Zeit plackte äußerlich ihre Buden daran. Mit dem Aeußeren Eine einzige Wirkung zu machen, war der deutschen Baukunst und Dichtkunst gleichgültig, der griechischen lag Alles hieran; die neue Architektur baute ungeheure Thürme, deren Theile dem Auge des Betrachters ganz verschwinden, die alte machte ihre Metopen und ihren Sculpturzierat in der Höhe großartiger und kühner, um ihn nicht wirkungslos für den Beschauer zu lassen; daher macht ein Aufriß eines gothischen Gebäudes, in welchem das Auge die Schönheit und Harmonie des Entwurfs in allen Theilen leicht verfolgen kann, oft größere Wirkung als das Gebäude selbst, einem griechischen Tempel kann eben dies gerade schaden. Genau so ists mit den Epen. Endlose Verse, besonders in den Kunstepen, alle mit gleicher Kunst und Liebe behandelt, aber unmöglich zu überblicken, bis man sie im Detail zerlegt; lauter vereinzelte Herrlichkeiten, selbst im Ariost; Homer dagegen eine einzige Gruppe. Ein geistreicher Auszug kann trefflich beitragen, in den Geist eines mitteldeutschen Epos einzuführen, am Homer kann er einem den Geschmack verderben. Mit der Betrachtung der Form und des Aeußeren, was die Phantasie ergreift, hört bei den griechischen Künsten die Wirkung auf; hier fängt die der deutschen, möchte man sagen, erst an. Man muß die gothische Kirche im Innern betrachten, dort beginnt ihre Größe; und im deutschen Gedicht muß man die Ideen suchen, um Achtung davor zu bekommen. Wer im Innern des griechischen Tempels die Erhebung sucht, die er im gothischen Dom erhält, oder in der griechischen Poesie den Reichthum an Gefühlen und Gedanken, den die neuere darbietet, der geht eben so fehl, wie wer umgekehrt vom Bau und Gedicht der Deutschen die Anregung der Einbildungskraft durch die formelle Erscheinung erwartet. Beides ist in seiner Art groß; als Kunst, die streng genommen nur mit der Form für die Phantasie sich beschäftigen soll, ist das Griechische reiner.

Wir gingen davon aus, zu zeigen, wie die historische Entstehung unsers Volksepos schon die zerrissene Gestalt desselben bedingt, die zu erklären wir nicht von zu vielen Seiten versuchen können. Wir suchten oben durch die großen Räume, die es umspannt, diesem Probleme näher zu rücken; jetzt aber nahmen wir die großen Zeiten, die es umspannt, zu Hülfe; auf die großen Ideen, die in allen besseren Gedichten des Mittelalters niedergelegt sind, kommen wir später beim Kunstepos der Hofdichter zurück, bei welchen diese Ideen ebenso vorherrschen, wie sie in unserm Volksepos, wie sie in jeder ächt epischen Poesie zurücktreten, und wo wir dann nach den bisherigen doppelten Erörterungen schon vorbereiteter anlangen.

3. Fränkische Periode.

Noch unter der ganzen Dynastie der fränkischen Kaiser blieb Wissenschaft und Kunst in den Händen der Geistlichen, und ausdrückliche Zeugnisse bestätigen es, daß die übrigen Stände in Deutschland noch im alten Sinne der Heroenzeit jede Bildung im Laien verschmähten[95]). Auch als mit dem Ende des 12. Jahrhunderts jene merkwürdige Periode des aufkeimenden Rittergesangs eintritt, begegnen wir zuerst noch jenen Werner, Lambrecht, Konrad u. A., die uns als Brüder und Pfaffen bezeichnet werden, und noch früher den lateinischen Bearbeitern der Thiersage, wenn wir diese hierhin rechnen wollen. Allein ihre Kunst und ihr Gesang trägt einen ganz andern Charakter, als jene Arbeiten der Mönche aus der vorhin behandelten Zeit, denen das ächt Geistliche, das Religiöse noch eben so fest aufgeprägt ist, als den späteren schon der Geist des Ritterthums. Dazu treten nun allmählig jene gewaltigen Einflüsse hervor, welche der Dichtung nothwendig eine ganz neue Gestalt geben mußten. Zwei große und schneidende Gegensätze folgten sich nämlich nach dem Ausgange der sächsischen Kaiser hintereinander in der deutschen Geschichte, die das Leben und die Kunst von einem Extreme zum andern warfen, und diesen Zug der Historie dieser Zeiten muß man sich auf das Lebhafteste vergegenwärtigen, wenn man die Poesie der

95) Wippo Panegyr. ad Henric. III. in Canis. lect. ant. p. 196.
totis Teutonicis vacuum vel turpe videtur,
ut doceant aliquem, nisi clericus accipiatur.

hohenstaufischen Zeit, namentlich auch jener Uebergangszeit im 12. Jahrhundert verstehen will. Wir sehen seit dem Gegensatz, den wir in Karls Bestrebungen und der Schlaffheit seiner Nachfolger erkennen, diese Erscheinung des Aufschwungs und der Erschlaffung, des Ringens mit großen Ideen und der Richtung auf das Materiellste sich mehrfach im Kreislauf der Dinge wiederholen. Wir sahen Karls Streben in Heinrich und Otto erwachen und wie diese ganze Regentenfamilie sich ihre weiten Entwürfe vererbte, und treffen jetzt auf die ganze Reihe der fränkischen Regenten, die mit geringen Ausnahmen ohne Bildung und höhern Sinn nur aufs Praktische und Politische gerichtet sind. Und aus ihrer Zeit der Prosa, des Ungeschmacks und der nüchternen Verhältnisse treten wir plötzlich wieder in die glänzende Periode der Hohenstaufen, deren kühne und ideale Tendenzen dann die Nation in Kunst und Staat so erschöpfen, daß von da eine Anarchie, die schon einmal unter den fränkischen Kaisern gedroht hatte, und ein ungeheuerer Rücksturz, ja ein vollkommener Umsturz aller Dinge erfolgte. Dabei ist Eine Beobachtung vor allen anderen für den Geschichtschreiber von ungemeiner Bedeutung. Sonst pflegen die Ideen, welche sich in einer Zeit zu entwickeln streben, zuerst die Kunst, die Wissenschaft und die schreibende und denkende Welt zu ergreifen, und dann erst in das Leben und die handelnde Welt einzudringen, allein hier war es nicht allein in Deutschland, sondern im ganzen Mittelalter umgekehrt. Die Ursache war, daß durch die frühe und unnatürliche Verbindung der neuen germanischen Welt mit der alten jede eigene und eigenthümliche Richtung in jener durch die aufgepfropfte römische Cultur unterdrückt und erstickt ward, so daß auch unsere nationale Poesie eben deshalb in der älteren Zeit nicht durchdringen konnte, und daß einzelne große Geister die früheren Ideen der alten und die neuen der modernen Welt fortwährend ergriffen und allmählig die unmündige Welt um sich her hineinrissen. Dies ist an der ganzen Reihe deutscher Regenten von Odoacher und Theodorich bis auf die Hohenstaufen, es ist an der Art wie die Päbste seit Gregor Europa in den Taumel der Kreuzbegeisterung hineinrissen, ganz unverkennbar; es würde noch deutlicher sein, wenn man nicht die Geschichte des Mittelalters von jeher wie durch eine Kluft von alter und neuer Zeit geschieden hätte, wenn man, statt mit Christus Geburt oder mit dem Ende des weströmischen Reichs eine ganz willkührliche Scheide und eine äußerliche Trennung zu machen,

das Heraustreten neuer Richtungen neben dem Fortbestehen der alten zur Abtheilung der Perioden und zum leitenden Faden der Geschichte genommen und etwa von dem Alexander und Aristoteles der Geschichte bis auf ihre vollendetste Entartung in Sage und Scholastik und ihre Wiederherstellung zur Geschichte gezeigt hätte, wie fortwährend in der ganzen Zwischenzeit ein Kampf der Gewohnheit und der Neuerung, der alten und neuen Tendenzen bis zu den entschiedenern Schritten zu ihrer endlichen Ausgleichung war. Hierzu geschahen die ersten Versuche durch das Bestreben, die christliche Lehre zu reinigen, und dies trat in dem Lande zuerst ein, das mit der größten Begeisterung jene Kreuzzüge hervorgerufen oder unterstützt hatte, die in der auffallendsten Mischung und im höchsten Extreme die christliche Aufopferung mit dem entschiedenen Zuge des Egoismus, ja des ganz antiken Strebens zur Unterdrückung einer minder befähigten Menschenklasse zu verbinden wußten, deren Verachtung nicht allein bei den Betheiligten, etwa in den spanischen Reichen, sondern auch in der Ansicht der deutschen Ritterschaft gefunden wird [96]). In diese Kreuzzüge rissen die Hohenstaufen die deutsche Nation mit, obwohl es charakteristisch an allen reiner germanischen Völkern und dem antikeren Italien war, daß man diese Schwärmerei hier nicht so theilte, wie dort, wo die größere Mischung verschiedener Elemente schon in dem physischen Körper der Nationen Statt hatte. Wie diese Züge, so war auch die Poesie, die damit verknüpft war, ein von außen nach Deutschland übertragenes Gewächs, das auf die Dauer zu bestehen von Anfang nicht berechnet war, aber die schönsten Blüthen hier gleichwohl entfaltet hat. Wer also in diesem Sinne sagt, daß die damalige Entwickelung der Deutschen eine an-

---

96) So bezeichnet eine Stelle im Titurel in eigener Weise, aber mit mehr Sinn als man erwarten sollte und ganz im Geist der griechischen Vorstellung von den Barbaren, die Mauren. Sie sind

an **wîsheit** gar die touben, doch **künste** rîch; daz ist gar underscheiden!
kan ieman kunste ân der wîsheit sinne?
Ja, behendeclîche kunnen wunder affen und affinne;
von gewonheit lêre tuont hunde behendeclîche,
und ander künste mêre; ein vogel ret etwenne der tiutsch gelîche:
Dâbi verstêt die kunst der heidenschefte,
Sie kunnen aller kunste hort, und sint dâbi âne aller witze crefte.
Aus dem Cod. Pal. N. 383. Fol. 77 d.

tinationale war, daß die eigentlich deutsche Bildung erst mit dem Aufkommen des Bürgerstandes, die ächt deutsche Dichtung erst da beginnt, wo nicht die politische Welt und kühne und glänzende Regenten sie hervorrufen, sondern wo sie selbst erst auf die Gestaltung des politischen Lebens wirkt und ihr vorangeht, dem wüßte ich nicht zu widersprechen; obwohl man in einem anderen Sinne das Umgekehrte behaupten darf, weil wieder der nationale Charakter der Deutschen in jener Zeit noch nicht zu dem heutigen universellen umgeschmolzen war (wenn dieser auch schon in der ursprünglichen Bestimmung und Natur unsers Volkes lag). Daher treten in der mittelaltrigen und neuen Blüthe unserer Dichtung die Hauptunterschiede hervor, daß, obzwar beide Male die Influenzen aus Frankreich und England vorhergingen, damals der Sieg diesem Fremden, neulich aber dem Einheimischen blieb; daß jener damalige Sieg des Fremden ebenso plötzlich, als dieser des Einheimischen langsam sich entschied; daß damals das Fremde assimilirt und durchaus nationalisirt und so selbständig nationalisirt ward, daß man ein schreiendes Unrecht begehen würde, wenn man die übersetzten Ritterpoesien nicht für eigentlich deutsche Producte ansehen wollte, in der späteren Periode aber das Ausländische nur sklavisch nachgeahmt wurde und für sich stehen blieb; daß zwar beide Male das Alterthum Hauptwirkungen übte, aber damals, indem man sich an die letzten alexandrinischen und römischen und noch späteren Producte hielt und selbst diese ganz in den Kreis der gegenwärtigen Vorstellungen rückte, und in unserer Zeit, indem man die Gegenwart in das Alterthum zurückführte und an seinen ächten und reinen Producten bildete, so daß damals ein Lamprecht, der im ächt antiken Sinne in der vorbereitenden Zeit des 12. Jahrhunderts dichtete, bald Geringschätzung ernten mußte, wie heute Wieland, der im alexandrinischen Sinne in der ähnlichen Zeit im vorigen Jahrhundert auftrat, beide in ihrer Art vortrefflich, und jeder der Hauptrichtung seiner Zeit so fremd, daß ein Mann des 13. Jahrh. unter unsern neuen Poeten vielleicht eben so entschieden nach Wieland vor allen anderen greifen würde, wenn er sich nicht in den Geist der neuen Dichtung versetzten wollte, wie ein in Göthes, Schillers und Voßens Sinn Gebildeter des 19. Jahrh. den Lamprecht hervorziehen würde, wenn er nicht sähe, daß dieser ein so nothwendiger Vorläufer für Wolfram war, wie Wieland für Göthe, und daß beide jene von diesen beiden im Sinn ihrer Zeit weit überboten wurden.

Wie fremd und plötzlich die neue Dichterblüthe der hohenstaufischen Zeit über Deutschland kam, sieht man recht deutlich ein, wenn man sich zuvor in der unmittelbar vorhergegangenen Zeit der fränkischen Kaiser umsieht. Von dem zweiten Konrad bis zu Heinrich V. ist es eine Reihe von praktischen, nur auf die Interessen des gewöhnlichen Lebens gerichteten Fürsten, unter welchen Deutschland von dem Kampfe des weltlichen und geistlichen Prinzips, und den politischen Partheien, die die alte Verfassung zu halten oder an ihre Stelle eine anarchische Aristokratie zu setzen strebten, zerrissen wird. Alles drängte sich nach diesem Mittelpunkte, keinem anderen Bestreben konnten diese Fürsten Raum geben, als wie sie sich gegen die Großen feststellen, gegen die Kirche schützen, auf die Städte und niedere Ritterschaft stützen könnten. Ruhm, Glanz, Eroberung, nichts was die Phantasie und die Begeisterung erregt hätte, zeigt sich in dem ganzen Jahrhundert; und der Anflug von Schwärmerei unter den Nachbarn, sowohl bei dem Gottesfrieden in der Mitte, als bei dem ersten Kreuzzug am Ende des Jahrhunderts konnte in Deutschland nicht eindringen. In den Klöstern stockte das geistige Treiben der früheren Zeit, sie wurden jetzt ein Zufluchtsort der Unglücklichen, die sich während des Kampfes der Gegenkönige und der wilden Anarchie der Ritterschaft hierhin, als in die einzigen Refugien zusammendrängten. Wo auch noch ein Geistlicher etwa im Alterthum bewandert blieb, da bewahrte ihn dies nicht einmal, wie ein Peter Damiani zeigt, vor mönchischem Zelotismus; wo noch eine geistliche Beschäftigung sichtbar wird, da zeigt ein Willeram († 1085 als Abt in Ebersberg), zu welcher Geschmacklosigkeit man nur seit Notker herabgesunken war[97]; wo ja ein ausgezeichneter Mann noch thätig ist, wie Hermannus Contractus, da sieht man am entschiedensten die Richtung aufs Praktische und Verstandsmäßige, auf ächte Geschichte, auf Chronologie, Mathematik, Astronomie und Mechanik; weder die Geistlichkeit nahm sich der Kunst oder Wissenschaft mehr an, noch die Könige, noch der Adel. Was dafür Heinrich III. that, der sinnig war und durch sein Weib mit dem Sitz der aufkeimenden Cultur verbunden, doch aber keine Jongleurs und Bouffons bei seiner Hochzeit dulden wollte, war durchaus vorübergehend; die

---

97) Willerams Uebersetzung und Auslegung des Hohenliedes Salomonis rc. ed. Hoffmann. Breslau 1827.

übrigen Kaiser waren selbst ohne Bildung, die größten Männer des Clerus, ein Hanno oder Albert von Bremen, fanden es vortheilhafter, sich in einer andern Sphäre umzutreiben, als der gelehrten, und die Ritterschaft kannte, wie wir schon hörten, noch keinerlei Schule und Erziehung. Welch ein Beispiel ging auch von Rom aus, unter jenem Benedict IX., oder in anderer Art später unter Gregor VII., beide nur geeignet, jenes, die Zucht und das geordnete Leben in den Klöstern aufs scheußlichste zu verderben, dieses, die mönchischen Gelehrten in den Kampf der weltlichen und geistlichen Oberhäupter hineinzureißen und eine politische und kirchliche Polemik und schriftstellerische Partheisucht und Heftigkeit zu gründen, wie sie keine Zeit vorher kannte. Wie endlich konnte unter der Verwüstung und Plünderung, unter dem Raub und Mord zur Zeit Heinrichs IV. irgend eine geistige Betriebsamkeit entstehen, oder nur, wo sie bereits existirte, sich erhalten? Mit Recht hat Stenzel zur Vergegenwärtigung des inneren Zustandes von Deutschland in jenen schrecklichen Zeiten nichts Lebendigeres geben zu können geglaubt, als die Erzählung des Abts Rudolf von St. Tron von den Schicksalen seines Klosters im Anfange des 12. Jahrhunderts [98]). Mit nichts anderem kann man diese Scenen der Anarchie, des brutalen Soldaten- und Raubwesens und der Auflösung aller geselligen Bande vergleichen, als mit den ähnlichen Schilderungen aus dem dreißigjährigen Kriege. Auch sind ja in diesen Zeiten alle Elemente fast in Gährung, die im dreißigjährigen Kriege die Verhältnisse bildeten, wie sollten sich die Züge nicht entsprechen? So scheint selbst im Literarischen die größte Aehnlichkeit zu herrschen. Was in dem alten frommen Geiste der Ottonischen und Lutherischen Zeit fortging, ist noch das erheiterndste, was beide Male erscheint; das Größte sind beide Male vereinzelte, streng wissenschaftliche Erscheinungen; die Poesie aber stockte. Das Andenken an unsere alte Dichtkunst scheint beide Male verloren gegangen zu sein, wenigstens ist in der Quedlinburgischen Chronik in jener Stelle, von der ich bereits oben Gebrauch machte, der Ausdruck auffallend, daß von jenem Dietrich unter den Landleuten einst gesungen worden sei. Eigne Stoffe aber bietet diese ganze Periode fast gar keinen, man müßte denn annehmen, daß jener Herzog Ernst schon in diesen Zeiten Gegenstand des

98) Stenzel Geschichte Deutschlands unter den fränk. Kaisern I. p. 755 sqq.

Gesangs gewesen sei, der sich aber schnell, wie wir schon früher bemerkten, an die Geschichten der Ottonen und älterer historischer Personen anlehnte, wie flüchtend vor diesen Zeiten der Barbarei und der Prosa. Wie in jener neueren Zeit in Schlesien ein isolirter Zufluchtsort für die Poesie sich aufthat, ganz ähnlich scheint damals der Niederrhein und das belgische Gebiet ein Refugium für Bildung und Gelehrsamkeit gewesen zu sein. Die Nähe von Frankreich wirkte hier ein, und wir sehen daher später, daß dort Begeisterung für die Kreuzzüge war, als man deren in Deutschland noch spottete, und daß von dort der Uebergang der Ritter-Poesie vermittelt ward. Damals behaupteten drei Schulen in Lüttich in jenen Zeiten mit den ersten Rang und zogen durch die Vortrefflichkeit ihrer Lehrer die Ausländer dahin; die von Lobbe und Gemblours wetteiferten. Hier fanden sich nachher auch die gelehrtesten und beredtesten Vertheidiger der kaiserlichen Autorität gegen die Anmaßungen Roms, während die Gegner des Kaisers sich in den südlichern Klöstern von Deutschland sammelten; in Köln und Lüttich fand Heinrich IV. noch vor seinem Ende in verzweifelter Lage warme Theilnahme und Hülfe; und in Flandern traten dann im 12. Jahrh. jene lateinischen Dichter der Fuchs- und Wolfsage hervor, deren einer mit einer so ungeheuern Heftigkeit gegen den römischen Stuhl eifert.

4. Reinhart Fuchs.

Diese Dichter der Thiersage gehen uns eigentlich aus dem doppelten Grunde nichts an, weil sie nicht auf deutschem Gebiete und nicht in deutscher Sprache dichteten. Wir müssen aber an dieser Stelle aus dem doppelten Gegengrunde darauf eingehen, weil die Thiersage, diese merkwürdige Erscheinung, der wir die trefflichsten Dichtungen des Mittelalters danken, unter deutschen Stämmen entstand, und in ihren ersten Keimen gewiß zu Zeiten zurückführt, wo unsre Väter noch nicht in entfremdete Völkerschaften zertheilt waren; und weil sie nach Deutschland zur Zeit ihrer reinen Vollendung zurückkehrte, so daß wir die ganze Gestaltung der ganzen Sage nur unvollkommen erkennen würden, wenn wir nicht auch jede fremde Bearbeitung derselben in den Kreis unserer Betrachtung zögen; und dann, weil gerade der Reinardus, jenes lateinische Gedicht eines Flanderers aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, das von Mone

herausgegeben ward, der vollkommenste Repräsentant der Art von Poesie ist, welche in einer Zeit, wie die der fränkischen Kaiser, etwa entstehen konnte und weil wieder gerade nur eine solche Zeit jener Thiersage eines ihrer Hauptgepräge ausdrücken konnte, das, oft verwischt, bei jeder vorzüglicheren Umarbeitung derselben doch wieder heraustrat. Die Bedeutung der Sache, dazu der Mangel einer historischen Entwickelung der allmäligen Veränderungen, die diese Dichtungen erlitten, wird entschuldigen, wenn wir umfassend, aber so kurz als thunlich, dem Gange, den dieser Zweig der Volkspoesie genommen zu haben scheint, zu folgen suchen, und daher, wie bei dem historischen Volksepos in verschiedenen Perioden seine verschiedenen Metamorphosen einer getrennten Betrachtung unterwerfen.

Erst in unseren Tagen ist diese historische Entwickelung des Thierepos möglich geworden, nachdem die älteren lateinischen Bearbeitungen durch Grimm und Mone, die französischen durch Méon, die altholländische durch Grimm und Willems bekannt gemacht wurden[99]). Was man bisher über diese merkwürdige Dichtung gesagt hat, die einzige des früheren Mittelalters, die eine fortdauernde Theilnahme zu allen Zeiten gefunden hat, weil sie nicht die eigenthümlichen Zustände jener Zeit aus dem engen Gesichtspunkte eines einzelnen Standes von halber Bildung den späteren nur halb verständlich überliefert, sondern die allgemeinsten menschlichen Verhältnisse in stets gültiger Betrachtungsweise auffaßt, ging nicht über das Literarische, über die Autoren und Persönlichkeiten der Dichter hinaus, wozu dann einige schöne Redensarten kamen über die Bedeutsamkeit und den ästhetischen Werth dieser Epen. Nun hat aber uns Jacob Grimm zugleich mit der Nachlese oder der sauberen Ausgabe der kleineren auf die Thiersage bezüglichen Stücke eine weitere Abhandlung über das geschichtliche Verhältniß, die Fortbildung, den Ursprung und das Wesen der Thiersage geliefert, und, was er schon in einem Jugendschriftchen im deutschen Museum andeutend gethan hatte, eine ganz andere Bahn gebrochen und ein neues Feld der

99) Reinardus Vulpes edid. Mone. Stuttg. u. Tübingen 1832. Le Roman du Renart, ed. Méon. Paris 1826. Reinhart Fuchs. Von Jacob Grimm. Berlin 1834. Reinaert de Vos. ed. J. F. Willems. 1836. Dazu kann man noch die neue Auflage der Lübecker Ausgabe des niedersächsischen Reineke von Hoffmann von Fallersleben (Breslau 1834) nehmen, so hat man alles Material zusammen.

Untersuchung geöffnet. Da der Fleiß der Forscher um diese Gegenstände mit besonderer Vorliebe fortwährend beschäftigt ist, und wie Willems sagt, die Fuchsjagd noch lange nicht zu Ende scheint, so müssen wir hier mehr noch als an andern Stellen die Form des historischen Vortrags mit einem kritischen vertauschen, und den Ansichten jener Männer folgend unsere eigenen zu entwickeln trachten, die ihre Selbständigkeit übrigens ganz nur in geschichtlicher Betrachtung suchen. Zugleich müssen wir in Bezug auf das eigentliche Literarische auf J. Grimms Abhandlung verweisen, da wir dies überall voraussetzen.

Grimm geht von der einfachen Bemerkung aus, daß die Quelle der Thierfabel in der Betrachtung der mannichfaltigen menschenähnlichen Triebe, der Fähigkeiten, Eigenschaften und Leidenschaften der Thiere liegt, die dem Menschen der ursprünglichen Gesellschaft bedeutend genug sein mußten, um ein viel engeres und vertraulicheres Band zwischen Mensch und Thier zu schlingen. Blieben zwar in der Wirklichkeit immer Grenzen gesteckt, „so überschritt und verschmolz sie doch die ganze Unschuld der phantasievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abstands wenig fühlend, Thiere beinahe für seines Gleichen ansieht und als solche behandelt, so faßt auch das Alterthum ihren Unterschied von den Menschen ganz anders, als die spätere Zeit.“ Es glaubt also an Verwandlungen der Thiere in Menschen, der Menschen in Thiere, an übernatürliche Kräfte und übermenschliches Wissen der Thierwelt; es leiht ihr Kenntniß des Schicksals der Menschen, und eigene oder gar menschliche Sprache. „Wo aber solche und ähnliche Vorstellungen (und sie scheinen bei Völkern auf halber Bildungsstufe am stärksten und lebhaftesten) in dem Gemüthe des Menschen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Thiere einen breitern Spielraum, einen tieferen Hintergrund gestatten, und die Brücke schlagen, über welche sie in das Gebiet menschlicher Handlungen und Ereignisse eingelassen werden können.“ Demnach gründet sich denn die Thierfabel auf nichts anderes, „als auf den sicheren und dauerhaften Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerdenkliche, langhingehaltene, zähe Ueberlieferung;“ sie steht, wie alles Epos, in stetem Wachsthum und schmiegt sich den veränderten Zeiten verändert an. Echte Thierfabeln zu ersinnen, hält Grimm daher für widerstrebend; alle Versuche scheiterten, „weil das Gelingen gebunden sei an einen

unerfundenen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen sein muß, ihn zu weihen und zu festigen.“

Aber hier müssen wir bei dieser Zusammenfassung von Thiersage und Thierfabel sogleich stille stehen. Die beiden Grimm sind es hauptsächlich, welche in Deutschland auf den Unterschied von Volks- und Kunstpoesie aufmerksam gemacht, welche mit Anderen es bei uns dahin gebracht haben, daß an der volksmäßigen, allmähligen Entstehung unserer großen Epen, so wie der der Griechen, kaum ein Zweifel übrig bleiben darf; sie haben der Geschichte der Dichtkunst dadurch eine Gestalt gegeben, welche sie bei uns wohl nie wieder verlieren wird, welche die Franzosen aber schon schwerer, die Engländer noch weniger, Italiener und Spanier aber gar nicht adoptiren werden. Kaum hat man auch im Auslande diese Entdeckung in unserem Epos beachtet, und in Bezug auf die homerischen Gedichte hat man sie verspottet und sie hat selbst unter uns den innerlichsten Widerwillen, z. B. in Göthe, erregt. Dies hat seine sehr deutlich nachweisbaren Ursachen, es hat seine Erklärung und Entschuldigung in sich. Den Maßstab unserer Dichtungsgeschichte an jede fremde zu halten, würde auch eine Einseitigkeit sein, die uns Deutschen am wenigsten zu verzeihen wäre. Die Volksmäßigkeit der Dichtung der verschiedenen Nationen hat Grade der Völligkeit oder Mangelhaftigkeit je nach der Geschichte, der Bildung und namentlich nach der Stellung der untern Volksclassen in den Völkern. Darüber Beobachtungen zu sammeln, wäre vor Allem Noth gewesen, ehe man in vager Unbestimmtheit Alles Volkspoesie genannt hätte, was in irgend Einem Zuge nur etwas Volksmäßiges verräth. Bei unseren deutschen Forschern nun ist die Vorliebe für diese Volkspoesie nicht allein in unseren alten Dichtungen, sondern auch in aller Poesie überhaupt zu einer Höhe getrieben, auf die zu folgen schon der rein nationale Sinn dieser Männer gehört, der diese Eine Richtung vielleicht mit zu viel Verachtung der entgegenstehenden ergriff. Sie haben nicht allein Volkslieder und Epen für sehr werthvoll gehalten, über die mancher Andere anders urtheilen möchte; sie haben aber auch Volkspoesie oft genannt, was doch nur sehr uneigentlich so genannt werden kann. So hat denn auch Grimm hier in der Thierfabel (und dies mit Recht) volksmäßige Dichtung gesehen, und er denkt Thierfabel, Thiersage, Thierepos, Thiermährchen auf Einerlei Stamm gewurzelt.

Ein Stamm mag auch das Alles in der That getragen und es wird eben der sein, den wir vorhin mit Grimms A bezeichnet haben. Wenn er aber das Thierepos und die mo Thierfabel in Einer Folge als Blüthe und Frucht eines einzig geimpften Zweiges dieses Stammes ansieht, dann weiß ich ih ist möglich aus Mangel an gründlicher Einsicht, nicht zu Die Thierfabel, d. h. das was alle Welt eigentlich und Thierfabel genannt hat, ist von dem Charakter des Thierepo wo dieses am reinsten ist, grundverschieden; und nichts ist vi hier beweisender, als das Gefühl jedes Unbefangenen, dem be ersten Lectüre des altholländischen Reinaert oder des niedersäch Reineke die äsopischen Fabeln, die dort in den zweiten Theil Ei fanden, aufs unangenehmste lästig, wenigstens als etwas Fr beschwerlich fallen werden. Diese Tierfabel ist einzig und alle alten Orient ein einheimisches Product (ich sage ausdrückli alten, weil der neue unter griechischen und anderen Einflüssen nirgends sonst ist sie wieder original erschienen, und das w Deutschland original in der Thiersage ist, ist keine Thierf Sie mag ihre ersten Anfänge schon in den Zeiten gehabt haben die Menschen zuerst sich der Kluft zwischen Thier und Mensc wußt wurden. Der erste Eindruck, den ein solches Besinnen i Menschen hervorrufen mußte, konnte kein anderer sein, als d Erkenntlichkeit für Hülfeleistung und Belehrung, die er von Thiere empfangen hatte, denn in diesen Beziehungen lernte er die Thiere, die sich an ihn anschlossen, und jene, welche diese b deten, d. h. eben jene, welche fast ausschließlich in der Thi auftreten, zuerst kennen, er lernte Kriegs- und Hausstand, Ge keit und Regeln der Geselligkeit von dem Thiere. Es giebt denkbares älteres Verhältniß zwischen Thier und Mensch als Daher sind vielleicht überall die ältesten Sprüchwörter jene, Zustände und Eigenschaften der Thiere auf menschliche anwe die sich in allen Nationen gleich häufig und gleich selbständig fi wo dann gleich sichtbar ist, wie sich das Lehrhafte an die Beo tung der Thierwelt knüpft. Durch jederlei Gestaltung der Thi von der ersten zur letzten ist dies fast allein durchgedrungen, da geselligen Verhältnisse und Tugenden oder Laster ihren Mittel bilden, und wenn der Versuch in den gesta Romanorum, chri Moral daraus zu ziehen, so sehr gescheitert ist, so liegt eben hie

Ursache am Tage; und wenn die Tugenden der Thiere überhaupt weniger Rollen darin spielen, als die Laster, so liegt das eben darin, daß der Friedensstand überall in der Gesellschaft vorausgesetzt wird und nur deren Störung Anlaß zu Erzählung oder Belehrung gibt, und in diesem Sinne konnten auch die Tugenden der Freundschaft, der Einigkeit (Tauben im Netz; zwei Stiere und Löwe) und ähnliche Eingang finden. Dagegen hat man es fast überall vermieden, dem Thiere in Fabel oder Erzählung Tugenden der edleren Menschheit beizulegen, Frömmigkeit, Aufopferung u. dergl., weil das leicht zur Blasphemie oder zur Lächerlichkeit werden konnte. Ja das Thierepos scheint hier noch einen Schritt weiter gegangen zu sein und ganz eigentlich die thierische Natur des Menschen zu seiner Sphäre gemacht und alles Höherstrebende in demselben, das ja leider auch so leicht die Menschen, wie sie gewöhnlich sind, zur Verirrung führt, grundsätzlich zu verspotten. Faßte nun der Mensch diesen ersten Bezug zwischen sich und dem Thiere, so sehen wir, daß die Lehre allerdings das Ursprüngliche in der Fabel, und die Fabel das Ursprüngliche in der Thiersage ist. Die friedliche Fabel blickt auf den friedlichen Urstand der Menschheit zurück, das kriegerische Thierepos auf den Kriegsstand, der in der Entwickelung des Menschengeschlechts nicht das Ursprüngliche sein kann. Zur Fabel genügte ein Nachdenken über des Menschen gesellige Zustände, das früh genug geweckt werden mußte, und eine nur allgemeine Bekanntschaft mit den hervortretendsten Eigenschaften der Thiere. Beides konnte der scharfsinnige, zu Räthseln, Allegorien und Parabeln aus undenklichen Zeiten geneigte Orientale leicht erwerben; und gleichwohl scheint es, als müsse eine Gegend zum Entstehen der Fabel gesucht werden und eine Zeit, die schon höhere Begriffe von Menschlichkeit besaß, als sie der Orient im Alterthume fast durchgängig hatte, und die Heimat und das Zeitalter, das man dem Aesop gibt, scheint hierzu gleich gut passend, ohne daß wir übrigens damit leichtsinnig ihn den Erfinder der Fabel zu nennen meinten. In irgend einer volksmäßigeren Form möchte sie allerdings viel früher existirt haben, und eine unmittelbarere Form und Entstehung scheint auch die vortreffliche Fabel im Buche der Richter zu zeigen. Wer ihr aber diese Gestalt der äsopischen Fabel gegeben, den darf man keck für ihren Erfinder ausgeben. Diese Gestalt darf man für das Uranfängliche halten, denn alles frühere blieb in seiner Unmittelbarkeit ungeschrieben, und die

Veränderung, welche der Fabel eine selbständige Bedeutung gab, war von solchem Momente, daß von da an, wo die Moral zur Seele der Fabel ward, diese kleine Schöpfung in sich eine Solidität, eine Dauer und Festigkeit erhielt, der fast keine Zeit und keinerlei Entartung etwas Bedeutendes anhaben konnte. Es wird daher Anstoß erregen, wenn Grimm von einer geschwächten Form, von Verdünnung der äsopischen Fabel spricht. Und damit meint er gerade jenen strengen inneren Zusammenhang, jene durchdringende und bindende Lehre; das nennt er die Fabel nach den Epimythien zuschneiden; die Kürze nennt er den Tod der Fabel, in die Lessing ihre Seele setzte; in diesem Sinne verwirft er die Lokmanschen Fabeln; in diesem Sinne will er die Aesopischen nicht als den Gipfel betrachtet haben; in diesem Sinne spricht er Lessings Fabeln ein Urtheil: das naive Element ginge ihnen ab; das Thun seiner Thiere interessire nicht an sich, sondern nur durch Spannung auf die erwartete Moral. Ob dies Urtheil richtig ist, ob Lessings Fabeln auf die Moral spannen oder nur sie erwarten lassen, weil wir nicht anders gewöhnt sind, ob der Mangel an Naivetät nicht ein nothwendiger Begleiter aller neuen Poesie ist, die von dem Gedanken überall beherrscht ist, ob das Epigrammatische in Lessings Fabeln, das Grimm zu meinen scheint, nicht eine Eigenthümlichkeit Lessings ist, die seinen Grundsätzen über die Fabel sonst keinen Eintrag thut, dies Alles lassen wir dahingestellt. Gewiß ist das Eine, daß der ganze Occident den Aesop und der ganze Orient den Lokman als die Quelle aller Fabeln und ihre Fabeln als Muster angesehen hat; gewiß ist, daß die Entfernung von der Kürze zur epischen erzählenden Breite in der alexandrinisch-römischen Welt und im Mittelalter, von Phädrus bis auf Lafontaine, la Motte und Richer und die deutschen des vorigen Jahrhunderts als eine Entartung, ja von den berühmtesten dieser Erzähler selbst als eine Entartung ist angesehen worden, und es gibt fast keine competente Stimme, die nicht Lessings Rückschreiten zu der alten Simplicität ein Zurückgehen aufs Classische und Aechte genannt hätte. Solch einer in Jahrtausenden feststehenden Ansicht entgegenzutreten, ist gegen alle historische Möglichkeit. Solch eine Ansicht, wenn sie Irrthum sein sollte, müßte ein Irrthum sein, der auf einer Wahrheit ruhte, und kann also nur Irrthum scheinen, aber nicht sein. Der strenge und trockene, kurze und sparsame Vortrag ist überall ein Kennzeichen der Ursprünglichkeit und

des Alters poetischer Formen. Die Ursprünglichkeit der Fabel als Gattung aber ist eben so natürlich und erweislich. Die Thierdichtung gibt nicht wie das Epos das reine Bild einer bloßen Anschauung: zu dieser höheren reinsten Gattung der Poesie gehörten große und edle Gegenstände einer Welt von Heroen und Göttern. Sie gibt das allegorische Bild einer Abstraction, und bezieht sich auf reale Verhältnisse, die durch die freie Umgestaltung erst den poetischen Adel erhalten. Diese Dichtung, in Haus und Heimat gewachsen, geht vom geselligen Bedürfniß aus, sie mußte in ihren Anfängen das Verhältniß von Mensch zu Mensch, das moralische Verhältniß gleich Berechtigter schildern, und mußte in ihrem Fortgang auf das Verhältniß von Stand zu Stand, das politische Verhältniß ungleich Gestellter kommen, ein Fortschritt der in der menschlichen Entwicklung nothwendig ist. Jenes schildert die Fabel; es ist ein Verhältniß, das dem Weltlauf gegenüber nur in der Theorie erscheint, eben wie es die Fabel darstellt; dies andere Verhältniß aber ist ein factisches, dessen Darstellung nothwendig auf die epische Form führen mußte. Die Fabel muß daher in ihrem Entstehen selbständig und didaktisch gedacht werden, als Anfang einer niedern Kunst, einer Genredichtung, die sich im Thierepos in freierer Lebendigkeit ausbildet. Zeiten der ersten, aufkeimenden Theilnahme des unteren Volks an der Poesie, Zeiten der herrschenden Didaktik haben denn auch immer die äsopische Fabel wieder gesucht, und in Deutschland ist dies nicht allein im dreizehnten Jahrhundert sichtbar, wo dieselbe, nachdem sie lange ihrem Stoffe nach Eingang in das Thierepos gefunden, nun auch ihrer Form nach ihre eigene selbständige Entwickelung beginnt und dies fast, den ersten Spuren nach, seit dem welschen Gaste, eben dem Buche, welches gleichsam die höhere Ritterpoesie verabschiedet; sondern es zeigte sich noch viel deutlicher im 18. Jahrhundert, wo die Fabel im engsten Verband mit der didaktischen Poesie stand, und zugleich in einer Zeit der belletristischen Vielseitigkeit, die nur die Nothwendigkeit dunkel empfand zu einer alten Reinheit und Einfachheit zurückzukehren, sich geltend machte, alle producirenden Köpfe, alle Theoretiker beschäftigte, und zuerst unter allen Dichtungsarten jene alte classische Simplicität erreichte. In dem größten Wirrwar einer aufblühenden, von Fremdem überflutheten Literatur hebt sich die äsopische Fabel aus der ärgsten Entstellung zu ihrer einstigen schmucklosen Reinheit heraus, und ehe sie

diese von Lessing erhielt, war in Deutschland keinerlei Auss
irgend einer classischen Dichtung. So sehr ward die alte
nende Kraft der Fabel erprobt gefunden, daß sie unter einer
von werdenden Dichtungen als das einzige Werthvolle dasteh
sie in Breitingers Theorie als die vollkommenste Dichtungs
nannt wird. Als eine vollkommene Schöpfung, als eine E
dung hat die Fabel von jeher die größten Köpfe gereizt: am
immer die, welche in der Poesie ein verständiges Prinzip nic
missen wollen; die größeren Dichter, wie Göthe und Schille
sie als Gedicht kalt gelassen, Göthen nur einmal als historisc
scheinung interessirt; nur solche Zeiten, welche die Dichtkur
Verstandessache machten, haben auch von je die Fabel beg
Wäre das Epische in der Fabel ihr Ursprüngliches, so würd
gerade umgekehrt sein; das Epos seinerseits hat sich mit
Zeiten nie vertragen. Man kann daher nicht sagen, daß dies
hafte und Verständige in der Fabel späterer Zusatz oder Zeiche
Ausartung sei. Wenn Göthe schon, seines dichterischen Geni
bewußt, die homerische Vielheit nicht leiden mochte, wie würd
größeren Köpfe, die je Fabeln ersonnen und erdichteten, auffs
wenn sie hörten, Alles das sei gescheiterter Versuch ge
Gerne würden sie zugeben, ihre Producte ständen so weit hinter
zurück, als sie, die Dichter, von der Natur, von Einfachhe
Lebens, von Kunst der Beobachtung, von Schärfe der Sinne
dem Alterthume überhaupt zurückständen, und sie näherten sic
um so mehr als sie allem diesem näher kämen, allein darin
alle ihre Concession und ihre ganze Entschuldigung liegen.

Aber nun die andere Seite! Dieser Ansicht von Grimm
wahr oder irrig, haben wir die schönste Entdeckung zu danken
über das ganze Thierepos das beste Licht verbreitet und zugleic
serer vaterländischen Dichtung den Kern dieser werthvollen Pro
vindicirt. Es existirte in Deutschland, wer weiß von wie l
Zeiten her, ein Zweig der Thiersage, der uns oder dem N
überhaupt ganz eigenthümlich, der von äsopischer und aller an
Fabel ganz unabhängig ist. Diesen Zweig möchte man Thiern
chen nennen; er tritt nicht allein in unserem größeren, durch
mischung alter Fabeln entstellten Epos auf, sondern auch in b
deren unabhängig gebliebenen Mährchen; und die von Grimm
getheilten esthnischen und serbischen Fabeln, welche die völlige Ges

denheit der nordischen Thiersage von der äsopischen Fabel bestätigen, sind hier von unschätzbarem Werthe. Die innere Bedeutung der Namen der Haupthelden im deutschen Thierepos führt auf ferne Zeiten der Existenz dieser Erzählungen zurück[100]), wo noch an keinen römischen Einfluß zu denken ist, „die ganze Complication dieser Dichtungen hat alle Zeichen erfinderischer Rohheit, sinniger Einfalt, naturtreuer Beobachtung —, eine Zugabe von Wildheit ist darin noch merkbar, die Römern und Griechen widerstanden hätte.“ Die von Grimm bezeichneten Stücke[101]), welche durchaus keine Spur von äsopischer Fabel an sich tragen, sind eben lauter solche Mährchen; ihnen auch nur eine Lehre abzugewinnen, möchte oft ein großes Kunststück sein. Diese haben ihren Zweck in sich selbst, sie wollen durch Stoff und Erzählung wirken; alle Requisite vereinigen sie, die Grimm an die ursprünglichere Form der äsopischen Fabel verlangt. Sie haben jene epische Breite, die das ganze Mittelalter gesucht und auch auf diese Fabeln selbst übertragen hat: aber sie widerstreben dem Charakteristischen der Fabel eben so sehr, wie das Charakteristische dieser jenen Mährchen widerstrebt. Ein ganz allgemeines Band umschlingt beide; wo die Fabeln in das Thierepos, das Thiermährchen, die Schwänke, Fabliaux der Thiere im M. A. Eingang fanden, mußten sie bedeutend verändert werden, wenn sie sich natürlich einfügen sollten und wie wir schon oben andeuteten, so ist das bei weitem vortrefflichste Stück aus unseren Thierepen, das altniederländische aus dem 12. Jahrhundert, hauptsächlich darum so einzig, weil es die äsopische Fabel ganz ausschließt, und die Fortsetzung verräth sich durch nichts mehr, fällt durch nichts so sehr auf, als durch die Einmischung solcher Fabeln, und was damit nothwendig verbunden war, durch deutlicheren moralischen Bezug, der nun dem Ganzen gegeben wird. Wenn aber Grimm auch gewisse Theile in den deutschen Epen, die Aehnlichkeit mit den äsopischen Fabeln verrathen, nicht von diesen hergeleitet wissen will; wenn er darum bei einer Annahme von früher Verpflanzung griechischer Fabeln in den Zeiten des Verkehrs der Gothen und anderer deutscher Völker im byzantinischen Reiche so viele Schwierigkeiten findet; wenn er, weil mancher schöne Zug aus der äsopischen Fabel in solchen

100) Grimm c. l. Einl. p. CCXCIV.

101) Ibid. p. CCLXVII. in der Note.

Entlehnungen verwischt ward, diese nicht als Entlehnungen
lassen will (als ob das Mittelalter nicht in Allem, was es vc
Alterthum herübernahm, das Schöne verwischt hätte!); w
darum in allen solchen ähnlichen Stücken, die sich in dem grie
Fabulisten und im deutschen Epos blos allgemein entspreche
nicht spätere, deutlichere Erborgung verrathen, eine uralte G
schaft, eine Verwandtschaft der Sage, die sich auf ein uraltes
des indischen und deutschen Stammes gründe, annimmt, so
schwer ihm zu folgen. Abgesehen davon, daß sich Alles d
sträubt, wenn man zwei ähnliche Sagen am Ganges und
Schelde, wenn man noch dazu so allgemein ähnliche Dinge w
im Hitopadesa in eine Kufe mit blauer Farbe gefallnen Schak
den im Renart gelbgefärbten Fuchs auf Eine Ursage zurück
will, so geht man hier von Voraussetzungen aus, die wieder
alle Geschichte sind. Die Ansichten von volksmäßiger Dichtung
richtig, anerkannt wie sie sind, führen leicht auf Uebertreibun
auf falsche Anwendung: genau so ists hier. Unsere deutschen
scher haben eine neue Sprachforschung begründen helfen; i
wies sie hier die Verwandtschaft der deutschen und der clas
Sprachen auf eine höhere Quelle, als die der Entlehnung im
telalter. Das war natürlich: denn Sprachen kann man wohl
Unkenntliche verändern, aber nie völlig ablegen. Aber S
Poesien! Die Kreuzzüge haben fast jede Erinnerung an die
nische Zeit, in der griechische und lateinische Literatur in Deutsc
blühte, vertilgt; die Völkerwanderung hat in der Heimat all
sämmtliche alten Erinnerungen getilgt, die vor ihr lagen, Erinn
gen großer Thaten und Kämpfe der Nation gegen Feinde, die
heit und Alles gefährdeten; und durch diese ungeheuren Verwi
gen des Alten, und noch dazu durch wer weiß wie viele Jah
sende der Wanderungen aus dem Osten und der Ortsveränd
im Norden hätte sich die Fabel vom blau- und gelbgefärbten
erhalten! Wunder genug, daß in der Sprache so Manches
dauerte, in der beweglichen Sage können wir dies nicht anneh
Und selbst in der Sprache scheint mir, als habe man zu n
beachtet, daß derselbe Sinn der Beobachtung derselben Gegenst
dieselben Ausdrücke für den inneren Eindruck auch unabhängig
finden können und oft wird gefunden haben. Wollte man von
chen Voraussetzungen uralter Gemeinschaft bei jeder Aehnlichkei

der Geschichte ausgehen; dann gäbe es kein Gesetz innerer Entwickelung und jedes Volk und jeder Mensch könnte keinen Schritt thun, ohne zu copiren. Es ist derselbe Gedanke, wie wenn man annahm, die ähnlichen Pflanzengestalten auf den Alpen und den Cordilleren müßten von Vögeln herrühren, die unverdauten Samen vertrugen; aber dieser Gedanke war doch ein sehr unverdauter.

Was aber die Verschiedenheit des deutschen Thiermährchens und der orientalischen Thierfabel und was ihre beiderseitige Abtrennung bedingt, ist der Boden, auf welchem sie wuchsen. Der Orientale, der im Alterthum, mit Ausnahme von Juden und Persern, gar keine oder eine höchst jämmerliche und magere Sage und Geschichte hatte, der nichts von Handeln und freier Bewegung kannte, faßte in der Thiersage, wie in Allem, das Allgemeinste und brauchte es schnell zu einem Zweck, und ihr Zweck ergab sich von selbst. Die Art, wie die Thiere in den Fabeln aufgeführt werden, forderte eine weit geringere Vertrautheit des Menschen mit dem Thiere; allein für eine so genaue oft naturgeschichtliche Kenntniß des Thiers, wie sie in den deutschen Mährchen sichtbar ist, für eine solche Beobachtung der „Heimlichkeit der Thierwelt", gehörte ein ganz anderer Schlag Menschen. Das ganze Alterthum kennt keine Freude an der Natur, und Freude an der Natur ist ein Grund dieser Dichtungen; das frühere Alterthum kennt nur Naturwunder, aber keine Naturgeschichte, und kein Bestreben darnach; das Alterthum kennt die Art von Jagd und Jagdliebe durchaus nicht, die das ganze Mittelalter oft bis zum Unsinn steigerte. Es ist ein kecker Ausspruch, den Grimm wagte, und den nicht Jeder gleich hingeschrieben hätte, daß ihn alter Waldgeruch aus dem deutschen Thiergedicht anwehe, aber es ist ein Ausspruch, dessen ganze Wahrheit jeder fühlen wird, der diese einfache Dichtung in einem unverdorbenen Gemüthe aufnimmt, der Sinn für Natur und Leben im Freien hat. Allein nun probe man die feinsten Sinne, ob etwas von diesem Dufte in der äsopischen Fabel liegt! Nicht die Spur! Aber ist sie darum jünger, unreiner? Vielmehr spricht eine Kindlichkeit, ein Verhältniß zwischen Thier und Mensch, auch da wo nicht Menschen neben Thieren in der Fabel auftreten, sondern eben schon durch jene Epimythien, aus ihnen, welche die deutsche Thiersage nicht mehr erreicht, wo schon eine größere Kluft zwischen beiden Geschöpfen liegt, wo es ganz eigentlich unleidlich und oft ekelhaft wird, wenn in den französischen Branchen manchmal

der Mensch, aber ja nur der Bauer, mit dem Thiere in Collision und meist zu seinem Schaden kommt. In den Fabeln ist gleichsam der Mensch noch das lernende Kind und für das lernende Kind sind sie auch jetzt noch im Gebrauche. Aber in dem deutschen Epos läßt sich der Mensch zu dem Thiere ganz fühlbar herab; in den lateinischen Sagen sieht man ordentlich den schreibenden Pfaffen, der sich freut, seinem Wolf seine mönchische Sophistik zu leihen; im französischen Renart ist das Bewußt-Menschliche der Thiere noch immer sehr deutlich und es forderte ein künstlerisches Rückschreiten zum Einfacheren selbst in diesem Epos, wie später in der Fabel, um dahin zu gelangen, wo, wie im Reinaert, die Thierwelt wieder reiner, ungestörter von unpassend geliehenen höheren menschlichen Capacitäten, Zuständen und Attributen erscheint. Dieser Gang bestimmt schon den Werth der verschiedenen lateinischen, französischen und deutschen Epen; in diesem selben Verhältniß stehen sie der Jugend näher oder ferner, die man immer bei solchen volksmäßigen Poesien zuerst hören muß, die immer reiner fühlt als wir Aelteren, die wir beim Beurtheilen eines Kunstwerks vor tausend accessorischen Beziehungen den Mittelpunkt der Sache allzu oft übersehen. Daß sich nun das deutsche Mährchen trotz all dieser Verschiedenheit mit der äsopischen Fabel so sehr verschmolz, lag einfach darin, daß diese Fabel dem M. A. in einer Gestalt zugeführt ward, welche jene alte strenge innere Consistenz schon etwas aufgegeben, schon viel mehr die Erzählung zur Hauptsache gemacht hatte, und gleichwohl konnte sie nur unter mancherlei Veränderungen tauglich gemacht werden.

Die Freude an der Natur, welche der neueren Zeit im Gegensatz zum Alterthum eigenthümlich ist, die sich in den frühesten Gedichten des ganzen Mittelalters ausspricht, und worin übrigens das Alterthum in seinem Absinken gleichfalls der germanischen Natur entgegen kam, diese Freude an der Natur, am Beobachten des pflanzlichen und thierischen Lebens ist die Seele dieser Dichtungen. Das Alterthum kannte in allen seinen Poesien, wie in seiner plastischen Kunst nur den Bezug auf Heroen und Götter: sein Blick war stets aufwärts gerichtet. Diese niedere Region der Fabel überläßt die alte Welt Sklaven und Fremdlingen (so Aesop und Lokman in der Sage); Sokrates zuerst liebt sich mit ihr zu beschäftigen, der die Griechen zuerst lehrte auf Geringere als auf ihres Gleichen zu blicken, der die Ideen von Menschengleichheit zuerst anregte, die sich allmählig

ausbreiteten, und vermittelt durch das Christenthum wieder auf fruchtbaren Boden unter den Germanen trafen. Ausnahmsweise konnte in Griechenland eine Batrachomyomachie entstehen, denn freilich, was erschuf dieses Volk auch nicht! Aber eigentliche Wurzel schlagen und zu einer so ungemein reichen Entfaltung kommen konnte die Thiersage nur da, wo ein unvertilgbarer Hang zum Stillleben und zur Naturfreude und ein Sinn für die kleineren menschlichen Verhältnisse obwaltete. Dies trifft in jeder Hinsicht auf Flandern; in den allgemeineren auf Deutschland überhaupt. Hier mag das Thierepos auch empfangen sein; groß gezogen, in die Welt geschickt und wahrscheinlich auch geboren ward es dort. Jene Gegenden haben die niedere Malerei vor allen andern Ländern gepflegt, Landschaft und Viehstücke; sie haben auch die niedere Poesie gepflegt; und man darf nur die Scenen lesen von dem verfolgten Wolfe oder Bären, oder zwischen der Katze und dem Priester, so wird man die vollkommensten und ächtesten niederländischen Gemälde vor sich glauben. Jenen höheren alten Sinn hat der Süden von Europa wenig abgelegt, oder erst spät; erst spät erscheinen daher poetische Thierstücke im Süden, nicht in diesem innigen Geiste und Ernste, sondern scherzhaft wie die Batrachomyomachie, welche sie auch erst erzeugte (Gatomachie u. dergl.). Ueberall ferner steht diese Art Malerei und Dichtkunst in einer Parallele mit republicanischem, oder daß ich wahrer sage, mit bürgerlichem Sinne, mit Achtung der niederen Classen, mit Freiheitssinn, mit Tyrannenhaß; sie fand daher überall nur da Eingang, wo diese herrschten. Dies ist genau die Scheide der Wirkungen des Reinhart Fuchs; es ist ganz genau die Scheide der Wirkungen der Reformation. Fast wird kein Unterschied sein zwischen den Schicksalen dieses Gedichts in den einzelnen Ländern und zwischen denen der Reformation; man achte z. B. nur auf die ungeheuren Anstrengungen, die für diesen Zweig der Dichtung und für die Reformation in Frankreich durch Jahrhunderte gemacht wurden, und wie man Beides fallen ließ und die Früchte verscherzte, während in Deutschland das Eine und das Andere sich ewig neugestaltete und fortentwickelte. Hier also führt die Geschichte wieder auf eigene Resultate, die aber so einfach als überraschend sind. Was Grimm[102]) über die örtliche Einschränkung des Thierepos bemerkt, wird man sehen, trifft

102) p. XVI.

hiergegen nicht den rechten Punkt und ist überhaupt unbestimmt. Dem Historiker aber kommt es vor Allem zu, in den Neigungen und Ideen der Nationen die Wahl der Gegenstände ihrer geistigen Thätigkeit zu suchen, diese aus jenen zu erklären, dann ihren Wirkungen nachzuspüren und in Allem Zusammenhang und Nothwendigkeit nachzuweisen.

War nun das Thierepos auf diesem Grunde der Popularität basirt, so war es natürlich in jenen Zeiten, wo ein Unterschied der Stände noch weniger fühlbar war, Allgemeingut. In jenen Zeiten mochte die Erzählung an und für sich, in Mährchen oder Fabel, dem Hörer oder Leser behagen und die Freude an dem räthselhaften Treiben der Thiere konnte ihm in dem bloßen Stoffe Befriedigung schaffen. Allein sobald die Stände sich bestimmter schieden, sobald nur das Mönchswesen anfing aufzukommen, und gar als es anfing auszuarten, sobald man ein ascetisches Leben überhand nehmen sah, dessen Unnatur der schlichte Sinn des Volkes empfinden mußte, sobald man in ein solch widersinniges Verrenken der menschlichen Natur Heiligkeit und Seligkeit setzte, sobald man Tugenden predigte, die man erst schuf, und daneben gar selbst die Tugenden versäumte oder ins Angesicht höhnte, welche die menschliche Gesellschaft seit Urzeiten als Gesetze anerkannte, ohne deren Aufrechthaltung die Existenz der Gesellschaft selbst eine Unmöglichkeit war, konnte es da anders kommen, als daß diese Thierpoesie, die von je auf der materielleren Seite des Menschen, mit der er der Natur und ihren anderen Geschöpfen näher steht, festhaftete, die stets der gemeinen Wirklichkeit anhing und stets mehr Ursache finden mußte, dieser sich desto enger anzuschließen, je höher die Priester- und Ritterwelt sich in ein ideales, luftiges Träumen und Treiben verlor, unter dem jeder feste Boden schwand, konnte es anders kommen, als daß sie, auch ohne daß sie es wollte, politisch, moralisch und ästhetisch einen Gegensatz gegen die höheren Stände, ihr Treiben und ihre Poesie zu bilden anfing? Daß sie das Heilige und das Hohe parodirte, das Gemeine und den alltäglichen Weltlauf ironisch in ein heiteres Licht stellte, hier und da die Uebertreibung des Idealen verspottete, und das Schmähliche satirisch verfolgte? War auch keine Absicht, kein Bewußtsein der Art in den einzelnen Dichtern, so brachte der Stoff an sich dieses Verhältniß mit sich; jedes bessere spätere Volksbuch in Deutschland allegorisirt gleichsam die Zustände oder Schicksale

eines Standes, einer Tendenz, einer Eigenthümlichkeit der Zeit, ohne daß eine Spur von Absichtlichkeit dabei wahrzunehmen sei. Dies eben ist es, was einem Stoffe die wahre Volksthümlichkeit giebt; man sieht hier am auffallendsten, wie sehr aus dem Ganzen hervorgegangen ein solcher Gegenstand ist. Ob nun aber dieser Gegensatz zum Bewußtsein in dem behandelnden Dichter werden sollte oder nicht, dies hing natürlich von dessen Individualität, es hing auch von der Zeit ab, in der der jedesmalige Dichter lebte und von dem Volke, dem er angehörte. Hier muß man sich allerdings hüten zu weit zu gehen, man muß sich hüten, keine angelegte und absichtliche Allegorie zu suchen, allein man muß auch auf der anderen Seite das Allegorische, was diese ganze Dichtung ihrer Natur und ihrer Entstehung nach an sich hat, nicht verkennen, man darf ferner nicht leugnen wollen daß nicht einzelne Bearbeiter der Sage sich das Verhältniß dieser Art von Poesie und ihres Inhaltes zum Leben mehr oder minder klar gemacht, daß sie nicht eigene Nutzanwendungen davon gemacht, wozu sie die Moral der äsopischen Fabeln von selbst leiten mußte, daß sie den entgegenkommenden Stoff nicht oft freudig zu Satiren u. s. w. benutzt hätten. Leugnet man das, indem man unklaren Gedanken über Volkspoesie nachhängt, ab, so stemmt man sich gegen das schönste Vorrecht des menschlichen Geistes; und die, welche auch in dem geschichtlichen Epos jede bedeutendere Einwirkung eines letzten Kunstdichters leugnen wollten, könnten sich eben an der Geschichte der Thiersage, könnten sich an dem Reinaert belehren, der in der reinsten Bewahrung der Volksmäßigkeit, nicht im Produciren, aber im Erfassen der Grundform dieser Producte, eine Thätigkeit des Dichters kund gibt, die fast statt originaler Schöpfung gelten kann.

Es ist in die Augen fallend, daß in dem ganzen Kreise dieser Dichtungen der Wolf in älterer Zeit die Hauptrolle spielt und daß er später erst von dem Fuchs verdrängt ward, der in den älteren Gedichten zum Theil eine schlechte Rolle, sogar oft die des Bevortheilten spielt. Wäre es auch nicht ausdrücklich gesagt, so würde doch aus der ganzen anfänglichen Behandlung des Wolfs, wo er mehr für sich agirt und nur gelegentlich mit dem Fuchs wie mit jedem anderen Thiere in Collision kommt, sodann aus seiner erst später schärfer vortretenden Stellung zum Fuchs und aus dem letzten in dem Reinaert und dessen Fortsetzung stets bestimmter werdenden

Auftreten des Reinhart nicht zu verkennen sein, daß hier wie in einer zufälligen Personification die Geistlichkeit, die große bewaffnete Ritterschaft und die späteren ritterlichen Hofleute und Rechtsgelehrten erscheinen, wie denn der Wolf ausdrücklich erst stets als Mönch, dann als großer Vasall, und der Fuchs zuletzt als Kanzler auftritt. Um ja nicht misverstanden zu werden: ich meine nicht, daß ursprünglich in den Thiersagen diese Bezüge sogleich gelegen hätten, allein die erste Gestaltung eines Thierstaates konnte doch nicht anders, als sie mußte das Bild dazu von dem wirklichen Staate nehmen; und so mag es denn wohl sein, was Grimm aus andern Ursachen und übrigens nach einem ausdrücklichen Zeugniß[103]) behauptet, daß einst, als noch nach einheimischen Rechten Könige waren, der Bär das Reich der Thiere beherrschte, und daß erst, nachdem das biblische Königthum von Karl dem Großen eingeführt ward, der habsüchtige, jähzornige, lenksame, in anerkannter Majestät unthätige Löwe den Thron einnahm, der in allen Zügen jenen Königen des ernsten Epos entspricht. Sobald sich nun die Sage weiter ausbildete, sobald man Schimpfwörter aus den Namen und nach den Eigenschaften der Thiere machte, sobald man Ereignisse in der Sage mit dem wirklichen Leben verglich, wie geschah, so war es ja wohl natürlich, daß man auch aus dem wirklichen Leben Züge in die Sage zurücktrug und das einmal bemerkte Abbild desselben im Gedicht stets mehr aufhellte, auffrischte und bestimmter zeichnete. So bemerkt Willems, daß man in den inneren Händeln von Flandern im 13. Jahrhundert unter den Partheinamen der Blaufüße (einen Namen, den der Fuchs noch im Norden trägt) und der Isengrimmer die Stände der Bauern und des Adels verstand. Da ferner diese Sagen von Anfang an in die Hände von Geistlichen geriethen, die die lateinischen Fabeln kannten, gelehrt, gebildet, mit alten Dichtern und Autoren bekannt waren, so erhielten sie gleich hier eine Gestalt, in der es thöricht ist, den Stoff für die Hauptsache gelten lassen zu wollen, die vielmehr durchweg schon den Misbrauch zu einer unbeholfenen Satire gegen den Mönchstand zeigt. Diese Sätze bestätigten auffallend die von J. Grimm neulich herausgegebene Ecbasis[104]), das Gedicht eines lothringischen Verfassers, das, wenn es wirklich, wie des Heraus-

103) p. LI.
104) In den oft citirten lat. Ged. des 10. und 11. Jahrh.

gebers Meinung ist, aus dem 10. Jahrhundert stammt, das älteste Denkmal der Thierdichtung wäre. Es behandelt die (äsopische) Erzählung von dem Arzt Fuchs, der den Löwen durch des Wolfes Haut rettet, den Grund der Feindschaft zwischen Wolf und Fuchs; die Hauptsache aber ist dem geistlichen Dichter die schlecht erfundene Einkleidung, in der er wahrscheinlich seine eigene Flucht aus dem Kloster unter der Fabel eines aus dem Stall entrinnenden Kalbes „per tropologiam“ erzählt. Den Wolf (Grimm meint, seines Alters, seines Graukopfs wegen, oder weil er vielfach in Verkleidungen, im Schafpelz umhergeht) als Mönch darzustellen, ist, scheint es, schon den ältesten Zeiten geläufig; schon in dieser Ecbasis erscheint er so und auch im luparius[105]), der ins 11. Jahrhundert gesetzt wird, wird ihm die Krone geschoren. Es ist möglich, daß diese Vorstellung im Anfang unter den Geistlichen selbst harmlos gepflegt und genährt ward, allein dazu gehört schon eine ganz eigene Zeit. Eine solche Zeit mag es vor Gregor VII. gegeben haben, eine solche Zeit war auch das spätere Mittelalter, aus der Grimm die Steinbilder in dem Straßburger Münster anführt, welche ein Todtenamt für den scheintodten Fuchs und einen Leichenzug darstellen, eine Zeit, welche die tollsten und ausgelassensten Späße und Verspottung oder Parodirung des Heiligen gestattete. In der Zeit des gereizten Kampfes der weltlichen und geistlichen Macht, möchte aber doch dergleichen schwer zu finden sein. Wenn daher z. B. in dem byzantinischen Querbau des Freiburger Doms, dem ältesten Theile dieser Kirche, der in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts gebaut ward, zweimal ein Wolf in der Mönchskutte abgebildet ist, wie er von einem Mönche (so weit sich aus den rohen Figuren schließen läßt) lesen gelehrt wird und dabei nach einem hintenstehenden Widder zurückblickt oder ihn faßt, so müssen diese Bilder nicht nothwendig als ein anderer Beweis für die Duldsamkeit der Geistlichkeit angesehen werden, indem die Episcopalkirchen durchaus keine Ursache hatten, die Mönche zu schonen. Als Mönch aber tritt in den lateinischen Gedichten der Wolf immer auf. Ob in dem Bruchstück Isengrimus, welches Grimm zum erstenmal herausgab, und welches eine Quelle des von Mone herausgegebenen Reinardus zu sein scheint und wohl

105) Grimm. p. 410. Von Marbod († 1123)? Endlicher codd. Vindob. I, 171.

den Umfang dieses letzteren gehabt haben mag, eine solche
der Satire gegen das Mönchsthum gelegen, wie im Reinardu
sich nicht sagen, so lange man das Ganze nicht besitzt; es l
indeß bezweifeln, weil Grimm[106]) sehr richtig bemerkt, da
Herbheit und umständliche Ausarbeitung der satirischen A
im Reinardus auf Rechnung des mönchischen Dichters ges
werden muß." Das Alter des Isengrimus setzt Grimm nach
sinnigen Erörterungen in das erste Jahrzehnt des 12. Jahrh
der Verfasser scheint ebensowohl ein Geistlicher als der des
dus, jener aus Süd- dieser aus Nordflandern. Der Isen
enthält nichts, was nicht auch der Reinardus, doch alles
größerer Kürze; das erste Abentheuer dort ist hier von 528 au
Verse angewachsen. So wenig schon im Isengrim die Spra
fach, so redselig, so mönchwitzig er schon ist, so ist doch
Gang der Erzählung mehr Hauptsache als dort, und einzeln
stechen gegen die Behandlung im Reinard vor, z. B. die
Verse 53 u. s. w., die den pulsfühlenden Arzt ganz vor
schildern.

Dagegen ist der Reinardus in der Ausgabe von Mon
der Mitte des 12. Jahrhunderts, wie jener in elegischen late
Versen, ein recht eigentlich unleidliches Gedicht. Der Titel is
willkührlich und es sollte billig wie jenes Isengrimus heißen
dieser ist der alleinige Mittelpunkt des Gedichts. Ueberall e
er hier als Abt, überall in der hungrigen Dürftigkeit eines
mönchs, in mönchischer Dummheit, Unwissenheit und Ge
keit[107]). Die Fabel, die Erzählung wird gleichsam zur Nebe
überall sucht der geistliche Verfasser[108]), die ältere Quelle,
er in einigen Stellen hinweist[109]), zu benutzen zu Ausfällen
Habsucht der Geistlichkeit, auf die Ordensregeln, die Synoden
verderbte Klosterleben, auf Rom und seine geistliche Ober
(praecipue sidus celebrant, ope cujus, ubi omnes Defuerunt

---

106) Reinh. Fuchs p. CCLIX.

107) Reinardus V. ed. Mone I, 203. 1389. p. 115 und 203.

108) Nach Grimm lat. Ged. p. XIX. hat Lachmann den Namen des
fers, Magister Nivardus, entdeckt. Vgl. Willems im belgischen
1842. 4te Lieferung. p. 426 f.

109) III, 1879. gavisam scriptura refert his lusibus illam.

est data Roma Petro) und seine Geldgier [110]). „Ein bitterer Spott" sagt Grimm „ist über den Verfall der Geistlichkeit ergossen und weder das Oberhaupt der Kirche, (persönlich wird Eugen III. in seinen Verhältnissen zu Conrad und Roger mit feindseligen Entstellungen angegriffen [111]) noch anderer hervorragender Bischöffe, namentlich des Mannes, dessen Ruhm damals Europa durchdrang, des h. Bernhards geschont." Er meint dann weiter, die beißende, dem Stoff der Fabel an sich fremde Satire, habe die lange Unterdrückung und Seltenheit des Werkes veranlaßt; mich dünkt die gelehrt pfäffische Ausführung und die Sprache selbst hätte das eben sowohl mit sich gebracht. Besondere Rücksichten, meint Grimm ferner, nähere Verhältnisse seines Stiftes zu benachbarten Stiftern und zu Rom könnten ihm den Mund geöffnet haben. „In jener Zeit hatte sich schon unter Weltlichen und Geistlichen, vielfach eine Parthei gegen den päpstlichen Stuhl gebildet, die sich entweder an die Könige schloß oder auch ganz selbständig auftrat. Der Dichter war kein gottloser Spötter, sondern ein Mann, der fromme Geistliche ehrte, wie seine Lobpreisung Walthers (Abt von Egmond) und Balduins (von Lisborn) zeigt, als deren Freund und Vertrauten er sich darstellt. Auch dieses spricht für seinen geistlichen Stand. Und denkt man sich ihn (die Aebte, die er lobt, sind Benedictiner) als Benedictiner nach der alten Regel, dem die gewaltig umgreifende Neuerung der Cistercienser zuwider war, so scheint seine Heftigkeit gegen deren Haupt, den h. Bernhardus, und den von ihm gepredigten Kreuzzug nicht unbegreiflich." Wenn man auch in den Hauptpunkten seiner allgemeineren Satire mit dem Dichter sympathisiren möchte, wenn man seine allzu zelotische Derbheit auch dem Zeitalter zu Gute halten wollte, wenn man seine Personalsatiren und Panegyriken auch für frei von Eingebungen der Partheisucht halten dürfte, so scheint doch ein unschöner Charakter vorzublicken; sein Spott ist oft frech, wie er selbst im M. A. selten sonst gefunden wird; die Scherze auf die Heiligen mögen als ächt volksmäßig hingehen, auch die Stiche auf die Kreuzfahrten mögen nicht übel angewandt sein, aber die Ironie geht doch stellenweise etwas weit, wenn z. B. die Apostel simpel gescholten werden, weil sie die Grundsätze einer frivolen Predigt (p. 190) nicht

110) Ibid. p. 296.
111) IV, 1217 sqq.

theilten, nirgends ist Maaß und Schonung, in dem Au
obscöner Stellen geht er wo möglich noch weiter als die franzö
Dichter, und er scheint schmutzigen Witz zu lieben. Ich weiß
ob es nicht eine Stufe zu tief steigt, wenn hier alle Streich
von Fuchs und Wolf verübt werden, aus Freßsucht fließen;
anders sind die Triebfedern im niederländischen Reinaert. Man
meinen, es leuchtet aus dieser Beredtsamkeit eine gewisse Sc
freude manchmal, wenn es darauf ankommt, den Isegrim zu
und zu schinden. Wenn scholastische Philosophie, wenn Bekann
mit antiken Dichtern, wenn gewandtes Latein, einzelne Beschr
gen u. dergl. einen Dichter machen, dann mag man den Ve
dieses Reinardus vielleicht loben. Allein dieses endlos breit
schwätz, dieses Haschen nach Phrasen, nach Sentenzen und Antit
diese Sophistik, Wortspielerei und schale Witzelei, dieses Wiede
und Breittreten, diese stete Vernichtung jedes guten Gedankens
das ewige Item des Variirens, diese langweiligen gedehnten I
die hier zwischen zwölf und Mittag liegen und jeden Gan
Handlung stören, diese gerade Ironie, welche ermüdend das
fortwährend preist und erhebt, das Alles zu bewältigen, durc
ungeheuersten Wortschwall die dünnsten Facten festzuhalten, an
sich vergnügen zu können und über jene sich wegzusetzen, di
mehr als man selbst einem Zeitgenossen des flandrischen Geistl
der seine gesunden fünf Sinne beisammen hat, zumuthen kö
geschweige einem Zeitgenossen des Herausgebers. Mone ha
Herausgabe des Reinardus eine ältere Quelle richtig vermuthet
mehr erzählender und weniger eloquenter Natur wäre, als das
des 12. Jahrhunderts. Sie hat sich auch im Isengrimus gefu
Geschichtliche Anspielungen auf frühere Begebenheiten leiteten
und Mone hat mit dem Reinardus die Conjecturen weiter ver
die Eccard vorlängst[112]) über die historischen Beziehungen der F
sage ausgesprochen. Diese geschichtliche Deutung hat bei J. G
und Raynouard Widersprüche, bei andern Deutschen dagegen
wie bei Willems und Anderen Beifall gefunden. Anspielungen
geschichtliche Personen und Begebenheiten sind in der Thiersage i

112) Franc. Or. 1729. 2, 781 sq. 797—800. Mone's Entgegnungen
Grimm, Raynouard und einige Stellen unserer ersten Ausgabe
zeiger VI, 28.

als wahrscheinlich angenommen worden; den bestimmten Deutungen im Einzelnen beizutreten, kann man in der Geschichtschreibung, wo das Sichere und Gewisse gesucht wird, nicht wagen, ehe entscheidende Zeugnisse gefunden werden. Doch zwingt mich die Wahrheitsliebe einzugestehen, daß ich der historischen Deutung des Kerns unserer Fuchssage geneigter geworden bin, seitdem ich die Bedeutung der Allegorie in den Poesien aller rohen Zeiten genauer habe kennen lernen, und in dem erneuten historischen Volksliebe im 14.—15. ja selbst im 17. Jahrhundert die durchweg entschiedne Neigung bemerkt habe, geschichtliche Verhältnisse und Personen in Thierallegorien zu kleiden; wozu nun das freilich geringe Beispiel in der Ecbasis hinzukommt, die dieser Tropologie ausdrücklich geständig ist.

Schon im 12. Jahrhundert war eine hochdeutsche Bearbeitung des Reinhart Fuchs von dem Elsasser Heinrich dem Glicheser bekannt, die wir vollständig nur in einer Bearbeitung des 13. Jahrhunderts kennen, welche aus dem Koloczaer Coder[113]) schon früher erschienen war und von Grimm nach einer Vergleichung der Heidelberger Handschrift wieder herausgegeben ist, wo er versuchte, bei allgemeiner Festhaltung des Tons der Umarbeitung Einzelheiten des alten Verfassers herzustellen. Später fand sich ein Bruchstück des alten Gedichtes[114]), das ungefähr ein Drittel der Dichtung umfaßt, und aus dessen Vergleichung sich ergab, daß der Ueberarbeiter dem Originale treu blieb und nur einige veraltete Ausdrücke vertilgte. Dieser ältere Dichter hatte wieder eine französische Quelle vor sich und in Frankreich waren Erzählungen vom Fuchs und Wolf[115]) schon im Anfange des 12. Jahrhunderts so verbreitet, „daß man einem wildaussehenden Menschen spöttisch den Namen Isengrim beilegen und Jedermann im Volke die Anspielung fassen konnte.“ Der deutsche Reinhart Fuchs enthält auch außer dem Abentheuer von der Ursache der Krankheit des Löwen und von seiner Vergiftung nichts, was nicht in dem französischen Renart irgendwo wieder erschiene, und wenn es uns nicht darauf ankommt, die einzelnen Verschiedenheiten in dem Ton und Geist des Renart und Reinart ausdrücklich hervorzuheben, so

113) Koloczaer Coder altd. Ged. Pesth 1817.

114) J. Grimm, Sendschreiben an L. Lachmann. 1840.

115) Siehe Raynouard im Journ. des Savans 1826. p. 339. und Grimm cap. 10.

dürfen wir sagen, daß das hochdeutsche Gedicht bei scheints größerer Zucht, Naivetät und Anspruchslosigkeit und bei größerer Kürze im Allgemeinen den Stil der französischen Branchen hält und mit dem Renart in Eine Linie gesetzt werden kann.

Wie die kleinen Legenden oder Contes devots, so berühren sich wieder dieser deutsche Reinhart und die französischen Branchen des Renart mit dem Fabliau und Schwank. Wir wollen nicht anders als mit den allgemeinsten Winken auf diese Gattung eingehen, die erst in den bürgerlichen Zeiten der Reformation ihre rechte Verbreitung und Pflege bei uns fand. Erst im 13. Jahrhundert scheint dergleichen in Deutschland häufiger geschrieben worden zu sein; mancherlei (obwohl gegen den Reichthum der Franzosen nur weniges) existirt davon in Handschriften; und in dem Kolozaer Codex, in der Müllerschen Sammlung, in Laßbergs Liedersaal, in den altdeutschen Wäldern, in Bragur und sonst ist hinreichender Stoff dieser Art gedruckt worden[116]). Diese kleinen Stücke sind von dem verschiedensten Inhalte; es sind Tenzonen, Allegorien, Novellen- oder Romanstoffe ins Kurze gezogen, kitzliche Rechtsfälle, sophistische Probleme, Streiche der Einfalt, Schlauheit, der Schalkheit und des Betrugs, Mährchen, Lieblingsanekdoten, oft moralisch gewendet in Regeln und Satiren; in nichts sind sie muthwilliger, als wenn es über die Ehe hergeht; in nichts schelmischer, als wenn es den Mönchen und Nonnen gilt; in nichts erfinderischer, als in Obscönitäten, und in der Kunst diese recht behaglich auszumalen, haben selbst die hierin reichen Franzosen auch in Deutschland an Johann von Vriberg, Dietrich von der Glezze und in manchen anonymen Stücken Nebenbuhler. Gerne heben sie die Kehrseite der Welt heraus, sie stellen das niedere, bürgerliche Leben häufiger dar, als die höheren Regionen; die Ritterwelt tritt selten darin auf; man bleibt in der Heimat, in Stadt und Dorf, in Kloster und Haus, unter Menschen unseres Fleisches und Blutes; alle engeren Verhältnisse, alle Häuslichkeiten werden uns geöffnet. Neben der Unnatur der Ritterromane treffen wir hier auf gesunde Beobachtung der wirklichen Welt. Das Verdienst heiterer Erzählung und lebendigerer Darstellung

116) Van der Hagens Gesammtabentheuer, wenn sie erst ausgegeben werden, werden sich diesen Sammlungen anschließen.

theilen daher diese kleineren Gedichte mit dem Reinhart des Glicheser und den französischen Fabliaux vom Renart.

Grimm scheint von dem französischen Renart vortheilhafter zu denken, als mir billig dünkt. Seine Verbreitung in Frankreich, die Ausdehnung, welche die Thiersage hier erhielt, ist allerdings bedeutender, als irgendwo sonst; die deutschen und niederländischen Bearbeitungen lassen auf französische Quellen schließen, die nicht einmal mehr existiren und außer den beinahe 42,000 Versen, welche der von Méon herausgegebene Roman du Renart enthält, hat der obscöne Renart contrefait aus dem 14. Jahrhundert, der nicht darin aufgenommen ist, aber noch in zwei Handschriften existirt, einen ähnlichen Umfang. Eine solche Masse hat freilich Niemand entgegenzusetzen, obgleich es, schon was die Masse angeht, billig scheint, die bloßen Nachahmungen der späteren Jahrhunderte nicht mitzuzählen. Doch, wollen wir Alles zusammenfassen, was in Frankreich und in deutschen Landen aus der Verbreitung der Sage auf ihre Wirkung und auf die Freude des Volks an ihr geschlossen werden darf, so müssen wir in Anschlag bringen, daß in Frankreich alle alten Dichtungen unstreitig viel besser zusammengehalten und weit nicht so viel davon verloren wurde wie in Deutschland, wo die Dichtung eine größere und fühlbarere Unterbrechung erlitt als irgendwo sonst; daß ferner die Franzosen den Renart später ganz fallen ließen, während in Deutschland der blos in einem Dialekte erschienene Reineke eine Verbreitung erhielt, die es beweist, daß Deutschlands größeres Interesse nur später kam als Frankreichs, und daß es sich, wie es dem Charakter der gründlichen Nation ganz angemessen ist, auf Eine einzige aber vortreffliche Bearbeitung, die überhaupt den ganzen Cyclus abschloß, beschränkte, während die Franzosen oberflächlich und flüchtig ewig nach Neuem trachteten, von einem zum andern flatterten, schale Wiederholungen und platte Varianten schufen, außer der leichtesten Unterhaltung nichts vermißten, und so zu einem festen Epos und zu einer ästhetischen Vollendung dieses Romanes nicht gelangten. So charakteristisch ist diese Ansicht der Franzosen, daß sie auch für die Ausgabe von Méon ein ganz entsprechendes Verfahren an die Hand gab, das unsere deutschen Kritiker entsetzen würde: aus zwölf Handschriften hat er seine 32 Branchen zusammengetragen und ihnen eine willkührliche Ordnung gegeben, so daß ein einziger Faden die verschiedenen Zweige verbände, die aus ganz verschiedenen Zeiten, in

sehr abweichendem Geschmacke und von dem ungleichsten Wert
Wenn ja nur die Lectüre bequem gemacht war, was lag we
kritischer Behandlung und an historischer Folge! Indeß ha
dies Alles in der That nicht so viel auf sich, denn nirgends h
der Renart zu einem episch geschlossenen Ganzen gebildet, wi
der deutsche Reinhart (so unvollkommen er sein mag), außer
in Br. 20 bei Méon, wo ein Fortsetzer des Pierres de St.
den man für den ältesten uud Hauptbearbeiter des Renart häl
ungefähren Inhalt des Reinaert jedoch mit allerhand schlechte
weichungen erzählt[117]). Auch dieser Dichter hat wieder eine
Quelle[118]) vor sich, die, wenn sie erhalten wäre, uns viellei
lehren würde, daß sie ihrerseits aus den niederländischen entn
sei[119]). Doch, wie gesagt, auch diese etwas geschlossene B
trägt den Charakter des Fabliau, und das thun alle Branch
drei ersten Bände bei Méon. Wenn Grimm[120]) meint, die
französischen Gedichte seien der Thiersage ergiebigste Ader, so
das in einem gewissen Sinne zugegeben werden; nennt er si
ihre lauterste Quelle, so geht er zu weit. Die lauterste Quelle
man immer den ohnehin älteren Reinaert nennen müssen, d
alles Aechte und erweisliche Nationale ungetrübt; diese Reinhei
sich auch nach der Verpflanzung der Sage auf gallischen B
lange erhalten haben, einzelne, gewiß ächte deutsche Thiermä
finden sich auch offenbar in den noch erhaltenen Branchen,
im Ganzen sind sie nicht allein mit dem Stoffe äsopischer
avienischer Fabeln überladen und nehmen oft eine lehrhafte Wen
sondern noch mehr haben sie von der Manier der Fabliaux und
tes gelitten. Sie konnten sich in Ton und Farbe den Schw

117) Er beginnt mit Recht mit den Worten Vers 9649.

Perroz, qui son engin et s'art
mist en vers fere de Renart
et d'Isengrin son chier conpere,
lessa le miez de sa matere,
quant il entr' oblia les plez
et le jugement qui fu fez
en la cort Noble le Lion,

118) Vers 9659. Ce dist l'estoire es premiers vers, que jà estoi
sez yvers, et l'aube-espine florissoit etc.

119) Willems in seinem Reinaert de Vos. Gent. 1836 hat aufmerksam ge
daß schon das einmal stehen gebliebene Wort willecome an einer
wo es im Reinaert steht, auf Entlehnung der französischen Branch
dem Niederländischen hinweist.

120) p. CXVI.

ihrem inneren Wesen nach ungefährdet anschliessen. Wir bemerkten oben, daß ein offenbarer Gegensatz gegen die Idealität und Vornehmheit des Ritterlebens und überhaupt der höheren Stände sich von selbst in diesem volksmäßigen Thierepos herausstellen mußte, und es dürfte in Deutschland wohl daher rühren, daß man es in keinem der höfischen Dichter erwähnt findet, aber sogleich in Thomasin, der sich aus den höfischen Aventiuren so viel nicht macht. Es ist daher gleich natürlich, daß die Entstehung dieser Gedichte nach dem industriellen, bürgerlichen Niederland weist, wie daß ihre reinste Gestaltung (im Reinaert) noch vor die Blüthe der ritterlichen Poesie (ins 12. Jahrh.) fällt; daß man sie in Deutschland während der Ritterdichtung vernachlässigte; und daß sie in Frankreich hauptsächlich erst nach der Abblüthe der chevaleresken Poesie im Tone des burlesken Schwankes behandelt wurden. Denn dem ritterlichen Leben, und jener preciösen Abgeschlossenheit steht auch das Fabliau überall gegenüber, so wie der ganze ungeheure Schatz der kleineren Erzählungen und Novellen im Mittelalter überall. Hier ist gar nichts von einer Bewußtheit, weil der Gegensatz hier fast lediglich ein ästhetischer war. Was nämlich gewandte Sprache und Darstellung, Effect und lebendige Auffassung angeht, so steht überall das, was in die genannte Klasse fällt, so weit über dem höfischen Epos, als die Gegenstände, welche sich dieser Zweig der niederen Kunst wählte, und die Manier, in der man sie schilderte, der Natur und der Wirklichkeit näher stand. Und diesen Vorzug theilt der Renart, wenigstens in einzelnen, wahrscheinlich den aus älteren Zeiten herstammenden Branchen (denn überarbeitet und aus dem 13. Jahrhundert sind auch die ältesten, die wir haben), mit den Fabliaux; denn hier und dort haben die Franzosen ein anerkanntes Talent der heiteren, leichten, freien, oft frivolen Erzählung bewährt, gegen das der Reinaert und Reineke, wenn sie daneben bestehen wollen, andere Verdienste geltend machen müssen. Dennoch kann man behaupten, auch in diesen Gedichten herrsche, verglichen zu den deutschen Ritterepen, eine ähnliche Kunst, und jener ästhetische Gegensatz bleibt auch hier als eine Eigenthümlichkeit des Thierepos sichtbar. Durchaus finden wir in jedem Zweig dieser Dichtung, in welcher Sprache er auch behandelt sei, gegen den großen Styl der Kunst in dem Ritterepos die kleine, minutiöse, detaillirte Manier der Niederländer; gegen die allgemeinste, weiteste und unbestimmteste Bühne dort, wo man bestimmte Sitze erwarten

sollte, steht hier, wo man jede Unbestimmtheit gelten lassen
oft die festeste Localität und der engste Schauplatz; gegen bedeu
volle Namen hier dort ganz individuelle; gegen die schale F
der Charaktere jener Helden diese scharfgezeichneten Thierind
(da ja, wie das Mittelalter in zahllosen Sprüchwörtern und h
Reflexionen aussprach, das Thier wie die gesammte Natur, i
gensatz zu dem schwankenden Menschen, seinem ursprünglich ih
gewiesenen Wege treu bleibt); dem pomphaften Wesen jener
welt und der Höhe ihrer Bestrebungen gegenüber diese all
Gemeinheit; statt dem hohen Kothurn der niedrige Soccus; st
träumerischen Sehnsucht dort das vergnüglichste Behagen hie
dort Alles Wunder und Ueberraschung ist, fließt hier Alles
plansten Gewöhnlichkeit; je mehr Edelmuth und Selbstruhm
desto mehr Schlechtigkeit und Selbstruhm hier; je höher de
Idee der Kreuzzüge gesteigert ward, desto unverschämter und al
licher verspottet man sie hier[121]); dort kennt man das gemein
dürfniß nicht, hier dreht sich Alles um dies Eine; dort ist die
ätherisch und subtil, hier ist viehische Unzucht; und als ob sich
vereinigen wolle, gegen jenes so oft mühselige Stammeln der
ritterlichen Poeten, hier diese gelöste Zunge, diese Kraft der D
lung, diese reizende Leichtigkeit; diese stets dauernde Energie
dort oft über der langen und langweiligen Materie die Frische
geht, die Sprache stockt und der Reim lahmt und Lücken füllt
in Deutschland, wo der Gegensatz sich am vollkommensten h
stellen sollte, mußte sich als Schlußstein des ganzen Gebäude
Uebersetzung oder Bearbeitung in einem Dialekte geltend macher
wie eine weitere Besonderheit gegen das Allgemeine der h
Dichtkunst erscheint, ein Dialekt, der, so wenig er sich sonst h
gethan hatte, so ganz für diese Art der Dichtung geschaffen s
daß man die späteren Umarbeitungen, selbst die von Göthe,
vergleichend, nichts wahreres sagen kann, als was Laurenberg
Zeiten schon gesagt hat[122]).

---

121) Br. 20. Vers 11250 sqq.

122) Man hefft sich twar thomartert dat bock tho bringen
in hochdütsche Spraek, men ydt wil gantz nicht klingen.
Idt klappet yegen dat Original tho recken,
als wenn man plecht ein Stücke vul holt tho brecken,

Der französische Renart nun zeichnet sich, wie die französischen Fabliaux überhaupt, in dieser Kunst der heiteren Darstellung gegen die trockenen ritterlichen Epen der Trouveres gehalten noch mehr aus, als das Aehnliche gegen das Aehnliche gehalten in Deutschland; sie übertreffen das größere Epos wie die Gellertschen und ähnliche Erzählungen und Fabeln den Schönaich; sie verhalten sich aber zu der reinen Thiersage wie Lafontaine und seine Nachahmer zu der reinen äsopischen oder der sich ihr wieder nähernden Lessingischen. Ob nun dies dem Charakter dieser Dichtungen angemessen ist, ergiebt sich sehr leicht von selbst: tausend Züge finden sich in dem französischen Renart, die, wenn man an den Reinaert oder Reineke gewöhnt ist, so lästig fallen, wie Lafontaine, wenn man die äsopische Fabel kennt. Wir wollen nur Einiges anführen. In der äsopischen Fabel, wo die Erzählung, wie Lessing vortrefflich gezeigt hat, so wenig Zweck ist, daß sie jede erzählte Begebenheit, sobald die Moral deutlich ist, fallen läßt, ohne ihr Ende herbeizuführen, konnte Alles dienen, wenn nur der Zweck erreicht ward; Thiere, Töpfe, Pflanzen, Menschen, Götter, Alles konnte in der schönsten Gleichheit mit einander conversiren, auch menschliche Einsicht durfte der Dichter den Thieren leihen, so weit er mochte. Das Thierepos, das in seinem Stoffe schon materiell dem Dichter eine ganze von unserer wirklichen verschiedene Welt an die Hand gab, machte es nöthig, daß der Dichter dieses fremde Geschlecht in seinen Handlungen und seinem geistigen und moralischen Treiben der wirklichen, menschlichen Welt nahe stellte, und je näher er darin die gemeine Wahrheit traf, desto besser war es. Kein Dichter, der eine solche auf bloßen Imaginationen ruhende Welt verkörpern will, kann anders. Wenn er vom Olymp, vom christlichen Himmel, von Petrus oder Mephistopheles singt, so muß er recht unverholen die Menschheit in jene Zustände oder Charaktere übertragen; dies wird immer durch den Contrast etwas Komisches hervorbringen, aber es scheint, dies Komische macht Homers Olymp und Göthes Mephistopheles, so verschieden es in beiden auch ist, allein erträglich. Auch hier zeigt sich wieder der natürliche Gegensatz, in dem diese Thierdichtung mit jeder andern steht: der

edder schmitt einen olden Pott gigen de Wand;
dat maket, dewyl yuw ys unbekand
de natürlicke Eigenschop dersülven Rede
welcke de angebahrne Zierlichkeit bringt mede etc.

Dichter geht sonst gewöhnlich dem Stoffe nach von der Wirk
aus, und sucht seine poetische Welt zu schaffen, indem er die
lungen und das moralische Treiben seiner Charaktere aus d
wöhnlichkeit unseres Lebens entfernt: umgekehrt war es hier.
also würde ich die beiden nothwendigen Bedingungen der Th
suchen, daß sie auf der einen Seite die Thierwelt in allen
äußeren Beziehungen der Wahrheit gemäß schildert, u
nur menschliche Fähigkeiten (ich wähle noch den unbesti
Ausdruck mit Fleiß) beilegt, um uns ihr inneres Getriebe zu erk
und nur wo dieser letzte Zweck hier und da ein Herausgehe
jenen wirklichen äußeren Zuständen verlangt, nur da darf m
geben, daß es geschieht, zumal da dadurch, wenn es mit B
geschieht, eine Steigerung des komischen Effects hervorgebracht
die hier zwar nicht absichtlich gesucht werden darf, aber darum
kleinlich geflohen zu werden braucht, weil die ganze Grundfark
Thierepos ironisch ist. Die ironische Schilderung hat es eigen
sie eine gleichmäßige Heiterkeit hervorbringt, die aber immer an
grenzen und lieber in satirischen Eifer oder in tiefe Gedanken
streifen wird, als in frivolen Leichtsinn und in oberflächliche
thörichte Späße. Zu dem ersteren wird sie zum Theil im Reine
zum Theil im Reineke gezwungen, zu dem letzteren im Rena
Weg und Steg, der Reinaert im ersten Theile steht mitten
Wenn gleich im Eingange zu dem französischen Romane der
glaube rege gemacht, und auf die Thorheit der Annahme eine
nünftigen Thierwelt gleich mit Fingern gedeutet wird, indem
sich auf Bileams Esel, indem man sich spaßhaft auf die Auct
der Bücher beruft, wenn gleich den Thiercharakteren ihre moral
Bedeutungen gegeben, im Wolf und Fuchs Gierigkeit und Un
personificirt vorgeführt werden, so ist sogleich aller Eindruck weg
die bestimmteste Hindeutung auf moralische Lehre am Schluß
Reineke ist gegen dies so wenig störend, daß im Gegentheile m
darin erst eine Beruhigung finden werden. Hier stellt sich der D
sogleich über seinen Gegenstand, theilt uns seine Weisheit mit
unser episches Interesse ist auf der Stelle aus; er sucht uns wi
Lateiner mit seiner sophistischen Redekunst, so er mit seiner f
Erzählung zu interessiren, mit Ausmalung obscöner Situationen,
Erfindung und Anlegung von Intriguen, und es ist schon sel
wie die oft reizende, anschauliche, lebendige Erzählung den gleich

ßigen Grundton der Schelmerei festhält, der hier meist durchgeht, ganz verschieden von dem niederländischen und sächsischen Gedicht. Wenn die Thiere hier auch mit Menschen conversiren, Menschen betrügen so gut wie ihres Gleichen, Menschen mishandeln, so finden wir darin einen Misbrauch und eine Verletzung der allerersten Bedingung, die durchaus ein ganzes Misverständniß der Sage verräth, die auch nur aus dem Hang floß, Neues und Niegehörtes zu sagen. Das Haschen nach kleiner Ausführlichkeit in der Erzählung ist hier so unleidlich, wie im lateinischen Gedichte die Witzeleien; gleich sind auch die endlosen Reden, welche die raschesten Handlungen unterbrechen, hinhalten und stören und diese üble Eigenschaft wird auch ausdrücklich bemerkt[123]. Es muß ferner jene Grundbedingungen nothwendig verletzen, wenn hier auf der einen Seite ganz ohne alle Veranlassung die Thiere mit Prügeln, in menschlicher Kleidung, mit menschlichen Waffen, mit Schwert, mit Pferd, mit Sporen eingeführt werden, meist scheint es ohne daß man anders als figürlich davon redet, und auf der anderen wieder in allen ihren feinsten thierischen Eigenthümlichkeiten erscheinen, der Hahn singend mit Einem geschlossenen Auge, mit gespreiztem Flügel, den er mit den Füßen tritt, die Katze mit ihrem Schwanze spielend und um sich selbst im Kreise drehend, und dergl. Es ist schwer und geht mich hier nicht an, Gesetze zu geben und Grenzen zu ziehen zwischen dem Lächerlichen und Abgeschmackten, zwischen dem Gemeinen, was die Thiersage schildert und dem nutzlos Lästerlichen, wozu sie hier übergleitet, aber doch frage ich, ist die Branche 7, wo die Katze zwei Priester, welche sie fangen wollen, heimschickt, nicht so läppisch, wie man nur was haben kann? Ist in Br. 9 das Auffressen der Hostien durch den Fuchs und der Kirchenraub, sammt anderen begleitenden Umständen nicht so nutzlos frivol als möglich? Ist die Br. 14, deren Titel man heutzutage nicht einmal altfranzösisch hersetzen kann, wie so manche französische Fabliaux in ihrer nackten Unflätigkeit werth, daß so viel Gabe der Darstellung daran verschwendet ist, eben wie auch in Br. 21 und 27? Ist in Br. 20 die Profanirung der

123) Vers 5468. Voir dist li vilain ce me semble, Qui dist qu'entre bouche et cuillier Avient sovent grant encombrier: Or en sui bien certains et fiz. Sages fu Catons et recuiz, qui esnseigna son filz petit, Q'à son mengier parlast petit, Mès ne i'ai pas bien retenu, Bien voi que mal m'est avenu, de trop parler a ceste foitz.

Wallfahrtinsignien grade nothwendig, um den Misbrauch der
fahrten mit Spott zu strafen? Gibt es irgend ein Beispiel, n
übertriebene Uebertragen menschlich-äußerer Verhältnisse auf die
welt so in seiner ganzen Lächerlichkeit erscheint, als in eben
Branche in der Belagerung von Maupertuis? Ist die Hä
kindischer Erfindungen, Neuerungen und Erweiterungen irgendw
licher und ekler als am Ende eben dieser Branche, oder in de
gung, die hier sehr allgemein ist, den Fuchs von allerhand T
überlisten und betrügen zu lassen? Kurz, überall fast sieht man
Dichtungen der Franzosen nichts als die flachste Unterhaltun
zweckend und im Allgemeinen verhalten sie sich auch ihrem A
nach nicht anders zu dem niederländischen und niedersächsischen
als eine Reihe von Fabliaux von schöner Oberfläche zu einem ep
Gedichte, das in sich geschlossen und innerlichst von Einem
belebt, den reinsten und tiefsten dauernden Eindruck zu mach
Stande ist, weil es nur einen totalen Eindruck zu machen
wie jedes ächte Gedicht thun soll, das nicht blos auf Zerstr
und flüchtige Vergnügung berechnet ist. Kein Wunder dann,
auf diesem Grunde sich nachher im 13. und 14. Jahrh
nichts aufbauen konnte, als (um von dem nicht werthlosen coun
mens Renart von Marie de France zu schweigen) ein Rena
nouvel von Jacquemars Gielee (ca. 1290), der schon Thier
behandelt und in ein Feld überstreift, das wieder an eine gan
dere Art von Thiererzählung grenzt, und dann ein renart li cont
(um die Mitte des 14. Jahrh. vollendet), der noch elender
muß, als das Elendeste, was gedruckt ist, wenn man nach den
zügen bei Legrand d'Aussy urtheilen soll.

Wie ganz anders dagegen der niederländische Reinaert
Auf diesem Boden, wo gleich unter den Händen der lateini
Dichter diese Thiersage eine feste epische Abrundung erhielt,
scheints keine andere Form auf. Den ersten und älteren Theil
Gedichtes hält der neueste Herausgeber, Willems, für ein Werk
12. Jahrhs., da es ihm nicht wahrscheinlich dünkt, daß die Ern
nung eines Pfarrers mit Frau und Kind später noch möglich ge
sen, und da der Schauplatz in Flandern und (einmal) in Vern
dois auf die Zeit der Verbindung beider Länder (1163—86)

124) Uebersetzt von Geyder. Breslau 1844.

deuten scheint. Diesen Theil, den er mit V. 3394 schließt, wo eine neue Figur eingeführt und ein Uebergang in die spätere Fortsetzung gesucht wird, nimmt er, wie wir schon in unserer ersten Auflage geneigt waren, für original flämisch. Und diese Arbeit hängt in sich so fest zusammen, gibt eine so vollkommene Befriedigung, hat einen so entschiedenen, bei jeder wiederholten Lectüre stets deutlicher hervortretenden Werth, erschöpft so sehr den Grundgedanken dieser sämmtlichen Thierdichtungen, daß nur Ein nicht geistloser Nachahmer etwas später auf den Gedanken kam, dies ursprüngliche Gedicht in einer Fortsetzung mehr zu wiederholen als weiter zu führen. Den Stoff dieser Fortsetzung nahm der Nachdichter schon aus dem Französischen; denn im 13. Jahrhunderte hatte die romanische Dichtung schon die vulgare überflügelt. Sein Werk, in dem der erste Theil umgearbeitet ward, ist der Text der von dem Herausgeber so bezeichneten holländischen Handschrift[125]); und den Umdichter, der sich Willem nennt, vermuthet er in Willem Utenhove, einem Geistlichen von Aerdenburg in Flandern[126]). Von da an ward dieses vereinte Werk, das man nach Grimms Bemerkung bald als aus Einer Feder geflossen ansah, erst in eine Prosa umgewandelt, „die großen Beifall erlangte und ihre Quelle, die älteren Gedichte, in Kurzem ganz vergessen machte; — die sich sehr getreu an die Worte der Dichter hält

125) Kurz nach Erscheinung des ersten Theils des Reinaert hörte Willems, daß in London eine Handschrift des Ganzen verkäuflich sei, und das Gouvernement kaufte es für die burgundische Bibliothek in Brüssel. Der Text dieser Hs. ist verschieden von dem Texte Gräters und Grimms, eine jüngere Umarbeitung. Willems ließ in seiner Ausgabe Grimms Abdruck als Grundtext stehen und gab die Varianten zu.

126) Die Erwähnung des fast unbekannten Hoeckenbroeck (V. 6904) in der Nähe bei Aerdenburg, läßt an keinen anderen denken. Willem wird als Verfasser eines Madoc in den Eingangsversen genannt. Dies Gedicht kannte Marrlant, der es am Ende seiner Reimchronik nennt: Want diet es niet Madocs droem, no Reinaerts no Artus boerden. Mone deutete es auf Malagis. Dagegen Willems p. XXXIII: Of men hier niet zou mogen denken aen de zonderlinge lotgevallen van Madoc, zoon van Owen Guynedd, prins van Wallis, die omtrent den jare 1170 America ontdeckte (Michaud bibl. univ. XXVI. p. 95.)? Hy toch vertelde wonderlyke dingen van eene andere wereld, maer zyn vertael werd niet geloofd, en wellicht was het om deze reden, dat Maerlant er van spreekt als van droomeryen. Eine andere Auslegung hat Leo, in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterth. IV, 565.

und allenthalben eine Menge Reime aus ihnen hat stehen lassen.“ Eben so genau hielt sich wieder an die Prosa eine englische Uebersetzung, die schon zwei Jahre, nach dem jene 1479 in Gouda bei Gheraert Leu zum erstenmale gedruckt worden war, erschien. Nur die aus beiden geflossenen holländischen und englischen Volksbücher haben verkürzt und entstellt. Sonst scheint sich jede Bearbeitung treu und redlich an ihr Vorbild angeschlossen zu haben. Was aber auch hier zu ändern und zu bessern, oder welcher Ruhm mit Aenderung oder Besserung einzuerndten? So entstand aus dem flandrischen Reinaert der niedersächsische Reineke, dies Buch, dessen räthselhafte Entstehung so viele Federn früher in Bewegung gesetzt hatte, und auch jetzt noch eine Aufnahme der Untersuchungen durch Grimm im 8ten Capitel veranlaßt hat, auf welche der neue Herausgeber des Reineke verwies und auch mir zu verweisen erlaubt sein wird. Dies Gedicht ist unmittelbar aus den niederländischen Gedichten geflossen, nicht aus der Prosa, schon weil sehr oft die gleichen Räume beibehalten sind; die Zusätze, Auslassungen oder sonstigen Verschiedenheiten sind, was den Stoff angeht, kaum anzuschlagen. Diese niedersächsische Uebersetzung ist, wie schon gesagt, der Schlußstein des Ganzen geblieben; in Deutschland erlebte sie bis auf den heutigen Tag eine Menge von Auflagen, seit den letzten zehn Jahren ist die oben angeführte von Hoffmann von Fallersleben die dritte; hochdeutsche Uebertragungen, und wieder aus ihnen geflossene lateinische Uebersetzungen wetteiferten, so sehr das Gedicht darin verlor; wo sich noch Jemand erlaubte, sich bedeutender von dem typisch gewordenen Texte zu entfernen, rächte sich das Unterfangen von selbst; aus dem niederdeutschen ging es ins dänische, aus dem dänischen ins schwedische, aus schwedischen Versen in Prosa über, und es soll in isländischer Uebersetzung existiren. Ins Unendliche vervielfachte sich dieses Eine von Willem ausgegangene Gedicht! der kühnste poetische Schöpfer der neuen Zeit hat es seiner Muse nicht unwerth geachtet, ihm neuhochdeutsche Sprache und classische Form zu geben und er wagte es nicht, sich nur auf Schritte zu entfernen! Noch ganz neulich hat es S. Naylor in einer alterthümelnden Bearbeitung den Engländern wieder näher gebracht. An diesem alle Jahrhunderte und allen Zeit- und Nationalgeschmack überdauernden inneren Werth zergeht der Renart ganz eigentlich, der nicht einmal im Geschmack seiner Landsleute die späteren matten Nachäffungen verdrängen konnte; neben der ein-

dringenden und umfassenden Verbreitung dieses Werkes in zahllosen Drucken, neben seiner jeder Veränderung trotzenden Kraft können die hunderttausend Verse der Franzosen in keinen Betracht kommen.

Aber welch ein Werk ist auch dieser Reinaert gegen den Renart! Hier ist wirklich jene Thierwelt eine poetisch abgeschlossene Welt, in welche vor Allem keine Thierfabeln sich einmischen. Ueberall wo dies in den französischen Branchen, in der Fortsetzung durch Willem und wo sonst geschehen ist, da ist der innere Gang gestört, denn diese Dinge sind alle zu vereinzelt und haben in sich zu wenig epische Anlage, als daß sie sich je ohne Zwang hätten einfügen lassen; dazu trugen sie überall in den Dichter, der sie aufnahm, einen Hang zum Moralisiren oder Allegorisiren über. Nichts der Art ist hier. Es ist das ächte Thiermährchen, und nur das Thiermährchen, das in seiner rhapsodischen Gestalt in sich nach Ergänzung und Erweiterung rang. Indem der Dichter streng den Kreis der äußeren Zustände der Thiere festhält, bringt er keine Menschen ins Spiel, als wo sie, wie in der Wirklichkeit, ihre Feinde, die Raubthiere verfolgen: sie spielen im Gegentheil wie halb räthselhafte Wesen nur in der Ferne mit, und es ist nicht daran zu denken, daß sie mit in den Vordergrund träten oder mit den Bestien sich unterhielten, Händel mit ihnen abschlössen und dergleichen, wie im Renart geschieht, und wie selbst in dem lateinischen Gedichte nur dann vorkommt, wenn die offenste Satire auf die Mönche bezweckt wird. Der Takt des ältesten Dichters hat, nicht in Bezug auf die Verbannung der Fabel, aber hinsichtlich dieses letzteren Punktes sogar seinen Nachfolger und Fortsetzer Willem entschieden bestimmt. Noch scheint mir diese Reinigung des Terrains bei weitem nicht die tiefste Seite des Gedichtes oder das größte Verdienst des Dichters. In der Fabel und Parabel bemerkten wir, daß auf Wahrscheinlichkeit, daß selbst auf einen Grad der Wahrscheinlichkeit nicht geachtet zu werden braucht, wenn man den Thieren Tugenden und Einsichten beilegt. Die höchsten Sprüche der Weisheit, die gezogene Moral mag dort dem Thiere selbst in den Mund gelegt werden; das Schaf mag sich voll christlicher Selbstverleugnung zum Opfer darbieten. Das konnte in einer handelnden Welt nicht geschehen, hier trennen sich die Gesetze einer epischen, zusammenhängenden Erzählung und eines fragmentarischen didaktischen Gedichtes. Hier ward auch überall, wo das Handeln selbst angeht, das rechte Maß beobachtet, wie wir

sahen. Die Thiere aus einem niederen Kreise von Bestrek
herausstreten zu lassen, fiel keinem Dichter ein, selbst die franzö
und lateinischen haben keinem ihrer Geschöpfe edlere Handlung
liehen und höhere Motive untergelegt. Nicht so, was das I
ctuelle angeht. Wie sollte man es auch einem Conterre und Fa
erzähler zumuthen, daß, wo er einmal einen theuren Witz hat
ihn nicht ausbieten solle; wie konnte man also billigerweise verla
daß er seine Thiere nicht jederlei Gedanken solle aussprechen l
die sein eigenes Hirn erzeugte; oder wie sollte gar ein mönch
zierlicher Latinist dem Geist der Thiersage zu Gefallen seine sch
Wortspiele zurückhalten, um deren Anbringung es ihm vielleicht
zu thun war! Allein nun liegen auch ihre Producte da, und
den früh vergessen, denn dazu lag die Aufforderung in den Prod
selbst, die kein besseres Schicksal verdienten. Es ist überhaup
sehr bequeme Sache, verlorene Schätze der Literatur zu bekl
und die Vernachlässigung Anderer zu bedauern: allein den V
und die Vernachlässigung zu erklären, ist wohl sehr häufig
mögliche, und nur nicht oft versuchte Sache. Der Dichter des
naert aber hat es über sich vermocht, sich aus der Erzählung zu
fernen; nirgends tritt er im Geringsten hervor und indem er
mit dem Gange seiner Begebenheiten und dem Treiben seiner T
die Phantasie fesselt, verschmäht er mit sinnbildender, moral
oder gelehrter Weisheit seinen Leser zu behelligen, und mit
verleugnenden Natur begabt, konnte er reiner das Wesen der T
sage in sich aufnehmen und mit dem trefflichsten Genius die
Form mit dem rechten Geiste beleben. Er leiht seinen Thieren
die menschliche Einsicht, die zu eben jenem alltäglichen Leben ge
welches die Sphäre der Thierdichtung überall bilden sollte;
Einsicht, welche Routine, Gewohnheit, angeborner Instinct von
an die Hand geben. Er hütet sich, seinen Thieren zu ihren H
lungen bestimmte Motive zu geben. Gab er ihnen die viehisc
welche der Verfasser des Reinardus ihnen beilegte, so fiel er
abschreckend Gemeine; gab er ihnen zufällige, äußere, so fiel e
das Willkührliche, Launenhafte und Schwankartige der Franzo
gab er ihnen grundsätzlichbewußte Schlechtigkeit, so war die m
Ironie kaum festzuhalten. Er ließ ihnen daher die thierischen, a
borenen Triebe, die auch in dem gewöhnlichen Menschen die Q
des Schlechten und Guten sind. Der Fuchs geht hier nicht

Feindschaft gegen den Wolf auf dessen Unglück, sondern ohne andere Ursache als den Drang seiner schadenfrohen Natur auf den Schaden Aller aus; unter Umständen ist er ein beichtender Sünder, unter Umständen ein sündiger Beichtender; er scheint jetzt ein zärtlicher Gatte und Vater, und dann ist er ein leichtsinniger Gatte und Sohn, der unter Umständen sein Weib vergißt (obwohl jene bekannte Scene hier nicht einmal vorkommt, wohl aber erwähnt wird) und die Gebeine seines Vaters lästert; er nimmt einen Vortheil mit wo er kann, aber übt seine losen Streiche nicht nur des Vortheils willen, sondern aus Leichtsinn, selbst wo sie seine Gefahr vermehren. Ich weiß nicht, ob man es übel nehmen wird, aber dies scheint das wahre Bild des gemeinen Menschen, der keine inneren Principien kennt, und nicht einmal des gemeinen *schlechten* Menschen, sondern des Menschen wie er gemeinhin sein würde, wenn man ihm, was Verborgenheit und der Firniß der Welt und was die Schule oder Predigt von schönen Worten an ihm hängen ließ, abstreifen könnte. Der Fuchs erscheint dabei mit der Ueberlegenheit seines sanguinischen Temperaments und seiner Gewandtheit mehr nach dem Schlechten geneigt, und ist das active Princip in diesem Kreise, der Wolf und die Anderen erscheinen dann mit ihrer Beschränktheit und Passivität im nothwendigen Nachtheil. Dies Alles ist in der Welt der Menschen leider nicht anders, und wenn das meine Leser auf den ersten Augenblick nicht zugeben wollen, indem sie der Eingebung ihrer Gefühle Gehör geben, so wünschte ich, daß sie beachten, ob sie sich nicht von Folgendem irre leiten lassen. In der wirklichen Welt erscheint einmal alle Verderbtheit in einem viel milderen Lichte, weil namentlich das Christenthum die Kunst allzugut verstehen machte, die Blößen zu bedecken, und weil überhaupt das neuere getheilte Leben und die große Bevölkerung eine Oeffentlichkeit des Privatlebens nicht in der Art möglich machte wie im Alterthum; und dann indignirt alles Schlechte, das wir von Menschen an Menschen verübt sehen, uns als Mensch wieder, selbst wenn wir gerne fähig wären unter Umständen das Nämliche zu thun, und in unserer Leidenschaft dünken wir uns dann besser als wir sind; nicht ganz mit Unrecht, denn das Mitleid ist in der That eine reiche Quelle unserer schöneren Handlungen. Allein hier in dieser poetischen Thierwelt wird, wie Lessing in Bezug auf die Fabel sehr schön gesagt hat, unsere Leidenschaft gar nicht oder wenig erregt, unser Mitleid kommt nicht ins

Spiel, unser Abscheu auch nicht, denn Jeder wird sich er
daß er für den Bösewicht Reinhart Parthei nimmt. Ja in
schichte geht es uns leicht so, daß wir für überlegene kräftig
raktere uns interessiren, die wir in der Gegenwart, wenn u
Grausamkeit näher treffen könnte, verabscheuen würden; uns
fallen an kühnen Räubern und dergleichen fließt aus dieser
der Bewunderung des Starken, Ueberlegenen und Klugen, w
auch oft das Schlechte ist. Wir treffen also in unserem
den Grund, auf den dieses ganze Gemälde gezogen ist; wir
den Eindruck, den es macht oder zu machen fähig ist, darun
auf; wir nehmen ihn ganz ungetrübt auf, weil keine vereinzel
pfindung gewaltsam rege gemacht wird, weil die Schicksale de
delnden unser Gemüth nicht so berühren, als wenn wir han
Menschen in diesen Zuständen sähen; und hier tritt wieder vo
andern Seite die Thorheit heraus, die in dem Einführen von
schen als mitagirenden Personen in die Thiersage liegt. Inde
der Reinaert überall mit einer Mäßigung und einem Takte, de
unvergleichlich ist, diese Geschöpfe ohne Principien immer
handeln läßt, wie sie nach ihren Trieben handeln können, ind
sie nur in solche Lagen bringt, die dem angemessen sind, so
er nothwendig auch ihre Intelligenz begrenzen und dem Au
und der Sprache einen passenden Charakter geben. Natürlic
fiel alles Raisonniren, all das subtile, sophistische Geschwätz b
teinern und Franzosen ganz weg; alles planmäßige Entwerfen,
größere Ueberblick, alle Grundsätzlichkeit und dergleichen konnte
dienen; nicht einmal den Witz durfte er ihnen in dem Maß
die früheren Bearbeiter leihen. Es ist daher ganz vortrefflich,
die Thiere hier blos im treuesten Tone der täglichen Unterh
reden, aber stets dabei jene Wichtigkeit auf das Trivialste
welche auch der spießbürgerliche Wirthshausgänger nie ablegt
sie sich über Hunger und Durst erheben, da sind es Gemein
die sie reden: und die Bedeutung derselben hat man immer ge
wenn auch nicht verstanden, denn man hat sie ausgezogen, m
sperrten Lettern gedruckt, man hat in ihnen den Werth des B
gesucht. Während jene Thiere der französischen Gedichte häu
ihrer Thierheit tölpelhaft sich anstellen, mehr als es die ihnen
liehene Weisheit in Worten und auch oft in Werken gestattet
reden sie hier — und ist das nicht wieder bei neun Zehnteln

gewöhnlichen Menschen der Fall? — immer viel gescheidter, als sie sind und wissen. Es liegt über dem Richtigsten und Wahrsten, was sie sagen (mit einer bewundernswerthen Kunst ist dies erreicht) ein — ich weiß nicht was von dummtreuer Philisterei, die nicht feiner geschildert werden kann. Die Grenzen, die der Dichter der Intellectualität seiner Geschöpfe ziehen mußte, waren gefährlich, leicht konnte die unerträglichste Langweile daraus folgen, allein er wußte sich vortrefflich zu helfen, indem er ihnen eben jene Altklugheit lieh und jenen Mutterwitz, der sich so gut mit diesen Grenzen vertrug. Hier haben es die Späteren versehen. Der Dichter des Reinaert würde seinem Helden nie die Beichte in den Mund gegeben haben, in der Art wie sie der zweite Theil im Reineke enthält, so vortrefflich sie an und für sich ist, weil sie viel zu sehr auf völlige Bewußtheit im Handeln und Denken deutet; obwohl man sonst bekennen muß, daß der Reineke schon darum ein vortreffliches Stück ist, weil er den Geist des Reinaert so treu festzuhalten verstand. Auch ist diese Beichte noch in Willem's Fortsetzung weit verschieden von der Bearbeitung im Reineke. Göthe hat es darin versehen, daß er diesen Fehler im Reineke noch weiter treibt: eben in jener Beichte redet zuweilen aus seinem Fuchs eine vornehme, achselzuckende Weisheit, die immer noch auf etwas Tieferes und Geheimgehaltenes schließen läßt. Auch hier aber muß man zugeben, daß der ursprüngliche Ton im Allgemeinen auch von Göthe bewahrt ward, was in seiner Zeit und in seiner Sprache gewiß sehr schwer war. Denn das dürfen wir nicht vergessen, daß namentlich für den ans Hochdeutsche Gewöhnten diese niederländische und niedersächsische Sprache viel dazu beiträgt, jenen Charakter der Conversation hervorzubringen, so wie es, objectiv betrachtet, unmöglich als Zufall angesehen werden darf, daß sich der niederdeutsche, sonst in aller Dichtkunst ganz obscure Dialekt, dieses Gegenstandes gerade mit so vieler Ueberlegenheit bemächtigte. Durch diese Auffassung und Behandlung der Sage nun tritt hier wieder von einer anderen Seite hervor, wie durchaus diese Dichtung den übrigen Dichtungen jener Zeiten und dem ganzen Treiben der oberen Regionen in der damaligen menschlichen Gesellschaft entgegengesetzt ist. In allen ritterlichen Epen in Deutschland und Frankreich werden wir, ganz entsprechend jenen Zeiten um das 13. Jahrhundert und ihrer Geschichte überhaupt jenen Grund der völligen Principlosigkeit im Handeln finden. Wo dies in den Poesien vor-

herrscht, da bedingt es die völlige Werthlosigkeit derselben. Allein in den besten epischen Gedichten ringt der Dichter oder sein Held meist nach Grundsätzen und kann sich dabei meist nicht zurechtfinden; daher jener ewige Zug des Jammers in allen Werken der Hofdichter, der nur wegfällt, wenn ein Gottfried, indem er zu einem Princip der Kunst kommt, einsieht, daß er dem Charakter jener Stoffe nach seinem Helden geradezu alles Princip am kürzesten wegnimmt und ihn als Spielball von Geschick, Zufall und Leidenschaft schildert und auf diese Weise mit ihm zu interessiren sucht. Jene Gedichte zeigen also ein mühsames, schweres, meist fruchtloses Ringen aus dem Gemeinen ins Hohe und Ideale, nach höheren leitenden Grundsätzen, dieses Thierepos aber vergräbt sich recht in den Mangel derselben und weiß und ahnt deren keine; dort ist ewiger Wechsel von Lieb und Leid, und in das schönste Glück, das man da kennt, ist Bitterkeit von der Natur schon niedergelegt, aber hier geht Alles aufs lustigste her, und das Unglück, das man hier leidet, wird nicht so ernst empfunden; man trifft dort auf die Plagen und inneren Leiden, welche das größere höhere Streben im Menschen immer mit sich führt, hier nur auf die ungestörte Lust, welche die niederen Stände trotz ihrer äußeren Geplagheit immer besitzen. Indem dort der Dichter das Schwanken seines Helden natürlich selbst theilt, schwächt dies den Eindruck, den sein Gedicht macht: hier ist die unverwüstliche Festigkeit eines Volksgedichtes, das von dem für Natur und Einfalt empfänglichen Dichter unverletzt dargestellt ward, und das in seiner Wirkung auf das Gemüth des Lesers durchaus total und vollkommen ist. Von jenen Ritterepen weg gehen wir aus Zweifel in Zweifel, hier fühlen wir uns innerlichst erquickt, wir fühlen uns in unserer edleren Menschlichkeit, die feine Ironie der Dichtung, die wir hingerissen von dem epischen Interesse der Erzählung während des Lesens oder Hörens nur ganz im Hintergrunde zu vernehmen im Stande waren, die uns also im Genusse des Einzelnen nirgends störte, tritt, so wie wir das Buch schließen, aufs lebhafteste hervor; sobald wir das Einzelne des Gemäldes in der Nähe uns verständlich gemacht haben, treten wir zurück um Alles auf einmal zu übersehen und zugleich lehrt uns jener Farbenton, in welchem Lichte wir das Ganze zu betrachten haben. Wir gehen edler und gehobener von dem Gedichte weg und dies ist die größte Wirkung und die ächteste, die je ein Kunstwerk machen kann. Der

Reinaert steht gegen die ritterlichen Epen und Romane in demselben absoluten Gegensatze, wie Aristophanes gegen die griechischen Tragiker. Wie dieser dem ernsten Drama und seinen heroischen Sitten des Alterthums die Gegenwart mit all ihrer Gesunkenheit im schneidendsten Contraste entgegenstellt, so dieses Gedicht ein gemein menschliches Treiben dem sublimen der epischen Heroen. Die Erhabenheit des alten Dramas zwang Alles, was sich ihr entgegensetzen wollte, ins Komische; anders ward es hier, wo in den Romanen keinerlei Erhabenheit zu finden ist, weil immer die Gegenwart selbst ihr Boden war, die sie nur in einen übermenschlichen Glanz stellen. Das Thierepos entzog daher dieser nämlichen Gegenwart selbst noch das Menschliche, um sie eben so eine große Stufe herabzusetzen, wie sie jene hinaufgerückt hatten. Ein mit so außerordentlichem Glück gewonnenes Terrain, ein darauf so fest und sicher gegründetes Gebäude mußte sich von gleicher Dauer und Gediegenheit ausweisen, wie die unsterblichen Werke des athenischen Komikers.

IV.

Uebergang zu der ritterlichen Poesie der hohenstaufischen Zeit.

1. Kreuzzüge.

Indem wir jetzt die Kreuzzüge und ihren Einfluß auf die poetische Literatur berühren, fühlen wir aufs neue, wie unendlich schwer es ist, selbst in so entfernten Zeiten so ungeheuere Umwälzungen und ihre Einwirkungen zu überblicken und in einer gedrängten Darstellung die Hauptpunkte so zu treffen, daß sich das Mannichfaltige und Viele, was nicht im Einzelnen berührt werden kann, so darum anlegt und anfügt, daß jede Beziehung und jedes Verhältniß dem Leser sogleich verständlich werde. Die vortrefflichsten Männer in Frankreich und Deutschland haben der Geschichte der Kreuzzüge neuerlich die Arbeit eines großen Theils ihres Lebens gewidmet und haben es recht anschaulich gemacht, welch ein ungeheuerer Gegenstand

es ist, den sie zu bewältigen hatten. Sie haben in verschi
Weise die Wirkungen nachzuweisen gesucht, die diese Bewegung
Europa hervorgebracht haben, sie scheinen es aber darin verseh
haben, daß sie entweder im Raume oder in der Zeit oder in
sich zu sehr beschränkten. Wenn die Geschichte der Kreuzz
nicht Stückwerk bleiben soll, so muß nothwendig der ganze K
des Christen- und Heidenthums eingeschlossen werden; die An
der Sarazenen auf das südwestliche Europa und die drohenden
den im Osten halfen durch die nähere Gefahr den Offensivkamp
Christenheit mehr hervorrufen, als die Wallfahrten und die Be
gung der Christen in Jerusalem, womit man das ganze Phän
erklärt zu haben meinte. Erst mußte das, was in Spanien
die Mauren und in Sicilien durch die Normannen geschah, die
zösische Ritterschaft erregt und gespannt haben, ehe die Pred
eines Mönchs so ungeheure Begeisterung erregen konnten.
ganzen Kampf in Spanien müßte eine solche historische Entwicke
dieser Kämpfe zwischen Asien und Europa nothwendig einschli
denn von dort gehen sie aus und dort endigen sie, dort wenig
schließen sie sich unmittelbar an die Entdeckung der neuen Wege
Indien an, die eine natürliche Folge von dem gestörten Hand
dem verlornen Oriente war. Nur dann, wenn man, wie Mich
zu furchtsam gethan hat, die Verbindung der Kreuzzüge mit d
geographischen Entdeckungen und den industriellen Verhältnissen
neueren Zeit nachweist, ist man im Stande, ihre Wirkungen und
Bedeutungen im größeren Maße zu überschlagen; gar wenn
sich scheut, diese entfernteren und späteren Einflüsse überhaupt g
zu lassen, so kann man nicht anders als ein sehr oberflächliches
theil über die Folgen der Kreuzzüge für Europa fällen, ja der eig
liche Kern dieser endlosen Bewegung muß nothwendig dann un
Blicken ganz entgehen. In der neueren Zeit hat nichts eine un
telbare Wirkung. Wir bemerkten es schon bei anderen Gelegenhei
der Raum und die Masse, die sich im Raume dreht, ist in der
schichte des neueren Europa zu groß, als daß selbst die Geschi
und das Schicksal sie leicht bewegte und gestaltete. Die Refor
tion, gewiß eine nicht minder außerordentliche Erscheinung,
vorüber und ihre unmittelbaren Folgen waren für den Augenb
groß und glänzend, aber für die nächste Zukunft war ihr Einf
nur ein höchst unseliger und ihre Segnungen traten erst Jahrhund

später hervor. Wir haben einem gewaltigen Schauspiele in Frankreich zugesehen; allein zu welchen unmittelbaren Resultaten hat es geführt? und doch würden wir die Vorsehung anklagen, wenn wir denken wollten, jene furchtbare Erschütterung sei nichts als eine gräßliche Tragödie der Geschichte gewesen, ohne weiteren Erfolg, als den wir innerhalb der Begebenheiten selbst beobachten konnten. So ists mit den Kreuzzügen. Was sie in dem Zustand der Gesellschaft im Einzelnen, in der nächsten Zeit änderten, war für einen Augenblick eben so überraschend und glänzend, allein nicht auf die Dauer; und wenn man daher z. B. die Vortheile und Nachtheile aufzählte, die sie den einzelnen Ständen brachten, so ist es sonderbar genug, wie man dann eine lange Rechnung mit Plus und Minus machte, deren Resultat am Ende Null war, indem sich Schaden und Nutzen vollkommen einander aufwog. Auch wäre es wunderlich, wenn sich die Geschichte der Stände nicht überall, wohin auch die Kreuzzüge wenig oder nicht drangen, nicht ebenso, wenigstens im Wesentlichen nicht ebenso hätte gestalten sollen. Die Kreuzzüge sind eine Revolution von so großem und allgemeinem Charakter, daß man in Nachweisung besonderer, einzelner Einflüsse äußerst vorsichtig sein muß, um nicht mit Kleinlichkeiten ihre großen Züge zu entstellen. Die Art, wie man diese Einflüsse auf die geistige Bildung zu berechnen pflegte, ist hier bezeichnend genug; und dies haben jetzt auch die neueren Geschichtschreiber alle behauptet, daß diese von äußerst geringer Bedeutung waren. Wenn man in der Poesie der Troubadours und Minnesänger frühe arabische Einwirkungen und die Phantasie des Orients gefunden hat, so scheint dies durchaus keines Wortes der Widerlegung werth, denn wer nur einmal erwogen hat, in welchen Verhältnissen Christen und Mauren in Spanien standen, wie hier troß den Jahrhunderten der Einwirkung das maurische Element in aller Hinsicht unbedeutend ist, wie in der Poesie z. B. die maurischen Muwachchah, die sich so nahe mit den spanischen Romanzen berührten, von diesen verschieden sind, dem wird aller Zweifel schnell gelöst sein. Wir suchen daher die Quelle der Dichtung und poetischen Cultur überall im Innern der Nationen, folgen überall deren Veränderungen und forschen äußerlich nach den Ereignissen, die zu ihrer Anregung, Richtung und Entfaltung beitrugen. Auf diesem Wege fanden wir, daß die Dichtkunst unserer Nation bisher zwei Seiten bot, eine nationale und eine antike; wir fanden in Staat und Cultur

die Symptome ziemlich deutlich, daß dem Nationalen und
von einzelnen Männern, welche die Bildung des Alterthums
faßten, eine antike Wendung gegeben werden sollte, die aller S
ständigkeit und eigenthümlichen Entwickelung Gefahr drohte.
Gefahr ward in Deutschland zuerst durch die fränkische Kais
welche die Bildung überhaupt störte und die antike im Beson
wieder zerstörte, unschädlicher gemacht und durch die Kreuzzüg
gestalt aufgehoben, daß seitdem die altclassische Cultur erst
wieder Aufnahme fand, nachdem der nationale und moderne Cha
gegründet und gesichert war.

Dies ist der Gesichtspunkt, aus dem eine Geschichte der K
züge entworfen werden muß, wenn sie den Charakter dieser a
ordentlichsten Revolution welche die Welt je sah, mit Bestimm
angeben, wenn sie ihre rechte Stelle anweisen, wenn sie alle nä
und entfernteren Wirkungen, ihr Verhältniß zur Hierarchie, zur
stokratie und absoluten Monarchie des Mittelalters mit treff
Wahrheit und Schärfe herausstellen will. Die Kreuzzüge legen
die Ideen der alten Welt ab und setzen christliche und modern
die Stelle; sie bilden die größe Umwälzung von der alten zur n
Welt. Bis zu ihnen hatte das Griechische und Römische nie
gehört, das geistige Reich zu beherrschen; von jetzt beginnt
schrankenlose Herrschaft des Gemüths und der Empfindung, w
den schärfsten Gegensatz des Mittelalters gegen die römische
bildet. Die Art, wie durch sie dieser Uebergang vermittelt wird
durchaus und in allen Theilen dem Zwecke selbst entsprechend.
sagten früher, daß die Eigenthümlichkeit der neueren Zeit in
weiter geöffneten Gesichtskreise liege, in gesteigerten Bedürfnissen
Körpers und des Geistes. Wir deuteten daher an, daß eine stren
Ansicht die Spuren der neuen Zeit und ihres Charakters schon
Alexander suchen würde, wo die Räume der Welt, der innern
äußern, anfingen geöffnet zu werden und daß man die entschied
Vollendung ihres Charakters eben von der Zeit an herleiten mi
wo durch die Reformation und die Entdeckung der neuen Welt
Aussicht auf die völlige Aufklärung der räumlichen und der geisti
Welt geöffnet war. Auch frühere Revolutionen strebten nach die
Ziele hin: Die römische Weltherrschaft unterlag aber dem Grie
schen; die germanische Völkerwanderung unterlag dem Römisch
die Kreuzzüge selbst drohten dem hierarchisch Christlichen zu un

liegen, das noch so vieles Orientalisch-Alte an sich trug, ja diese ganzen Religionskriege sind nichts als ein Kampf für die individuelle Bildung des Westens gegen die generelle des Ostens, was auch schon Andere bemerkt haben. Allein durch die Wendung, welche Friedrich II. der Sache gab, dadurch, daß sich nun immer mehr die absolute Königsgewalt an die Stelle der Hierarchie drängte und ihr unter anderen Sorgen auch die für den Kampf gegen die Heidenschaft abnahm, was seit Friedrich in Ludwig dem Heiligen und Ferdinand dem Frommen immer deutlicher wird; durch die Wendung ferner, welche die Kreuzpredigt seit den Projecten und Planen des Marino Sanuti erhielt, der auf neue Handelswege und auf die Sperre des Orients seine Eroberungsentwürfe baute, durch die deutlichere Beziehung also, in welche die Kreuzzüge mit der Monarchie und Industrie der neuern Zeit treten, durch die erste Belebung eines weiteren Handels, dieses großen Nervs der neueren Staaten, bezeichnen sie aufs klarste den höchsten Wendepunkt von der alten Welt zur neuen. Sie beginnen die Eröffnung der Welt, die seit ihrem Impuls nicht mehr stille steht; sie bringen das Gemüthsleben, zu dem sich die nordischen Nationen alle neigten, zur Blüthe, das von da an seine merkwürdige Zeitigung und Reife beginnt. In zwei ganz allgemeinen Punkten würden wir daher die Wirkungen der Kreuzzüge auf die Dichtkunst suchen, die diesem Allem aufs genaueste entsprechen.

Zuerst in der Erweiterung des Verkehrs. Bei der Eigenthümlichkeit, welche alle neuere Cultur durch ihre große Ausdehnung erhält, eine Eigenthümlichkeit, auf die man nicht oft genug zurückweisen kann, weil sie nie gehörig in Anschlag gebracht ward und ganz allein für tausend trostlose Erscheinungen in der neueren Geschichte Beruhigung und für tausend Dunkelheiten Aufklärung und dazu für moderne Geschichtschreibung die Hauptbelehrung gibt, bei dieser Eigenthümlichkeit war immer jede Collision, in welche Europa gebracht, durch welche ein Zusammentreffen der Nationen vermittelt ward, von dem bedeutendsten Einfluß auf die literarische Bildung. Darum blieb im frühen Mittelalter Rom fortwährend der Mittelpunkt der Cultur; darum begann die neue Dichtung zuerst unter den Normannen, die in Berührung mit Bretagnern, Flamländern, Franzosen, Angelsachsen und Briten am ehesten geistig erregt werden konnten; darum war nach der Zerstörung von Constantinopel unter dem Zusammenfluß fremder Gelehrten und fremder Kriegsheere Italien

der Sitz der Bildung; und darum steigt in der neuesten Zeit in ungeheueren Verhältnissen die Weite der Cultur, weil die Nationalscheide gehoben und die Reisen auf alle Weise erleichtert werden. Man denke nun, wie jene Zeiten der Kreuzzüge in dieser Art großartig wirken mußten! In den Heeren der ersten Kreuzfahrt drängten sich, nach Fulcher, Franzosen, Flamländer, Friesen, Waliser, Bretagner, Allobroger, Lothringer, Deutsche, Normannen, Schotten, Engländer, Aquitanier, Italier, Iberier, Dänen, Griechen und Armenier zusammen! Die Schriftsteller bezeugen, daß unter der Masse dieses Kreuzheers, ganz im Gegensatz zu den Führern desselben, gutes Verständniß und Einigkeit geherrscht habe; die ächt fromme Begeisterung dieser ersten Zeit vereinte die Nationen unter dem Namen der Christen und brachte die Stände einander näher. Was ferner Großes durch diese vereinten Kräfte geschah, interessirte zu Hause alle Classen des Volkes gleichmäßig. Hinfort konnten die lateinischen Nachrichten nicht mehr genügen und die Kreuzzüge riefen daher den Gebrauch der Vulgarsprache hervor. Noch fürchtete jener normännische Ritter von Bechada, daß sein Gedicht von der Eroberung Jerusalems, das er um 1130 schrieb, wegen der Volkssprache, die er gebraucht, verachtet werden würde, doch überwog der Wunsch, dem Volke sein Werk verständlich zu machen. Je mehr das Interesse an den Thaten der Ritterschaft wuchs, desto schneller wurzelte die Versöhnung der Gelehrten mit der Volkssprache; je näher plötzlich durch solche Werke der Poesie dem Ritterstande seine eignen Thaten, die im Licht der Dichtkunst erhöht erschienen, gerückt wurden, desto näher die Bücher selbst; die glänzendsten Heroen der Kreuzzüge hatten das Schwert und die Laute geführt, nun drängte die Ritterschaft den Klerus aus dem Alleinbesitz der geistigen Cultur; der Verkehr erleichterte die Erlernung des Französischen [127]) und Lateinischen,

127) Eine Stelle bei Adenes, in Wolf — Ueber die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Heldengedichte. 1833. p. 45. ausgezogen, schildert den Gebrauch der französischen Sprache an deutschen Höfen im 13. Jahrhundert wie heute:

tout droit à celui temps que je ci vous devis,
avoit une coustume ens el Tyois païs,
que tout li gran seignor, li conte et li marchis
avoient entour aus gent françoise tous-dis,
pour apendre françois leur filles et leur fils.

Sie bezieht sich freilich wohl zunächst auf Flandern und Brabant.

und aller möglichen Sprachen, so daß nun nicht allein zahllose Uebersetzungen aus einer in die andere erscheinen konnten, sondern auch Italiener und Deutsche in zwei Sprachen dichteten. Die geistige Bildung ging aus dem ausschließlichen Besitz der Geistlichkeit auf den allgemeineren der Ritterschaft über, sie ward aus kirchlicher zur poetischen Bildung, sie ward dadurch Gemeingut. Die Waffenführenden lernten neben den Waffen ein Anderes kennen und achten. Das Außerordentliche dieser Revolution sogleich einzusehen, ist sehr schwer. Man müßte in einem Werke, das die Uebergangszeiten von alter zu neuer Welt behandelte, erst übersehen können, welche Leute bis jetzt das Werk der Bildung gefördert hatten, und wie es fast Niemand war, als Juden, die das Arabische vermittelten, und keltische Geistliche, und im besten Fall christliche Mönche und Byzantiner, lauter Leute aus Stämmen oder Ständen, welche die ärgste Beschränktheit von Natur an sich tragen. Die Verirrungen des Mittelalters hat uns noch Niemand weder in Einem Gemälde geschildert, noch weniger erklärt; denn welch ein gesunder Kopf gehörte auch dazu, um in solchem Wuste auszudauern! Aber gewiß ist, daß der Ritterstand, der doch menschlich fühlte und dachte, zuerst auf Natur und Wahrheit zurückführte. Wenn man nun gesagt hat, die Kreuzzüge seien die Heroenzeit der christlichen Völker, so ist das nur in sehr uneigentlichem Sinne zu verstehen. Sie legen vielmehr die Heroenzeit ab. Wenn Michaud Recht hätte, indem er behauptet, der Geist des Ritterthums läge in der Schätzung des Ruhms, so möchte jener Satz bestehen. Denn es ist das Eigenthümliche der Heldenzeit, Kämpfe um den Preis der Stärke zu führen; dies ist der Charakter der scandinavischen Urgeschichte, welche das große Heroenalter des gesammten neuen Europa ist; dies ist auch das Element unserer deutschen ächten Heroensage, allein nicht das des ritterlichen Gedichtes. Den Ritter macht das Handeln nach Prinzipien; Ideen schließen seinen Orden zusammen. Der Bezug seines Ruhms auf etwas außerhalb der That selbst, die Wahl des Gegenstandes, an welchem der Ruhm zu erwerben gesucht wird, die Anerkennung eines Zweiten, eines Königs der Seele oder einer Königin des Herzens, für welche der Ruhm zu erwerben gesucht wird, dies erst macht das Ritterthum. Daher ist die Verbannung des heldenmäßigen Egoismus durch humane Höfischkeit oder durch christliche Uneigennützigkeit an dem ächtesten Rittersmanne am erkennbarsten, und

die Beschränkung der Rohheit und Zügellosigkeit der Heroenzeit
durch das Ritterthum durch. Als daher die Ritterzeit und D
dichtung in ihrer schönsten Blüthe stand, drängte sich soga
menschliche Zug religiöser Toleranz mitten in die Religionskä
der nur alsbald wieder verschwand und noch einmal in größern
lotismus und Rohheit zurückwarf.

Dies leitet uns von selbst zur andern Seite, die wir noch
vorheben wollten. Es ward durch den außerordentlichen Zusam
fluß von Menschen nicht allein die äußere Menschenkenntniß b
dert, sondern auch die innere Welt des Gemüthes, welche das C
stenthum eröffnet hatte, stets weiter aufgedeckt. Je tiefere W
das Christenthum in dem Volke schlug, das seiner Natur nach
dem Beschaulichen zugethan war, desto mehr legte sich die alte R
heit von selbst und wir sahen daher oben, wie schon in der Otto
zeit der Geist christlicher Frömmigkeit über dem heroischen Geschl
ruht. Dadurch, daß diese Religion so durchaus nur Sache für
Gemüth war — denn das Volk berührte ja nicht den Dogmen
und für die Sinne bot der neue Glaube so wenig, wie für
Phantasie —, war es gekommen, daß Kirchenmusik und Ges
der selbst unter der Zerstörung in der fränkischen Kaiserzeit nicht
hörte Fortschritte in Deutschland zu machen, daß eindrucksvolle
großartige Kirchen, mit Einführung von Glocken u. dergl. m
daß ein stets feierlicher Gottesdienst an die Stelle der alten heid
Götterverehrung und Tempel trat; das Ahnungsvolle und Se
süchtige der aufkeimenden inneren Regungen ward dadurch zu e
Thätigkeit aufgeregt, die bald den Blick des sinnigeren Mensc
von den äußeren Werken und Thaten auf sein Inneres rief.
Entstehung des Christenthums in der Mitte von Verfolgung
Argwohn, von Bewachung und Verleumdung, bedingte es, daß
von Anfang an trachtete, durch unsträflichen Wandel die Verleu
dung zu entwaffnen, den Argwohn zu ersticken und durch ei
Selbstbewachung die fremde nicht scheuen zu müssen. Eine so
strenge sittliche Beobachtung war zwar bei der Ausbreitung der chr
lichen Religion unter den Deutschen nicht so äußerlich bedingt, al
bereits war bei den Verkündern derselben, bei Geistlichen und Mö
chen, dies Rückziehen aufs Innere herrschend und die Beachtung u
Bestrafung jedes kleinen Fehlers führte so früh das Pönitenzwe
herbei, das hier so entschieden charakteristisch ist und das man t

aller Abscheulichkeit der Pönitentialien nie als bloßes Kunstwerk schlauer Geistlicher hätte darstellen sollen. So konnte es Sitte werden, daß viele Ritterleute nach einem Leben voll Kampf und Mord im Kloster Abbuße thaten, und wie manchem jungen kräftigen und lebenslustigen Waffenmanne mochte nicht die Betrachtung eines solchen endlichen Ausgangs auch schon sein früheres Leben verleiden, ihn vorsichtig machen im Gebrauch der Waffen und ihn von roher Wildheit entwöhnen. Dies mußte die Ordensregeln des Ritterwesens nothwendig so gestalten, daß, wie schon bemerkt ward, dem Waffenruhme ein höheres Ziel gesteckt wurde. In diesen neuen Gesetzen mußten neben der Religion die Frauen nothwendig eine große Rolle spielen. Den in sich gerichteten Kriegsmann wies die Abgezogenheit des Lebens auf Burgen und der deutsche Familiensinn auf sein Weib; Weiber und Christenthum sind auch zu aller Zeit die treuesten Verbündeten gewesen. Wie weit man mit allem diesem vor den Kreuzzügen gekommen war, läßt sich schwer darthun, weil die Quellen mangeln. Desto deutlicher wird es mit dem Eintritt der Kreuzzüge selbst. Diese bewaffneten Wallfahrten (schon in diesen Worten liegt alles Zwiespältige angedeutet) stellten gleich bei ihrer ersten Erscheinung den ganzen schroffen Gegensatz zwischen der alten Waffenrohheit und heroischen Gewaltthat und Blutgier und der frommen Gutmüthigkeit und religiösen Demuth, jenen Gegensatz, der sich schon lange Zeiten im Stillen gebildet, mit Einemmale aufs Grellste der ganzen Welt zur Schau, sie zeigten klar an den ungeheuersten Begebenheiten, was man bisher nur am Einzelnen undeutlich beobachten konnte. Der Abt Guibert bemerkt es ausdrücklich, daß es Gott durch die Kreuzzüge wohlmeinend für die Ritterschaft so gefügt, daß die Kriegsleute statt bei ihrem Lebensende ihren Waffenrock mit der Kutte zu vertauschen, nun in diesen Zügen einen neuen Weg zum Seelenheil geöffnet erhalten hätten, der es ihnen erlaubte, in ihrer ritterlichen Sitte und Ungebundenheit zu verharren [128]). Es war also merkwürdigerweise hier ein glänzendes Mittel gefunden, jene widersprechenden Elemente, in deren Streit man nothwendig den Untergang des Einen hätte voraussetzen sollen, auf lange Zeiten hin friedlich zu vereinigen, nicht so jedoch, daß nicht abwechselnd der alte Kampf im Vorherrschen bald dieses bald jenes sich erneuert

---

128) Guib. Abb. hist. hieros. bei Bongars. p. 471.

hätte. Die alte Heldenzeit war durch das Christenthum, d
bisher beständig befehdet hatte, plötzlich autorisirt, nur ward
Thaten eine bestimmte Richtung gegeben; im Blute zu baden
sich des Blutbads zu freuen, wie vormals, ward wieder ver
lich[129]) und christlich, wenn es nur Sarazenenblut war.
war Niemand dieser Ausweg so willkommen, als den Norm
die noch ihren alten Sinn für See- und Raubfahrten dem Ch
thume nicht geopfert hatten. Nun bietet die ganze Geschich
Kreuzzüge und ihrer Zeit die sonderbarsten Contraste dicht r
einander. Bei der ersten Begeisterung in Frankreich hörte We
rung und Brandstiftung, die bisher gewüthet hatte, auf, und n
der Versöhnung und dem Frieden Platz[130]), allein was hier a
hört hatte, begann schon auf dem Wege nach Jerusalem w
In den Heeren drängten sich unter Einem Titel Mörder, Schul
von Druck und Hungersnoth Leidende neben fanatische Mönche
die frömmsten Seelen zusammen. Das eintönigste, langweil
oft ein Jahrhundert lang von keiner großen Erscheinung unterbro
Leben wird plötzlich von einer heiligen Begeisterung und Leidens
lichkeit aufgestört, die jede kleinere und engere Neigung und Em
dung verschlang. Wurde nicht der Nationalhaß aufgegeben, die
terlandsliebe geopfert, die Bande zwischen Vater und Sohn, zwi
Mann und Gatte, zwischen Vasall und Herr gelöst? Räuber,
siedler, Weiber traten aus ihrer Verborgenheit, die Kinder aus
Unmündigkeit; man sah diese Wunder auf der Erde, und a
am Himmel und in den Wolken und die Gräber öffneten sich
Karls des Großen Geist mahnte die Völker zum Kampf gegen
Ungläubigen. Ob man die Begeisterung und den Zudrang zu
Zügen mehr der alten Frömmigkeit zuschreiben soll, welche seit J
hunderten Pilgerfahrten nach Jerusalem machte, oder dem Geist
Wanderung und der Abentheuer, der von Einzelnen[131]) sich ge

---

129) Tote unt sere frumten si williclichen,
sie uachten nach dem gotef riche, daz in dar umbe gebaizen waf
wa gescach imen in dirre werlt ie baz, want siu ellu laster a
erflugen,
unt christef ioch uf in trûgen unz an ir ende etc.
Pfaffe Konrad.

130) Guib. l. l. I, 7.

131) Siehe Wilken Geschichte der Kreuzzüge. I. p. 33.

so auf größere Massen, besonders unter den Normanen, fortentwickelte, wie bei jenen Wallfahrten auch, zweifelt man unschlüssig nach der besonnensten Ueberlegung und ruhigsten Forschung, abgesehen von dem entfernteren Grunde, den ich in einem gewissen historischen Gesetze entdeckt zu haben glaube, nach welchem jede große Völkerwanderung, die wie alle Cultur immer gleich dem Lauf der Sonne die Richtung von Osten nach Westen nimmt, oft in später Zeit erst eine kleine Rückwanderung nach Osten zur Folge hat. So sind wir bei den Eindrücken, die uns diese Geschichten machen, stets getheilt: wir wissen nicht, sollen wir bewundern oder schaudern; sollen wir die Grausamkeit, ja den Cannibalismus verabscheuen, oder die uneigennützige Aufopferung für einen frommen Gedanken preisen, sollen wir über jener Wütherei und Schlächterei bei der Eroberung von Jerusalem die Buße und das Tedeum, oder über diesem jene vergessen, sollen wir in jenen Erobern die Tapferkeit und die Stärke ihres Armes bestaunen oder lächeln, wenn sie sich die Knie wund beten, und vergebens suchen wir mit unseren Begriffen und Gefühlen den Eigennutz und den Edelmuth in einem Tancred zu vereinigen. Wir haben in den ersten christlichen Heeren die fromme Wuth der Muselmänner und im Gottfried jenen gottberufenen Kämpfer, den Helden im Bußkleide, den König im Gewand demüthiger Knechtschaft, wie in einem Omar. Daher bietet der erste Kreuzzug und das Reich Jerusalem so hundertfältige Erinnerungen an die erste Verbreitung des Islam; denn mit Mahomet beginnt eben jene neue Zeit für den Orient, welche die Kreuzzüge im Occident beginnen, und dort wie hier äußert sie sich sogleich im Umspannen ungeheuerer Räume, dort wie hier bekämpft sie die Religionsfeinde, die sie darin hemmen, und ruft in jenen Karolingern die christliche Tapferkeit hervor, die von diesem Stamme aus über Europa kam und den König und Vorkämpfer mit biblischer Heiligkeit umgab. So lange nun im Orient und Occident diese Kämpfe wirkliche Religionskämpfe waren, so lange war offenbar die Tapferkeit und der innere Drang heilig und vom Irdischen weggewandt. Allein die anfängliche Begeisterung war zu groß, als daß sie hätte dauern können; die Weltlichkeit schon zu vorgerückt, als daß sich nicht der Spott der Einen in den Fanatismus der Anderen hätte mischen sollen; die Hierarchie war schon in zu gefährlichem Kampfe mit dem Absolutismus, der sich im Anfange ins Heiligengewand zu kleiden wußte, als daß die religiösen

der Fremde weichen muß und Mühe hat sich zu erhalten, auch das Antike werden wir in seiner reineren Gestalt einer modernisirten Platz machen sehen. Den allgemeinen Wechsel und Uebergang werden wir, wie er in allen Lebensverhältnissen Statt hatte, so auch in der Kunst, zum Theil sehr überraschend finden; nicht allein von einem Charakter der Dichtung zum andern überhaupt, sondern auch von einem Theil eines und desselben Gedichtes zum andern. Wir werden eine Zeitlang die Legende und biblische Helden in dem Epos herrschen und dann beide dem galanten Ritterthume und der weltlichen Erzählung Raum geben sehen; jeder Veränderung im Leben werden wir eine ähnliche in der Poesie entsprechen, und die letzte nur im Anfange der ersteren etwas abgetrennt folgen, bald aber mit ihr gleichen Schritt gehen sehen, ein Beweis, daß die Dichter sich des Zeitgeistes mit Bewußtsein bemächtigen. Daß die Dichtung unter der Fortdauer der Begebenheiten sich dieser selbst bemeistern will, daran werden wir diese Poesien noch entschiedener scheitern sehen, als das Volksepos an der Völkerwanderung. Im größeren Maße wiederholt sich jetzt in Europa, was wir in Deutschland beim Nationalgedicht gesehen haben. Erst als man aus der Ferne die geschlossene Reihe der Ereignisse überblickte, gelang es, sie in ein dichterisches Bild zu bringen. Wunderbar, daß Michaud geklagt hat, daß, wenn uns das Mittelalter eine Ilias oder eine Odyssee geschaffen hätte, die Musen sich eine neue den Alten unbekannte Bahn gebrochen haben würden [132])! Haben sie denn nicht, haben wir denn keine mittelaltrige Ilias? Man lerne hier aufs neue an diesem Ausspruch eines geistreichen und gelehrten Kenners, der die Kreuzzüge auf eine vortreffliche Weise aufgefaßt hat, wie nothwendig es irre leiten mußte, wenn man die christlich-heidnischen Kämpfe in Europa von der Erzählung der Kreuzzüge ausschloß; man lerne zugleich, was wichtiger ist, an diesem neuen Beispiele, wie die große ausgedehnte Bühne der Begebenheiten der neuen Welt nicht allein die handelnden Männer oft irrte, nicht allein die dichterischen Beobachter blendete, nein auch wie sie noch nach Jahrhunderten den forschenden Geschichtschreiber überwältigt. So weitläufig und viel sich Michaud mit Tasso beschäftigt, so fällt ihm nicht einmal Ariost ein! Und was fehlt Ariost zu einem Homer, und seiner Muse zu einer voll-

132) Michaud, hist. des croisads. V. p. 324.

als ihr vielmehr der wirkliche Eifer in Frankreich Eintrag that, wo die Troubadours schon der Pilgerzüge spotteten, als die deutschen Minnesänger aufs innigste sich ihrer annahmen. Gerade umgekehrt auf einer anderen Seite. Der Frauendienst der Provenzalen und Italiener, äußerlicher, sinnlicher, neckischer, als der deutsche Minnedienst wirkte auf die Liebespoesie der Ersteren weit vortheilhafter, als die tiefe heilige Versenkung der deutschen Minnesänger auf unsere Lyrik dieser Zeit. So wahr ist es, daß es nichts so Hehres und Hohes gibt, dem es nicht heilsam wäre, sich seines irdischen Ursprungs zuweilen zu erinnern. Und wie sich gerade in dem Lande der feurige religiöse Enthusiasmus zeigte, in dem die Religiosität nie so groß war wie in Deutschland, wo jener mangelte, so kennt man auf der anderen Seite in Deutschland, trotz jener großen Frauenverehrung, bis auf den heutigen Tag nicht die französische Emporhebung und Heraushebung der Frauen aus den Verhältnissen, die ihnen die Natur in der Gesellschaft angewiesen hat, man entband sie nie von den Pflichten der Häuslichkeit und der Pflege des Mannes, und selbst im Mittelalter steht in allen rechtlichen und praktischen Verhältnissen das Weib hinter dem Manne zurück. So gut ist es, sich der Geschichte zu erinnern, wenn man von jener gefeierten germanischen Frauenverehrung träumt. Die Deutschen haben darin allerdings einen großen Ruhm, daß sie vielleicht unter allen Nationen der Erde zuerst und am vollkommensten dem Weibe eben die Stelle angewiesen haben, welche die Natur selbst ihm bestimmt hat. Macht es ihrem Gefühle Ehre, daß sie das Weib aus der Unterordnung emancipiren, so ehrt es ihren verständigen Sinn nicht minder, daß sie sich nie verleiten ließen, es aus seiner Sphäre herauszurücken und zur Theilnahme am äußeren Bestreben der Männer zu lenken, wie in Frankreich geschah. Jene Zeit des Frauendienstes im Mittelalter war eine vorübergehende; sie mußte eine vorübergehende sein, wie wir uns später erklären wollen. Je höher man damals den Schwindel trieb, desto schneller und tiefer sank man herab, und die Gemeinheit und Unsittlichkeit, die man sobald auch in den Dichtungen in diesem Bezuge findet, entspricht ganz der Frivolität und Ketzerei der Franzosen nach ihrem religiösen Aufschwung.

Wie sich nun unter diesen Einflüssen die Poesie gestalten mußte, werden wir im Einzelnen näher hören. Wir werden sehen, daß das Altnationale alsbald unter diesem Eindrang neuer Vorstellungen aus

poetischen Verkörperung derselben auch nur im geringsten sich der zu nähern oder zu unterstützen.

2. Französisches Volksepos.

Der Geist der Kreuzfahrten, der sich in Gottfrieds Zu unter den ersten Eroberern des heiligen Landes kund gab, lie gends in poetischem Schmucke so unmittelbar und treu ausgesp wie in dem Gedichte des Pfaffen Konrad von Karls des (Thaten in Spanien, von Ganelons Verrath und der Ro schlacht[133]. Da es dem ganzen Mittelalter eigen war, die malige Farbe der Zeit seinen älteren Werken zu leihen, da, n überall finden, die ähnliche Gesinnung auch eine ähnliche i gangenen Zeiten aufsucht und vorliebt, auf wen konnte di Begeisterung der Wallfahrer eher fallen, als auf den Helden, Ahnen die westliche Welt vor dem Eindrange der Mauren ge der selbst im Nordwest von Spanien den Kämpfen der Goth Nordosten durch seine Eroberungen einen Nachdruck gegebe durch seine Verbindungen mit dem Papste zuerst den Heiliger eines alttestamentlichen Gesalbten und eines Hauptes der Ch heit mit dem Glanze und dem Ansehen eines römischen Kaiser eint hatte? Man hatte seinen Geist aufstehen und zum Zug die Ungläubigen ermahnen sehen, als die ersten Kreuzpredig Wunder des Tages verkündeten; schon in diesen ersten Zeiter man sich, wie in Turpin und Tudebod zu sehen ist, mit (lungen von Karls Kreuzfahrt[134] und eines der ältesten assoni französischen Gedichte aus dem Anfange der Kreuzzüge beh Karls Reise nach Jerusalem und Constantinopel[135]. Was Wı wenn man bald den Zug Karls nach Spanien und die mer digen Schicksale, die sich daran knüpften, und die in franzö und spanischen Romanzen im Volke gelebt hatten, jetzt zusan band, seinen Kampf mit den Heiden in das Licht eines Kreuzf

---

133) Ruolandes liet ed. Wilh. Grimm. 1838.

134) Siehe Wilkens Kreuzzüge. Bd. I. erste Beilage, und Examen de l dition hist. touchant le voyage de Charlemagne à Jerusalem i mém. de l'acad. des Inscr. T. 21. p. 149.

135) Charlemagne, an anglonorman poem of the 12. century etc. ed. cisque Michel. London 1836.

ihn selbst in die Glorie eines Gotteskämpfers, eines bewaffneten Heilands, und seine zwölf Pairs in den Glanz von gottberufenen ritterlichen Aposteln und Märtyrern stellte! wenn er kurz vor der Entstehung unsers deutschen Gedichtes heilig gesprochen ward!

Wir vermeiden es auch hier, näher auf die Entstehung der Sage von Karl und seinen Pairs einzugehen, indem uns überall nur um die Geschichte der Dichtung zu thun ist. Die Anlehnung an die Geschichte ist offenbar, und es ist ziemlich einerlei, ob der Ruodland im Eginhard eingeschoben ist oder nicht. Wir gehen aber hierbei noch entfernter vorüber, als bei unserer deutschen Sage. Die Sagengeschichte ist für die Geschichte der Poesie, wie die Alterthümer für die politische Geschichte, nur in den allgemeinsten und sichersten Resultaten wichtig; wer aus wirklich existirenden Resten poetischer Production und aus der gewissen Tradition öffentlicher Handlungen die artistische und politische Geschichte schreiben will, der darf der Heroologie und der Antiquitäten entrathen, die nur dem, der die Geschichte des poetischen Lebens oder des häuslichen Lebens schreiben wollte, von Wichtigkeit wäre. Allein es ist laut und stille seit ewigen Zeiten anerkannt worden, daß die Geschichtschreibung füglicher aus dem öffentlichen auf das Privatleben schließen läßt, als umgekehrt, und so wird es sich denn entsprechen, wenn auch in der Dichtungsgeschichte lieber aus der Darlegung des in den Dichtungen herrschenden Geistes und ihrer Verwandtschaft mit dem äußeren Leben auf das poetische Leben zurückgeschlossen, als wenn Volkssage, Sitte und Gebrauch der Sänger und dergleichen zum Mittelpunkte der Erzählung gemacht wird, was Alles erst sein rechtes Licht erhält, wenn das unumstößliche Verhältniß der erhaltenen dichterischen Schöpfungen zu der Zeit, die sie schuf, mit scharfen Zügen angedeutet ist, was das eigentliche Geschäft des Literarhistorikers bleiben muß. Zudem bemerkten wir schon oben, daß die Zeit noch nicht da ist, die Veränderungen der Sagen objectiv vollständig darzulegen, und dies leidet auch auf die fränkische Sage seine Anwendung. Die Ursache liegt einfach in dem endlosen Umfange derselben; sie bildet, wie auch in Frankreich in der politischen Geschichte, den Mittelpunkt der romantischen Poesie, weil sie wie kein anderer Zweig europäischer Volkssage das Nationale aufgab, und das Christliche hervorhob, was die Kreuzzüge, diese Quelle aller ritterlichen Epik, nährten; weil sie alle nahe und ferne Elemente in sich

aufnahm und so wieder überall hin Eingang fand. Die S
selbst nahm die günstigste Stellung ein, um sich eine solche
samkeit in Europa zu sichern. Seitdem Chlodwig sein Reich
auf Eroberung und Grausamkeit gegründet hatte, als Thec
sein gothisches auf politische Verbindungen und gute Verwa
hatte mehr als ein halbes Jahrtausend der fränkische Name
andern in Schatten gestellt. Die Karolinger hatten sich u
Christenheit die außerordentlichsten Verdienste erworben, Karl
ein Universalreich von ungeheurem Umfange gegründet und glei
das römische Reich hergestellt, bis auf Otto hatte man in De
land den Namen der Ostfranken noch nicht abgelegt, früh ve
lichte die Sage vom trojanischen Abstamme diesen Völkerzweig.
den Kreuzzügen nahmen Nord- und Südfranzosen die heilige S
in ihre Pflege und im Osten kannte man nur ihren Namen.
Sprache hatten sie nach England getragen, man verstand sie in
nien und in Italien, und in Deutschland gab man sich Müh
zu lernen. Dazu kam, daß jener gefeierte Karl nicht blos po
eine Art von Allgemeinbesitz war. Die Spanier zwar mochten
anfangen, in ihren Romanzen eine nationale Opposition gegen
an die Stelle der christlichen Freundschaft zu setzen, denn in
Liedern von Bernard del Carpio theilt dieser mit Marsil den R
des Siegs in Ronceval; allein Italien kannte ihn als den Hers
des Westreichs, die Bretagne vindicirte sich den Karl Martel,
Karl ein Deutscher oder Franzose von Geburt sei, stritt man
jeher. Zwischen Deutschland und Frankreich mochte ohnehin
Austausch und ein gemeinsamer Verkehr länger gedauert haben,
wir wissen; es ist nicht unmöglich, daß das Rolandslied selbst
sprünglich auch in fränkischer Sprache gesungen worden ist; j
Walther von Aquitanien scheint auf eine Verbindung zwischen n
und ostgothischer Sage zu deuten, wie die Thiersage im Nor
vermittelt; Karl aber war, wie schon aus dem sprichwörtlichen
denken hervorgeht, in dem sein Recht und seine Herrschaft blieb,
Deutschland im Gedächtniß, und insofern nicht fremd, als die
schen Gedichte von ihm zu uns verpflanzt wurden. Alles knüp
sich in der Tradition an diesen großen Mann, fremde Roma
wie Flos und Rother, suchten genealogische Verbindung mit ih
jede gute Einrichtung, deren Ursprung im Dunkel lag, ward il
zugeschrieben in der lebendigen Ueberlieferung, und von Karls Re

und Maaß, von seinem Lot und seinem Buche sang und erzählte die Poesie, die auch jede alte und neue Lieblingsanekdote, wie in Karl und Elegast, und in einem Meistergesange von Karls Recht [136]), in einem aus dem Französischen übersetzten Gedichte von der „guten Frau", in vielen Novellen und Fabliaux zu sehen ist, auf ihn zurückführte. Was aber unstreitig der fränkischen Poesie und Sage den meisten Eingang verschaffte, war der Geist der Frömmigkeit und des frommen Ritterthums, dessen Keim in ihrem ersten Entstehen gelegen haben mochte. Alle ausgewanderten Germanen, die auf römische Cultur trafen, wurden um ihre patriarchalische Heldenzeit gebracht; keiner dieser Stämme konnte daher den scandinavischen oder deutschen Sagen, die eine solche Zeit in größerer Reinheit schildern, Geschmack abgewinnen, keiner holte dies selbst bis heute nach und nur die Engländer zeigten dafür einiges Interesse, denen auch keine römische Bildung ihren Nationalsinn verdorben hatte. Die christlich-ritterliche Heldenzeit aber war ein Allgemeingut der europäischen Welt, das nur umgekehrt wieder in eben jenen deutscheren Ländern nicht so tief und vielseitig besessen und gepflegt ward. Diese Zeit aber muß nothwendig von der engeren Verbindung der militärischen und kirchlichen Welt hergeleitet werden, zu der Karl den ersten, gleich so bedeutenden Anstoß gab und die bereits durch die Kämpfe mit den Mauren vorbereitet war. Die ächte fränkische Sage also schlug gerade ihre ersten und frischesten Wurzeln in dem Geiste, der hinfort durch Jahrhunderte die Schicksale der Welt entscheiden und alle Köpfe und Gemüther durchdringen sollte; und wir sahen daher diesen Geist schon in dem Ludwigsliede herrschen, zu dem sich die älteste Karlsage dem Geiste nach ganz genau so verhält, wie die alte Dietrichsage zum Hildebrandliede, und zwischen diesen beiden ältesten kleinen Resten und den beiden späteren eutsprechenden Epen, Roncevalschlacht und Nibelungen, steht Walther von Aquitanien in einer merkwürdigen Mitte, indem dort alter Heroensinn und neuer Rittergeist ganz auffallend gemischt sind. Jener Quelle und Entstehungszeit der ältesten fränkischen Volkssage gemäß sind nun Heidenkämpfe, Kämpfe um den Vorzug des Glaubens der Mittelpunkt des fränkischen Epos, wie Kämpfe im Allgemeinen, um den Vorzug der Waffen und der Stärke

136) In Letzterem sind drei allgemein bekannte Anekdoten an Karl geknüpft. S. Docen im Altd. Mus. II, 279. Grimm ib. 226.

des Arms der Mittelpunkt der deutschen Sage sind. Eben so
diese Heroenkämpfe auch in jener zweiten späteren Gestaltung
deutschen Sage, wo wir jene Vasallenverhältnisse aufkommen s
dennoch das Hauptmoment zu bilden fortfuhren, gerade so auch g
diese Glaubenskämpfe durch die zweite Gestaltung der fränki
Sage, wo auch hier die Vasallenverhältnisse hervortreten, nur
hier überall das kecke Uebergewicht der Lehnsmänner, in Deutsch
aber treuer Vasallendienst gepriesen wird, was nicht allein den C
rakter der Nationen gegeneinander überstellt, sondern auch auf
verschiedenen Gang der Geschichte aufmerksam macht, da Frank
sich von der Uebermacht der Großen aus nach der absoluten Mo
chie hin zu entwickeln begann, Deutschland aber umgekehrt von
Macht großer Dynastien und Monarchen aus nach der Unabhän
keit der Großen. Wie Frankreich durch seinen schönen und war
Antheil an den Kreuzzügen sich zum Vorfechter der Christen
machte, so ward auch seine Dichtung der Kern der mittelaltri
Poesie, eben durch diese Eigenheit, daß überall die höchsten I
der Zeit und der Quell ihrer Bestrebungen den freiesten Eing
und den würdigsten Boden darin fanden. Was auch die Briten
der Dichtkunst vorgearbeitet hatten, das Hauptsächlichste ist nur v
leicht durch den Umgang mit den Franzosen unter den Bretagn
angeregt, und wieder würde Alles wirkungslos untergegangen se
wenn nicht die Normannen ihre Werke in eine Sprache übers
hätten, in der sie allein Verbreitung finden konnten. Und sel
dann war offenbar das, was durch französische Hände zugesetzt wa
da es aus der Zeit genommen und für die Zeit bearbeitet war, da
was selbst an diesen britischen Dichtungen am meisten anzog. De
gerade wie man in Deutschland jetzt das Volksepos, das noch nich
von dem Christlich-Ritterlichen besaß, verachtete, eben so verachte
man bald auch die altbritischen Sagen, welche ich nachher charakte
siren werde, und jene älteren Parzivale, Lanzelote, Tristan, Wig
lois u. A. wurden so erweitert oder verändert, daß sie den glauben
ritterlichen Zuschnitt bekamen, den man jetzt überall verlangte, eb
wie man auch an Arthur die Graalsage knüpfte, und das Misfallen
mit dem die Wolfram und Gottfried auf jene älteren einfachere
Gestaltungen hinsehen, könnte zeigen, daß man vielleicht Unrecht hat
wenn man ihr ähnliches Misfallen an unserem Volksepos lediglic
auf Rechnung ihres höfischen Stolzes und ihres Herabsehens au

die Bänkelsänger setzte und auf das Volk, dessen Eigenthum und Lieblingspoesie dies war; es war vielleicht mehr noch die rohere Sprache und der Mangel dessen, was man nun für das Höchste in der Poesie zu halten anfing, was davon abschreckte. Die Art des Minnedienstes, den man in Deutschland besang und in deutsche Bearbeitungen fremder Epen eingehen ließ und der gerade so ernst auf die Sache selbst ausging, wie das deutsche heroische Epos den Bezug auf die Gegenwart mehr verschmähte, und der eben darum etwas weit Volksthümlicheres hat als der französische, hätte keinen allgemeineren Eingang in die europäischen Dichtungen finden können, allein der leichtere Gesang der Troubadours und ihr Frauendienst hielt die richtige Mitte zwischen dem britischen, der zwischen Gemeinheit und sentimentaler Idealität schwebte und dem innigen und gedankenvollen der Deutschen. Auch dies also befördert es, daß die französische Dichtung allgemein zugänglich und allgemein angenommen ward, und so riß sie denn Alles an sich, was sich nur irgend vertragen wollte, und lieferte endlich den unverwüstlichen Stoff, an dem sich sowohl die höchste Vollendung im Ariost, wie die unerhörteste Ausartung in den Prosaromanen offenbarte.

So viel scheint hier zu genügen. Da sich in neuerer Zeit unter uns Deutschen so mannichfaches Interesse für diesen Sagenkreis zeigte, so verweisen wir die Leser, die dies Alles von anderen Seiten zu betrachten wünschen, auf die Leistungen in Deutschland [137]), besonders aber auf den erstaunlichen Eifer, der über alles Erwarten jetzt unter den französischen Forschern rege ist und der die große Gleichgültigkeit völlig vergütet, mit der diese Nation so lange ihre alten Schätze liegen ließ. Seitdem sich Paris der ältesten fränkischen Sage annahm, seitdem Fauriel mit vielem Sinn auf Volkspoesie überhaupt aufmerksam gemacht hat, seitdem nach Roqueforts und Raynouards Ermahnung das vergleichende Studium der altdeutschen Poesie zugleich mitbetrieben und das Beispiel deutscher Forschung genutzt wird, erweitert sich unsere Kunde des französischen Alterthums in Poesie und Sage jedes Jahr erstaunlich. Was unser Rolandslied angeht,

137) Ich meine besonders Uhlands Aufsatz über das altfranzösische Epos in Fouqué's Musen; Schmidts Rolands Abentheuer und Beiträge zur Geschichte der romantischen Poesie, u. A. Ferd. Wolf über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte. Wien 1833. Dazu Dippoldts und Bredows historische Arbeiten.

so hat Francisque Michel, der nun eine der obersten Stellen :
den neueren Forschern der Franzosen einnimmt, das älteste der
schiedenen französischen Gedichte von der Roncevalschlacht he
gegeben[138]); und ihm schloß sich sogleich Wilh. Grimms Aus
unseres Pfaffen Konrad an. In der Einleitung dazu sind die
schiedenen Bearbeitungen der Sage (auch außer den deutschen
französischen) und ihr Verhältniß zu einander so genau angege
daß wir dorthin verweisen müssen. Das Resultat ist: daß keine
allen unmittelbar aus der andern geflossen ist, was die volksmä
Mannichfaltigkeit der Sage beweist; Konrads deutsche Bearbei
nähert sich ebenso oft dem ältesten französischen Gedichte als sie
davon entfernt; selbst Strickers spätere Umdichtung[139]), die der
zählung des Pfaffen Konrad im Ganzen genau folgt, verräth
eine andere Quelle neben dieser. Möglicherweise hatte er noch
zweites deutsches Lied vor sich; die Kaiserchronik deutet schon
verschiedene Karlslieder hin, die im 12. Jahrhundert existi
Dies, und daß auch verschiedene Erzählungen von Karls Jugen
Deutschland bekannt waren[140]), scheint darauf hinzudeuten, daß
Karlssage im 12. Jahrhundert, wo ihre eigentliche Blüthezeit n
reichlichen Beifall unter uns fand. Was die Sage betrifft, so
ihre einfach alterthümliche Gestalt und ihr schlichter Zusammenh
in dem lateinischen Turpin (um 1095) nun auch bei dem wiss
schaftlichen Kritiker den Preis erhalten, den sie in der Ueberlieferu
in Scherz und Ernst immer hatte. Formell blicken wir in dem fr
zösischen Text des 12. Jahrhunderts, dessen Schluß einen Tur
als Dichter nennt, auf jenen Ernst und jene Trockenheit eines n
älteren Styls zurück, als selbst bei Konrad. Nicht allein den
des Alters, auch den der unmittelbaren Frische und minder geistlich
Anstrichs hat dieser französische Gesang voraus, was, wie auch
Grimm sagt, schon daher rührt, daß in dem Deutschen ein Ge

138) La chanson de Roland. 1837.

139) Bei Schilter Thes. t. II.

140) Ein Bruchstück des Karlmainet hat Lachmann (Niederrheinische Dichtunge
herausgegeben. Was in der Weihenstephaner Chronik (Aretin's älte
Sage über die Geburt und Jugend Karls des Großen 1803) hierher g
hört, hält W. Grimm für den prosaischen Auszug eines Karlmainet, d
aber verschieden von jenem Bruchstück gewesen sein müßte.

licher übersetzt, und zwar durch das Medium des Lateinischen[141]). Auf die Kreuzzüge deutet in dem französischen, in assonirenden Romanzen sich bewegenden Gedichte noch so wenig, daß die ältere Geste, auf die es sich bezieht, vielleicht schon vor den Anfang derselben fallen würde; und obwohl die christlichen Tendenzen nicht fehlen, so scheint doch der durchgehende Stolz auf die dulce france noch mehr patriotischen Geist auszusprechen. Konrads Gedicht ist zwischen 1173—77 gedichtet; es ist älter als die übrigen französischen Texte, deren von Bourdillon versprochene Herausgabe, so viel ich weiß, noch nicht erfolgt ist. Diese französischen Bearbeitungen lassen, wie unsere Nibelungen, auch nach vielfachen Durchgängen die ursprünglichere Gestalt durchblicken, indem Monin[142]) hier, wie Andere auch an anderen Romanen, auf viele Wiederholungen und Varianten einzelner Situationen aufmerksam gemacht hat, die es deutlich zeigen, wie die Abweichungen verschiedener Lieder über einzelne Punkte hier in der rohen Zusammenstellung Eingang fanden, wo man dann das Aeltere und Einfachere unterscheiden kann. Selbst in unserem Konrad ist an einzelnen Stellen das Romanzenartige noch so deutlich, daß an diesem Gedichte mehr als an anderen die volksmäßige, ursprüngliche Gestalt durchscheint, obgleich wieder die Subjectivität der letzten Bearbeiter mehr vortritt als in unserem Nationalepos.]

Das deutsche Epos ruhte auf großen geschichtlichen Erinnerungen aus einer Zeit, wo es nur um Thaten galt, und den Charakter einer solchen Zeit hielt auch das Nationalgedicht fest, obgleich die Richtung der Zeiten strebte, ihn zu verwischen. Auch das fränkische Epos ruhte auf solch einer historischen Grundlage, allein schon ist es nichts Nationales mehr, um das es sich handelt, sondern ein Allgemeines, es sind keine Stämme, die handelnd sich gegenüber erscheinen, sondern Religionssecten, es ist nicht mehr das einfache Leben selbst, was aus dem einfachen Gang der Verhältnisse die Thaten und Handlungen der Menschen entstehen läßt, was das homerische Epos so groß, was den deutschen Dietrich zu einem so epischen Charakter macht, es ist Gott, der hier seinen Menschen zu handeln vorschreibt, es ist eine göttliche Maschinerie an der Stelle

141) S. p. 310 der Ausg. v. Grimm. Er übersetzte das französische Werk erst ins Lateinische, dann ins Deutsche.

142) Dissertation sur le roman de Roncevaux. 1832.

der Verwicklungen, die sich bei den Griechen die Menschen
auch gegen das Schicksal schaffen, es sind Grundsätze und I
welche die Handlungen der Menschen bestimmen, den Trieb l
die Leidenschaft mäßigen, und das Wollen über das Thun ste
Thaten und dichterischer Preis der Thaten erhält hier auf ei
eine Beschränkung, der mit freier Kunst durchaus unverträglich
das Reich des Gedankens, der moralischen Gesinnung, des religi
Glaubens beginnt sich hier zu öffnen, und jene Dichtkunst, die
göttlicher Unpartheilichkeit, ihren Glanz über Feinde und Fre
breitet, die jeder Gestalt des Lebens befreundet ist und sich der v
kommensten Menschlichkeit mehr freut, als der halben Göttlich
muß jetzt in den Hintergrund treten. Indem also die christli
Ideen sich des fränkischen und britischen Epos bemächtigten, wur
diese Zweige der europäischen Poesie eben so angemessen für j
Zeit, als die andern, wohin jene nicht so vielen Eingang fand
ihr fremder wurden. Was aber gerade diese Gedichte für jene P
riode so werthvoll machte, das raubte ihnen den allgemeineren Wer
den die Nibelungen gegen die Karlssage behaupten [143]. Was d
an Geschlossenheit, an gleichem Guß, an gehaltenem Ton vor jen
voraus hat, das überbieten jene an weitem Interesse und an gro
artiger Wirkung. Es kostet nur einen Blick, um einzusehen, w
ganz aus Einem Geiste entsprossen dies Rolandslied von Konrad i
und wie das, was der letzte Dichter hier hinzuthun durfte, durcha
von diesem siegreichen, jeder willkührlichen Aenderung widerstehend
Charakter bestimmt und eingeschränkt werden mußte, den die Jah
hunderte, in welchen diese Sagen blos im Munde des Volkes ware
diesen Liedern aufgedrückt hatten, weshalb auch der Ton der Frön
migkeit in den französischen Bearbeitungen, wie in der deutsche
nur in verschiedenen Graden, herrscht. Fand sich Eckehard, der late

---

143) Uebereinstimmend sagt W. Grimm in der Zuschrift des Rolandsliedes „Der Sieg des Christenthums in weltlichem Kampfe ist der einzige G danke, der diese Helden bewegt, das letzte Ziel ihrer Handlungen. E liegt eine Beschränkung in diesem Abwenden von allen andern Aeuße rungen des Lebens, aber ohne sie wäre die Begeisterung nicht zu solche Gewalt gelangt, daß sie Jahrhunderte hindurch die Richtung der Wel hätte bestimmen können. Die deutsche Heldensage hatte einen andern Mit telpunkt, sie suchte in angebornem Adel und innerer Tüchtigkeit die Herr lichkeit des Daseins."

nische Dichter des Walther von Aquitanien, wie wir sahen, versucht, der deutschen Sage die Haltung des antiken heroischen Epos aufzudrücken, so lieh jetzt Konrad oder sein Vorgänger seinen Styl und seinen Vortrag aus dem alten Testamente; schon hier tritt ins epische Gedicht zuweilen ein lyrischer Ton, es ist aber nicht der, der später aus dem Minnelied entlehnt ward, sondern es ist der prophetische und andächtige Schwung der Psalmen, der hier zu finden ist.

Das Gedicht beginnt mit einem kurzen Anruf an Gott, daß er dem Dichter verleihen möge, Wahrheit zu künden von Kaiser Karl, wie er durch seine Siege über die Heidenschaft das Gottesreich gewann. Da der Gottesdienstmann vernahm, wie in Spanien sündliche Abgötterei herrschend war, nahm er sich den Zustand der Heiden zu Herzen, und ein Engel des Herrn erscheint seinem fleischlichen Auge, und beruft ihn im Namen Gottes zu dem Werke der Heidenbekehrung. Der Kaiser beruft die zwölf weisen und tugendlichen Pfleger seines Heeres, die reinen und keuschen Helden, die ihren Leib feil trugen um ihrer Seele willen, die nichts mehr begehrten, als für Gott zu sterben und das Himmelreich mit dem Märtyrerthum zu erlangen. Der Kaiser hält ihnen einen Sermon, in dem er ihnen seinen Entschluß mittheilt, die Heidenschaft zu zerstören und die Christenheit zu mehren. Es ist der Ton der Bibel oder des Korans, in dem er predigt, daß ihrem Dienst für Gott und ihrem Tode für Gott die königliche Krone in der Märtyrer Chor bereitet sei, die wie der Morgenstern leuchtet. Die Großen erklären sich bereit, Freie und Eigne strömen zusammen und zeichnen sich mit Kreuzen. Der Kaiser ermahnt die Versammelten im Style des bewaffneten Propheten, auch der Erzbischof Turpin redet in Davids Sprüchen zu ihnen, einer der Zwölfe, „die nicht Feuer noch Schwert fürchten, die Gott gewährt hat weß sie an ihn begehrten, dieweil sie hier lebten; die als Märtyrer gestorben zum Himmel emporgestiegen sind, wo sie nun fröhlich leben mögen als Rathgeber; das haben sie um Gott verdient, daß sie fürder sorgenlos leben.“ Dem frommen Kreuzheer wird der Stolz der Heiden entgegengesetzt, „die großen Uebermuth führten, wie stets der Unselige thut.“ In ihrem Rathe wird jedoch beschlossen, Friedensboten an Karl zu senden und sich dem Christenthume zu fügen. Diese Gesandten, als sie ins Christenland herabstiegen, finden ein Paradies voll Freuden, die Felder glänzend wie golden, in einem Baumgarten wilde Thiere im

Gefecht, und die Frohnkämpen spielend mit Saitenspiel, Gesang und Waffen, und Frauen im Schmuck der Gewande und des Geschmeides. Salomon allein konnte sich mit Karl vergleichen. Wie die Boten ihm nahen, erkennen sie ihn, da er am Schachbret sitzt, ohne Fragen, am Glanze seiner Augen, deren Feuer sie so wenig ertragen konnten, wie die Mittagssonne. Jedes Wort, was zu seinem Preise gesagt wird, stempelt ihn hier, wie auch die ganz übereinstimmende Ansicht in der Kaiserchronik, zum Apostel und Propheten [144]). Die Gesandten bringen ihr Anliegen an, der Kaiser ist geneigt um des Zeichens der Palme willen, das sie führen, wie der Heiland als er in Jerusalem einzog, ihre Anträge anzunehmen, im Rathe der Zwölfe aber ist Zwiespalt darüber, Turpin widerräth, der alte Bischof St. Johannes hat Lust zum Apostel und Märtyreramt. Bei diesen Berathungen sieht man, scheints, auch im deutschen Texte, doppelte Recensionen durch, obwohl das, was sich hier mit Abweichungen wiederholt, wohl verknüpft ist. Der altehrwürdige Johannes mit seinen grauen Locken, der auf Krücken lehnt (eine ächte Figur spanischen Geschmacks, wie überhaupt das Aehnliche in dem Vortrag dieses Gedichtes mit den spanischen Romanzen, neben dem vielen Eigenthümlichen in beiden, gegenseitige Bürgschaft des Alters, der Volksmäßigkeit und des westgothischen Ursprungs ist), räth, Gesandten an Marsils Hof zu schicken, die sich von den wahren Absichten Marsils unterrichten sollen. Roland, Olivier, Turpin erbieten sich sogleich und werden abgewiesen, ganz in dem autokratischen Tone des gestrengen Kaisers, der von seinem plötzlich aufbrausenden Unwillen keine Rechenschaft gibt, der sich von Launen bestimmen läßt, der seinen Willen errathen haben will, der schon alle Anlage

---

144) V. 182. sqq.

Den vîanden was er gremelich, den armen was er heimelich,
in volcwîge was er sigesælich, widir ubil was er gnâdic,
ze gote was er gewære, er was recht richtære,
er lêrte uns die phahte, der engel si imo uore tichte,
er chonde ellu recht, zu deme swerte was er ein guot knecht,
aller tugende was er ûz erchorn, miller herre en wart in die welt nie geborn.

Hier ist also in der Poesie die Ansicht von dem großen Kaiser, wie im Alterthum von den Propheten und Gesetzgebern; dies unterstützt meine Ansichten über die historische Größe, die ich in meinen gesammelten kleinen Schriften mittheilte.

zu jenen barocken ritterlichen Launen hat, die nachher in den spanischen Romanen dem Charakter der Nation gemäß so sehr ins Extrem getrieben und von Cervantes so meisterlich persiflirt sind, und die ihre Quelle nur in der jugendlichen Eitelkeit haben, die sich bemerklich machen will, die das Auffallende, das Pathetische und das Sonderbare wählt, um sich bemerklich zu machen, weshalb hier auch schon jene Attituden einer solchen kleinen wichtigthuenden Gefallsucht vortreten, indem diesem Kaiser eben jene feurigen Augen geliehen werden, jenes tiefsinnige Senken des Hauptes, jenes Streichen des Bartes, jenes Runzeln der Brauen u. dergl. mehr, auch an Stellen, wo nichts Wesentliches diese theatralischen Manieren fordert. Roland schlägt dann seinen Stiefvater Ganelon vor, zu dessen eigenem Verdruß, Karl stimmt dazu, und überreicht ihm den Handschuh, den dieser zu Aller Unwillen fallen läßt. Der Charakter des Ganelon ist, wie der des Keye in den Arthursagen, das Meisterstück in diesem Gedichte, in dem überhaupt noch alle Figuren jene volksmäßige, plastische Festigkeit haben, die durch lange Zeiten durchdauerte und die die verschiedensten Nachahmer, die Uhland in seinen Romanzen, und Calderon in seinen Dramen nicht fehl gehen ließ. Angst, Zaghaftigkeit, Scham, Groll und der aus allem diesem entspringende Verrath, den er auf seiner verhaßten Gesandtschaft mit Marsil gegen Roland anzettelt, ist in langer Erzählung mit ächt epischer Ausführlichkeit und großer psychologischer Wahrheit gezeichnet. Ueberraschend ist dabei der ächt heroische Zug, der auch in Homers Helden wahrzunehmen ist, daß es mehr die von der Phantasie vorgespiegelte Gefahr ist, die Ganelon furchtsam und feige macht; als er an Marsils Hof seine Botschaft bestellt und dieser zornig mit dem Stabe nach ihm schlägt, greift er ans Schwert und zeigt sich als tüchtigen Rittersmann, und wie er dann wieder vor den König beschieden wird, finden ihn die Herren und Fürsten, die nach ihm gehen, unter einem Baume mit so scheugebietendem Antlitz, daß sie nie einen furchtbareren Mann gesehen. Dieser ganze Vorfall motivirt auf eine vortreffliche Art die Versöhnung Marsils mit ihm, die Geschenke, mit denen er ihn nun überhäuft und den Verrath, der nun gesponnen wird; das Benehmen des Ganelon dabei aber zeigt ihn, wie Homer seinen Alexandros, auch in seiner Verworfenheit noch als einen Helden. Sein Verrath wird mit dem des Judas verglichen, der den Heiland opferte; verkaufte Judas ihn allein um wenige Pfennige,

so verkaufte Ganelon viele herrliche Christen um eine große
Goldes; der Teufel bethörte ihn, seinem Hasse und der Bestec
nachzugeben und der in der äußeren Erscheinung herrliche M
ward gleich dem Baume, der außen grün und innen verdorrt, a
voll und innen hohl und wurmstichig ist; er ward der Verrä
von dem David sagt: er hat seine Zunge gewetzt und meine Fe
auf mich gehetzet u. s. w.[145]). Ganelon kommt dann zurück, br
von Marsil eine täuschende Botschaft, und das Land Hispanien
ihm um seiner Verdienste willen verliehen werden, allein er l
diese Ehre und Würde auf Roland heimtückisch ab. In der N
hat Karl schwere und ahnungsvolle Träume für seinen theuern
fen; doch wird Roland zum König von Hispanien gekrönt. Ueb
erscheint auch dieser wie ein Frohnbote, wie Karls auserwähltes R
zeug. Engel haben ihm sein wunderbares Horn und sein Schw
verliehen, und als bei seiner Belehnung seine Lanze dreimal in ei
Stein eindringt, ward offenbar, daß er mit Gottes Gnade beha
sei. Wie Kreuzhelden ziehen Roland und seine Gesellen nach S
nien ab, um keines anderen Gewinnes willen, als um Gottes Lie
Hier nun treffen sie auf das heidnische Heer, das ihnen in Fo
von Ganelons Verrätherei den Untergang bereiten soll. Die Hel
erheben sich zu Gott mit Psalmen und Singen, mit Beichte u
Glauben, mit thränenden Augen und großer Demuth, sie labten
Seele mit dem heiligen Brote und Blute zum ewigen Leben u
rüsteten sich froh wie die Bräutigame, ächte Gotteskinder, die
Welt verschmähten, die das reine Opfer brachten, als sie das Kre
nahmen, und zum Tode eilten, um das Gottesreich zu erkaufe
Jetzt, wo die Heidenfürsten nach einander auftreten, um dem Ma
ihre Dienste gegen Roland anzubieten und von ihm jeder seinen B
scheid erhalten, hört man wieder den Vortrag der Romanze u

---

145) Die Stelle fährt fort V. 1441.

wider guote hazzet er mich, herre habe du selbe den gerich;
du churze ime sîne tage, ein anderer sînen richtuom behabe,
sîniu kint werden weisen, unt chomen niemmir ûzer ureisen,
sîn wîp muoze witwe werden, in sînen sunden muoze er irsterben;
sô du chomst an dîn gerichte, ze aller liute gesichte
dâ werde er uerteilet, deme tiuvele bemeinet
in die swebelbrinnenten schare, diu helle sî iemmir gare,
daz er ungetrûweliche uerriet zwei rîche,
sîne ebenchristen zu der martir gab.

gewahrt die lockere Verbindung; und ebenso stehen die folgenden Kämpfe außer allem strengeren Verband unter einander; dabei ist auch die bestimmte Angabe der Todtenzahl hier und da ein ächter Romanzenzug. Jedesmal wo eine Schaar Mauren und Christen, wo ein heidnischer Fürst einem der Paladine entgegengestellt wird, wird wie in Aeschylos Sieben vor Theben gegeneinandergesetzt die fromme Demuth des Einen und die Hoffahrt des Andern, und der Sieg dessen, der um Seele und Himmelreich streitet über den, der um Ehre und Irdisches kämpft, eingeleitet. Die Heldensprache des Heldenbuchs, der Nibelungen, des Lamprecht klingt häufig in dieser Schlachtbeschreibung an, aber noch um eine große Stufe einfacher und unschuldiger als bei letzterem; Alles aber athmet noch jene alte Kraft und Männlichkeit, und es steht dem ritterlichen Geprahl und dem altnordischen Kernspaß dieser Helden wohl an, wenn ihnen aus der Bibel manche Ausdrücke geliehen sind, wenn Roland die Feinde zu seinem Fußschemel machen will und dergleichen. Es fehlt nicht an Beredtsamkeit bei aller Einfalt, denn man sieht dem Dichter die Begeistrung ab, mit der er an der Sache hängt; man sieht, daß er nicht aus Büchern fremde Zustände schildert, zu denen er nichts Entsprechendes in sich trägt, man sieht, daß eine Zeit redet von Thaten, von denen sie erfüllt ist, und von Gesinnungen und Empfindungen, die minder Räthsel waren, als jene dunkeln Liebesgefühle, für die nur das eigne Innere langsam eine Sprache erschaffen mußte, während für jene frommen und heiligen Gedanken der Psalm und das Evangelium den einfachsten, den treusten, den ewig gültigen Ausdruck lieh, an dem wir noch heute die moralischen und religiösen Begriffe unserer Jugend bilden. Im wüthendsten Kampfe mit den Heiden schmilzt nun die christliche Schaar und Roland weigert sich nicht länger sein Horn zu blasen, was er vorher zu thun verschmäht hatte. Auf Tagesweite hört Karl den Nothruf, ahnt seine Bedeutung, läßt Ganelon binden und reitet zu Hülfe. Olivier wird schwer verwundet, eine Zeitlang kämpft er noch, dann vergehen ihm die Augen, er unterscheidet nichts mehr, hört nur noch Roland neben sich und sagt ihm Lebewohl. Eine herrliche und ergreifende Stelle, wo namentlich auch der Stricker, was sonst durchweg umgekehrt ist, den Konrad übertrifft[146]), und die nur durch die folgenden Ueber-

---

146) Bei Schilter Tom. II. p. 81.

treibungen wieder ganz wirkungslos gemacht wird. Roland nimmt der Schmerz, er ändert die Farbe und läßt das Hau den Sattel sinken; nur Turpins Noth weckt ihn wieder; die dieser Kämpfer ist wie die eines Samson riesenmäßig übertr Nach einander fallen denn auch die letzten, und Roland. von der Welt schied, ward am Himmel ein Licht, und ein Erd folgte mit Donner und Himmelzeichen, die Winde fällten die B der Sonne Licht erlosch und der Tag ward finster wie die und die Sterne gingen auf, Schiffe gingen unter, Thürme und läste stürzten ein, und es schien als ob das jüngste Gericht h brechen wolle. Der Stricker, der hier schon klügelt, wie doch Geschichte des Falles der Christen bei so allgemeinem Mord erk und erzählt sei, bemüht hier einen Engel, von dem die Kunde rühre[147]), eine Maschinerie, die in den fränkischen Volkssagen a ordentlich oft wiederkehrt. Karl naht jetzt mit seinem Heere, Engel erscheint und ermuthigt ihn, im Mutterleibe schon sei Gottes Dienstmann bestellt gewesen, alle Rechte bei dem ob Throne erwarteten ihn, und alle seine Genossen hießen nicht Welt Kinder, sondern Söhne des obersten Herren. Zugleich gesc ihm Josuas Wunder (wie auch im Turpin die Mauern von P peluna auf sein Gebet einstürzen); die Sonne wird aufgehalten, Wunder, das der heilige Kaiser im Roman Galien schon selbst richten kann. Es folgt endlich eine große Schlacht gegen die den, die Paligan und Marsil das Leben kostet; dann Karls K

Dô wart er varlôs unde bleich, im vergiengen diu ougen,
dô wart im iesâ tougen, wer jener was oder der.
Geselle Ruolant, sprach er, hilf mir von den heiden,
wir müezen uns nû scheiden werltlîcher geselleschaft;
mir ist erstorben diu chraft, diu ougen sint mir vergangen,
der tôt hât mich gevangen, ich sihe niht, wer ieman ist,
wan ich hære wol, daz dû bî mir bist.

147) Ibid. p. 88.
Swaz si begangen hâten, desn mohtens selbe niht gesagen,
si wâren allesant erslagen; sant Egîdie der reine,
der saz dô alters eine ze Prôventze in einem hol;
dâ west in Karl vil wol, der reit durch Got vil dicke dar,
dem brâhte dise rede gar der heilige engel geschriben
alsô ist ditz puoch her beliben ungevelschet sîne zît:
sô liep was got dirre strît, daz ern selbe schrîben hiez.

über Rolands Tod, die Vielen so nahe geht, daß sie todt niederfielen. Bei Bestattung der Todten geschehen Wunder, Wunder auf ihren Gräbern. Auch Rolands Alite stirbt vor Gram unter des Kaisers Händen.

3. Legenden.

Das Gedicht des Pfaffen Konrad ist im Dienste Herzog Heinrichs des Löwen aus dem Französischen übersetzt. Der Dichter schrieb es zur Zeit, als Heinrichs Macht noch in der Blüthe stand, er spricht ihm nichts als Sieg und Ehre zu, und weiß Niemanden so sehr mit David zu vergleichen als ihn. Noch ein anderer aus der Zahl unserer früheren Dichter des 12. Jahrhunderts, Eilhard von Oberg (im Hildesheimischen), erscheint als Dienstmann Heinrichs des Löwen (1189—1207). Wir wissen aus einem ausdrücklichen Zeugnisse, daß Heinrich zu alter Sagengeschichte, „deren Gegenstand er selbst wieder ward", Neigung trug [148]), und dazu kam das Interesse seiner Gemahlin Mathilde, des königlichen Kindes von England, die eigentlich die Veranlassung zu Konrads Werke wurde [149]). Sie brachte die Liebe zur Dichtung aus England mit, wo seit Heinrich I. die Trouveres mit denen in Frankreich und den Küstenländern der Nordsee wetteiferten. Damals wurde in England das erste glänzendere Beispiel gegeben, daß ein Hof Dichter an sich zog, sie ermunterte, mit Werken unterstützte und Aufgaben ihrer Kunst stellte. Alix von Brabant, die Tochter Gottfrieds von Löwen, Heinrichs I. zweite Gemahlin ist die gefeierte Schützerin, die 1122 Trouveres nach England rief, die Legende von St. Brandon dichten, den bestiaire von Philipp von Than sich zueignen, und von David ihren Gatten besingen ließ, von dem nachher Gaimar noch erzählen wollte, was David unterlassen hatte. Diese Theilnahme des Hofes breitete

148) Chron. Stederburg. (Leibnitz. scriptt. rer. brunsv. 1, 86.) ex cit. W. Grimm: ipse etiam, licet robore et viribus corporis deficeret, et infirmitas, quae quemlibet hominem dejiceret, graviter ipsi accederet, animi sui naturalem virtutem nobiliter regebat, et antiqua scripta chronicorum colligi praecepit et conscribi et coram recitari, et in hac occupatione saepe totam noctem induxit insomnem.

149) Daz buoch hiez er vor tragen, gescriben ze den Karlingen,
des gerte di edele herzoginne, eines rîchen chuniges barn.

sich aus und pflanzte sich fort; Mathildens Vater, König H
II. gab den Auftrag zu der normannischen Chronik des Ben
St. More und auch Anderes wurde unter seiner Regierung ur
nem Schutze gedichtet; so ist es natürlich, daß seine Toch
Deutschland das erste ähnliche Beispiel an den deutschen Höfen
das von dem thatensüchtigen, überdies der provenzalischen Di
geneigten Friedrich I. nicht beachtet, bald aber von anderen deu
Fürsten nachgeahmt ward. Es war grade in der Zeit, da P
von Elsaß', Graf von Flandern (1168—91) die Blüthe der
zösischen Poesie um sich sammelte, und die Chrestien von Tr
Raoul von Houdanc und Andere aufnahm und unterstützte, als
lipp August (1181) alle Jongleurs und Menestrels von seinem
trieb. Damals standen die Trouveres von Hennegau in gr
Preise, und es wird dies die Zeit gewesen sein, wo der flant
Volksgesang der fremden Sprache und Dichtung wich. Wa
deutschen Idiome dort verlieren mochten, das ersetzte sich in Deu
land selbst, wo nun die Dichtung mächtig hervortrieb, um dem
der romanischen in den Nordseelanden nachzukommen. Daß die
regung hierzu von diesen Gegenden ausging, und daß sie zuers
niedersächsischen und niederrheinischen Lände ergriff, ist so natü
wie daß im 18. Jahrhundert die englische Literatur, die in u
regeneriren sollte, zuerst in Niederdeutschland ansetzte. Der Wi
holung dieser Erscheinung in der Geschichte der zweiten Blüth
unserer Literatur ist die andere ganz analog, daß damals wie s
ein gewisser kräftiger Kern und Anfangs, im 12. Jahrhundert,
die Masse der Dichtungen im Norden liegt, die obersten Häu
aber im Süden gefunden werden. Deutschland hatte das seltne
schick, die Elemente seiner nördlichen und südlichen Bildung,
vielen Zeiten vielfach sich durchdringen, den Süden seine dichteris
Talente dem Norden, den Norden seine wissenschaftlichen Ge
dem Süden mittheilen zu sehen, und fortwährend einen heilsa
Mischungsprozeß zu nähren, der weder in England noch in Fr
reich in dieser Weise statt hatte. Damals feierte Niederdeutschl
gleichsam ein Ottonisches Zeitalter nach und lieferte noch jene
dichte des Pfaffen Conrad und Lamprecht fast mehr im Tone
Volksdichtung des 10. Jahrhunderts als der Ritterdichtung des b
zehnten, die im Süden zu Hause war. Vermittelt durch die Nie
lande gingen hier die neuen Producte der französischen Ritterdicht

eben so zuerst ein, wie sie im 14. Jahrhundert, am Ende der ganzen Periode der ritterlichen Epopöen, nach einem allgemeinen Gesetze dahin zurückkehrten. Alles fast, was wir von Poesien aus dem 12. Jahrhundert besitzen, trägt Spuren des Niederdeutschen an sich: die Kaiserchronik, Alexander, Tristan, Roland, Rother, Graf Rudolph, Herzog Ernst, die Aeneide, Herbort u. s. f. Alles trägt die Symptome jener kräftigeren Zeit Friedrichs und Heinrichs, in der sich die Geistlichkeit dem Ritterstande, die Frömmigkeit der Kriegstugend, und ebenso die christliche Dichtung der ritterlichen zubewegte; Alles weist auf einen Boden, der die ersten Anstrengungen zu einer neuen Cultur macht, die immer und überall unendlich viel mehr Reize haben, als jene anderen, welche zur Behauptung einer bereits errungenen Blüthe angewandt werden, die in den menschlichen Zuständen wie in der Natur niemals dauernd ist. Das Meiste deutete im Geist der Sprache und der Dichtungen auf die ältere heroische Zeit des Ritterthums und des Glaubens zurück, in die sich bald neue Gesinnungen und Begriffe mischen; auf größere Einfalt der Vorstellungen, auf Beschränkungen des Gesichtskreises, der sich nun unter den neuen Einflüssen der Kreuzzüge ganz verändern sollte. Alles ist noch von alten Worten mit alten Begriffen voll, die sich nun schnell verloren; voll von den alten, trockenen Versen und den ungenauen Reimen, die erst vor dem Minneliede und den Leichen ganz wichen, welche überschlagende Reime einführten, in denen nach Lachmanns Bemerkung die Reinheit des Bandes Bedürfniß ward. Wir sehen uns in all diesen Dichtungen des 12. Jahrhunderts an dem Scheidewege von der vollen, flexionenreichen, althochdeutschen Sprache zu der glatten und geschmeidigen des 13. Jahrhunderts, von den geharnischten Versen der Heroenzeit zu den weichen und sanften der Minnedichtung, von geistlichen Dichtern zu ritterlichen Laien, von christlichen Stoffen, die einfach und beschränkt in sich zur Erbauung der Seele bestimmt waren, zu den schrankenlosesten Materien kirchlicher und weltlicher Sage, die der Einbildungskraft zusprachen, deren Bedürfnisse durch die neuen Wunder der wirklichen Geschichte und Tagesbegebenheiten ungemein gesteigert wurden. Dabei ist es merkwürdig, daß gerade so wie die geistlichen Dichter in diesem und den früheren Jahrhunderten überwältigt erscheinen von dem Geiste der weltlichen, ja heidnischen Gedichte, mit denen sie sich befaßten (so daß das Ritterhafteste und Kriegerischste, was wir in unserer alten

Literatur besitzen, in den Gedichten der Mönche und Pfaffen
hard, Lamprecht und Konrad gesucht werden muß), daß, sag
gerade so die ritterlichen Dichter des 13. Jahrhunderts bei l
nahme der Pflege unserer Poesie theils die geistlich fromme,
die schlaffe Gesinnung und Manier zugleich mit übernahmen
man mehr im gelehrten und geistlichen als im Kriegerstande f
würde. Sie bildeten alles Formelle der Dichtung mit so zier
Sorgfalt aus, daß sie darüber des Inhalts vergaßen; sie verac
die strengen und unbeholfenen Gedichte des 12. Jahrhunderts
verdarben sie mit der Umsetzung in ihre Sprache und Verse,
sie ließen sie vernachlässigt liegen, und wir haben darum woh
Verlust mancher Werke dieser Zeit zu beklagen. Mit Recht ha
neuerdings der Fleiß unserer Entdecker auf diese älteren Pro
eifriger hingewandt; fast jedes neugefundene Fragment hat b
neue Seiten der Literatur gezeigt und die Aussicht auf eine M
nichfaltigkeit der Geschmacksrichtungen gegeben, die nach der Fixi
des Interesses an den britischen Dichtungen nicht alle verfolgt wur

Den Uebergang aus der früheren Zeit der geistlichen Dich
in die des 12. Jahrhunderts lassen uns die christlichen Poesien
Sprung verfolgen. Noch haben wir in diesen Zeiten die sogena
Görlitzer Evangelienharmonie[150], in die gleichsam noch
geradausgehende Ernst und das Verschmähen alles Schmucks
den alten Reimevangelien herüberreicht. Nur ist mit der Spr
zugleich die innere Abrundung des Stoffes bei Otfried aufgege
die Anordnung verräth das eigenthümliche Ungeschick, das in
größeren Gedichten dieses Jahrhunderts häufiger zu finden ist.
folgt der Dichter gleich anfangs der Geschichte des Johannes, erz
die Verkündigung und die Visitation; dann in kurzer Angabe
hannes Tod, weiterhin die Botschaft desselben an Christus, wo
die Hinrichtung des Vorläufers Gottes umständlicher berichtet, d
die Verkündigung und Empfängniß kurz wiederholt wird. W
dies nicht heiliger Text, dessen Quellen bekannt sind, so würde m
mit allem Anscheine des Rechts zusammengerückte Volkslieder v
muthen, und man sieht hier, wie sehr vorsichtig man sein muß, ni
alles Ungefüge in den Producten dieser Zeiten auf die Beschaff
heit der Stoffe zu schieben, da offenbar so vieles auf die Unbeh

---

150) Hoffmanns Fundgruben I, 127.

fenheit der schreibenden Subjecte kommt. Noch wichtiger für den Uebergang aus dem Alten ins Neue ist eine Bearbeitung der Bücher Moses (Genesis und ein Theil der Exodus [151]), die Jacob Grimm geneigt ist vor 1122 zu setzen. Der Dichter ringt mit seiner deutschen Sprache über dem lateinischen Text, besonders bei den Vordeutungen und Bezeichnungen [152]), und nicht selten germanisirt er lateinische Worte ohne Bedenken, selbst wo man nicht meinen sollte, daß es ihm gefehlt haben könnte (phister, charchare u. a.); doch vertraut er wie alle heiligen Dichter dieser und jeder anderen Zeiten auf die Hülfe des heiligen Geistes, der die Sinne berichtet und Weisheit gibt, die stammelnde Zunge löst und den ungelehrten Mund füllt, wie geschrieben steht: aperi os tuum et implebo. Nur im Anfange halten diese Gaben des spiritus paracletus bei dem Dichter aus; hier ist er beredt, betrachtend, ausmalend, was Alles weiterhin sehr abnimmt und fast ganz schwindet; es folgen noch hier und da einige mit Liebe behandelte Stellen, wie der Betrug Jacobs u. a., aber keine gehobenen; und was am Anfange anzog, ermüdet zuletzt.

Wenn uns die Reste der Poesie zwischen dem 9. und 13. Jahrhundert erhalten wären, so würden wir wohl finden, daß sich eine Reihe geistlicher Dichtungen von Otfried bis auf diese Zeiten etwa so fortsetzte, wie von Luther bis Klopstock. Für den Entwickelungsgang aller Poesien des Mittelalters würde der Ueberblick eines solchen geschichtlich zusammenhängenden Sagencyclus, dessen Quellen uns bekannt sind, außerordentlich lehrreich sein. Denn es ist ganz ungezwungen von dem Gange der christlichen Sage auf den der ritterlichen überzuschließen. Wir haben hier in Christus den Mittelpunkt, den Helden einer Ueberlieferung, an der man nicht zu ändern, der man nur zuzusetzen wagte, ungefähr wie es mit Arthur, Karl und Dietrich der Fall ist. Sobald dieser Stoff erschöpft war, ging man

---

151) Die neugefundene Vorauer Handschrift, sehr wichtig für die Poesie des 12. Jahrh., enthält 4 Bücher Moses. Haupt's Zeitschrift II, 225.

152) Fundgruben II, p. 78.

Diz ist ein tiefiu rede, ich wânes iemen irrechin mege,
chundich daz firnemen, daz ich dar ubere hân gilesin,
gerne ich denne sagiti, welihi pizeichinheit si habiti.

und p. 80.

dannen ist mêre gescriben, dâ wil ich uber heuen,
der iz paz fuoget, der mag lesen gennoge.

auf den verwandten des alten Testamentes über, mit dem der U
Zusammenhang hatte oder erhielt. Dies würde sich der Zusam
fügung getrennter oder verwandter Sagen in den ritterlichen G
vergleichen. Als auch dies abgeschlossen war, erweiterte man zur
die Urquelle nach dürftigen Winken, die sie an die Hand gab,
hier fing vielfach das Apokryphische mit dem ersten Aufsprung
Sage zugleich an. Zwar von einigen der zwölf Jünger gab es
schichtliche Tradition, allein die Reihe sollte vervollständigt wer
und von wem die Geschichte schwieg, von dem redete die Mut
ßung und Erfindung vielleicht noch öfter als dunkle Ueberliefer
Genau so finden wir etwa einen Roland mit Karl, den Hildeb
mit Dietrich und Hagen mit Gunther ursprünglich verbunden,
Meiste aber, was von der Zwölfzahl versammelter Pairs im Ga
und Einzelnen gedichtet ward, ist schon darum mehr der Erdich
verdächtig als des volksthümlichen geschichtlichen Grundes fähig,
die Erfindungen so dürftig und einerlei sind und die Charaktere
auf die Gruppe der Jünger zurückweisen. Auch außer den Jün
knüpfte man an jede Figur des neuen Testamentes, die nicht au
führt und doch von Interesse war, neue Sagen an, die sich
genug als die eitelste Erfindung verrathen und dennoch ungeh
Verbreitung, und in diesem Sinne Volksmäßigkeit erlangten. D
Art ist das, was vom Antichrist, von Pilatus, von Judas,
Maria erzählt ward: die Facten, die Benennungen, die Handlun
die man ihnen leiht, fließen aus Etymologien, aus Abstractionen
Copien, aus dem Streben zu ergänzen und auszufüllen. Die g
Reihe der heiligen Legenden schließt sich im Verlauf der Zeiten
diese älteren encyclischen Stoffe an und ist so außerhalb dieses V
bandes gelegen, wie die Rittergedichte von historischen Helden
terer Zeit außerhalb der alten Sagenkreise. Und endlich, nach
der ganze epische Stoff erschöpft ist, geht man auf die didakti
und lyrische Behandlung der christlichen Ueberlieferungen über, g
so wie es in der Geschichte der weltlichen Poesie der Fall ist. V
folgte man die christliche Sage auf diese Weise zusammenhänge
chronologisch, nur die Geschichte, ihre Auffassung und Umänderu
ihren Inhalt, ihre sagenhafte Formation und dichterische Bildu
nicht ihre religiöse Bedeutung im Auge haltend, so würde man g
dieselbe Entwicklung von dem Wirklichen und Geschichtlichen z
Wunderbaren und Fingirten, vom Einfachen zum Mannichfaltig

von dem Beschränkten zum Universellen finden, man würde das Local und Personal sich ebenso erweitern sehen wie in allen weltlichen Sagen, und in der Form und Gestaltung jedes einzelnen Zweiges so wie des ganzen Stammes würden wir die gleiche Fortbildung von dem strengen, knappen Style zum blühenden und profusen wieder finden. Zugleich würden wir auf diesem Wege dem immer noch ungelösten Probleme näher rücken, wie die Poesie der alten Welt mit der der neuen zusammenhängt. In der Legende berührt sich der Orient und Griechenland so sichtbar und erweisbar mit dem Westen und Norden, wie im ganzen Christenthume überhaupt, und hier gibt es literarische Anknüpfungen, die wir in den weltlichen Poesien vielfach vermuthen, selten nachweisen können. So lange diese Lücke in unserer Culturgeschichte nicht ausgefüllt ist, dürfen wir an eine pragmatische „Geschichte der Fiction", wie sie Dunlop versuchte, oder an eine Herleitung der Vorstellungen und Materien, in denen die romantische Poesie des Mittelalters arbeitete, nicht denken.

Den Verlauf, der sich in der christlichen epischen Poesie im Allgemeinen deutlicher müßte nachweisen lassen, können wir nicht undeutlich in unserer deutschen Poesie des 12. Jahrhunderts verfolgen [153]. Wir haben noch Einmal den Kern der Christussage, die Passion, in der Görlitzer Evangelienharmonie wiederholt; wir haben das letzterwähnte Bruchstück der Bücher Moses mit den gesuchten Beziehungen auf die christliche Geschichte. An Apostellegenden fehlt es uns; der von Grimm neulich herausgegebene angelsächsische Andreas [154]) zeigt aber nicht nur, daß dergleichen frühe in poetische Form übergegangen, sondern auch, daß sie aus byzantinischen Quellen, vielleicht unmittelbar, entnommen waren; ein Bruchstück besitzen wir [155]), aus dem 12. Jahrh., das die Bekehrung St. Pauls behandelt. Andere Legendenstoffe dagegen, die sich an die Evangelien anlehnen, haben wir desto häufiger. Um von einem Gesange auf

---

153) Täglich tauchen auch noch aus dieser Zeit neue Denkmale geistlicher Poesie auf, die auf eine immer größere Vervollständigung dieses Kreises hoffen lassen. In der Vorauer Handschrift (Haupt's Zeitschr. II, 223.) finden sich allein noch zwei Gedichte von der Schöpfung, ein Loblied auf Salomo, auf die drei Männer im Feuerofen, zwei Gedichte von Judith u. a., Alles aus dem 12. Jahrh.

154) Haupt's Zeitschrift für d. Alterth. III, 518.

155) Andreas und Elene. ed. J. Grimm. 1840.

Petrus, von dem Liede auf die Samariterin, von dem Bruchstück eines Johannes Baptista[156]) zu schweigen, so empfahl sich dem heroischen Sinne jener Jahrhunderte besonders die Sage von dem Antichrist und dem jüngsten Gerichte. Wir haben sie nicht allein schon in Otfrieds Zeiten vorgefunden, auch in der Görlitzer Evangelienharmonie ist mit sichtbarem Wohlgefallen auf den Schrecknissen dieses Stoffes verweilt; man hat vermuthet, diese Darstellung möchte von Hartmann, dem Verfasser eines Gedichtes vom Glauben herrühren, der nach seiner Versicherung das jüngste Gericht beschrieben hat[157]). Wie sich die einfachen Quellen dieser Sage in der Apokalypse und bei einzelnen Kirchenvätern allmählig epischer formten, sieht man an einem deutschen Gedichte vom Antichrist[158]) aus dem 12. Jahrhundert, wo dem Gegenchrist schon eine Gegengeschichte geliehen und seine Zukunft ausführlich erzählt wird. Er ist nicht im bescheidnen Bethlehem, sondern im stolzen Babylon geboren, lebt 30 Jahre im Stillen, hat seine Vorboten, wird für den Messias gehalten, für den er sich ausgiebt und nach 3½ Jahren hat der Wutgrimme („mit wolfenem Herzen in Schafhaut") vollgelebt. Ueber die Zeichen des jüngsten Gerichtes haben wir mehrere Gedichte[159]) aus dem 12. Jahrh.; im 13ten ward dieser Stoff dem weicheren Geschlecht zu düster und hart. Diese Zeit findet den Ton für diese geistlichen Werke eines strengern Styls nicht mehr; wie farblos wird in einer von Hahn[160]) herausgegebenen legendarischen Erzählung von Christus Tod, Auferstehung und Himmelfahrt der ganze Vortrag! Im 14. Jahrh. kehrte mit der Verwilderung der Zeit die Sage vom Antichrist vielfach wieder, die dann leicht auf die Quellen des 12. Jahrh. zurückführt; dem mittleren 13. Jahrh. empfahl sich mehr die Be-

---

156) Alle in Hoffmanns Fundgruben.

157) In Maßmanns Gedichten des 12. Jahrh. I, B. 1626.
Nune wolle wir nuwit langer an dirre rede hangen,
wande wir hie uore haben geredet, vil bescheidenlîche gesagit,
alse wir von den wisen hân vernomen, wiiz dan alliz sal comen
zô deme grôzem vrteile der werelt algemeine,
daz ne habe wir ni wit uermiden, iz ist alliz gescriben
ze gehôrenne vnde ze gesihte in dûtischer scrifte etc.

158) Fundgruben I, 106.

159) In Hoffmanns Fundgruben und Haupts Zeitschrift t. I. Vgl. E. Sommer ib. 3, 525.

160) In dessen Gedichten des 12. und 13. Jahrh. diu urstende.

schäftigung mit der Jungfrau Maria, die wider das strenge letzte Gericht ein Schutz und Gegengewicht war. Die Jungfrau war bekanntlich so frühe in Verehrung, daß Justinian ihr schon Tempel baute, daß schon damals ihre Wunder begonnen hatten und Bonifaz IV. im 7. Jahrhundert ihr das Pantheon weihte, wo sie schon allgemein als die Fürsprecherin der Menschen galt und als solche den Sterblichen näher stand als Gott. So war die jungfräuliche Pallas den Griechen die nähere Helferin, da Zeus sich nie zu unmittelbarer Hülfeleistung herabließ; ihre Theilnahme aber (als Rathgeberin und Helferin für die Rüstigen und Tapferen) ist von der der Jungfrau Maria (der Tröſterin gläubiger und schwacher Sünder) so eigen verschieden, wie die alte Moral und Religion von der mittelaltrigen. Sehr früh nun schrieb man auf dem Grunde der wenigen Notizen der Bibel prosaische und poetische Lebensbeschreibungen der Maria auf, gerade wie jene poetischen Urgeschichten der Völker, die auf wenige Trümmer alter Traditionen gebaut sind, und ebenso stiegen diese in stets größerer Ausdehnung. Um das Lyrische, was sich aus diesen Zeiten auf den Mariencultus bezieht, ein schönes von den bekannten Gleichnissen auf die Jungfrau blühendes aber doch einfaches Lied aus dem 12. Jahrhundert, einen Leich[161]) und andere kleinere Stücke[162]) zu übergehen, so haben wir das Leben der Maria vom Pfaffen Wernher von Tegernsee, ein reinhochdeutsches Denkmal aus diesem Jahrhundert, das 1173 aus dem Lateinischen des Hieronymus übersetzt ist. Noch im 12. Jahrhundert existirten davon schon zwei verschiedene Bearbeitungen, deren jüngere ganz, die ältere und ächte, die schon ziemlich genau gereimt ist, nur in einem Bruchstücke erhalten ist[163]). Auf ihnen bauten sich spätere Lebensbeschreibungen in der Weise erweiternd auf, wie wir es bei fast allen weltlichen Epen finden werden. Alles was die priesterlichen Dichter des 12. Jahrhunderts überhaupt auszeichnet, Wissen, Sprachkenntniß, schlichte Einfalt in Ton und Sprache, in der Gesinnung patriarchalischer Geist, in der poetischen Ausführung Fülle, Behaglichkeit, ausgemalte Bil-

161) In Wackernagels Lesebuch. 2. Ausg. I, 197 sq. und 274 sq.

162) Wie die von W. Grimm mitgetheilte unsir vrouwen clage in der Zeitschrift für d. Alterth. I, 34.

163) Jene herausgeg. von Oetter. Nürnb. 1802. Dieses Fragment in Docens Miscell. II, 104. Beide besser in den Fundgruben II, 145 sqq. Ueber den Dichter vergl. F. Kugler, de Werinhero etc. Berol. 1831.

der, wie sie die späteren Dichter nicht kennen, in der gesammten A
fassung und Behandlung jene Würde und Wärme, jene Gemüthl
keit und Kraft, bei gesunder Verständigkeit jener herzliche Ton,
aus dem Herzen quillt und nicht dem Buche nachspricht, empfi
auch den Wernher. Noch hatte die schale Lectüre der fremden R
mane den Sinn und Geschmack nicht verdorben. Wäre nur m
Maaß gehalten und nicht durch Länge und Langweiligkeit der E
druck geschwächt, so würde sich dies Gedicht vortheilhaft auszeichn
und einen lesbaren christlichen Hymnus darbieten, den weder
Sonderbarkeiten der später geläufigeren Vorstellungen entstellen, n
die Fehler der lyrischen Form, der geraden Lobpreisung und An
fung, die der alte Hymnus vermeidet. Noch bleibt in diesem We
her'schen Gedichte jene Vorstellung von Marias Verhältniß zur jun
fräulichen Erde und der Menschenerlösung in einem solchen Hint
grunde, wie es in einem epischen Liede billig ist[164]), die Ansicht v
ihrer Fürsprache im Himmel trägt noch nichts so Misbräuchlich
in sich, wie später; die lyrischen Erhebungen stehen am rechten O
die Gleichnisse sind weder so wunderlich noch so überladen, wie
den meisten späteren Mariengedichten, nicht selten eigenthümlich u
nicht einmal in den Wiederholungen der Folgezeit zu finden. W
sich diese Sagen von Marias Leben und dem Antichrist noch an d
Evangelien anschließen, so auch die von Pilatus. Auch diese b
sitzen wir in einem poetischen Bruchstück des 12. Jahrhunderts[165]
Die Erfindung ist bescheiden: die Hauptsache ist, daß der Name P
latus aus denen seiner Mutter und seines Vaters oder Großvater
(Pyla und Atus), Pontius aber aus des Helden Thätigkeit in Pon
tus, sein Charakter mit wenigen passenden Zügen aus der Geschich
seiner Geburt, seines Lebens und Todes erklärt wird. Wo das deut
sche Fragment uns verläßt, tritt die lateinische Quelle ein, wohl die
selbe, die Mone bekannt gemacht hat[166]), obgleich sie dem Vate
des Pilatus den Namen gibt, den das deutsche Gedicht dem Vate
der Pyla leiht. Das lateinische Werkchen ist, wie auch eine ähnlich

164) p. 19. ed. Oetter. Michel gnâde diu was dâ,
wand von in (Joachim und Anna) der wuocher bequam,
der frouen Even schulde benam, und sie die maget scolten gebern,
die got selbe nien magnentwern deheiner bete die sie an in getuot.

165) Maßmanns Gedichte des 12. Jahrh. I, 145.

166) Anzeiger 1835. p. 425 sqq.

Legende von Judas [167]), kurz gefaßt und leichtfertig behandelt, etwa wie die lateinischen Thiergedichte, von einem Geistlichen, der auch Stiche auf Rom einfließen läßt, und der von der Glaubwürdigkeit der Legende nicht sehr gläubig zu denken scheint [168]). Mit dieser Sage von Pilatus ist die von Veronica und Vespasianus eng verknüpft. Abgetrennt und erweitert erzählt auch diese beiden Legenden ein deutscher Dichter aus dem letzten Viertel des 12. Jahrhunderts, der Bruder Wernher vom Niederrhein [169]). Vom Tuch der Veronica [170]) wird hier die Entstehungsgeschichte erzählt, es wird Christus Taufe, Versuchung und Leiden, sammt den Weissagungen und Bezeichnungen im alten Testamente hinzugezogen. Alle diese bisher genannten Legenden stehen der Urgeschichte des Christenthums nah; verhältnißmäßig begegnen uns die Heiligen wenig, die ihr entfernter sind: diese werden wir in einer zweiten Periode, wo die Evangeliendichtung aufhört, mehr hervortreten sehen. Vereinzelt haben wir aus dem 9. Jahrhundert ein Lied auf St. Georg [171]), ganz in dem stumpfen alten Vortrage wie etwa die französische Eulalia; und aus dem 12ten die Marter der h. Margareta [172]), gleichfalls in dem trockenern und strengern Style dieser Zeit. Bald aber fiel die poetische Vergnügung der Mönche auch auf diese neueren Stoffe, und die wunderlichsten schienen dem Sinne dieses Zeitalters zuerst zu gefallen: Visionen, Märtyrologien, wunderbare Reisen und Abentheuer.

Daß in dem ersten Jahrhundert der Kreuzzüge, als die ganze

---

167) Mone's Anzeiger VII, 532.

168) Ebenda V, 425.

Scribam rem gestam *multos hucusque latentem.*
Vera sit an falsa nihil ad me. Sic memoratur.
sic referunt homines, ut scribo, sic teneatur.
Quod si pars totumve tibi falsum videatur,
non nobis lector, reputes, sed ei tribuatur,
a quo materiae primum processit origo.

169) Wernher vom Niederrhein. ed. W. Grimm. 1839. Vergl. Haupts Zeitschrift f. d. Alterth. I, p. 423.

170) W. Grimm in seiner „Sage von dem Ursprung der Christusbilder" 1844 verfolgt die Geschichte und die Zusammenhänge dieser der lateinischen Kirche angehörigen Legende mit der ältern, griechischen, von historischen Verstößen freiern Sage von Abgarus.

171) Fundgruben I, p. 11.

172) Haupt stellt sie aus einer spätern Handschrift in ihre muthmaßliche Gestalt her. Zeitschr. f. d. Alterth. t. I.

Welt sich zu christlichen Heldenthaten und zur Krone der Märt
drängte, die Legende der Mittelpunkt der dichterischen Literatur
Unterhaltung ward, bedarf wohl keiner weiteren Erklärung, so we
als daß die Karlssage diesen christlich legendarischen Charakter anna
Ueberall, wohin wir blicken, gewahren wir in diesen Zeiten die
kanntschaft mit der Legendenwelt, wie z. B. in Hartmanns Ge
vom Glauben eine Reihe von solchen Erzählungen kurz berührt
Das Interesse der Zeit suchte jetzt andere Wunderthaten und Ab
theuer, Reisen und Kämpfe, als die der heroischen Dichtung war
die Gegenwart fing an mit anderen Thaten, denen eine andere
deutung geliehen ward, nach einer veränderten Ansicht die Werke
alten Helden zu überbieten, die neue Geschichte verdrängte die
Dichtung; man verschmähte die Gegenstände, die sich den ne
Vorstellungen nicht fügten und suchte andere hervor, die damit
Einklang zu bringen waren. Der christliche Heroismus ward
Bewunderung der Zeit, die Thaten und Werke, die der heilige G
verrichtete; und dies ist, zugleich im Allgemeinsten und aufs Pr
matischste hergeleitet, der erste Eingang eines geistigen Prinzips,
erste Spur der Idee in den menschlichen Handlungen, die uns
Sage erzählt. Nicht mehr der Trieb des Instincts und die Ueb
fülle der wirkenden Kräfte im Menschen, nicht mehr die Nöthigu
der äußeren Verhältnisse bilden jetzt die Hebel der Thaten, wie
heroischen Zeitalter, sondern die innere Stimme, der Ruf von Go
der treibende Geist. So heißt es im Rolandslied, nicht der Kai
thue was er thue, sondern Gott gebiete es ihm[173]; so ist in Ha
manns Glauben jede Legende als ein Beispiel der Wirkungen d
heiligen Geistes erzählt; der heilige Geist, heißt es ausdrücklich, wi
Alles, was recht und gut ist; aus ihm handelten „zuerst d
Apostel des Herrn, die theuren Märtyrer"; als ein anderer Apos
und Gottes Bote tritt daher Karl in ihre Reihe, und die Trie
federn des heroischen Zeitalters, Habsucht und Gewaltthat (Gierigk
und Hochmuth) werden jetzt verpönt und verfolgt. Aus diesem G

173) Ruolandes liet p. 65, 27.
wênest du, daz iz der kaiser tuo?
got uordert iz ime zuo,
sînen boten uon himile
sendet er zuo deme kunige.
der gebiutet ime die herevart.

sichtspunkte, werden wir bald sehen, ward nachher die Sage von Alexander behandelt und die von Parzival, und es ist kein Wunder, daß inmitten dieser neuen Ansichten die Nibelungen, die ihnen zum Trotze ausdauerten, fremd und übel angesehen dastanden. Gegen das Volksgedicht beginnt jetzt daher nicht allein eine neue Dichtung, sondern auch eine neue Kritik innerhalb der Dichtung sich gegenüber zu stellen. Dies war schon bedeutend dadurch erleichtert, daß die Historiker dabei mit arbeiteten. Die Dietrichsage wurde von den lateinischen Chronisten Eckehard, Otto von Freisingen und Gottfried von Viterbo[174]) angefochten, die die prosaische und trockene Ansicht einer Zeit, wie die fränkische war, vertreten. Diese Periode sah zum erstenmal die Geschichtschreibung gewissenhaft und genau betrieben und Stenzel hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht[175]), daß die Chronisten jener Periode zuverlässiger sind, als die früher und später sich an sie anreihen. Selbst noch die ersten Geschichtschreiber der Kreuzzüge in allen Theilen von Europa zeichnen sich bekanntlich durch ihre nüchterne und gesunde Behandlung der Geschichte aus, und namentlich sieht man hier sehr deutlich, wie von dem reinen Zeugniß der Augenzeugen, wie Raoul de Caen, Fulcher, Gualter, Raoul v. Coggeshale und Wilhelm, die zum Theil noch von Legenden und Wundern bis zum Unglauben und zur Verhöhnung entfernt sind, der Uebergang zur Leichtgläubigkeit und zum Mangel an Kritik eben bei den aus der Entfernung schreibenden Albert und Guibert beginnt, die gerade sich die Miene der vorsichtigen Sammler und Kritiker geben. Ganz so finden wir nun, daß sich die Legendendichtung gegen die Unwahrheiten der weltlichen Sage aufwarf, indem sie viel unverschämtere Lügen an die Stelle setzte. Jene Volkslieder hatten für die handgreiflichen Anachronismen, mit denen sie die Hermanrich, Attila und Dietrich in Eine Zeit zusammenwarfen, keine Gewähr gegen die geschichtliche Kritik. Selbst das Feuer der Phantasie, das über alle Kritik mächtig wird, war verloren; ihr Interesse war durch die Begebenheiten des Tages abgelenkt. Die Wunderreise des heiligen Brandan nach dem irdischen Paradiese, nach der Insel der Seligen, nach der terra repromissionis wurde geglaubt, denn ein solches Land suchten ja die Kreuzfahrer selbst, und noch im 16. Jahrhundert,

---

174) Siehe die Stellen bei W. Grimm, deutsche Heldensage. p. 36. 38. 44.
175) Im zweiten Theil seiner fränkischen Kaiser.

da die Entdeckungsfahrten aufs neue die Einbildungskraft in
dunklen Räume des Meeres rief, verrückte diese sehr verbreitete
in Spanien, dem Lande der Phantasie, tausend Köpfe. Man
in der Wirklichkeit diese Insel, die die ersten Wallfahrten nach
salem und eine dunkle Erinnerung an die insulae fortunatae in
Kopfe eines Mönchs gestaltet hatten[176]), und die die Bollant
selbst für deliramenta apocrypha erklärten. Aehnliche Visio
Weissagungen, Mirakel und Allegorien beschäftigen seit dem 8.
Jahrh. die lateinischen Dichter; an den Namen des heiligen Phil
knüpfte sich die Allegorie von dem Streit des Leibes und der S
die so im 12. Jahrh. in lateinischen Gedichten sich verbreitete
von denen alsdann im 14. Jahrh. auch deutsche Bearbeitungen
schienen. Dagegen treffen wir die Sage von dem irischen R
Tundalus, der 1049 in einem todtähnlichen Schlaf durch Hölle
Himmel geführt ward, in deutschen Gedichten schon des 12. J
hunderts. Diese Sage scheint fast nach den alten Erzählungen
Thespasius (bei Plutarch) ins Christliche übergebildet und in
neuen Zeiten verlegt zu sein. Der Priester Alber, von dem wir
vollständiges Gedicht über diesen Gegenstand besitzen[178]), welches
auf Bitte eines Bruders Konrad in Winneberg verfertigt hat,
an, daß ein Mönch den Stoff der Legende von Rom nach Rege
burg gebracht und ihn da niedergeschrieben habe, wie er ihn mü
lich empfangen. Schon die äußern Beziehungen stellen diese S
zu der von Brandan. Wir haben hier die Anfänge unserer chr
lichen Gestaltung von Himmel und Hölle, die immer durch mor
sches Effecthaschen langweilig und gräßlich geworden sind und nic
von der poetischen Gerechtigkeit, Anschaulichkeit und inneren No
wendigkeit der alten Tartarussagen haben. Der irische Ritter wi
auf drei Tage leblos und seine Seele wird von einem Engel du
Hölle und Himmel geleitet, nur gegen Ende kommen einige Indi
duen vor. Einförmige Qualen und einförmige Freuden, nothdürft

---

176) Aelter als die Légende latine de St. Brandaines aus dem 11. Jahrhu
dert, die Jubinal 1836 publicirte, wird wohl diese Sage überhaupt nic
sein können. In diesem Werkchen finden sich auch die Thatsachen, a
die sich obige Aeußerungen beziehen, und die mir vorher fremd waren.

177) S. Karajan's Schatzgräber. 1842.

178) In Hahns Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts. Bruchstücke ein
zweiten Tundalus in den „Niederrheinischen Dichtungen" ed. Lachmann

gesteigert, begegnen den Wandernden auf ihrem Wege an den Mördern, Meineidigen, Hoffärtigen, Hurern, Räubern, Vielfraßen, üppigen Geistlichen und Ruchlosen vorüber bis zum Lucifer, und an den Lauen, den wenig Guten, den Wohlthätigen, Märtyrern, Geistlichen, um die Kirche Verdienten vorbei bis zu den Zwölfboten und Weissagen. Für alle diese und jede andere noch so enorme christliche Sage hatte jene Zeit lebendigen Glauben, die gegen andere Geschichtsverstöße plötzlich so gewissenhaft ward. Denn hier schützte der diamantne Schild des Christenglaubens selbst, den z. B. Hartmann von der Aue vor die wunderliche Legende von Gregorius hält, der 17 Jahre ohne Speise gelebt haben sollte: der Dichter fälscht dessen Glauben, dem es nicht wahr dünkt, denn Gott sei nichts unmöglich! Mit diesem Argumente war aller Zweifel beseitigt, und aller gesunden Betrachtung vorgebaut. Die abentheuerlichste Volkssage von Brautwerbungen, Fahrten und Kriegen brauchte jetzt nur zwischen Christen und Heiden zu spielen, so war sie mit allen Wunderlichkeiten besser beglaubigt, als die Nibelungen, in welche selbst in diesem Jahrhunderte eine christliche Ansicht von der Ursache des Unglücks, das Attila betrifft, eingetragen ward. Selbst diese christliche Ansicht aber erklärt nicht erschöpfend die wunderbare Art von eigensinniger Geschichts- und Sagenkritik, und den neuen Geschmack dieses Jahrhunderts, der sich daran knüpft, sondern die Hauptsache bleibt der Geist dieser ausschweifenden Zeit, der die Einbildungskraft aus allen Schranken riß, ihr bald ein rechtmäßiges Gebiet entzog, bald das unpassendste lieh, der sich in Ideen gefiel und dabei am häufigsten in Grillen verfing.

All das zusammen belegt und erläutert am anschaulichsten unsere sogenannte Kaiserchronik, deren Druck wir nun endlich durch Maßmann bald zu erhalten hoffen: der große Sammelplatz der Legende und legendarischen Novelle dieser Zeit, die fabelhafte Chronik des christlich-römischen Reichs und seiner Cultur. Der deutschen Quelle nach, auf die sie sich beruft[179]), darf sie wohl in den Anfang des 12. Jahrhunderts gesetzt werden; der Text der Heidelberger Handschrift, den wir besitzen, ist nicht vor dem Ende desselben abge-

---

179) Cod. Pal. N. 361. Fol. 1.
Ein buoch ist zu dûte gitichtet, daz unsich rômiskes rîches wol berichtet, geheizen ist iz cronica.

faßt. Sie fängt gleich im Anfange mit dem Eifer gegen Erdic und Lüge an[180]) und will an deren Stelle Wahrheit verkü Dieser Eifer ist gegen die Dietrichssage und die weltlichen Get die im Anfange des 12. Jahrhunderts noch die vorherrschenden ren, gerichtet, wie man aus einer späteren Stelle aufs deutl erfährt[181]). Wenn wir die Klage der Historiker über jene chronismen als baare Münze nehmen, so werden wir das doch nicht können, so wenig, wie wenn die französischen Prosaroman gereimten der Lügen beschuldigen, obgleich sie selbst viel lügenh sind. Vielmehr ist es ein reiner Widerwille neuer Dichter geger alte Dichtung, die sich hier in einer unbedachten Kritik Luft m Tausend vortreffliche Regeln haben diese Leute im Kopf, denn ringen überhaupt darnach sich überall Grundsätze zu schaffen, a sie anzuwenden, wissen sie nicht. Wie schöne Lehre gibt Wolfr in der Erzählung nicht zu übertreiben, indem er gegen die deu Volkssage polemisirt und spottet, und bei ihm fehlts doch in W ten und Werken an Uebertreibung nicht. Wenn der weise Gottf von Strasburg die Sage von dem Haar der Isolt, das zwei Schw ben in Marke's Saale fallen ließen, kritisch bekämpft, so fällt das, was uns das Absurde scheinen würde, gar nicht auf; er kämpft es aber, weil es nicht in seinem Texte steht und nicht seinem Plane paßt. Im Titurel wird über die Hornhaut Siegfri gehöhnt, und doch kommen hörnene Riesen in dem Gedichte se vor[182]). Schon Ellis[183]) hat, indem er des Wilhelm von Malm

---

180) Ibid. Nu ist leider in disen ziten ein gewonheit witen:
manige irdenkent lugene und vuogent sie zesamene
mit schophlichen worten. Nu vurchtich vil harten,
daz die sêle darumbe brinne, iz ist âne gottes minne:
sô lêret man die luge die kint, die nâch uns kunftic sint.

181) Ibid. F. 86. b.
Swer nu welle bewêre, daz Diterich Ezzelin sêhe,
der heize daz buoch vurtragen. do der kunic ezzel ce Ovene wa
begraben,
dar nâch stunt vur wâr dry unt viercic jâr
daz Diterich wart geboren, ze Criechen wart er irzogen,
da er daz swert umbe bant, ze Rôme wart er gesant,
zô Vulkân wart er begraben, hie muget ir der lugene ende haben.

182) Die Stelle bei W. Grimm p. 173. Ich glaube nicht, daß der dort ein geschlagene Ausweg, den Widerspruch zu heben, nothwendig ist.

183) In den specimens of early english metrical romances.

bury Verachtung gegen die läppischen und traumhaften Mährchen der Briten neben desselben Mannes Leichtgläubigkeit hält, mit der er dem Nennius als Geschichte abnimmt, daß Arthur mit eigner Hand 900 Sachsen in einer Schlacht getödtet hätte, eine Verwunderung geäußert, wie launenhaft die Ungläubigkeit der Kritiker jener Zeiten war. Dies ist nirgends merkwürdiger, als eben in unserer Kaiserchronik. Der gewissenhafte, wahrheitsliebende, geschichtsinnige Dichter, den wir so eifrig über die Lügen und Zeitverstöße der Dietrichsage fanden, welch ein Schauspiel des tollsten historisch-poetischen Wirrwars öffnet er nicht selbst in den Sagen und Wundern, die er als so glaubwürdig in seinem Werke aufnahm, die aber das Christlich-Religiöse, das darin vorherrscht, vor jeder Beschuldigung schützt, wie denn diese selbe Intoleranz und Verachtung der weltlichen Gedichte ganz genau so wiederkehrt, sobald die gute Zeit der Romane abgelaufen ist und die Legenden wieder eine neue Epoche machen. Die Kaiserchronik ist nämlich nichts anderes, als eine legendenartige und novellistische Chronik des römischen Kaiserthums; alle alte und neue Geschichte aber wird aufs Merkwürdigste durcheinander geworfen. Die Erzählung beginnt mit Cäsar, mit seinen Kriegen in Deutschland und mit Pompejus, wie sie in den Lobgesang auf Hanno aus unserer Kaiserchronik übergegangen sind. Unter Tiberius wird Jerusalem von Titus und Vespasian zerstört, und diese Zerstörung kommt dann unter Vespasian noch einmal vor. Unter Cajus stürzt sich ein anderer Marcus Curtius zu Roß in einen Höllenschlund, der sich in Rom öffnet. Nach Nero regiert Tarquinius, und die Geschichte der Lucretia trägt sich mit jenen Erweiterungen zu, die man in mehreren späteren Novellen wieder findet. Unter Otto und Vitellius spielt ein Odenatus die Rolle des Scävola. Mit Nerva's ehernem Pferd auf dem Capitol ist die Anekdote von Phalaris Ochsen verschmolzen. Die Reihe der Kaiser ist wunderlich verstellt und verrückt. Unter Commodus fallen die Kriege mit Alarich und ein Herzog von Meran tritt dabei auf. Der Kaiser Gallien war der größte Arzt; des Boethius Leidensgenosse Symmachus ist hier Seneca. Der Papst Leo ist Kaiser Karls Bruder. Ein Ezzius-Narses ruft den Otaker ins italische Reich, der seinerseits von Dietrich von Meran geschlagen, so wie auch jener Ezzius von diesem erschlagen wird; und im Attila und Theoderich ist in den Namen auf Zeitpersonen, auf jenen unter Friedrich I. bekannten Herzog von Meran und auf Ezzelin I.

(den Großvater jenes berüchtigten), der in den Kriegs- und Frie
schlüssen der Lombarden und auf Friedrichs Kreuzzug ausgeze
ist, Bezug genommen! Hat man je eine ähnliche Confusion ge
Nur in den reali di francia darf man das Aehnliche suchen
überhaupt das passendste Seitenstück zu unserer Kaiserchronik i
Fremde sind, die an wunderlicher Mischung von Geschichte, F
Legende, Mährchen, an rohem Geschmack, und allen möglichen
genschaften übereinstimmen, sich auch im Inhalt berühren, wie z
gleich die eröffnende Geschichte von Constantins Aussatz sich in
deutschen Werke findet, das sich eben so gerne wie die reali
dieser Gottesstrafe (in der Legende von der Crescentia bis zum
beschäftigt. Ganz eng muß man dann der Form und dem Ch
ter nach den Lobgesang auf den heiligen Hanno[184]) mi
Kaiserchronik verbinden, der als Gedicht jetzt nicht mehr so viel
merksamkeit oder gar begeisterte Bewunderung in Anspruch neh
kann[185]), nachdem ihm sein richtigeres Alter (um 1183) angew
und sein Verhältniß zu diesem Werke aufgefunden ist, der aber
die Art, wie nun Personen und Zeiten und Räume durcheina
gemischt werden, ganz ungemein charakteristisch ist. Der Dichter
ginnt mit der Schöpfung der zweigetheilten Körper- und Geistern
die im Menschen verbunden ist. Gottes Schöpfung war gut; M
und Sonne und Sterne, Donner und Wind, und alle seine W
wandeln ihren angewiesenen Pfad, nur die zwei edelsten Geschi
nicht; Lucifer schied sich von den Frommen und der Mensch
durch Verführung, bis ihn Christus erlöste. Seine heilige L
breiteten die Apostel in alle Welt aus, auch die trojanischen Fran
haben manchen Heiligen erhalten; besonders in Cöln ruhen so v
Märtyrer, dort auch Hanno. Des Mannes Lob und der Preis
Stadt führt des Dichters leichte Phantasie auf die Gründer der ers
Städte, auf Ninus und Semiramis und auf Babylon. Nun g
er auf den Traum Daniels über und auf die vier Weltreiche,
die Löwin von Babylon, den Bären von Persien, auf den Leopard
der den Alexander bedeutet, von dessen indischem Zuge eine Epis
eingeflochten wird, auf den Eber der Römer. Dies führt ihn

184) ed. Goldmann. 1816. und in Schilter. Thesaur.

185) Besonders seit Herder (zerstreute Blätter 5. Samml.) hat man das G
dicht, das übrigens allerdings sehr schöne Stellen hat, überschätzt.

Cäsar, der mit den Schwaben kämpft und (wie Karl der Große[186]) mit den Baiern, die aus Armenien kommen, wo noch Deutschredende gefunden werden, und besonders mit den wankelmüthigen Sachsen, die von Alexanders Genossen abstammen, zu thun hat. Dann wendet er sich an die Franken, seine alten Verwandten; dann gegen Rom und Pompejus, mit dem er eine Schlacht schlägt, die mit jener vortrefflichen Raschheit und Lebendigkeit geschildert ist, welche die Dichter des 13. Jahrhunderts nur selten erreichen[187]). Von da kommt der Dichter auf Augustus, auf die Gründung von Cöln durch Agrippa, auf die Geburt Christus, auf Petrus Ueberwindung des Kreuzes, auf die Aussendung der Bekehrer der Franken, die das Land mit besserem Siege gewannen als Cäsar. Einer davon ward Bischof in Cöln und sein drei und dreißigster Nachfolger ist Hanno. Nun erst ist der Panegyriker bei seinem Gegenstande, dem Preise des Heiligen angelangt, und es folgt was sich aus seinem Wandel und Leben zu seinem Ruhme, aus seinem Beispiele zur Nachahmung, aus seinen Wundern zur Verherrlichung sagen läßt.

Wenn man an diesen Beispielen gesehen hat, wie hier in recht engem Raume so Vieles zusammengedrängt ist, was zum erstenmale, aber gleich so schlagend als möglich, aufkommende Bekanntschaft mit den Fernen, mit der Geschichte, mit großen Helden aus der Geschichte, mit Völkerverbindungen u. dergl. zeigt, so wird man sich die Unbestimmtheit darin von selbst erklären; wenn man sieht, wie die dunkelste Kenntniß hier aufs allerkeckste mit der Geschichte umspringt, wie das viel Wahrscheinlichere verachtet und verschmäht und das viel Unwahrscheinlichere an die Stelle gesetzt wird mit eitler Prahlerei, und wie nur das Neue und nur das, was der Schreiber gerade zur Hand hat, gepriesen und ins Licht gestellt wird, so wird man von der Gewissenhaftigkeit jener Dichter, die die Aechtheit ihrer

186) Ganz ähnlich sind in dem neugriechischen Romane Belisar auf diesen Helden die Thaten Cäsars, die Eroberung Britanniens u. s. w. übertragen.

187) Oy wi di wâfini clungin, da di marih cisamine sprungin!
herehorn duzzin, becche bluotis vluzzin;
derde diruntini dunriti, di helli in gegine glimite,
da di hêristin in der werilte suohtin sich mit suertin.
Duo gelach dir manig breiti scari, mit bluote birunnin gari.
Dâ mohte man sîn douwen durch helme virhouwin
des rîchin Pompeiis man: Cesar dâ den sige nam.

Sage und ihre Wahrheitsliebe gegen Andere verfechten, man wird von der Aufrichtigkeit der Kritik dieser wackeren Männer überhaupt die allerkleinsten Begriffe bekommen. Es ist nur der geänderte Geschmack, der ihnen den Tadel in den Mund gibt, der darum immer aus ihrem Herzen kommt und auch vor ihren unklaren Köpfen bestehen kann. Zugleich drängt sich hier in dieser Kaiserchronik wie in einem Chaos fast Alles zusammen, was nur irgend die erste, allerfrischeste und schrankenloseste Thätigkeit einer jugendlich-ausschweifenden Phantasie erschaffen kann; ja die vielfältigsten Richtungen späterer Poesien liegen hier wie im Keime, und die Geschichte der deutschen Dichtung hat kein Werk, das sie früher als dieses in dieser Periode nennen dürfte. Nichts ist für den Leichtsinn der Phantasie und die bereitwillige Erfindungs- und Combinationskraft jenes Geschlechtes und des ganzen Mittelalters bezeichnender, nichts zeigt zugleich bestimmter, wie auch in diesem neuen Zweig der Romantik, die sich jetzt vielfältiger ethnologischer und historischer Stoffe bemächtigt, von dem Materiellsten, von der Anknüpfung an Städtenamen u. dergl. ausgegangen wird[188]), woher dann jene zahllosen Städtesagen, die man als nichts denn als bloße Erdichtung ansehen darf und troß aller Volksmäßigkeit, die sie in späteren Jahrhunderten erlangt haben mögen, nicht als ursprüngliche Volkssage betrachten kann. Jene unzähligen Sagen von Städtegründungen und Eponymen, die schon von ganz frühe her durch das ganze Mittelalter reichen, und eben so die vagen aus ähnlicher Gelehrsamkeit geflossenen Legenden, wie die von Pilatus, können nichts anderes sein als solche Erdichtungen müßiger Mönchsköpfe, die sich von existirenden Namen die Hand führen ließen und an etwas gleichsam Anleitendes anlehnten, was dann zugleich den Hörern und Lesern etwas Beglaubigendes war. Was haben nicht jene Schotten und Scythen, Asen und Osen, jene Dacier und Dänen, Sachsen und Sakasuna, Geten und Gothen, die Doppel-Iberer und Veneter, die Sennonen und Senonen, Troyes

188) Nur Ein ergötzliches Beispiel aus Vielen der Kaiserchronik: Nero verlangt von seinen Aerzten, daß sie ihn schwanger machen; sie geben ihm Getränke, es kommt die Zeit der Geburt und er gibt eine Kröte von sich. F. 24.

die Walhe sprungen ûf sâ,
sie riefen lâtâ rânâ;

daher der Name Lateran.

und Lissabon, Syracus und Saragossa seit dem neuen und dem griechischen Mittelalter bis auf die spätesten Zeiten für Verirrungen in der Geschichte angestellt! Namen, Völker, Städte, welche nach der bloßen Lautähnlichkeit aufs kühnste historisch und poetisch verbunden werden, weil diese die kindliche Einbildungskraft von selbst zur Thätigkeit ruft und weil diese Verbindung zugleich der städtischen oder nationalen Eigenliebe schmeichelt! Wer sollte es dem Verfasser dieses Werkes verdenken, wenn er in seinem Knabenalter sich mit Vorliebe mit dem großen Corvinus von Ungarn oder gar mit St. Gervinus abgab, dem frommen Wallfahrer, an dessen Fürsorge und Fürsprache im Himmel er nicht im geringsten zweifelte, da er ja wenigstens das gleiche Interesse an dem unzweifelhaften Stammangehörigen haben mußte, wie dieser an ihm. Nicht anders erklärt sich jener Zug im Mittelalter, denn kaum eine Stadt existirt ja, die nicht wenigstens Eine solche kahle Herleitung und etymologische Deutung angeregt, kein Volk, das nicht an ein Volk des Alterthums sich angelehnt, kein Wappen, das nicht eine dichterische Sage veranlaßt hätte. Da manchmal die Anknüpfung wirklich historisch beglaubigt war, so gestattete das um so mehr Licenz. Einen bedeutungsvoll klingenden Namen, ein sonderbares Wappen zu erklären, was konnte eine größere Aufforderung sein zur Erfindung und zur Erdichtung? Die Etymologie gibt dem Otfried Stoff für seine mystischen Betrachtungen, dem Cassiodor für seine Gelehrsamkeit, den Scholastikern für ihre Speculationen, und sie sollte den Dichtern keinen Stoff für Erzählungen gegeben haben? In Staat und Kirche gab es Einrichtungen und Gewohnheiten, die ein dunkles Herkommen gebildet hatte, die man sich also zu erklären suchte; nichts ward nun gewöhnlicher, als daß man Geschichte, Gebräuche, Sitten, Gesetze und Alles zurückconstruirte. Dies ist die erste freiere Form der Erdichtung überall; das ganze Mittelalter ist überfüllt davon, eben wie das griechische auch. Die rohere und früheste ist das bloße Borgen. Aegyptische oder gallische Priester hören nur von griechischen Göttern und Heroen, und sie eignen sie sich an; die Franken hören von dem glorreichen Abstamme der Römer, die sie gestürzt hatten, was Wunder, wenn sie ihre dunkle Herkunft mit dem gleichen Ruhme, trojanischen Blutes zu sein, vertauschen! In Italien und Spanien las man frühzeitig gefällige altgriechische und römische Sagen, so adoptirte man die Sage von den Aehren oder den Mohnköpfen des Thrasybul erst in

Rom, dann später in Aragonien. Die Kreuzzüge regten ge
phisches Interesse auf, man entlehnte zuerst die Sagen des He
und der Griechen, ehe man sich eine eigene poetische Länderl
bildete. Zunächst wird das Borgen zur Nachahmung. Je n
dazu der Stoff lag, desto früher fing diese Kunst an. In It
also ist bei dem ersten Hervortreten der Vulgarhistorie, weil
die alten Geschichtsbücher vielleicht nie ganz verloren waren, s
das ganze Logographenwesen der alten Welt in schönstem Flor
die Urgeschichte der einzelnen neuen Staaten blüht von etymo
schem Scharfsinn und von historisch-poetischen Umgestaltungen
griechischer Mythen. Dieser Art ist die Hunnibaldische Chro
die gerade so von eponymischen Etymologien und alten Geschi
zügen wimmelt. Wo aber das Uebertragen älterer Geschichter
neuere Zeiten nicht so bequem war, wie überall, wo die alte Liter
ausstarb oder noch nicht hinkam, da trug man nun Zustände
Geschichten in ältere Zeit über; und dies Zurückconstruiren ist
Alterthume eben so sichtbar wie im Mittelalter. Zugleich ford
dies schon größere Freiheit, ja, es bedingte auch gleichsam das hi
rische Fortbilden der alten Sagen mit neuen Erdichtungen, sob
die Zustände, die darin zurückgetragen waren, sich selbst fortbildet
In allen Verhältnissen des ganzen Mittelalters zeigt sich diese
der Erdichtung am unverschämtesten. Ganze Urgeschichten der Vö
liegen da, die aufs offenbarste nach einzelnen Zügen der späte
wirklichen Geschichte zusammengesetzt und im Laufe der Zeiten z
Theil aus dem trockensten Gerippe zum rundesten Körper gewor
sind. Die Gesetze des Staats von Aragonien sind auf diese Art zurü
getragen und in der Kirche stehen jene Decretalen des Pseudo-Isid
neben diesen aragonischen Fueros vielleicht als die merkwürdigst
Beispiele, wie sich die Welt der Wirklichkeit Jahrhunderte lang
den furchtbarsten Kämpfen um die Grundsätze solcher Schriften dreh
die nur in sofern nicht völlig apokryphische und willkührlich erfunde
Dinge sind, als sie, so wenig sie einen materiellen Grund habe
doch eben so entschieden auf dem Geiste der Zeiten ruhen, in den
sie entstanden oder entwickelt sind. Ganz genau so ergriff jetzt d
Poesie die herrschenden Bestrebungen der Zeit und trug sie auf älte
Zeiten über, und die rohesten Anfänge hierzu sahen wir in der ganze
Entwickelung des Volksepos, und sehen sie hier in der Kaiserchron
im größeren Maßstabe in gleicher roher Gestalt in dem Uebertrage

neuer Ereignisse und Thaten auf ältere Zeiten und Männer, neben der umgekehrten Accommodation älterer Sagen zu neuen Verhältnissen. Von da an steigt dies bis zu der Höhe, wo, wie etwa im Parzival, die höchsten Ideen der Zeit erfaßt und im poetischen Körper sinnlich gezeugt werden, wo selbst das, was noch etwa ein Rücktragen und ein Anlehnen an frühere Zustände verrathen könnte, nur auf den allgemeinsten Aehnlichkeiten beruht, wie z. B. wenn in der Graalsage die Hüter aus Cappadocien hergeleitet werden, der uralten Heimat der Mystik und der Priesterstaaten, die noch dazu die Legende so früh im heiligen Georg, dem Patron der Ritterschaft und dem bewunderten Märtyrer, der dort geboren ist, an das christlich-ritterliche Ordenswesen des Mittelalters anknüpfte. In solchen Stoffen und Gedichten hat man Volkssage gefunden! im ganzen Mittelalter hat man Erfindung geleugnet, weil jenes Geschlecht mit Treue und Gewissenhaftigkeit an der ächten Sage hing, ächte Sage gegen die entstellte mit Eifer vertheidigte, und mit gewissenhafter Genauigkeit dem Gange der Sage in Uebersetzungen folgte. Diese Passivität scheint allerdings ein Charakterzug der deutschen Ritterpoesie und wer auf sie ähnliche Ansichten beschränkt, der behält vielleicht Recht. Unsere Dichter jener Zeiten, die aller eigenen Productivität zu ermangeln schienen, stehen darin nicht allein der ihr vorangegangenen Nationalpoesie, sondern auch den französischen und provenzalischen Dichtern entgegen. Wer aber den Ausspruch auf das ganze Mittelalter ausdehnt, der würde geradezu eine verkehrte Welt erfinden. Denn dies ist eben der auf der Oberfläche erkennbare entschiedenste Charakterzug der Dichtkunst neuerer Zeit überhaupt, daß in ihr die Macht des Gedankens so groß war, daß von ihm aus ganze poetische Schöpfungen frei erfunden ausgehen konnten. Die antike Dichtkunst lernte diese Art von Kunst und Poesie erst gerade dann kennen, als auch das Alterthum den Charakter unserer neuen Zeiten anzunehmen anfing; erst dann als auch im Alterthume das Romantische Eingang fand. Es war nun ganz natürlich, daß schon in den frühesten Anfängen des Mittelalters dieses kühne Erfinden sich in den Sagen und Dichtungen offenbarte. Es kam dazu, daß die keltischen Stämme, die den Uebergang in die neuere Zeit vermitteln, keine Geschichte hatten, doch aber in den vielfachen Collisionen, in die sie mit kriegerischen Nationen kamen, nicht ganz arm und ruhmlos dastehen wollten und daher die Lücke, die Volkssage und Geschichte

entstellte, auszufüllen suchten; es kam dazu, daß die Religion
Wunder und Visionen und frommen Erdichtungen der Phan
daß der Hang der Zeit die Träume des Gemüths zu Bildern
Facten weihte; es kam hinzu, daß man mit Italien und Grie
land seit Karl und Otto dem Großen Verbindungen angeknüpft h
die sich jetzt vielfach erneuten, und daß man von da in größter L
tigkeit den ganzen Schatz von Novellen und Legenden herüberh
konnte, der sich dort viel früher aufgehäuft hatte, als im Nor
und diese Legenden und Novellen sind es hauptsächlich, welche
die Unterhaltung zu geben anfangen, welche früher in Deutsch
der nationale Schwank, das Volkslied und das Mährchen gen
haben mögen. Hier ist die Kaiserchronik außerordentlich wic
Es ist der Hauptgesichtspunkt, aus dem die Geschichte der P
dieses Werk betrachten muß, daß dasselbe, wie sich andere W
von Umfang an andere Begebenheiten der äußeren Geschichte ansc
ßen, in der deutlichsten Beziehung zu den Richtungen der deuts
Kaiser seit Karl nach dem Süden, nach Italien, auf den Ern
der Kaiserkrone und die Verbindung des deutschen und römis
Reiches steht, welche letztere geradezu den Faden des Buches a
macht. Mit diesen Bestrebungen sahen wir den geistigen Verb
mit der alten Welt schon oben im Zusammenhange. Noch war
Ottos I. Zeit die heroische Seite der alten Poesie, Homer und V
gil, diejenige, welche wir in der weltlichen Dichtkunst die Aufm
samkeit der lateinischen Dichter beschäftigen und ihren Einfluß
unsere Heroenpoesie ausüben sahen. Seitdem aber von da an
Ritterwesen sich mehr und mehr ausbildete, seitdem mit Ottos
Gattin die Verbindung mit Byzanz häufiger, seitdem unter Otto I
Hofton und Hofceremoniel mit seinem unsäglich jammervollen G
folge nach Deutschland kam, und nun der Uebergang zur Stän
scheidung und Allem, was den modernen Charakter einer Zeit bild
gemacht ward, fand man mehr Geschmack an dem, was das we
und oströmische Reich Neues und Modernes darbot, und dies war
Umbildungen alter griechischer Sagen und Dichtungen in neuer G
stalt, Verschmelzung derselben mit Orientalischem, Romane, N
vellen und Geschichtslegenden aus der römischen Kaiserzeit, wie
im Geschmack der oben angeführten aus der Kaiserchronik, noch heu
zutage in Italien im Volke umgehen. In Spuren zeigte uns sch
der Lobgesang auf Hanno jede neue Gestaltung der Alexandersage

die geistliche und weltliche kleine Erzählung aber nimmt in der Kaiserchronik die breiteste Stelle ein.

Seit undenklichen Zeiten herrschte in Griechenland und Italien der Geschmack an solchen Novellen; jede Nation hatte natürlicherweise in dieser Gattung etwas Eigenthümliches, und der Austausch dieser kleineren, faßlicheren Stoffe, die noch dazu weit anders belebt waren, als jede andere poetische Materie des Mittelalters, war so leicht und konnte und mußte bei jedem Zusammentreffen verschiedener Nationen so lebhaft werden, daß wir deshalb in den Zeiten der Kreuzzüge im Orient und Occident fast überall solche Sammlungen von Novellen hervortreten sehen, die es gemeinsam haben, daß sie meist in einen Rahmen gefaßt sind, welcher Einschiebung und Versetzung, Erweiterung und Verengerung, Ausscheiden und Aufnehmen gleich leicht und bequem machte, und daß sie meist aus Altem und Neuem, aus Orientalischem und Occidentalischem, aus Nationalem und Fremdem gemischt sind. Die größere, höhere Dichtung des Mittelalters hält in der ganzen damals thätigen Welt in Asien und Europa dem Geiste nach gleichen Schritt. Dieselbe innere Regung, welche die persische Lyrik gestaltete, gestaltete auch die deutsche, und das persische Epos floß aus keiner weitern inneren Quelle als das fränkische. Diese kleineren Dichtungen aber sind auch dem Stoffe nach Allgemeingut der ganzen Welt geworden, in einer Weise, wovon wir uns schwer einen Begriff machen können, da bei uns die mündliche Tradition bis auf die Anekdote herabgekommen ist, in der wir aber noch ganz die außerordentlich schnelle Verbreitung und Localisation, wie in den alten Sagen, beobachten können. Die ältesten Zeiten stellten hier ihre Producte neben die neuesten, aus den größten Fernen trafen sie zusammen und fügten sich in eine Gesellschaft mit oder ohne Veränderung. Aus jenen milesischen und sybaritischen Mährchen der alten Welt, die ganz offenbar solche üppige Unterhaltungsstoffe verdorbener Städte waren und zur Zeit von Roms Gesunkenheit mit den Heeren bis nach Asien und von dorther zurück getragen wurden, ging vielleicht die bekannte Geschichte von der Matrone von Ephesus in alle Zeiten und Länder, war nach Duhalde in China bekannt und kommt im Petron, in den sieben weisen Meistern und in den Fabliaux aller Nationen vor, und die neuesten Zeiten versuchten sich wieder an so uraltem Stoffe. Alle Reiseabentheuer und Wunder gehören in diese Reihe; und nicht anders ist des

Odysseus Erzählung seiner Irrfahrten innerlich und äußerlich lose v
knüpft mit der Odyssee, wie die Abentheuer des Herzog Ernst bei Veld
oder wie Alexanders Brief bei Lampert; und so erscheinen Reminisc
zen aus Herodot und Plinius in diesen deutschen Poeten und aus H
mer in Tausend und Einer Nacht. Scandinavische Vorstellungen v
Werwölfen erkennen sich scheints in den Bisclaveret der armoricanisch
Lais. Die Fabel des Orients, die ganz an diese Stelle gehört u
die in der neuen Zeit überall mit dem Schwank auf einer Linie e
scheint und sich im ganzen Mittelalter mit dem Fabliau durchkreu
vermischte sich so enge mit dem Thiermährchen der Germanen, d
sie kaum mehr zu trennen sind, wie wir bereits bemerkten. In w
cher Art der Hitopadesa, die Fabeln des Bidpai im Orient u
Occident eine Sprache und eine Veränderung nach der anderen durc
liefen, überall aber die begünstigende Einkleidung festhielten, ist bekan
genug. Das lateinische Werk von Petrus Alphonsus[189]), des g
tauften Juden, der unter Alfons I. in Aragonien schrieb, und dess
Werk auch früher mehrfach ins Französische übersetzt ward, verpflanz
mit am frühsten arabische Fabeln und Erzählungen in den Westen
die dann in die Erzählungen der Königin von Navarra, in die Gest
Romanorum und in die späteren italischen Novellisten Eingang fan
den. Wir wollen von diesen späteren, den Cento Novelle und den
Boccaz und seinen Nachahmern hier absehen, am interessantesten abe
sind hier die sieben weisen Meister (deren Ursprung man auch bi
nach Indien zurückführt) und die Gesta Romanorum. Die Genealo
gie der Fiction zu erläutern, sagt Dunlop[190]) ist kein Werk geschickte
als die sieben weisen Meister[191]). „In den arabischen Nächten is
die Geschichte von dem Ehemann und dem Pfau dieselbe mit der
Elster in den weisen Meistern. Die Geschichte von dem Vater, der
von seinem Sohne ermordet wird, war ursprünglich durch Herodot
von dem Baumeister und seinem Sohne erzählt, der in den Schatz
des Königs von Egypten einbrach, und wurde in vielen italischen
Erzählungen nachgeahmt. Die getröstete Wittwe ist die ephesische
Matrone des Petronius Arbiter und die zwei Träume entsprechen
genau der Intrigue im Miles gloriosus von Plautus, dem Fabliau

---

189) De clericali disciplina.

190) History of Fiction t. II. p. 166.

191) Auf ihre Bearbeitungen in Deutschland kommen wir später zurück.

le Chevalier à la Trappe, einer Erzählung in dem 4. Theile des Massuccio und der Geschichte von dem alten Calender in Gueulettes tartarischen Erzählungen. Endlich der Ritter und sein Windspiel ähnelt der berühmten welschen Sage von Llewellyn dem Großen und seinem Windhund Gellert, nur daß hier die Schlange ein Wolf ist, der von dem treuen über dem Kinde wachenden Hunde getödtet wird." Eben so sind in den Gesta Romanorum Fabeln aus Petrus Alphonsus und Kelilah und Dimnah, es sind mönchische Legenden und profane Novellen, Geschichtchen und Anekdoten aus dem classischen Alterthume und Apologe und Parabeln aus dem Orient (wie sie in dem ältesten Barlaam und Josaphat schon vorkommen) neben einander gestellt. Persien, Indien, Arabien, Griechenland, Italien, alle Welt trug zu diesen Sammlungen bei, nur gerade das deutsche Mährchen und die welschen Mabinogion, das Volksthümliche unserer nordischen Novellistik, ging so weit darin ein, wie unser heroisches Volksepos in Ariost, der alle alten und neuen Schätze umfaßte und benutzte. Gesammelt aber, bearbeitet und gelesen ward das Ausländische bei uns mit großer Thätigkeit, und wurden vielleicht die Fabliaux in Deutschland nicht mündlich so ungemein verbreitet, wie im nördlichen Frankreich [192]), so geschah doch schriftlich Vieles dafür.

Unsere Kaiserchronik steht nämlich offenbar in der Reihe solcher Novellensammlungen, und gehört mit Petrus Alphonsus zu den frühesten Versuchen dieser Art. Dies gibt ihr allerdings ein sehr hohes Interesse. Sie mischt alte classische Erzählungen, wie wir schon hörten, orientalische Legenden, vaterländische Sagen [193]) und Züge aus der Volksgeschichte zusammen; sie scheint außer ihrer deutschen Quelle auch lateinische zur Erweiterung zu benutzen; und ganz charakteristisch ist dabei der eigne Rahmen, den sie dazu nimmt. Wer das Verhältniß unserer deutschen Dichter des Mittelalters zu den Originalen, die sie behandelten, kennt, und wie stets der epische Gedanke

---

192) Usage est en Normandie,
que qui herbergiez est, qu'il die
fable ou chanson a l'hoste. Sacristain de Clani.

193) Jene von dem Baiernherzog Adelgar, dem vom Kaiser Severus zum Schimpf Kleid und Haar gestutzt ward. In Baiern thut man es nach, um den Schimpf zur Sitte zu machen. Dies ist Volkswitz, wie wenn die Griechen die Sitte nackt zu kämpfen von einem Mährchen herleiten u. dergl.

und das Gewand der Einkleidung ihnen eigenthümlich bleiben tr
aller Treue, mit welcher sie der Tradition der Sage folgen, der wi
hier sogleich erkennen, daß die mühselige Einkleidung in der Kaise
chronik, und der Faden, der kein anderer ist, als die römische u
deutsche Kaisergeschichte, und der Gedanke, der auf diese Einkleidu
leitete, das ächte Nationale an diesem Werke ist. Der Inhalt ab
ist dem größten Theil nach christliche Novelle oder Legende. Nicht
wiederholen wir, verknüpft die Poesie der alten und neuen Welt
sichtbar und deutlich als die Legende, denn sie schließt Christenthum
philosophische Systeme und Disputationen, Allegorie, Parabel, Ap
log und Novelle, Alles was das späte Alterthum am meisten m
der neuen Welt theilt, in sich ein; und Schade, daß uns Nieman
diesen Zusammenhang gerade an diesem Theile der Literatur gezei
hat. Dunlop beschränkt sich, vom griechischen Romane plötzlich de
Uebergang auf den Johannes Damascenus und die Sage von Ba
laam und Josaphat zu machen, statt die Geschichte der Legende bi
auf den Ursprung des Christenthums und noch darüber hinaus auf
zusuchen; eine solche literarische Geschichte aber, die nur auf erhalten
Werke und auf die verlorenen Mittelglieder durchweg gar keine Rück
sicht nehmen will, muß immer ein mangelhaftes Stückwerk bleiben.
Indessen erkennen wir auch auf eine bloße Vergleichung des Inhaltes
der Kaiserchronik mit dem griechischen Barlaam allerdings den gan
gleichen Geist und die scharfe Einwirkung dieser Art Dichtung, di
in lateinischen Uebersetzungen Vielen zugänglich und Allen interessant
war, auf die Dichtkunst des Westens. Besonders wenn wir die
große Episode von der Jugendgeschichte des Papstes und Märtyrers
Clemens und seiner Brüder lesen, so finden wir da alle jene Magier-
und Wundergeschichten, theologischen Disputationen, jenen halb scho-
lastischen, halb biblischen Styl, jene Siege über den Unglauben und
Zweifel, und Erörterungen der Fragen und Streitigkeiten und Irr-
lehren, welche die Kirche in jenen Jahrhunderten bewegten. Hier
dreht sich ein langer Kampf um das allgemeine Räthsel, das die
ersten Christen beschäftigte, wie sich das Böse auf der Welt mit Got-
tes Güte vertrüge, wie sich das Glück und der Zufall zu Gottes
Vorsehung, der freie Wille des Menschen zum Zwang der Gestirne
und des Fatums verhalte; und geschickt ist die Fabel der Legende
benutzt, den skeptischen Justinian zu überführen, indem die wunder-
lichen und zwecklosen Verschlingungen des Zufalls und der Willkühr,

die der Grund seiner Vertheidigung der „Wilfelde" sind, sich zuletzt freilich gar maschinenmäßig in eine weise Fügung vorsehender Allweisheit und Allwissenheit auflösen und ihn dann überzeugen. Ganz ähnlich ist die Legende von Helena's Bekehrung und der Disputation zwischen Heiden, Christen und Juden in Durazzo, und so sind im Turpin, der in diesen Zeiten verfaßt ist, die Disputationen kein kleiner Gegenstand der Uebung selbst der Helden. Einfacher sind die Sagen von Tiberius Krankheit und seiner Heilung durch Veronica ein Gegenstand, den wir schon oben in der besonderen Bearbeitung Wernhers vom Niederrhein erwähnten; die Geschichte der Eroberung des h. Kreuzes durch Eraclius ist hier noch ohne den romanhaften Zusatz in dem Eraclius von Otte; dann die Geschichten vom Gaukler Simon, die zahllosen Märtyrerlegenden von Petrus und Paulus, von dem Evangelisten Johannes, von Sixtus, Felicissimus, Agapet, Laurentius und Hippolyt, der allgemeinen Christenverfolgung u. s. w. Einen Werth der dichterischen Behandlung wird man in einem chronikartigen Buche wie dieses selbst in den größern und mit mehr Liebe behandelten Episoden nicht suchen. Noch gilt es hier um das bloße Material, das einfach entlehnt wird. Es kommt hinzu, daß dieser Werth blos in den Legenden der Chronik zu suchen sein müßte, und wie wenig diese selbst unter den Händen geschickter Dichter, vermöge ihres für die Poesie meist ungeschickten Stoffes zu gedeihen pflegen, werden wir weiter unten beobachten können. Dort werden wir finden, daß die Legenden, welche nach der Abblüthe der ritterlichen Dichtung entstanden, in dem Maaße als sie an kunstmäßiger Behandlung und äußerer Form gewinnen, an Glaubenskraft und Naivetät einbüßen; und wenn man in den ungekünstelten Producten dieser Zeit des 12. Jahrhunderts zuweilen noch etwas Gewandtheit und Beweglichkeit sucht, so sehnt man sich dagegen dort bald wieder zu der schmucklosen Einfalt der frommen Poesie dieser frühern Zeiten zurück. Wenige Stücke besitzen wir, die schon ins 13. Jahrh. gehören, aber ihrem ganzen Geiste nach mehr zu den Werken dieser Jahre zurückgeschoben werden müssen. Um von den factenleeren und reizlosen Legenden von dem Bischof Bonus [194]) und St. Ulrich [195])

194) In Haupt's Zeitschr. t. II.

195) St. Ulrich's Leben, lat. durch Berno von Reichenau, und um 1200 in deutsche Reime gebracht von Albertus. ed. Schmeller. München 1844.

zu schweigen, so gehört dahin das Gedicht eines Konrad von Heimesfurt (wie ihn Rudolf von Ems im Alexander schreibt), von unserer Frauen Hinfahrt[196]), trocken und leer, wie alle diese Legenden, in denen man erzählen will ohne Stoff zu besitzen; dahin die Kindheit Jesu[197]) von Konrad von Fußesbrunnen (in der Schweiz), die zwar die Breite der Erzählungen des 13. Jahrhunderts schon hat, aber keine Schulfarbe und kein poetisches Zierwerk. Der Dichter erzählt schon aus sündigem Muth, wie die späteren Legendisten alle, er verweist aber für die Anfänge seines Stoffes über Annen und Marien Leben auf die älteren Dichter und Dichtungen dieser Zeit zurück, auf Meister Heinrich und das „Anegenge", die wir sogleich näher kennen lernen werden. Auf der Grenzscheide dieser beiden verschiedenen Perioden und Behandlungsarten der Legende steht der Gregor von Hartmann von der Aue, den wir hier näher erwähnen würden, wenn wir ihn nicht, wegen des vorragenden Namens des Dichters, auf dessen gesammte Charakteristik versparen müßten.

Aus dem was wir zuletzt aus der Kaiserchronik anführten, merkt man, daß in den Legenden der Kaiserchronik neben den epischen erzählenden Inhalt sich auch schon ein didaktischer eindrängt. Nichts ist natürlicher als dies, so wie der Uebersprung ins Lyrische ebenso nahe liegt; überall werden wir weiterhin Beides neben oder in der Legende selbst erscheinen sehen. Die Handlungen der religiösen Sage sind gerecht und fromm, die Helden sind Heilige; was Wunder, wenn man jene als Muster und Beispiele erzählt und von da zur Lehre übergeht, und daß man diese anruft und lyrische Litaneien dichtet, wie wir eine von dem „Gottes Knecht Heinrich" voll Sündergrimm und Selbstverachtung aus diesen Zeiten besitzen[198]). Daher hat denn „der arme Hartmann" in seinem Gedichte vom Glauben[199]), einer paraphrasirenden Predigt voll Latein und Gelehrsamkeit über die Glaubensformel, die Legende zur Einschärfung seiner Lehren

196) Ich kenne das Gedicht aus einer Abschrift, die mir Herr Fr. Pfeiffer mit gewohnter Freundlichkeit mittheilte. Ob der Name Konrad von Himmelsfurte richtiger ist, und nach Laßbergs Meinung das Kloster porta coeli zu Tennebach im Breisgau damit gemeint ist?

197) In Hahns Gedichten des 12. und 13. Jahrhunderts.

198) In den Fundgruben. Dieselbe Litanei erweitert und verändert, mit Weglassung des Verfassers, in einer andern Recension bei Maßmann Ged. des 12. Jahrh.

199) Bei Maßmann 1. 1. 1.

benutzt, die überall nach dem obenerwähnten Sinne dieser Zeit von Uebermuth, Reichthum, Gewaltthat und weltlicher Ehre hinweg der Gottesfurcht und Rettung der Seele zuleiten. Diese gereimten Predigten[200]) bilden eine ganz förmliche Gattung in dieser Zeit des 12. Jahrhunderts, und es wird sich die Zahl derer, die uns bekannt sind, ohne Zweifel noch erweitern. Man muß zu ihrer Bezeichnung besser die Benennung der damaligen Zeit, Reden, beibehalten, da es auch deren von weniger religiösem Inhalte gibt. Dieser Art ist die Rede von Werner von Elmendorf[201]), die in der wiederholt ausgesprochenen Absicht, den Menschen zu lehren was er zu seinen Ehren bedarf, eine Reihe nicht geistlicher sondern weltlicher Vorschriften enthält, die nicht aus der Bibel, sondern aus einer Anzahl römischer Schriftsteller gezogen sind, mit denen die Bibliothek des Probstes von Heiligenstadt, Dietrich von Elmendorf, wohl besetzt gewesen sein muß, welche der Dichter zu seiner Rede benutzte. Hiergegen sticht eine Predigt von mehr dogmatischer Farbe, das „anegenge" am grellsten ab; ein Gedicht voll Controversen und voll von jener phantasievollen Metaphysik und christlichen Mythologie, deren poetische Bestandtheile nie einen Sammler gefunden haben, das kritisch und philosophisch die Menschenschöpfung und Erlösung betrachtet, und dabei mögliche Zweifel und Irrungen zu schlichten sucht. Dagegen hat derselbe Wernher vom Niederrhein, dessen Legenden wir oben kennen lernten, auch einige solche Reden, die wieder mehr moralische Lehren enthalten, und unter denen Eine von der Girheide ganz in dem Sinne des armen Hartmann das weltliche Treiben bekämpft, und selbst die geistliche Buße am Ende eines habgierigen Lebens verwirft, wie sie Geschichte und Sage, Wirklichkeit und Dichtung, Friedrich I. und Alexander in diesen Zeiten beilegt[202]). Die

---

200) In Hahn's Gedichten des 12. und 13. Jahrh.

201) In Haupt's Zeitschrift IV, 284.

202) Wernher vom Niederrhein, ed. W. Grimm. p. 33, 1.

So denkit der gyrge in sinim mude,
du salt dich wole losin mit dinime gude,
du salt gevin zv cassen und zu clûsen
undi zu andiren godis husen.
Du salt mit dinir wishede gidichtin
unde en munster dun wirken,
do man vor dich bede biz an di nune.
damide wenith he machen sune.

Didaktik wird also auch sogleich disciplinarisch und ernst satirisch, w
wir es später immer finden werden. Hartmann wendet seinen m
ralischen Eifer gegen die Ritterschaft, er scheint auch ein Mann d
geistlichen Standes zu sein, den er preist und rühmt; der „arm
Knecht Heinrich" aber, ein östreichischer Dichter, von dem das G
dicht von des Todes Gehugde (vor 1163) ist[203]) und der sich
den Laien rechnet, eifert mit erklärter Bitterkeit gegen die Geistliche
wiewohl er Ritter und Frauen ebenso wenig schont. Sein Gedich
das alte Kraft und neue Gewandtheit schön verbindet, läßt uns ein
interessanten Blick auf den damaligen Frauenverkehr werfen. D
Dichter zürnt über den Frauenumgang der Pfaffen, über ihr üppig
Leben, aus dem die Laien Argwohn nehmen. Wenn man das Him
melreich mit herrlicher Speise, mit wohlgesträhltem Barte und hoch
geschornem Haare erwerben könnte, so wären sie alle heilig. Durch
ihr böses Beispiel verleiteten sie die Laien, der Blinde führe de
Blinden in die Grube. Nächstdem bezüchtigt er die Frauen d
herrschenden Laster, die einhergehen in langen Gewanden, daß d
Falten Nachwurf den Staub erregt, als ob das Reich bei ihrem ho
färtigen Gange desto besser stehe, die mit fremder Farbe auf de
Wange und mit gelbem Gebände über ihren Stand wegstreben. Unte
den Reitern herrschen die bösen Sitten, daß sie den Armen nicht
geben und in ihrer Unterhaltung nichts als buhlerische Reden führe
und sich des Bösen rühmen, das sie thun. Der Dichter besinnt sic
plötzlich, daß er über diese Schilderung des gemeinen Lebens vo
seiner Materie abgekommen ist; er hält uns die Schrecken des Todes
der die Eitelkeiten dieser Welt zerstört, gegen die Herrlichkeit des rit
terlichen Lebens und Frauenverkehrs[204]): auch hier blickt überall de

---

Undi alsi alliz gischit, so in hilpit iz widir di girde niet.
So denket he, du salt iz andirswa irsparen,
dv salt zu sente Jacobe varin
mit dinir schirpen undi mit dime staue,
unde vort zume heligin grave.
wirdis dv wnden ubme se,
du kummis nimmer in helle me etc.

203) Bei Maßmann II.

204) Ib. v. 555.
Nv ginc dar wîp wolgetân vnt schowe dînen lieben man
vnt nim vil vlîzchlîchen war, wie sîn antlutze sî gevar,
wie sîn schaitel sî gerichtet, wie sîn hâr sî geslichtet.

Gedanke vanitatum vanitas hervor, der dem Dichter des Alexander die Hand führte. Verwandt mit einem Theile dieses Gedichtes ist eine andere Rede vom Pfaffenleben, wie sie die Herausgeber betitelt haben[205]), deren Verfasser ausschließlich gegen das weltliche Leben der Geistlichen eifert und besonders den Cölibat einschärft. Ganz deutlich sagen hier einige Stellen, wie sich die Geistlichen in das neue gehobene Leben des Ritterstandes einmischen, wie sie Becher reichen, auf weichen Polstern manches Spiel beginnen, von Minne reden, davon sie viel schreiben hören, und von dem Umgang mit wohlgethanen Weibern wohl gern die Laien ausschlössen, da sie doch keine um sich dulden sollten als Mutter oder Schwester. Der Priester ist nach dem Propheten ein Engel und soll auch englisch lieben, ihm gebührt nicht die „Gemeinheit und Höfischkeit"[206]) der Ritterschaft, sondern Keuschheit, Wohlthun, Gastlichkeit, Schirm der Wittwen und Waisen. Man beachte ja, wie dieser Eindrang des Frauenverkehrs und der Minne in die Dichtung in diese Zeit fiel, wo der Cölibat in der Geistlichkeit durchdrang. Sollte der Umgang mit dem weiblichen Geschlechte unter dem schlechten Beispiele, das die Geistlichkeit hier zu geben gezwungen ward, nicht ganz ins Gemeine versinken, so war es wohl nöthig und ein wahrer Segen, daß gerade jetzt die Ritterschaft den Frauen eine übertriebene Huldigung brachte und die Marienverehrung dem Geschlechte eine neue Heiligkeit lieh. Und sobald dies geschehen war, so sieht man auch leicht, warum die Geistlichen nun nicht länger die Dichtung in Händen behalten konnten: Minnelieder und britische Liebesromane von

schowe vil ernstlîche, ob er gebar icht vrœlîche,
als er offenlîchen vnt tougen gegen dir spilte mit den ougen.
Nv sich wâ sint sînin muozige wart, da mit er der frowen hôhvart
lobet vnt säite; nv sich in wie gitâner häite
div zvnge lig in sînem mvnde, dâ mit er div trût liet chvnde
behagenlîchen singen etc.

205) Altd. Blätter 1836. I. Heft 3.

206) Ib. p. 533.

Wil er danne mit ubeln wîben
den engel von im vertrîben
daz er bewillet sînen lîchnamen,
des mag er sich immer schamen.
Warzuo sol dem briester gemeinheit?
ez ist nicht anders umbe sîn hœfscheit,
denne als umb des esels sinne.

Geistlichen bearbeitet zu lesen, die keinen Umgang mit Frauen ken sollten, wäre doch ein allzugroßes Aergerniß[207]) gewesen. Noch 13. Jahrh. begegnet diese Gattung poetischer Reden, in den Zei als man sich über die Sündhaftigkeit des weltlichen Rittergesan Zweifel zu machen begann, und als die Dichter weltlicher Mär in späteren Jahren zu der sühnenden Legende griffen. Von ein solchen Dichter des 13. Jahrhunderts, der sich seines früheren W sinnes abgethan, und der in dem Sinne entschlossener Weltverachtu von den Freuden dieses Lebens hinwegweist zu dem Glück dort ob wo tausend Jahre wie Ein Tag sind, ist die Warnung[208]), e längere Rede, die so, wie die reuigen Legendendichter des 13. Ja hunderts vor den epischen Rittergedichten warnen, gelegentlich ei strafenden Blick auf den Minnegesang von Sonnenschein, Somm freude, Blume und Nachtigallen wirft, in denen man das W lobt aber des Werkmeisters nicht gedenkt.

4. Veränderungen in der deutschen Volksdichtung.

Das Rolandslied war ein Gegenstand, der sich für die B handlung geistlicher Dichter noch eignete; die religiöse Weise dur

207) Nach mehr als einem Jahrhundert später tadelt Hugo von Trimberg d Abt von St. Gallen, daß er Tagelieder machte.

208) Gedruckt in Haupt's Zeitschrift für d. Alterth. I. 438.
v. 2013. swaz iwer ouge übersiht,
daz geschuot sich selbe niht,
ez machte der heilege krist
der den sündaeren frömde ist.
der geschefte ir der wünne jehet,
den schephaere ir übersehet
„wol dir, frowe sunne!
du bist al der werlt wunne;
saelic sî diu nahtigal
unt ir süezen sanges schal!
willekomen sol diu heide sîn
unt aller ir bluomen schîn!“
daz were hoere ich grüezen
mit worten vil süezen,
den werkmeister man sus lât
der ez allez gemachet hât.

drang den ritterlichen und kriegerischen Stoff. In der Legende sahen wir gleichsam die letzte Anstrengung des geistlichen Standes, die Dichtung in seinen Händen zu erhalten. Schon der erneute Gebrauch der Vulgarsprache war eine Concession gewesen; eine andere lag in der Behandlung weltlicher Volkssagen; in den Legenden griff man zu dem doppelten Mittel, diese Volksgedichte zu verdächtigen, und an ihre Stelle eine fabelhafte Volksgeschichte und die Wunderthaten der Heiligen zu setzen. Jetzt aber sollte den gelehrten Dichtern trotz aller ihrer Bemühungen vergolten werden, was sie einst an dem Volksliede verübt hatten; das früher Entrissene ward ihnen wieder entrissen, das lateinisch Gewordne mußte wieder deutsch reden lernen, das der Straße Entfrembdete ward wieder aus der Zelle geholt, und was im Buche stand für den Gelehrten ward wieder in den Mund des Volkes gebracht. Aber Vieles freilich blieb aus der langen Gewöhnung hängen, was diesem Geschöpfe unnatürlich kleidet und fremdartig anerzogen war; an die freie Luft, auf die Straße wie sonst wollte es sich um so weniger ganz zurückgewöhnen, weil die neuen Erzieher selbst dort nicht mehr zu Hause waren. Sollten die Pfleger der einheimischen Dichtungen, die wir jetzt betrachten wollen, eine Klasse von fahrenden Sängern und Spielleuten gewesen sein, die sich von den höfischen Dichtern und Dienstleuten unterschieden hätten, wie der Jongleur in Frankreich, der um Geld und Lohn sang, von dem Menestrel, der höchstens eine Ehrengabe annahm, so könnte man die Abentheuerlichkeiten, Entstellungen, willkührlichen Erfindungen, Rohheiten und Verwilderungen in den Gedichten deutschen Ursprungs, die wir in einer zusammengehörigen Gruppe im 12. und 13/14. Jahrhundert neben der Siegfried-Dietrichsage liegen haben, einfach auf Rechnung dieses Standes bringen, der auch in Frankreich ausdrücklich der Entstellung und Verderbniß der Gesten angeklagt wird [209]). Allein dabei bleiben immer große Bedenklichkeiten, weil wir in Deutschland zu wenig von den Standesverhältnissen der dichtenden Klassen in diesen Zeiten wissen, weil wir weder

209) Im Garin le Loherain (ed. Paris. 1831) heißt es:
cil jongleour, qui vont par le païs
n' en sevent riens certains esui et fins,
l' estoire ont corrouté des biaus dis
et lor mencoigne et ajousté et mis etc.

die Verbreitung noch die Ausbildung des sängerlichen Verkehrs
groß in Deutschland wie in Frankreich denken dürfen (denn schw
lich erwartete man bei uns von jedem Gaste einen Gesang oder e
Erzählung, wie es in der Normandie der Brauch war). Auch
es der Wahrscheinlichkeit überall näher, daß die wandernde Säng
klasse kleinere Lieder oder Schwänke zum Singen und Erzählen
wählt habe, und hätten sie die langen Romane, die wir sogleich
erwähnen haben, wirklich vorgelesen, wie es jene Stellen in deutsch
und französischen Gedichten glaublich machen, wo der Dichter e
Leser gedacht seine Erzählung unterbricht und einen Trunk begeh
so zeigt eben diese Veränderung des Vortrags am besten, wie s
die Romanze, die einst vielleicht in knapper Form den Vorübergehe
den an der Straßenecke aufhielt, unter den Händen gelehrter Paff
zum Romane ausgedehnt, jetzt in die Häuser und Paläste zum u
ständlichen Besuche kommen mußte. Denn daß dies die Geschich
unserer Romane deutschen Ursprungs war, scheint jeder einzelne z
belegen. In jedem einzelnen sehen wir auf einen sagenhaften, volk
thümlichen Grund zurück, einfach genug, um in dem öffentliche
Gesange eines Spielmanns Raum zu haben; in jedem sehen w
diesen einfachen Sagenstoff so unendlich breit getreten, oder so ve
bunden mit fremdartigen Elementen aus Büchern und andern frem
den Dichtungen, daß wir die willkührlichen Ausstattungen dürftig
Erfinder und Erzähler gleichsam verfolgen können. Anfangs weise
uns diese Dichtungen noch auf lateinische Quellen und diese samm
den gelehrten Einschaltungen auf den Durchgang derselben durch
geistliche Hände hin; seitdem aber die Kreuzzüge Verbindung zwische
deutscher und französischer Ritterschaft hervorbrachten, sehen wir auch
alsbald die weltlichen Stände sich der Dichtung annehmen. Denn
schon drangen auch die britischen Romane herein, die den Sieg der
Laiendichtung und des Minneliebs entschieden.

Wir haben oben schon im 11. Jahrhundert jenen lateinischen
Ruodlieb gefunden, in dem wir dreierlei Elemente unterscheiden: am
Schlusse die Spuren ächter deutscher Sage, am Anfang einen weiten
Kriegszug in die Ferne, wie sie in den Dichtungen des 12. Jahr-
hunderts erst häufiger erscheinen, in der Mitte eine heimathliche Reise
in einer didaktisch-allegorischen Einkleidung. Ganz die ähnliche will-
kührliche Mischung heterogener Dinge finden wir in diesen Zeiten in
Herzog Ernst wieder. Wir besitzen dieses Gedicht in zwei ver-

schiedenen Handschriften. Die in von der Hagen's Sammlung [210]) gedruckte Gothaer enthält die Umarbeitung eines älteren Werkes, die aus dem 13. Jahrh. stammt und wegen einer falsch ausgelegten Stelle (V. 2473), die aber in der Wiener Handschrift fehlt, lange für ein Werk Heinrichs von Veldeke galt. Die Wiener Handschrift (No. 3028) dagegen enthält eine vollständige Abschrift des ursprünglichen Gedichtes, das dem 12. Jahrh. angehört, wie die alten Prager Bruchstücke beweisen, die Hoffmann in den Fundgruben [211]) hat abdrucken lassen. Später als beide deutsche Gedichte fällt das lateinische eines Odo [212]) in Hexametern, in dem die alten geographischen Sagen, die einen Theil des Inhalts ausfüllen, in größerem Umfang erscheinen, und das gelehrte Kenntniß der alten Literatur verräth. Rückwärts und vorwärts deuten andere Bearbeitungen in Volksbüchern, im jüdischen Dialekte, in lateinischer Sprache auf große Vorliebe für diesen Gegenstand. Wir haben schon bei Gelegenheit des Ruodlieb mit Schmellers Worten gesagt, daß wir durch die lateinische Prosa einer Münchener Handschrift [213]) auf ein Gedicht in gereimten Hexametern zurückblicken, das uns in die Zeiten jenes Tegernseer Gedichtes [214]) führt. Von einer lateinischen Quelle, die schon dem ersten deutschen Dichter des Herzog Ernst vorlag, weiß auch der Verfasser des Gedichtes aus dem 13. Jahrh. [215]), der aber schon andere Quellen vor sich hat: eine Chronik scheints noch außer dem früheren deutschen Dichter, aus dem er schöpfte.

Was nun die verschiedenen Bestandtheile dieses Gedichtes betrifft,

---

210) Aus der Gothaer Hs. abgedruckt in der Sammlung altd. Gedichte von von der Hagen und Büsching I.

211) Fundgruben I, 228.

212) Ernestus seu carmen de varia Ernesti Bavariae ducis fortuna, auto Odone. in Martene thes. nov. anecd. t. III. Ueber sein Verhältniß zu den übrigen Bearbeitungen siehe die Einleitung der Herausgeber des deutschen Gedichtes p. VIII. sqq.

213) N. 572. Davon ein Auszug in Andreae Presbyt. Ratisb. Chron. Bavar. Amberg. 1602. 4. p. 44. ex cit. von der Hagen Minnes. IV. p. 77.

214) Interessant ist, daß Graf Berthold III. von Andechs sich das libellum teutonicum de Herzogen Ernesten vom Abt von Tegernsee 1180 zum Abschreiben ausbittet. S. 12 der eben angeführten Einleitung.

215) V. 2049 Aventiure dirre mære
der êrste tiutsch tihtære
ze latîne geschriben vant ff.

so ist in dem ersten an deutsche Geschichtsstoffe angelehnten Theile dieselbe außerordentliche Confusion von Zeiten und Personen, wie wir sie in der Kaiserchronik finden. Wir haben diese Eigenschaft schon in der ältesten deutschen Sage: dort war sie aus natürlichen Verhältnissen der Zeiten zu erklären; je weiter wir sie aber in der schon hellen Geschichte herunterreichen sehen, desto willkührlicher und launenhafter nimmt sie sich aus, wie wir es oben in der Kaiserchronik sahen. Hier werden die einheimischen Schicksale des unruhigen Stiefsohns Conrads II. erzählt, so aber, daß mit ihm vielleicht schon ein älterer Ernst verschmolzen ist, Ludwigs des Frommen Tochtermann, der gegen Ludwig den Deutschen mit dessen Sohn Karlmann verbunden war; daß er ferner zum Theil die Rolle von Ludolf, Otto's I. Sohn spielt, daß Otto I. Otto der Rothe ist, und Conrad II. Otto I., daß Otto der Rothe die Adelheid zur Gattin hat, die die Mutter von Herzog Ernst ist, der mit Heinrich von Baiern in Feindschaft lebt und was dergleichen Verwirrungen mehr sind Man sieht aber an der Trockenheit dieses ersten Theils des Herzog Ernst, wo wir nichts finden als einen Sohn, der seine Mutter zu einer zweiten Heirath mit dem römischen Vogt bestimmt, der von Pfalzgraf Heinrich verläumdet seiner Lehen beraubt wird, diesen nachher ermordet, dafür bekriegt wird und zuletzt das Land räumen und das Kreuz nehmen muß, man sieht an dieser Trockenheit eben so wie an dem Schwankenden und Irren in der Anlehnung an eine junge Geschichte, wie diese Art von Volkspoesie ihrem Ende nahe ist. Der Stoff war nicht abentheuerlich genug neben den neuen Zeitereignissen und neben den eindringenden fremden Gedichten im 12. Jahrhundert, und selbst frühere Geistliche werden schon die Wunder antiker Ueberlieferung und Dichtung aus ihrer Lectüre hinzugethan haben. Von nun an fand gerade das, was willkührlich an Herzog Ernst, wie anderswo im Volksbuche eben so willkührlich an Heinrich den Löwen geknüpft, was ausländisch und alt ist, Eingang, gerade dies verdrängte das früher Volksthümliche aus seiner Stelle, und ward seinerseits selbst volksthümlich und ein Lieblingsgegenstand der Dichter und der Lectüre. Auch ist dies offenbar die Lieblingspartie des deutschen Dichters gewesen, dessen Werk wir vollständig besitzen; denn während in dem ersten Theile außer dem was ihn im Allgemeinen charakterisirt, außer der zarten und edeln Gesinnung, die sich da ausspricht, wo der Dichter in Person auftritt

und urtheilend und fühlend seine Erzählung unterbricht, außer der schönen Einleitung die voll herrlicher Frömmigkeit und so gegen die falschen Gemüther gerichtet ist wie Gottfrieds im Tristan gegen die saueren, und außer der Stelle etwa wo Adelheid des Nachts für ihren Sohn den Kaiser bittet, nichts in der Erzählung ist was für ihre Nüchternheit und eine gewisse Neigung zum Moralisiren entschädigte, so ist im zweiten Theile eine anschaulichere Darstellung und es herrscht der wohlthuende freundliche Ton des Mährchenerzählers, den man hier noch mehr als die späteren gelehrten und buchmäßigen Dichter reden hört.

In diesem zweiten Theile, der sich allerdings sehr wunderlich neben dem ersten ausnimmt, treffen wir nun auf die alte griechische Vorstellung von der geographischen Ferne und von den Ländern und Menschen an den Weltenden, wie sie im Laufe der Zeiten unter alexandrinischen und morgenländischen Einflüssen sich gestaltet haben. Der Kreuzfahrer Ernst zieht nämlich nach Constantinopel, begibt sich dort zu Schiffe und wird vom Sturm nach Cypern verschlagen. Dort findet er eine leerstehende Burg voll Pracht, und mit Wetzel betrachtet er sich Palast und Garten, deren Herrlichkeit im vorzüglichsten Styl des Feenmährchens geschildert ist; sie baden sich, gehen zur Ruhe und beim Aufstehen hören sie und sehen sie ein Kranichsvolk zur Seite der Burg auf einer Aue reiten. Die Schnabelleute ziehen in die Burg ein mit einer geraubten Königstochter aus Indien, die der König gern zum Weibe haben wollte [216]). Nachts suchen sie die Jungfrau zu befreien und tödten viele von dem „Schna-

216) V. 2693.
Der künic sînen snabel bôt
vil dicke an ir mündel rôt;
so begunde die minneclîche
weinen inneclîche,
ze gote si ze helfe schrê.
Ez tuot mir für die guoten wê,
daz si leit den ungemach.
Ir herze von leide brach
in lûtberndem krache
oft, als ein dürrer spache.
Ich enwolde selbe dâ niht wesen,
solt ich dâ immer rîchesen.
In was kein ander rede kunt,
Müam, als die kranche tuont.

belvieh," sie aber wird dabei verwundet und stirbt. Sie fahren und ihr Schiff wird an den Magnetstein im Lebermeer geworf wo sie unter Trümmern festgehaltener Schiffe sich beichtend z Tode bereiten; als nur noch sieben dem Hungertode widerstan hatten, gibt Wetzel an, sie sollten sich in frische Häute vernähen u als todt von den Greifen wegtragen lassen; bis auf Einen, der a Zagheit zurückblieb, werden sie so erhalten. Nach einem kümmerlich Leben im Walde, dessen Schilderung, wie auch die launige Erzä lung von den Kranichen an Wolfram erinnert, kommen sie zu d Arimaspen oder Cyclopen mit Einem Auge, stehen ihnen gegen Plattfüße bei, es kommen Kriege mit Langohren, mit Vögeln, wel die Pygmäen bekriegen, mit den Riesen von Kanaan und endlich m den Babyloniern, worauf, als der Ruf von seinen Thaten erschal Ernst heimkehrt.

Man sieht, hier kann man die ganze Geschichte der Wund geographie verfolgen. Wir finden die Riesen in Palästina; w finden Homers Cyclopen und Pygmäen, deren erstere zu Herod Arimaspen überleiten; von Plattfüßen und Langohren wußten M gasthenes und Duris zu erzählen; die Fabel vom Magnetberge, der d Eisenwerk der Schiffe auszieht, ist in Tausend und Einer Nacht zu fi den und von orientalischem Ursprung, und die Sage vom Wegtrag durch Greife scheint eben dort zu Hause zu sein [217]. Wie verbrei alle diese einzelnen Sagen von Unmenschen, von dem Magnetber vom Lebermeer, unter welchem das rothe oder das Nordmeer ve standen ist, vom Raube der Greifen u. dergl. schon vor, in u nach der Zeit dieser deutschen Bearbeitungen des Herzog Ern waren, haben Grimm und die Herausgeber des Gedichtes nachg

---

217) Merkwürdig ist die Stelle im Benjamin von Tudela, ed. Const. L'Em pereur ab Oppyck. p. 111. Verum enimvero homines artem qua dam excogitarunt, qua ex hujusmodi funesto loco evadere possent nam sumptos secum juvencorum pelles, si ventus ille irruat, eosq in m a r e c o n c r e t u m protrudat, arripiunt, ac se iis inserunt gladiu singuli manu tenentes pellesque intus consuentes, ut eo aqua pene trare nequeat; posteaque sese in mediam aquam projiciunt. Quo prospicientes magnae aquilae, gryphes dictae, jumenta esse putant et descendentes arripiunt eos atque in aridam exportant iisque i monte aut valle ad devorandum insident. Sed homines inclusi festi nant et illas gladiis caedentes occidunt, et e pellibus egressi incedunt donec ad terram habitatam perveniant.

wiesen[218]). Altgriechische Sagen, die Geschichte von Troja und Alexander und was sich Alles daran knüpfte, waren so ungemein verbreitet schon zu jenen Zeiten, daß möglicherweise, wie Grimm und van der Hagen vermuthen, schon damals Reisen, wie die spätern des Monteville, in Deutschland existirten, und aus Lamberts Alexander ist gewiß, daß schon im 12. Jahrhundert die Reisen des Apollonius von Tyrland, die so deutlich das Orientalische und Griechische einführen, in deutschen Gedichten gelesen wurden, obgleich wir davon nur eine viel spätere Dichtung übrig haben. Diese Länder- und Naturwunder, haben wir schon oben gesehen, beschäftigten schon im 10.—11. Jahrhundert die Mönche und die Gelehrten; sie wurden schon damals in Vulgargedichten ins Volk gebracht, sie wurden allmählig wie jene Legenden und Fabeln Allgemeingut der westlichen Welt, und weiterhin behandelten und benutzten sie die ritterlichen Dichter in eben so großer Freiheit, als sie hier in unserem Gedichte noch in roher Gestalt niedergelegt sind.

Im Herzog Ernst ist geschichtliche Volkssage, die sie wie die alleralteste, die wir verfolgen können, mit verwandter Geschichtssage zusammengeschoben hat; die Helle der Zeit aber, in die ihre Entstehung und Fortbildung fiel, machte schon, daß überall die Fugen sichtbar und die verschiedenen Materialien selbst innerhalb der geschichtlichen Sage abgelockert sind, von dem willkührlichen Zusatz der Wunderreisen gar nicht zu reden. Wir sagten, diese Art von Volkspoesie war ihrem Ende nahe; denn der heimatliche Horizont war klar geworden, die Helden des Tages kamen mit ihrem Ruhm in die Blätter der Geschichte, nicht mehr in den Mund der Sage; das Vaterland konnte nicht mehr ein Land der Wunder und Dichtung bleiben, als der Orient, Constantinopel und das heilige Grab alle Wunderstätten verdunkelten, so wenig wie der Mönch in der Zelle jetzt noch der Pfleger der Dichtung bleiben konnte, da der Rittersmann das Heft der Weltbegebenheiten in der Hand hatte und die Thaten verrichtete, die ihn mit dem Helden der Heroendichtung und der Märtyrerlegende zugleich wetteifern ließen. In diesen Sätzen liegt die Erklärung einer Reihe von Veränderungen, die jetzt mit der heimischen Sage plötzlich vorgingen. Sollte nun noch fernerhin ein ausgezeichneter Mann der Geschichte dichterisch verewigt werden, so

218) Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809.

rückte man ihn noch viel willkührlicher, als man es schon früher mit dem Bischof von Passau in den Nibelungen gethan hatte, wenigstens mit dem Namen in eine alte Sage, an die Stelle eines alten Helden, wie es mit Heinrich dem Löwen geschah, wie es im Wigalois sichtbar ist. Oder man dichtete geradezu Geschichte, und besonders Kreuzfahrergeschichten, wie es in Frankreich so frühe geschah, und wie wir in Deutschland ein Beispiel an den Fragmenten vom Grafen Rudolf haben[219]), einem Gedichte, das um 1170—73 von einem deutschen Rittersmann verfaßt ist, lebendige Gemälde aus den Zeiten der Kreuzzüge entwirft, und Züge aus dem Leben des Grafen Robert von Flandern, nach v. Sybel[220]) aus dem des Hugo von Puiset aufnahm. Sollte ferner einer heidnischen Sage, die das neue Interesse der Zeiten in den Hintergrund stellte, ein frischer Glanz geliehen, sollte sie dem gegenwärtigen Geschlecht wieder nahe gestellt werden, so genügte leicht schon eine Veränderung des Locals, eine Versetzung der Scene in den Orient, den Schauplatz der neuen Geschichte; und daher mußte Herzog Ernst im 12. Jahrhundert nothwendig ein Kreuzfahrer werden. Gab man dem Inhalt der alten heidnischen Sage ein christliches Interesse hinzu, so war es desto besser; dichtete gar der geistliche Krieger, oder der

219) Grave Rudolf. ed. W. Grimm. 1828. Der Herausgeber sagt p. 26. „So viel sich aus den geretteten Stücken entnehmen läßt, gewährte das Gedicht eine lebendige Darstellung des Zustandes, in welchem Palästina nach Eroberung der Hauptstadt und Begründung des neuen Königreichs sich befand. Jerusalem selbst, der Sitz des christlichen Königs, die Kirche von einem Patriarchen versorgt, der beständige nur durch kurze Waffenruhe unterbrochene Krieg mit den Sarazenen, die Ankunft neuer Streiter aus dem Abendlande, die wallenden Krieger auf der Landstraße, der Zwist des Königs mit seinen stolzen Vasallen, die an sich unnatürliche durch die Verhältnisse herbeigeführte Verbindung dieser mit den heidnischen Fürsten, die Einmischung des griechischen Kaisers, die Pracht seines Hofes, selbst einzelne Sitten und Gebräuche, z. B. Stab und Becher des Pilgers oder Empfang der zurückkehrenden Sieger vor Jerusalem durch die Geistlichkeit, welche Loblieder singt und das heilige Kreuz trägt, wie bei der Ankunft König Konrads, das Alles sind lauter der geschichtlichen Wahrheit gemäße Züge.“ Aehnliches in der neuen durch hinzugekommene Fragmente vermehrten Ausgabe des Gedichtes. 1844. p. 40.

220) In Haupt's Zeitschrift II. 235 ff. Unter Veränderung von Namen und Localitäten tritt ungefähr ein Jahrhundert später der Stoff dieses Gedichtes in einem leider eben so fragmentarisch erhaltenen Gedichte, dem Crane des Berthold von Holle, wieder auf.

kriegerische Geistliche, der im heiligen Lande gewesen war, und hatte er vollends etwas aus eigner Erfahrung hinzugethan, was dem Hörer neu war, oder hatte er noch dazu Belesenheit und Kenntniß der neuen romanischen Poesie, um sein Gedicht dem Ton und Inhalt französischer Dichtung zu accommodiren, so war Alles geleistet, was nur damals ein dichterisches Product empfehlen konnte, nur kam es freilich darauf an, ob es mit dem rechten Talente geleistet war. Das Gedicht von König Ruother[221]) vereinigt all das, was wir hier anführen, aber leider ohne das Talent, das wir hinzuverlangten. Es läßt uns auf eine alte Volkssage zurückblicken, die aber ganz aus ihren Verhältnissen gerückt ist. In der Vilkinasage, die zwar bedeutend jünger ist, als unser Gedicht, das ans Ende des 12. Jahrhunderts um 1180 fällt, findet sich eine Erzählung, deren Held Osantrix und deren Schauplatz im Nordosten ist, die in allen wesentlichen Zügen mit dem König Ruother zusammenstimmt, und von der van der Hagen in seiner Einleitung mit Grund behauptet, daß die Gestalt derselben überall eine reinere Ueberlieferung, ein größeres Alter, die deutlicheren Züge roher Heldenzeit verrathe, während diese im Ruother überall verwischt sind, wie sich denn an die Stelle der Kämpfe und Thäten sittliche und religiöse Reden, und in die Wildheit der Riesen christliche Bekehrung eingedrängt hätte. Nicht allein hierin zeigt sich eine Veränderung und eine Accommodation der Sage an spätere Sitten und Zeiten (wobei bemerkt werden muß, daß sie früher noch reiner existirt haben muß, indem zwar im Ganzen die Erzählung der Vilkinasage allerdings ächtere Züge des Alterthums, daneben aber auch entschiednere Züge noch späterer Entstellung nach dem Charakter des 14. Jahrhunderts oder des Endes des 13. trägt), sondern die Namen sind auch vielfach verändert, der Schauplatz ist nach Constantinopel und Italien verlegt, da er vorher in Hunaland und Vilkinaland war, und daher „ist der Rother mehr auf reiche und prächtige Hofhaltung, Milde und friedliche Tugenden der Fürsten und gegenseitige ritterliche Treue zwischen ihnen und ihren Mannen, und überall auf christliche Gesinnung und Ermahnung gerichtet“[222]).

---

221) In der Sammlung von Büsching und von der Hagen; ergänzt und verbessert mit dem von Arnswald'schen Bruchstücke in Maßmanns Gedd. des 12. Jahrhs. II.

222) Einleitung von von der Hagen. p. V.

Dieses neue Local der Sage zu erklären, hatte man sich früher wu
derbar gequält, weil man die großen Einwirkungen des Zeitgeis
auf die kecke Umgestaltung der Dichtungen nicht in Anschlag brach
weil man die Willkühr der Dichtenden in den alten Zeiten nicht
groß, die Volksthümlichkeit der Dichtungen nicht so gering denk
wollte, weil man ein Geschlecht annahm, das von dem unsrigen ve
schiedner gedacht ward, als es die menschliche Natur erlaubt, d
sich dem Wesen nach überall gleich bleibt. Die Sache löste si
ganz einfach, seitdem Wilken in einer Beilage zu seiner Geschich
der Kreuzzüge gezeigt [223]), daß sehr auffallende Beziehungen zwisch
dem Inhalte dieses Gedichtes und den Zuständen des byzantinisch
Hofes zur Zeit des Kaisers Alexius und den Collisionen der Kreu
fahrer mit diesem Hofe Statt haben, Beziehungen, die einen Dicht
verrathen, der nothwendig in Constantinopel anwesend war, wa
man auch schon früher vermuthet hatte, weil der Hippodromos (P
deramushof) erwähnt ist, und die Anrufung des St. Gilles u. derg
nothwendig eine Bekanntschaft und einen Umgang des Dichters od
des neuen Bearbeiters mit provenzalischer Ritterschaft voraussetzt
Noch aber war dieser Bearbeiter, der also den Schauplatz veränder
die Namen vertauscht, die Begebenheiten verwischt und neue einge
führt hatte, nicht der Dichter, welcher dem Werke die Gestalt, di
wir kennen, gegeben hat. Dieser letzte Text weist aber auch auf ei
früheres deutsches Lied schon zurück [224]), und dies würde denn etw
jenen Kreuzfahrer zum Verfasser haben. In wie weit dieser scho
alle und sämmtliche Namen so verändert hat, wie wir sie heute lesen,
ist schwer zu sagen. Wenn man einen lombardischen Dichter anneh-
men, im Ruother eine Anlehnung an den lombardischen König Ro-
tharis (oder gar in dem Namen Dietrich, den Ruother einmal an-
nimmt, eine Anlehnung an den von Bern) finden wollte, so möchte
dieser Name mit andern schon noch früher und damit auch die An-
knüpfung an Karl den Großen eingegangen sein. Allein diese Na-
mensveränderungen sind aus derselben Kinderei hervorgegangen, aus
der auch die etymologischen Sagenbildungen in der Kaiserchronik und

---

223) Der fünften in Tom. II. Ich verweise den Leser dahin, ohne hier das Einzelne anzuführen, da es mir für meinen Zweck hinreicht, die geschichtlichen Bezüge dieser Art anzuzeigen. Vergl. Grimms Deutsche Heldensage. N. 37.

224) z. B. V. 412. 3477 u. a.

so vieles Aehnliche, was eine dürftige Erfindungsgabe und große Erfindungslust verräth, erwachsen sind. Es sollen Verbindungen zwischen alten Sagen und neuen Helden gesucht werden, und man kann daher im Ruother wohl nichts finden, als eine Erinnerung an Otto den Rothen oder erst an Friedrich Barbarossa, welche Beide den Bezug auf Constantinopel einfach an die Hand gaben. Aus der Zeit des Letzteren, und also erst von dem letzten Bearbeiter eingeführt, ist wenigstens eben so jener Herzog von Meran eingegangen, der erst seit 1181 erwähnt werden konnte[225]) und öfters in Gedichten dieser Zeit Eingang oder Erwähnung gefunden hat. Ueber diese lose und kindische Anknüpfung alter Sagen an lebende Helden kann gar kein Zweifel walten, und was so sonnenklar am Tage liegt, was namentlich auch in französischen Romanen so oft herausgehoben ward, wo es weniger Namen als historische Facten sind, die man aus der Gegenwart einführte, muß man nicht leugnen wollen, sollte es auch der Erfindungsgabe und dem Witze unserer Dichter jener Zeiten nicht eben große Ehre machen.

Folgendes ist in Kurzem der Entwurf dieses Gedichtes. König Ruother läßt um die Tochter Constantins werben; seine Gesandten aber werden in den Kerker geworfen, wo sie mit Beten und Weinen die Kühnheit der Werbung büßen müssen. Ein Heerzug Ruothers soll die muthmaßlich Enthaupteten rächen, eine Schaar Riesen erscheint zur Hülfe. Unter dem Namen Dietrich erscheint Ruother in Constantinopel, wo seine Riesen, namentlich ein Widolt, der in Ketten geführt wird, und sich einmal losreißt, und Asprian, der einen Löwen Constantins an die Wand wirft und tödtet, Aufsehen und außer diesem auch anderen Unfug machen. Die junge Königin findet an Ruother-Dietrich Gefallen, und er erhält Gelegenheit, ihr Geschenke zu schicken, worunter auch ein Paar Schuhe, von denen einer nicht passen will, den er ihr dann selbst, heimlich herbeigeholt, anziehen muß, wobei er sich ihr als den Sender jener gefangenen Gesandten kund thut. Diese Situation ist in der Vilkinasage lieblicher noch als in unserem Gedichte. Die Prinzessin erbittet darauf von ihrem Vater die Befreiung der Gefangenen auf drei Tage, ihr Ausgang aus dem Kerker ist eine schöne Stelle, die zum Gefühl spricht. In der Vilkinasage hat dies Alles schon eine andere Wendung, dort wird mit

225) Hormayr Werke. 3, 167 sqq.

Kampf und Gewalt Alles vollendet, was hier mit List und Entführung, dort mit Grausamkeit, wo hier Edelmuth spielt. Mit der Erwerbung der Braut schließt nun die Vilkinasage, aber nicht so der Ruother. Hier geht die Geschichte wieder von vorn an. Ein Spielmann nämlich, als Kaufmann ausgerüstet, entführt aus Bar die junge Königin wieder und bringt sie nach Constantinopel zurück. Ruother zieht als Pilger nach Constantinopel, und hört, daß der König Ymlot von Babylon, den er früher von Constantin abgewehrt hatte, jetzt die Stadt erobert habe und sein Weib mit seinem Sohne zu vermählen gedenke. Dem Könige glückt's mit seinen Helden in dem Saale unter dem Tische sich zu verstecken; dem Constantin ahnt und schwant es, daß er nahe sein müsse, die Königin erfährt, daß er im Saale ist, durch einen Ring, den er ihr unter dem Tische hervorreicht; vergnügt lacht sie, und der Babylonierkönig ist solch ein Mienen- und Seelenkenner, daß er daran gleich merkt, Ruother sei im Saale. Nun geht's denn ans Kämpfen und Befreien.

Man sieht wohl leicht, hier soll eine Erzählung erweitert werden, und sie wird von einem Dichter erweitert, der schon die Sagen von Alexander und Karl gelesen hat, der seine Helden die nämlichen Reiche fast besitzen läßt, welche Roland (beim Pfaffen Konrad) für Karl erobert hat, der gerne das Lied, welches er bearbeitet, dem Geschmack an der ausländischen Poesie anpassen möchte, der nur wenig Phantasie und noch weniger Geschick dazu mitbringt und gewissermaßen nur den abgesponnenen Faden noch einmal abspinnt. Dies ist ein Charakterzug, den jede unbeholfene Kunst an sich trägt. Man darf nur die griechischen Romane, man darf nur sämmtliche auf britischen Ursprung hinweisende Epen der Tafelrunde betrachten, um überall zu finden, daß sich da ein einziges Thema unzähligemale variirt, daß man sich selbst copirt und ändert und sich im Wiederholen des Nämlichen erst recht gefällt. Dies Wiederholen aber zeigt nicht allein ein einziges Gedicht in sich selbst; auch ähnliche Gedichte entlehnen ähnliche Züge. So kann man sagen, daß wer Einen der britischen Romane kennt, eigentlich alle gelesen hat; dieselben Geschichten kommen bis zum Ekel mit solchen Variationen, wie sie eine armselige Einbildungskraft hervorbringen kann, wieder und immer wieder, und Lanzelot bringt was Iwein, und Wigalois was Wigamur. So hätte, falls man es Plagiat nennen will, wenn ein Dichter mit dem andern um die Wette Lieblingsgegenstände der Nationen

behandelt, im griechischen Romane Jamblichus den Diogenes, Heliodor Beide und Achilles Tatius den Heliodor geplündert. Genau so ist es denn auch mit unserm Ruother. Er lehnt sich auf der Einen Seite, und dies hat Grimm besonders hervorgehoben, an den Wolfdietrich. Gefangenschaft von Dienstmannen, die dem Lehnsherrn nahe geht, „dieselben Grundzüge von Dienstmannschaft und Herrenpflicht," sind hier und dort. „Wie der alte Hugdietrich gestorben, und die Brüder sich des Reichs anmaßen, gehen Wolfdietrich und Bechtung in das Schloß und lassen ihre Leute im Walde auf das Hornblasen warten, und wieder weiter hinten verkleiden sich Wolfdietrich und eilf andere in zwölf Pilgrime, um nach den Gefangenen zu spähen, wobei wieder das Hornblasen verabredet wird (welches auch im Roman von Lother und Maller vorkommt). Diese Sagen kehren auf andere Weise im König Rother wieder. Ferner wollen die erlösten Dienstleute Constantinopel niederbrennen, denen es Wolfdietrich um der lieben Apostel willen widerräth, aber vergebens, in Erwägung der Leiden, die man ihnen eilf Jahre lang angethan. Derselbe Zug ist wieder im Rother, wo aber die Ehrfurcht vor dem Heiligthume überwiegt"[226]).

Von der Hagen auf der andern Seite fand mehr Annäherung an den Roman von Salomon und Morolf[227]), der ihm fast ganz von dem gleichen Geiste durchdrungen erscheint, der ähnliche Entführungen hin und her enthält und ganz in die Klasse dieser Werke gehört, deren allgemeinen Typus Werbungen in die Ferne um niegesehene Frauen, Weigerungen derselben aus Uebermuth oder Stolz, Kreuz- und Kriegszüge und gewaltsame Brautfahrten bilden. Auch in diesem Gedichte finden wir die Vereinigung streitender Elemente, den Aufbau epischer Erzählung auf einer uralten Ueberlieferung gnomischer Sprüche. Der sprichwörtliche Theil dieser Dichtung hat wie die meisten Werke dieser Zeit eine lateinische Quelle; er setzt die derbe, unanständige, parodische Spruchweisheit des plebejischen Morolf gegen die erhabene des Salomo, ein populares Element gegen das hierarchische, und mit dieser Eigenschaft mußte er in der

---

226) Grimm. Heidelb. Jahrb. 1809. p. 185.

227) In der Sammlung von von der Hagen und Büsching. Vgl. die Einleitung der Herausgeber und J. Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809. Eschenburg in Bragur III.

Zeit, wo sich der lateinische Reinhart gegen die Kirche aussprach, großen Beifall finden. Die rohen und späteren Ueberarbeitungen, die wir von den deutschen Gedichten haben, weisen uns auch auf niederländisches Local hin, und auf die Zeit des 12. Jahrhunderts zurück; schon Freidank kennt und erwähnt den Morolf[228]). Wenn uns die Contradictio Salomonis, die Papst Gelasius im 5. Jahrhundert schon als apokryphisch verwarf, erhalten wäre, so würden wir, vorausgesetzt, daß sie mit unserem Werke Gemeinschaft hat, auf ein hohes Alterthum dieser Verkehrungen des Morolf zurückblicken. Für ihre Uebertragung ins Epische haben wir keine Uebergänge, obwohl sie mehrfach statt hatte, im italienischen Bertoldo ganz anders, als im deutschen Morolf; der französische Salomon und Marcoult enthält nichts als Rede und Gegenrede. Bei uns hat sich ein Roman darauf gebaut, in welchem Salomo nicht wie dort der Judenkönig, sondern christlicher Monarch von Jerusalem ist, und Morolf als sein Bruder auftritt, nicht als sein Gumpelmann, und mehr die Rolle eines cynischen, schlauen Menschen spielt als die des häßlichen, entstellten Volksnarren, für die der Name (Marcolph) lange gangbar blieb; er entspricht dem Zwerg Alberich im Otnit, dem Raben im St. Oswald, den Figuren der Spiet und Malagis in dem Romane dieses Namens, den wir später aus dem Niederländischen übertragen besitzen. Gewisse Eigenheiten, wie die Ringe mit singenden Nachtigallen, die versenkbaren Schiffe u. dergl. erinnern an Züge der byzantinischen Romane; die Geschichten von wiederholtem Weiberraub, die Verkleidungen, Entdeckungen, Entwischungen, Vexationen durch Zaubertränke und Zauberringe, die Gefährdungen und unverhofften Rettungen, Täuschungen, ekeln Entstellungen in Kranke, die rohe Wiederholung der Geschichte des Pharao in der des Princian, Alles erinnert bald an Ruother, bald an Oswald, bald auch an spätere Gedichte des ähnlichen Geschmacks aus den Zeiten der Wiedervebauerung. Das Zotige und Schmutzige ist sehr arg, das Volksmäßige in der Darstellung und Einkleidung hervortretend[229]), die

228) ed. W. Grimm 81, 3. Salmôn witze lêrte,
Marolt daz verkêrte.

229) Der Dichter als Leser gedacht unterbricht die Erzählung und fordert einen Trunk. Dieser Zug findet sich übrigens auch in französischen Fabliaux ganz unvolksmäßiger Art. Im Dieu d'Amours ed. Jubinal 1834. p. 19: Donne me à boire, je les vos conterai.

Entfernung vom Ritterlichen und Höfischen ganz entschieden, und dabei ist wie in so vielen Werken der Niederlande, wie auch — obwohl minder grell — in dem St. Oswald, das Christliche und Religiöse verspottet und verhöhnt[230]).

Wie sich das Gedicht des 12. Jahrhs., das dieser burlesken Ueberarbeitung zu Grunde liegt, zu dieser verhalten haben möchte, läßt uns ungefähr die Vergleichung zweier verschiedener Erzählungen von St. Oswald's Leben[231]) errathen, von denen die durch Ettmüller herausgegebene die rohen Züge des 14. Jahrhs. eingefügt hat, während die andere wenn nicht die Form doch den Geist und Inhalt des 12. Jahrhs. mehr festhielt. St. Oswald erweitert den Kreis der Brautwerbungssagen. Hat man im Herzog Ernst eine Geschichtssage an antike geographische Mythen geknüpft, im Ruother ein altes Gedicht an neue Geschichtsverhältnisse, so ist im St. Oswald der beliebte Stoff einer kriegerischen Brautfahrt an die Legende geknüpft, die wir in diesem Jahrhundert so mächtig fanden. Auch hier sehen wir also ein Zusammenstoßen von bisher getrennten Dingen, ein rathloses Umirren der Dichtungsstoffe, ein Suchen nach Stütze und Anlehnung. Mone hat die Aehnlichkeiten dieses Gedichtes mit dem Otnit hervorgehoben: die Werbung eines christlichen Königs um die Tochter eines heidnischen haben beide Gedichte mit einander gemein, und eben dieses Allgemeinste brachte auch die Geschichte des angelsächsischen Oswald, der die Tochter des westsächsischen Königs Kynegil heirathete und sammt dem Vater taufte, dem Dichter als eine Aufforderung entgegen, dies Verhältniß im Gewand der deutschen Sage darzustellen. Die rohe Behandlung, der stellenweise neckische Ton gegen das Christliche in der Bearbeitung des 14. Jahrhs., die komischen Züge der Erfindung ähneln sehr dem burlesken Styl des Salomon und Morolf. Oswald will auf Rath eines Pilgrims Warmund, dessen erste Rede an das Tragmundlied erinnert, die

230) V. 3105. Wir sîn den heiden worden bekant,
wir hân sie die cristenheit erkennen gelêret,
die köpfe hân wir in ze den ersen gekêret,
wir hân si getöift in irem bluot,
wir hân si gefirmet, daz ez ir keime wê tuot,
wir hân si gemartelt und ze heiligen gemaht,
daz möhte kein bischof sô balde hân erdâht.

231) Die eine herausgegeben von Ettmüller 1835 und die andere von Pfeiffer aus der Wiener Hs. N. 3007. in Haupt's Zeitschr. t. II.

Tochter des Heiden Aaron heirathen, der alle Werber umbringt; – die gefährliche Botschaft, die im Otnit der Elfe Alberich bestell soll Oswalds Rabe übernehmen, der auf Gottes Gebot Redegab empfängt. Die Freude, die der Dichter an diesem Thiere hat, i durchaus dem Aehnlichen in Ruodlieb [232]) und Herzog Ernst analog und es wäre interessant, wenn man nachweisen könnte, daß die spaß haften Parthien der Romane früher aus dem Thierreich, als aus de Narren- und Zwergenwelt (Morolf und Alberich) entnommen worden wären, wie die Unterhaltung der Ritterschaft früher Spiele mit Thieren als mit Hofnarren gewesen zu sein scheinen. Dem Raben wird auf sein Begehr sein Gefieder mit Gold beschlagen und eine goldne Krone auf sein Haupt gesetzt. Auf der Reise ruht er einmal au dem Meere aus und verzehrt einen Fisch, da wird er von Meer weibern gefangen, die Kurzweil mit ihm treiben wollen; er erbitte sich erst was zu essen, Käse und Brot, Braten und Wein, dann führt er die Meerweiber mit einer sehr einfachen List an, und entflieg wieder auf seinen Felsen: unde liez da einen ungevügen schall, daz ez hinwider in daz mer erhal! Der Rabe richtet sein Geschäf aus, soll durch Aaron sein Leben verlieren, die Tochter aber erhäl ihn und erklärt sich willig, Oswalds Gemahlin zu werden. Auf der Heimreise sendet das himmlische Kind einen heftigen Sturmwind, das sich der Rabe wohl dreimal übergab. Der Ring der Fürstin fiel ihm ins Meer, er wendet sich an einen Einsiedler, auf dessen Gebet ein Fisch sofort den Ring wiederbringt. Oswald fragt den Heimgekehrten ungeduldig um Nachrichten, er begehrt aber erst zu essen und zu trinken, dann will er Weisheit mit ihm pflegen. Der König zieht mit einem Kreuzheer aus; erst vor Aarons Burg fiel ihm ein, daß er den Raben mitzunehmen vergessen, was eine Bedingung des Gelingens war. Gott schickt auf das demüthige Gebet des ganzen Heers einen Engel an den Raben, der sich aber nicht sehr bereitwillig finden läßt, und wieder über Köche und Kellner klagt. Der Engel überlistet ihn aber und bringt's dahin, daß er fliegt. Oswald legt sich als Goldschmied vor die Burg, und nach langem vergeblichen Harren läßt er einen vergoldeten Hirsch laufen; während Aaron diesem nachsetzt, flieht die Tochter durch das Thor,

232) Das Abrichten von Vögeln zum Sprechen ist in Byzanz üblich gewesen und ohne Zweifel von dorther den Occidentalen bekannt geworden.

das ihr ein Gebet zu Maria öffnet, zu Oswald. Den Geflohenen setzt Aaron nach; sein ganzes Heer wird erschlagen, auf Oswalds Gebet steht es aber wieder lebendig auf. Sie werden getauft; nun haben wir, sagen sie, den Tod überwunden, leben wir nun immer? Oswald eröffnet ihnen aber, daß sie noch alle dieses Jahr sterben würden, da wollen sie lieber alle gleich sterben. Noch ehe ich den Oswald der Wiener Handschrift kannte, hatte ich gezweifelt, daß in älteren Recensionen der Witz und der Spott auf die Uebertreibungen der Legende so vorgeherrscht haben könnte. Wirklich fand es sich so, daß in jener älteren Gestalt der Legende zwar die Aufforderung zu der komischen Ausführung der späteren Zeiten liegt, daß aber der ganze Ton viel ernster und naiver und dem strengen Geiste dieses 12. Jahrhs. angemessen ist. Der Warmund des jüngern Gedichtes heißt fast geradezu Tragemund und erscheint hier und im Orendel mit der stets wiederkehrenden Zahl 72 wie im Tragemundlied; die schnurrigsten Einfälle und Possen in den Geschichten des Raben und sonst, der letzterwähnte Scherz über das ewige Leben der erweckten Todten sind hier nicht zu finden.

Das lange vorenthaltene Gedicht von Orendel[233]) hat, wie einst bei der Ausstellung des Trierer Rocks im Jahr 1512 die Ausgabe dieses Jahres erschien, in unseren Tagen des erneuten Reliquienscandals die Speculation zum Druck gebracht. Da diese Gelegenheit das Werk gelesener machen wird, als es sonst geschehen wäre, so wollen wir eine nähere Angabe des Inhalts sparen. Die Namen Orendel und Eygel gehören der ältesten scandinavischen Sage an; sonst steht das Gedicht in engster Verwandtschaft neben Oswald, als eine kreuzritterliche Brautwerbefahrt, die an legendarischen Stoff geknüpft ist. Die Erfindung ist vag, und in jeder Hinsicht ungefug und gering, was dann durch die rohe Gestalt, in der wir das Gedicht lesen, noch auffälliger wird. Die spätere Zeit hat es mit ihren grotesken Zusätzen verschont, es sind vielmehr die Züge sehr alter epischer Einfalt stehen geblieben, und die psychologischen Aufgaben, die etwa sichtbar werden, wie die Liebe der Frau Bride zu Orendel, sind in der ungeschickten, plumpen und wortlosen Art behandelt, wie in den ältesten britischen Romanen und Mährchen.

---

233) Aus dem Druck von 1512 und der einzigen Handschrift vom Jahr 1477. Herausgegeben von von der Hagen 1844.

Alle diese ungestalten, schwankenden Dichtungen sprechen a
deutlichste eine Zeit aus, in der eine Revolution mit den Stoff
und den dichtenden Subjecten vorgeht. Wie sich die alte und ne
Sprache, alter und neuer Versbau und Reimregel, hoch= und nied
deutscher Dialekt in dem Formellen der Dichtungen des 12. Jah
hunderts streitet, so auch im Inhalt Antikes und Modernes, Ei
heimisches und Fremdes, Geschichte und Sage. Und diesen Ve
hältnissen entspricht es, daß so lange die Dichtung keinen inner
Mittelpunkt hatte, den die Minnedichtung erst hinzugab, und
lange sie noch keine feste Stätte (an den Höfen) besaß, das Ung
wisse ihres Schicksals auch in den Ständen zu gewahren ist, die
pflegen. Gerade wie zur Zeit nach der Abblüthe der höfischen Dic
tung eben diese selben Stoffe und Mischungen und Unsicherheit
wieder eintreten, gerade wie dann gelehrte, höfische, fahrende Säng
sich durchkreuzen, so war es in dieser Zeit, deren Charakter wir
allen Theilen am Ende des 13. und im 14. Jahrhundert wied
finden. Gerade wie dann die uralten Volksthümlichkeiten sich wied
in die Rittererzählungen eindrängten, so drang im 12. Jahrhunde
die höfische Manier in die Volksdichtung, und machte zur Erzählun
was vorher Gesang war. So kam es nun, daß das Volksmäßi
in diesen Gedichten oft nur in Spuren erscheint, verirrt, entstell
unter den willkührlichsten Eingriffen der Einzelnen. Diese Eingri
wagte man an solchen Stoffen, die ursprünglich nichts bedeuteten
was groß im Inhalt, feststehend in der Ueberlieferung, geheiligt i
Ansehn war, das gab sich der Willkühr nicht so hin. Was ab
mochte das für ein Volksgedicht sein, das, wie die Quelle des Ru
ther, nicht einmal seine Heimath, seinen Namen, seine Geschlossen
heit, seine Hauptfacten, seinen Charakter und Geist, seine eigenthüm
lichsten Schönheiten behaupten konnte, sondern bis auf die letzte
Spuren vertilgt hat: denn was ist vom Ruother nur in der Erzählun
der Vilkinasage zu erkennen, als der Rumpf vom Gerippe? Un
was ist überhaupt der epische Kern dieser Dichtungen, die endlo
Verse häufen um ein einziges Factum, was das Volksepos, da
Fülle der Handlungen sucht, ganz eigentlich flieht und vermeidet
Und was ist ihr innerer Kern anders, als jene Ideen von Dienst
mannschaft und Herrenpflicht, die nur eben dann aufkommen konnten
als man sich über diese Verhältnisse überhaupt besann? Ganz der
selbe Geist scheidet die spätere Karlssage von der früheren, ganz die

selbe Trockenheit auf der einen, dieselbe Jagd nach Witz auf der anderen Seite, ganz dieselben Aehnlichkeiten, Reminiscenzen und Wiederholungen, ganz dieselbe Armuth, dasselbe Kopfzerbrechen über das Erweitern und Fortspinnen der Erzählung mit dem steten Rückfall in das hundertmal Dagewesene. Dies ist der nämliche Fall mit dem britischen Epos; Alles was wir davon durch Franzosen überkamen, beruht auf einer späteren größtentheils eben so gut erdichteten oder durch Erdichtung vom Einfachsten zum Vielfachsten angewachsenen Sage, wie die französischen Vasallensagen; sie verhalten sich ganz zu der ächten Merlinsage oder zu den noch älteren Bardenliedern, wie ein Reinald oder selbst schon ein Willehalm zu Conrads Carl und zu verlorenen Romanzen, ganz wie Ruother zu den Nibelungen und dem Hildebrandliede. Das Geschichtliche ist in allen drei Abstufungen in stetem Sinken, die Erdichtung und das Wunderbare in stetem Wachsen; die objective Treue, Scheu vor der Tradition, Wahrheit und Lebendigkeit hält Schritt mit jenem und die subjective Zudringlichkeit der Dichter mit diesem; der würdevolle Ernst fällt mit jenem und das Komische steigt mit diesem; die Wirkung des Ganzen wechselt mit der Wirkung der Theile; die alten Verhältnisse werden von neuen verdrängt, größere von kleineren. Das Vaterland, das Christenthum, der Heldengeist athmet in den britischen, den fränkischen, den deutschen alten Sagen; das Ordenswesen, das Vasallenwesen tritt später an seine Stelle und wird seinerseits immer unwürdiger, und alle diese Veränderungen halten mit der Geschichte ganz gleichen Gang. Wie jene älteren Epen sich einst an die Geschichte gelehnt und dann von ihr entfernt hatten, so lehnen sich diese Epen nur in bloßen Namen oft an jene älteren Gedichte und geben zuletzt auch sogar diese Anknüpfung auf. Nicht anders lehnt sich der Roman des Antonius Diogenes an Homer und die Alexandersage, nur daß hier die ganz neuen Liebes-Empfindungen eine größere Kluft machen, als die neuen Ideen von Lehnsmannschaft und dergleichen in den mittelaltrigen Romanen. Einzelne Dichter, welche die Sagen gestalten, müssen wir hier, der Armuth der Erfindung nach, überall annehmen; Erdichtung, Hinzudichtung, Umdichtung herrscht hier überall vor; und daß die Namen der Dichter nicht bekannt sind, kann als kein Argument hiergegen gelten, da in jeder aufkeimenden Periode der Kunst, die aus dem Volke selbst emporkommt, die Namen im Dunkel bleiben, da selbst im vorigen Jahr-

hundert in Deutschland noch fast jedes Originalwerk ohne Namen erschien und ohne den literarischen Verkehr unserer Zeiten auch manches wohl namenlos geblieben wäre. Es mag denn vergönnt sein, Werke dieser Art nach dem Muster der Franzosen, die ihr eigentliches Volksepos mit richtigem Takte unter einer eigenen Benennung von dem bloßen Romane trennen, Romane zu nennen, und diese epischen Romane in demselben Verhältniß zu jenen poetischen Erzählungen einzelner Ereignisse zu sehen, welche wir oben den epischen Rhapsodien entgegensetzten, wie das wirkliche Nationalepos zu diesen rhapsodischen Liedern. Das Volksmäßige in den Epen ist durchaus nur als gradweise unterscheidbar und geschichtlich bestimmbar. Historische Anlehnung ist die erste Bedingung; lange ungestörte Entwickelung und Reife ohne das Zuthun von Kunstsängern muß hinzukommen. Auf diese Weise hielten sich die Dietrich- und Siegfriedsagen gegen jede Anfechtung verhältnißmäßig gesichert. Wenn der Dichter des Biterolf einerlei Person mit dem der Klage ist, wie Lachmann und W. Grimm wollen, so sieht man, welche Scheu derselbe Mann vor dem Einen Gegenstande hatte, selbst wenn es denkbar wäre, daß er das ganze Gedicht der Klage ersonnen hätte, und welchen Leichtsinn vor dem anderen, selbst wenn er älteren Heldenliedern dabei gefolgt wäre. Im Biterolf[234]), der am Ende des 12. Jahrhs. gedichtet ist und einem älteren, wahrscheinlich wie bei der Klage lateinischen Gedichte folgt, ist Geist und Manier der britischen Dichtungen, zu denen wir sogleich übergehen werden, vielleicht nicht einmal in alte deutsche Sagen gedrungen, sondern irgend ein Dichter hat sich verleiten lassen, den britischen Romanhelden und Abentheurern einen oder zwei deutsche gegenüberzustellen, und hat geschickt bei großer Kenntniß der deutschen Sagen seine Erdichtungen in irgend einen willkührlichen herausgegriffenen Zeitraum eingeschoben. Der Dichter bemächtigt sich, gerade wie die britischen in ihrem Gebiete thun, der Züge deutscher Sage, schildert Kämpfe und Fahrten, schließt noch die Liebe und den Frauendienst aus, hält die beliebten Riesenspäße fest und dergleichen mehr. Die Structur aber ist ganz die der britischen Romane; ein Vater von seiner Heimath getrennt; ein Sohn, der in täppischer Unbeholfenheit dreizehn Jahre alt, auszieht ihn zu suchen und der ganz jenen Helden der erwähnten Gedichte gleicht,

234) In der Sammlung von Büsching und von der Hagen.

die wir bald näher werden kennen lernen; dabei ist dann die Kürze und Trockenheit, welche in den ältesten dieser englischen Romane herrscht, vertauscht mit einem größern Umfang, wie ihn die Franzosen lieben, mit einem gewissen leichtsinnigen Ton der Erzählung und manchen Eigenheiten, die der Volksdichtung anklebten, die von den höfischen Dichtern abgelegt wurden. Wenn Ruother durch die Lieblichkeit einzelner Stellen, wenn Ernst durch seine Bestandtheile interessirt, so ist dagegen der Biterolf eine so langweilige und leere Reimerei, wie wir doch nicht viele haben. Es ist unglaublich, wie diese Dichter gleich phantasievollen Knaben von einiger Frühreife der Bildung, ungeheure Massen von Versen aus den Aermeln schütteln, in denen man manchmal in tausenden kein rechtes Factum erbeutet und kein erfreuliches Bild, wie sie sich an diesem ewigen Einerlei von übertriebenen Zweikämpfen, von langen Reden, von pomphaften Worten, von sonderbaren Namen, froh ihrer Autorschaft, vergnügen können, wo keine Spur von Leben, von Empfindung, von Gedanken aus dem Herzen aufs Papier kommt. Es kam nur darauf an, daß der Schreiber seine Lust irgendwie büßte; der Leser, auf einsamer Burg, bei mangelndem Verkehr, bei erschwerter Zugänglichkeit der Bücher, ließ sich gerne das Schlechteste gefallen, wie unser theaterlustiges Publikum sich die abgedroschensten Späße nachsichtig aufwärmen läßt, wenn sie nur irgend in einem neuen Kleide erscheinen.

5. Einführung britischer Dichtungen.

Bis hierher haben wir dem Verfall der Volkspoesie und historisch-dichterischen Sage zugesehen, und haben gefunden, daß sie theils geradezu verdrängt, oder mit Verpflanzung, Verwischung und Verflachung durch gereifte Dichter entstellt, oder mit alten und fremden Sagen ungeschickt zusammengejocht oder nach der Manier der britischen Dichter mit Erfindungen bereichert ward. Jetzt ist es daher nothwendig, auf die Einflüsse aus England oder der Bretagne aufmerksam zu machen, von wo man eine Gattung von Romanen von sehr einfacher Beschaffenheit einführte und so lieb gewann, daß sie fast jedes andere Interesse überwanden und verschlangen. Wunderbar, wie sich in scheinbar so grundverschiedenen Zeiten, wie jene Literaturblüthe zur Zeit der Hohenstaufen und der im vorigen Jahrhundert, fast alle wesentlichen Züge entsprechen. Wir werden sehen, es ist ein

Kampf zwischen Nationalem und Classischem auf der Einen, und Fremdem, Französisch-Englischem auf der anderen Seite; nur siegt damals, was diesmal unterlag. Der Einfluß aus England aber und der Sinn nicht nur für die englischen Romane und Poeten und für Ossian, also gar für das Galische, machte in der neuen Zeit ein außerordentlich wichtiges Element in dem Streite des Geschmacks aus, eben wie damals. Beidemale hielt es oder leitete es die poetische Kunst hauptsächlich an, die Empfindungen der Liebe zum Hauptstoffe zu nehmen und überhaupt auf das Gefühl zu wirken und weniger auf die Phantasie; und was Lessing von dem Einfluß der englischen Literatur in der neuen Zeit sagte, daß hier der Geist der Nachahmung als Muster gepriesen hätte, was in der Geschichte der Poesie als Ausartung erschiene, dies läßt sich von jenen Dichtungen, die Deutschland vermittelt durch Franzosen aus der Bretagne oder von englischen Briten seit dem Ende des 12. Jahrhunderts überkam, mit noch viel größerm Rechte behaupten.

Um diesen Ausspruch wenigstens mit einigen Andeutungen zu erhärten, müssen wir einen flüchtigen Blick auf die britisch-walisische Poesie und Sage werfen und deren Umgestaltung und Entartung mit Winken bezeichnen, so viel das bei dem Mangel gründlicher und umfassender Forschung in diesem Felde, die von ächter Sprach- und Quellenkenntniß getragen wäre, gar für einen Fremden und Entfernten möglich ist. Es ist dies einer jener gefahrvollen Punkte, von denen wir in der Einleitung sprachen; wir möchten mit den folgenden Bemerkungen gerne einen Kenner der walisischen und bretagnischen Alterthümer, Geschichte und Sprache anregen, eine höchst empfindliche Lücke in der Literatur- und jeder Geschichte auszufüllen; denn in Recht und Sitte und Poesie und allen möglichen Beziehungen ist ein Haupttheil der Grundlage der neuen Welt in jenen keltischen Nationen zu suchen, die das Substrat der modernen Zeit sind, wie die Pelasger das der alten, die wie diese gestürzt sind, fast ehe sie mächtig waren, und in Cultur entartet, fast ehe sie blühte. Wer uns ein Gemälde dieser Völkerstämme, ausgerüstet vor Allem mit historischem Sinne, zu dem aber freilich Vielseitigkeit der Kenntnisse und Gesundheit des Geistes eben so nothwendig hinzukommen müßte, zu entwerfen versuchte, der würde, je umfassender dies ausfallen könnte, ein desto größeres und wahrhaft dankenswerthes Verdienst um die Wissenschaft sich erwerben. Was ich selbst

über den Gang der Poesie und poetischen Literatur der Walisen und Bretagner hier angeben kann, hält sich, da mir die Kenntniß der Sprache mangelt und wenige Quellen zu Gebote standen, ganz im Allgemeinen, und ruht mehr noch auf historischer Analogie, als auf einem Urtheil, welches das Ergebniß einer weiten Kenntniß vielfältiger Quellenschriften wäre. Ich gebe es gleichwohl mit einigem Vertrauen, weil ich den gleichen Gang mit der Dichtungsgeschichte jeder anderen europäischen Nation in deutlichen Symptomen auch an dem Wenigen wieder erkenne, was uns in Deutschland zugänglich ist.

Das Schwierigste bleibt immer der auffallende Charakter der Urzeit, der diesen Völkern anhaften blieb, und der um so schwerer für uns von dem Räthselhaften zu entkleiden ist, als sehr frühe fremde Einwirkungen seine reine Erhaltung störten, Einwirkungen, die wieder auf der andern Seite ganz erkennbar sind, weil eben jene scharfe Eigenthümlichkeit der Nationen wieder die Unmittelbarkeit derselben aufhob. Gewiß ist, daß die Lieder walisischer Barden in ihrem Ursprunge dem einfach strengen, rein epischen Charakter der scandinavischen Dichtung nahe standen, und Weniges von den Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten der späteren Ritterromane an sich trugen, die man auf britische und wälsche Quellen zurückführt; eben so wie uns mannichfache Reste wälscher Volksmusik auf einen ganz geordneten, reinen, von Wunderlichkeiten unentstellten Geschmack dieses Volksstammes hindurchblicken lassen. Wo die älteren Bardenlieder der Walisen historisch sind, hat Turner gezeigt [235], sind sie von der Fabel entfernt und haben vielmehr den elegisch-lyrischen Schwung, der noch in den Ossianischen Gedichten in ächt galischem Geiste festgehalten ist, der verknüpft ist mit einer Verwischung des Factischen, und der nicht allein in den Poesieen, der auch eben so, mit eben diesem Mangel am Factischen, in dem historischen Klagwerk des Gildas durchweg herrscht, den man ja auch mit dem Poeten Aneurin für identisch hielt. Dieser elegisch-lyrische Ton unterscheidet diese Dichtungen von dem dramatisch-lyrischen der Nordländer, in denen deßhalb gleichfalls das Factische nur nicht ganz so bedeutend in Unbestimmtheit schwebt. Zu den Zeiten aber, als man diese Lieder sang, mit den Thaten des Arthur und Urien, auf die

235) In der history of the Anglosaxons und der Vindication of the ancient british poems.

sie sich bezogen, gleichzeitig, war schon römische Bildung und Ch
stenthum in England eingegangen und gelehrte Bekanntschaft n
den Werken des Alterthums blühte dort in Zeiten, als noch a
Schätze geöffnet waren, und wo eine ganz andere Wirkung mögli
war, als in Deutschland zu Karls und Ottos Zeit, wo die V
wüstungen der Barbaren vorausgegangen und nicht einmal Bele
rung durch Bücher leicht war, die persönliche und lebendige Mi
theilung und Belehrung aber durch Römer und Griechen selbst un
möglich. Mit der antiken Bildung aber mochte es gehen wie mit d
christlichen; Römer und Griechen würden bald in dem, was d
Briten aus ihren Werken herauslernten, sich selbst so wenig me
erkannt haben, wie die christlichen Apostel unter den Angelsachse
das Christenthum der britischen Mönche wiedererkennen wollten, da
sie verzweifelter fanden als das Heidenthum der Sachsen. Fiel j
dem Cicero schon das Aufgedunsene und Bombastische in den Cor
dubensischen lateinischen Poeten und das ähnliche dem Seneca an
Sextilius Hena auf, was würden sie nun zu der furchtbaren Latinitä
der Briten gesagt haben, nachdem die Römer die Insel geräum
hatten, und was zu den Vorstellungen, die sich aus antiken und
aus cambrischen mischten. Seit der Zeit der sächsischen Invasion
aber, wo den Cambriern die Heimath verleidete, wanderten sie ers
in Masse nach der Bretagne aus, wo sie aufs Neue mit Galliern
und Römern, und später mit Deutschen und Normannen in Be-
rührung kamen; einzelne aber streiften in der ganzen Welt herum
und ihre Missionäre erschienen in der Schweiz und Deutschland und
noch spät in Belgien thätig. Aus den walisischen Staaten gingen
ebensowohl, wie aus den angelsächsischen, Prinzen, Geistliche und
Gelehrte nach Rom; England blieb die Zufluchtstätte der alten Bil-
dung, auch nachdem schon Angelsächsisches, Dänisches und Britisches
in Christenthum, in Kunst und Staat sich versöhnlicher zu mischen
anfing. Haben wir Recht, wenn wir in Mischung und Durchdrin-
gung von vielerlei unklaren Vorstellungen eine Hauptquelle roman-
tischer Kunst nicht nur, sondern auch in der Reibung und Rivalität
der Stämme eine Hauptveranlassung zum dichterischen Preis der
alten Heroen entdecken, so sieht man sogleich, wie England auch
einer der ersten Heerde der epischen Poesie werden mußte, und daß,
was schon seit dem 6. Jahrhunderte sich gestaltete, nachher in einem
höheren Grade durch die Ankunft der Normannen wieder aufgenom-

men werden konnte, die noch viel mehr massenweise und einzeln zu Land, zu See, zu Fluß an allen Küsten und in allen Ländern mit allen Völkern in Verbindung kamen. Früher schon konnte sich die Sage von Prydain durch solche etymologische Kunststücke der Gelehrten, wie wir sie nun schon kennen gelernt, mit Römischem verbunden haben und daran knüpfte sich dann später die Aufnahme und poetische Erweiterung der Livischen Erzählung gallischer Wanderungen, von der noch Nennius nichts weiß. Aus einer Zeit aber, die schon angelsächsische Einflüsse zeigt, würden wir jene Sagen von Vortigern und Hengist herleiten, die sich noch an die Geschichte mit einiger Sicherheit anlehnen und neben dieser erscheint noch bei Nennius Arthur nur erst im Hintergrunde. Die Vortigernsage scheint noch ächt volksmäßig, etwa wie die Dietrichsage zur Zeit der Ottonen gewesen sein mag; dicht daneben aber entstehen, gerade wie wir einem zweiten Cyclus deutscher Volksgedichte in jener Zeit seinen Ursprung suchten, die Sagen von Arthur und Merlin, die weniger treu, mehr abentheuerlich und eigentlich um einen ganz neuen Helden versammelt sind, von dem die Barden wenig und zu Gottfried von Monmouths Leidwesen Gildas und Beda nichts wußten; die auch nicht etwa aus Unkunde oder zufälligen Gründen schwiegen, sondern weil eben kein Stoff da war, und weil jener Gildas, eben wie Fordun und Andere, Geschichtsbücher machen wollten, wo keine Geschichte war. Wo aber diese fehlt, da fehlt es an Erdichtungen und Mährchen nicht, wie man überall und besonders deutlich auch unter den ähnlichen Verhältnissen in Spanien sehen kann; und wo man erdichtet und Mährchen macht, da fehlt es auch nicht an Uebertreibungen, worin diesen Briten und den Kelten überhaupt sich nur der Orient und Indien vergleichen darf. Es ist daher eine verzeihliche Einseitigkeit, wenn Leyden [236]) das Romantische von den Briten herleitet, und zu ihren Gunsten läßt sich gewiß so viel sagen, als für Wartons oder Percy's Hypothesen. Selbst der Theil aber von der Merlin- und Arthursage, welchen wir schon in Nennius Zeiten oder bald nach ihm entstanden denken, und der kein anderer ist, als den Nennius selbst schon andeutet, selbst dieser Theil scheint besonders in Armorica gepflegt und also nur etwa in dem Sinne einheimisch in Wales zu sein, wie die Siegfriedsage in Deutschland.

---

236) In der Einleitung zu der complaint of Scotland.

Von dort wenigstens hat Gottfried von Monmouth die Quelle seiner Uebersetzung, die er um 1128 vollendete, die alte Chronik des Archidiaconus Walther von Oxford, von der er solche Merkmale angibt[237]), daß man die poetische Schreibart, wie sie diesen Leuten eignet, wieder erkennt, von der er in solchen Ausdrücken spricht, daß er ein Lügner von unverschämter Geschicklichkeit sein müßte, wenn er diese Quelle rein erdichtet hätte[238]). So thöricht ist es, wenn unsere gewissenhaften neueren Gelehrten, die voll Ueberlegung, Scrupel und Wahrheitsliebe sind, in jedem Geschichts- und Sagenwerk jener Zeiten und Menschen Treue und redliche Scheu vor der Ueberlieferung und alle Eigenschaften, die sie selbst auszeichnen, suchen, so thöricht würde es sein an solchen bestimmten Versicherungen überall zu zweifeln. Die kindliche Einfalt dichtet und lügt, sie lügt und dichtet ohne Sünde, sie thut es in Nationen wie in Individuen, und Niemand muß hier gleich Fälschung und Betrugsucht wittern; allein wo weder ein äußerer Nutzen noch eine innere Befriedigung der Einbildungskraft abzusehen ist, da muß man im Unterschieben so übler Absichten vorsichtig sein. Was nun den geschichtlichen Theil von jener Chronik angeht, so lassen wir diesen hier natürlich bei Seite, denn es ist dies Werk nach Gottfrieds Mittheilungen so gut unter die Hunnibalde zu stellen, wie so vieles

---

237) Er sagt z. B., er habe die lateinische Sprache vorgezogen und Prosa: nam si ampullosis dictionibus paginam illivissem, taedium legentibus ingererem, dum magis in exponendis verbis quam in historia intelligenda ipsos commorari oportuit!

238) Durch die Bekanntschaft mit Gaimars estorie d'Engles, die um 1145—47 verfaßt ist, wird die Quelle Gottfrieds von Monmouth erwiesen. In dem Epiloge Gaimars, den Francisque Michel unter anderen Auszügen aus Gaimar in den Chroniques anglo-normands 1836 mittheilt, lautet die Stelle, wornach er mit dieser bretagnischen Quelle seine Walisische oder aus dem Walisischen ins Lateinische übersetzte Hauptquelle verbesserte, so:

> Geffrai Gaimar cel livere escrit,
> les transsadeafes i mist,
> ke li Waleis ourent leissé,
> k' il aveit ainz purchacé,
> u fust à dreit u fust à tort,
> le bon livere de Oxeford,
> ki fust Walter l'Arcidaen,
> si en amendat son livere bien.

Andere; es dient schon ganz so zu einem Rahmen für Novellen und Legenden, ist schon ganz so voll von Ethnologien und Etymologien, wie die Kaiserchronik. Was aber die Sage des Arthur angeht, so soll in Bretagne der Eifer für diesen Helden, den sie vielleicht mit spätern einheimischen Heroen verschmolzen, ärger und der begeisterte Glaube an seine Wirklichkeit größer gewesen sein, als irgendwo [239]. Wer nun aber die Merlin- und Arthurgeschichten bei Gottfried liest, der wird finden, daß eine große Kluft sie in zwei Theile scheidet; in dem einen, der sich an Nennius anlehnt, herrscht ein ganz anderer Geist, als in dem zweiten, der von dem famosen Kriege Arthurs mit Lucius handelt; jener entspricht dem ersten Theile des altenglischen Romans von Merlin und dieser dem zweiten, dieser stimmt mit den Trojanersagen in den französischen Behandlungen des Dares, jener mit dem lateinischen Gedichte desselben Gottfrieds von Monmouth über das Leben Merlins, das Ellis analysirt hat. In diesen älteren Sachen finden sich eine Menge noch sehr roher Züge; es findet sich jene Neigung zum Spaßhaften, die wir in den deutschen Dichtungen bezeichneten, welche wir verglichen; es finden sich Anknüpfungen an die Geschichte und eine Ausführlichkeit, die in dem Späteren ganz mangelt, ja, jenes Gedicht von Merlin (1. Theil) zeichnet sich durch seine Geschlossenheit und Lebendigkeit sehr vortheilhaft aus. Die Volksmäßigkeit dieser Erzählungen erhält überall her seine Bestätigung. Eine Menge einzelner Züge finden sich in den Romanen, die auch ins Deutsche übergingen, wieder; sie finden sich in den armoricanischen Lays; die Legenden walisischer Heiligen bestätigen die weltlichen Geschichten von Arthur und theilen ihrerseits neue mit [240]; und die wunderbare Erzählung von Merlins Geburt wird durch Aehnliches im Leben der heiligen Kentegern und David unterstützt [241]. Schon tragen aber selbst diese Erzählungen

239) Turner, vind. of the ancient british poems, p. 160. Alanus de Insulis was born 1109 and he informs us, that if any was heard in Bretagne to deny that Arthur was then alive (schon Hartmann weiß, daß Arthurs Landsleute ihn noch für lebend hielten), he would be stoned. He says, who does not speak of him? he is even more known in Asia, than in Britain, as our pilgrims returning from the east assure us.

240) Ellis specimens etc. Tom. I. p. 100. Note 2.

241) Pinkerton, vitae antiq. sanctorum. p. 200. Aus Jocelins Leben des heiligen Kentegern citirt Dunlop I, p. 214. folgende Stelle: Audivimus,

alle weit nicht mehr das einfache Gepräge der Vortigernsage oder gar der Bardenlieder; sie stehen mit ihren Wundern und Wunderlichkeiten davon ab, wie Ruother vom Hildebrandliede. Die wildeste Romantik herrscht hier vor; diese Nation, wie sie nie zu verständiger und einfacher Beurtheilung des Lebens kam, gab sich ohne irgend eine Schranke der tollsten Uebertreibung am liebsten hin; dazu scheint das Geisterwesen hier uralt zu sein, und wo die Mährchen der Bretagne Fremdes aufnehmen, scheinen sie mit Vorliebe das Feenwesen des Südens und das Wilde und Geisterhafte des scandinavischen Nordens zu ergreifen. So ist bekanntlich in ihren und den irischen Heiligenlegenden die schamlose Uebertreibung so arg, daß sich die Kirche selbst und die Herausgeber der Acta Sanctorum davon wegwandten, und wer liest auch den Geisterspuk im Brandan, ohne an Lucians wahrhaftige Historien zu denken? Und wo ja sonst nur ein Brite an einen Gegenstand rührte, konnte er das Fabeln nie lassen. Wie alle Geschichte der Bretagne, von Wales und Irland mit wunderlichen Traditionen entstellt ist, weiß alle Welt; selbst wo, wie z. B. in der Reise des Giraldus [242]) in seinem eignen Vaterlande, die Gelegenheit so fern lag, müssen die abentheuerlichsten Gespenstergeschichten eingeflochten werden. Wie viel aber auch schon in diese Sagen von griechisch-orientalischen Vorstellungen eingegangen sein mag? Man kann es wenigstens nicht wissen, ob Gottfried Alles, was auf dergleichen schließen ließe [243]), aus selbsteigener Gelehrsamkeit eingefügt hat; obwohl es darum wahrscheinlich wird, weil auch in seinem Leben Merlins eine gelehrte Unterhaltung zwischen Taliessin

---

frequenter sumptis transfigiis puellarem pudicitiam expugnatam esse, ipsamque defloratam corruptorem sui minime nosse. Potuit aliquid hujus modi huic puellae accidisse. Dies bezieht sich auf die Mutter des Heiligen, der ähnlich wie Merlin und wie Alexander in der orientalischen Sage geboren ist.

242) Itinerarium Cambriae. ed. Dav. Poreli. Lond. 1585.

243) VI, 18. Maugentius von Vortigern über Merlins Geister-Geburt gefragt, antwortete: In libris philosophorum nostrorum et in plurimis historiis reperi, multos homines hujusmodi procreationem habuisse. Nam ut Apulejus de deo Socratis perhibet, inter lunam et terram habitant spiritus, quos incubos daemones apellamus: hi partim hominum, partim Angelorum naturam habent: et cum volunt assumunt sibi humanas figuras et cum mulieribus coeunt. Forsitan unus ex eis huic mulieri apparuit et juvenem istum in ipsa generavit.

und Merlin eingeflochten ist, voll kosmologischer Ansichten und astronomischer, geographischer, naturhistorischer und mythologischer Vorstellungen, die zum Theil Reminiscenzen aus dem Griechischen sind, zum Theil sich ausdrücklich auf arabische Schriftsteller beziehen, die doch unter den Briten schwerlich lange vor Gottfrieds Zeit bekannt waren. Während der Zeit aber, wo die Arthursage in Bretagne sich so gestaltete, mochte auch Vieles in England selbst sich fortpflanzen; Gaimar hatte ein früheres aus dem Walisischen übersetztes Werk über britische Geschichte vor sich, das er aus Walther von Oxford verbesserte[244]; und so ist auch nicht wohl zu zweifeln, daß Gottfried wirklich auch Lieder benutzt hat[245]), denn man sieht diese sogar in den letzten Büchern aus der Uebersetzung wie in dem Leben des Merlin hervorleuchten. Im Anfang des zwölften Jahrhunderts fing auch wohl unter den Welschen erst wieder, unter dem Getümmel der Kreuzzüge, an denen sie gleich anfangs Theil nahmen, die lebhafte Theilnahme an ihren alten Gesängen an. So lautet die Stelle des Alanus de Insulis, die wir kurz vorher in einer Note anführten, wie der Ausspruch eines Mannes über ein ganz frisch erregtes Interesse. Nachdem aber nun in England der Heerzug Wilhelms des Eroberers geschehen war, nachdem man in Bretagne und durch die Normannen mit der Sage von Karl und Roland, und auf irgend eine Art mit Homer und Alexander bekannter ward, jetzt konnte auch die alte Sage von Artus nicht mehr genügen, und nun mußten große Heerzüge, welche die Kreuzzüge erneuten und welche die griechischen und fränkischen Sagen beschrieben, Kämpfe einzelner Helden und dergleichen in die Sage eintreten. Daher hat der Krieg Arthurs mit Lucius Tiberius bei Gottfried ganz einen andern Klang, eine Anordnung, einen Ton, der grundverschieden ist; und wie im

244) Nach Ellis p. 100. sagt John Price, der mit Leland unter Heinrich VIII. in England die Mönchsbibliotheken untersuchte: Deinde in eodem libro, ubi vita S. Dubritii recolitur, luculenta fit mentio de eodem Arthuro et de rebus ab eo gestis, ad eundem fere modum quo in hist. ab Gauffrido translata memorantur. Quam quidem vitam longe ante Gauffredi tempora in ecclesia Laudaventi, divi Dubritii memoriae dicata, quotannis ab ipsius ecclesiae cultoribus repetitam fuisse liquet.

245) I, 1. Cum Gesta eorum digna aeternitatis laude constarent, et a multis populis quasi in scripta jocunde et memoriter praedicentur.

Tümmel und ähnlichen Dingen treten die wunderlichsten orientalisch-griechisch-römisch-homerischen Heldennamen auf, ächte und erdichtete, wie z. B. in dem Alexander der Späteren. Auch die Tafelrunde überhaupt und gar der Graal, der in dem englischen Gedichte von Merlin (im zweiten Theile) schon mitspielt, sind offenbar erst nach Bekanntschaft mit französischen Poesien in die Arthursage hineingerathen. Diese letzten Theile sind aber auch nicht mehr aus Gottfrieds erster Quelle, aus Walther Buch, sondern hier citirt er den geschichtenkundigen Mann als mündliche Autorität. Dann scheint auch die Art, wie schon Wace von der Arthursage spricht, auf plötzliche Verderbung zu deuten[246]). Und jetzt schließen sich jene Romane von den Tafelrundern an, nachdem durch Lieder und durch Gottfried deren viele als historische Figuren beglaubigt waren. Eine neue Reihe von Gedichten, ärmer an Erfindung, wachsend an Umfang, baute sich an diesen Namen auf, ganz wie die Romane von den französischen Vasallen, ganz wie die spätern deutschen Sagen; die wenigsten der Helden dort haben auch nur dem Namen nach eine historische Beglaubigung oder alte Autorität, gerade wie die, welche die spätere Erzählung in Deutschland um Siegfried und Dietrich versammelt; das Meiste ist ohne allen Zweifel reine Erdichtung, die nur hier noch sichtbarer, als in den französischen und deutschen und griechischen Romanen die volksthümlichen und beliebten Züge der alten Gedichte festhält, und noch unbeholfener und langweiliger variirt. Fauriel und Andere haben daher hier durchaus keine historische oder volksmäßige Grundlage anerkennen wollen. Und gerade diese Gattung ist es, die in ganz Europa sich alsbald reißend verbreitete; je schneller man den trocknen Ton des chronikartigen Gedichtes, womit man, gleichfalls bestimmt von den Briten, unter den Normannen anfing, satt ward, um so begieriger ging man auf diese neuen Stoffe über. Ihren Werth und ihr Ansehn gab ihnen nichts als ihre Neuheit, und das vorwaltende Element der Courtoisie und Frauenliebe, das zum erstenmale hier Eingang in die epische

---

246) En este grant paix que je di
furent les merveilles trouvées, Qui d'Artus sont tant racomptées,
ne tout mensonge, ne tout voir; Ne tout faulte, ne tout savoir;
tant ont li compteour compté, Et li fableour tant fablé,
pour les comptes embeleter, que tout ont fait fable sembler.

Poesie fand, wenigstens in der Weise, wie sie der ritterlichen Sitte der Zeit zusagte und gefallen mußte, wie sie bald nothwendiges Requisit für jedes Gedicht ward und von da bis auf die neueste Zeit zum offenbaren Schaden der Poesie geblieben ist, in die sie eine Eintönigkeit dadurch gebracht hat, die einem Griechen viel unangenehmer auffallen müßte, als uns das ewige Thema der Götterscheu, das jedes der unzähligen griechischen Dramen durchdrungen haben mag, das aber doch wenigstens ein Gegenstand ist, welcher der Phantasie viel freiern Spielraum zum Eingang in alle Verhältnisse des Lebens und alle Leidenschaften des Menschen läßt. Diese Stoffe stritten mit dem Altclassischen, welches zugleich mit ihnen über Europa kam; wenigstens scheint der Iscanus, dem man den trojanischen Krieg, der unter Dares Phrygius Namen geht, zuschreibt, in diese Zeiten des Gottfried zu fallen; und da unglücklicherweise die Trojanersage durch diesen Dares eingeführt ward, der wahrscheinlich in England und vielleicht durch einen Briten und bereits dem neuen Geschmack angepaßt entstand, da auch die Alexandersage mehr in Entstellungen als in reinerer Gestalt gesucht und geliebt ward, so konnte man erwarten, welcher der beiden streitenden Style in der Kunst dieser Zeiten das Uebergewicht erhalten würde, oder wie sich das Antike würde fügen müssen, wenn es Eingang finden wollte. Dennoch ist in der besten Zeit eine Art von Durchdringung beider, dieses neuen und des antiken Elements, unter den größten Dichtern nicht zu verkennen, nur ist es minder deutlich als in der neueren Zeit. Bald aber kehrte man ganz entschieden zu der Trennung zurück und während Thomasin zu der antiken Weisheit neigt, so setzt Rudolf von Ems einen Lambert herab und hebt wohl dagegen einen Ulrich von Zazichoven.

Dieser ist nämlich einer der ersten deutschen Dichter, ein Baier, der uns ein solches britisches Gedicht übersetzt hat, noch im zwölften Jahrhundert (1192) und ganz in jenem strengen, trocknen Ton, der noch die größere Seltenheit und Ungewohntheit des Dichters oder das gewissenhaftere Anschließen des Dichters an sein Original verräth, das er auch selbst bezeugt[247]), und das in jenen Zeiten so

247) Cod. Pal. 371. fol. 174. b.
Diz selbe getihte, als ich iuch berihte,
dâ ist niht von noch zuo geleit, wan als ein welschez buoch seit,

lange angenommen werden muß (und bei Einzelnen noch länger), bis Heinrich von Veldeke in seinen Werken den freien Ton und die begleitende Stimme des Dichters in die Erzählung einführte, was ihn gleich als einen ganz deutschen Mann bezeichnet; denn jedem besten unter den Dichtern damaliger Zeit in Deutschland ward es in den nüchternen Dichtungen der Franzosen zu enge und ihre lebhafte innere Theilnahme und Beschäftigung machte sich gewaltsam Luft, indem sie mit Gefühlen und Betrachtungen die monotone Erzählung unterbrach. Es ist nicht unsre Absicht den Lanzelot dieses Ulrich oder den Tristan des Eilhart von Oberg, der in die 70er Jahre des 12. Jahrhunderts gehört und mit am frühesten die neue regelmäßige Verskunst einführte, zu analysiren und lange Zeit damit zu verlieren; wir wollen vielmehr, je weniger auf diese schlechten Machwerke ankommt, aus ihnen und anderen, aus Wigamur, der vollkommen den Charakter dieser Dinge trägt, aber blühender in Sprache und Vortrag ist, und aus Iwein, Erek und Wigalois, auf die wir dann der Dichter wegen zurückkommen, zusammenstellen, was die Art der Sage und des Stoffes und die Behandlung charakterisirt, um dem Leser ein ungefähres Bild von diesen Dichtungen zu geben. Wir nehmen dabei die ältere, ursprüngliche Gestalt ins Auge, die uns in allen den genannten Stücken, im Wigalois schon nicht mehr ganz, erscheint; bekannt ist, wie später, als man diese Dinge in ganz Europa kennen lernte und einbürgerte, der Tristan verändert ward, von dem schon Eilhart verschiedene Sagen kannte [248]), und mehr noch der Lanzelot, der sich in dieser älteren Form nur noch bei Ulrich erhalten zu haben scheint und durch

---

daz uns von êrste wart erkant, dô der künic von Engelant
wart gevangen, als got wolde, von dem herzogen Liupolde
und er in hôhe schazte. Der gevangen künic im sazte
ze gisel edel herren von fremden landen verren:
die bevalch aber keiser Heinrich in tiutschiu lant umbe sich,
als ime riet sîn wille. Hûc von Morville
hiez der selben gisel ein, in des gewalt uns vor erschein
daz welsche buoch von Lanzelete; dô twanc in lieber friunde bete,
daz dise nôt nam an sich von Zezichoven Uolrich
und er rihten begunde in tiutsche, alsô er kunde,
diz lange frömde maere durch niht wan daz er waere
in der fromen hulde deste baz.

248) Cod. Pal. 346. fol. 173. b.

Chretien von Troyes und seine Fortsetzer schon in Frankreich einen viel weitern Umfang und einen ganz andern Inhalt erhielt. Man darf muthmaßen, daß die Bretagne diese weiteren Sagen gepflegt hat; vielleicht gibt blos der wahrscheinlich bretagnische Ursprung dem Gwi le Galois seinen abweichenden Charakter, wenigstens möchte er in der Bretagne verändert oder ähnlich, wie wir am Ruother sahen, fortgesetzt sein, indem sein letzter Theil eben so von dem ersten unterschieden ist, wie der zweite Theil des Romans von Merlin vom ersten; wie denn auch durch Percy und Ritson der Roman Lybeaus Desconus bekannt geworden ist, welcher eine einfachere Recension des Wigalois enthält, in der dieser letzte heterogene Theil mangelt [249].

Da wegen Gottfrieds Tristan das nach Inhalt und Behandlung sehr rohe Gedicht des Eilhart für uns wenig Werth haben kann, so wollen wir an Ulrichs Lanzelot eine Anschauung von dieser Gattung von Gedichten zu erhalten suchen [250]. Der Roman beginnt in einer Einleitung die Endschicksale der Eltern seines Helden zu berühren. Dies kommt fast in allen Gedichten dieser Art vor; schon im Havelok, einem der frühesten aus dem Bretagnischen übersetzten Lays, im Tristan, im Wigamur, im Wigalois, im Parzival u. A. und ist ein so nöthiges Stück in dem Hausrath dieser Romane, wie Entführungen und Versuchungen im griechischen oder eine gefährliche Werbung im deutschen. Es war nämlich, heißt es, ein König Pant von Genevis, streng, hart und kriegerisch, dessen sanftes Weib Clarine ihm einen Sohn gebracht hatte, von dem große Dinge waren geweissaget worden. Die Vasallen des Königs aber erregen, als das Kind kaum ein Jahr alt war, einen Aufstand und verwunden ihn, auf der Flucht stirbt er und eine Meerminne raubt der Königin ihren kleinen Sohn und führt ihn in ihr krystallenes Haus. So wird auch Wigamur von einer Meerfeie seinem Vater geraubt. Trennungen von der Heimat, von dem älterlichen Heerde, und Erziehung in der Fremde und der Einsamkeit bilden in sämmtlichen Romanen dieses Ursprungs, den Iwein ausgenommen, ein weiteres nothwendiges Moment. In der Legende

249) Percy in den reliques T. 3. p. XV. sqq. und Ritson metrical romances T. 3.

250) Wir haben davon eine kritische Ausgabe von Dr. Hahn zu erwarten.

bildet Josaphat schon eine ähnliche Figur. Schon hier will ich vorläufig aufmerksam machen, daß es höchst kindisch und unverständig wäre, wenn wir alle diese Züge, die sich so oft wiederholen und so oft behandelt wurden, als bloße Copien und müßige Geschichtchen ansehen wollten; vielmehr ist alles Aeußerliche der Scenerie gewiß von der Mythologie und den Mährchen der Briten aus Urzeiten her Lieblingsmaterie der Nation, und Alles was auf die innere Natur des Menschen geht, wie diese Erziehungsgeschichten, ist aus dem herrschenden Geiste jener Jahrhunderte zu erklären. Wir verschieben nur diese Erklärung bis auf den Punkt, wo im Parzival das, was die Zeit und die Dichter bisher dunkel mit sich getragen, in einem großen Kopfe zum Bewußtsein und in seiner großen poetischen Schöpfung zur deutlichen Erscheinung kommt; bemerken aber hier andeutend, daß es einer Dichtung, die nur erst anfängt sich den inneren Menschen zum Gegenstande zu nehmen, ganz angemessen erscheint, auf die Erziehung ihrer Helden Aufmerksamkeit zu richten und aus der Art dieser Erziehung den Charakter der Helden herzuleiten. Wenn nun aber die Welt damals auf dem Punkte stand, wie wir aus der versuchten Charakteristik der Kreuzzüge schlossen, aus einem jugendlich beschränkten Kreise der Vorstellungen und Wirksamkeiten in einen plötzlich unendlich erweiterten überzugehen, in den sie sich schwer und für den Beobachter lächerlich genug hineinfand, so war es natürlich, daß sich dies Verhältniß eben in den Dichtungen am deutlichsten aussprach, welche die betretene neue Welt schildern wollten, und dies thun nun diese britischen Dichtungen eben so roh, wie die letzterwähnten deutschen Dichtungen die alten Zustände ablegen und mit neuen vertauschen. Daher konnten alle diese Dichter kein schärferes Bild von dem innersten Wesen der ganzen Zeit entwerfen, als wenn sie einen solchen Knaben, der im Dunkel erzogen war, nun plötzlich und ohne alle Vorbereitung in die weite Welt schicken; und wollte daher in unsern Tagen Jean Paul einen ähnlichen Kampf zwischen der wirklichen Welt und den obscuren Jugendträumen schildern, so erzog auch er seine Helden in der unsichtbaren Loge oder in den Flegeljahren in solcher Weise. Noch aber verstehen diese wackern Poeten die Kunst der Erziehung und der Seelenmalerei gar zu schlecht. Sie wollen gern innerlich einen gewissen Charakter ihren Helden geben; da soll dann der eine Junge als ein solcher tappender in den Tölpeljahren geschildert

werden, den die Begegnung mit der Welt unglücklich macht und in sich zerwirft; ein anderer soll als ein Glückskind auftreten, und unser Lanzelot soll ein fröhlicher, wohlgemuther Bursche sein, dem nichts seinen guten Humor zerstören kann. Wir werden sehen, jene erste Aufgabe stellt sich Parzival in einer ganz überraschenden Weise und löst sie noch überraschender, und ganz psychologisch; ein Aehnliches setzt Gottfried, mit etwas ungleicher Ausführung, entgegen im Tristan; jene Aufgabe des Lanzelot aber, die einen vortrefflichen Gegensatz zum Parzival abgäbe, einen Jüngling, dem nichts noch so Fremdes und Uebles die frische Lust des Knabenalters tilgen könnte, diese Aufgabe ist wohl genannt, und hernach noch einmal genannt, und wieder erwähnt, allein gelöst —? nein, nicht einmal verfolgt. Und was ihm selbst die gute Natur gibt, welche im Gefängniß und in Noth keine Trauer an sich kommen läßt, ist auf keinerlei Weise natürlich und geistig erklärt, sondern es ist eine Folge — von den wunderkräftigen Steinen der Krystallburg; denn Steine, die in wunderbaren Sympathieen mit der menschlichen Seele stehen, ist etwas, was in allen diesen Romanen gleichfalls häufig wiederkehrt. Mit dieser guten Laune ausgerüstet, geht also der gute Lanzelot mit 15 Jahren in die weite Welt, versehen mit Waffen, die er nicht führen, und mit einem Roß, das er nicht reiten kann; und dazu erhält er die Weisung den stärksten Ritter der Welt, einen gewissen Iveret von Dordona, zu bezwingen. Gerade so unbeholfen sendet auch die Herzelaude den Parzival aus und so auch tritt Wigamur auf; welchem Gedichte man ein großes Unrecht gethan hat, wenn man es aus Parzival und Iwein und dem trojanischen Kriege zusammengesetzt nannte, weil wir diese Reminiscenzen, wie wir gesehen haben, uns ganz anders erklären müssen. Ein guter Zug ist noch, daß jetzt Lanzelot an eine Burg kommt, wo ihn ein Zwerglein mit einer Geißel schlägt (auch im Erek ist ein solcher ungezogener Zwerg mit einer Geißel), was er nicht rächt, obwohl er doch der Burg böse wird; dies deutet denn etwa sein Naturell an, im guten Gegensatz zum Parzival wieder, den gleich die erste Beleidigung, die nicht einmal ihn selbst trifft, ganz irre und wild macht. Etwas zugestutzt wird nun unser Reitersmann, der statt des Zügels den Sattelbogen lenkt, in der Burg eines Jünglings Namens Joffrit, der ihm begegnet war, ähnlich wie Parzival beim Gurnamanz. Hernach begegnet er zwei kämpfenden Rittern, die er

versöhnt und mit denen er Gesellschaft macht. Irrende Ritter aber sind die Seele dieser Dichtungen, und nach dem oben angegebenen Gesichtspunkte sieht jeder von selbst ein, wie dies mit dem Geiste des Zeitalters zusammenhängt, und wie man nicht wirkliche Vorbilder dieser Figuren in der wirklichen Welt suchen muß (obgleich es Reiseabentheurer im Mittelalter genug gab, die nur eher eine Folge als ein Muster dieser poetischen Figuren waren). Sie kommen dann zusammen auf Burg Moreiß, wo Galugadruweiß wohnt, der die böse Sitte hat, seinen Gästen übel mitzuspielen, wenn sie das Geringste missethun. Haus- und Wegtyrannen, bedrängte Frauen und Reisende müssen natürlich ein vielfältig wiederkehrender Stoff in den Erzählungen von verliebten Abentheurern sein; und dann wollen wir auch auf die schreckhaften Namen merken, welche noch die späte Kunstpoesie der Italiener so unentbehrlich fand, die schon einem Wirnt anstößig waren, und deren Ursprung hier zu suchen ist. Vielleicht war es hier nicht die Absicht der Italiener, welche solche Namen schuf, leichter mögen die französischen Uebersetzer aus Unfähigkeit die walisischen Namen zu lesen, sie entstellt haben, so daß man denn nun neben den Genannten die entsetzlichsten Seitenstücke stellen könnte; als da sind: Glakotheleßfloyr, Dyartorforgrant, Triasoltrifertrant, Grißmaßmalin und Kathaclypso. Daher herrscht auch in den Handschriften oft sehr verschiedene Schreibung von einerlei Namen. Nun folgt eine verfängliche Scene mit des bösen Wirthes schöner Tochter, die von der Liebe bezwungen ist. Die Zuchtlosigkeit ist in diesen Dichtern, welche die Welt nicht mit den ernsten Augen, wie unsere Deutschen, und wie auch diese nur zum Theile, ansahen, beinahe grundsätzlich. Ueber die obscönsten Dinge wird hier ruhig weggegangen, als müsse es so sein; und es ist sehr charakteristisch, wie hier Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg sich drehen und wenden, und der Sache eine Seite abzugewinnen suchen; in Lanzelot und dem alten Tristan aber ist das Häßliche nicht einmal mit dem Reiz der Darstellung verschönert; und was Ariost zwischen Ernst und Scherz predigt, und Gottfried mit mehr Ernst als Scherz, das thut Eilhart mit dem heftigsten Ernst, der zornig den Teufel in die Gesellschaft der argen Verläumder ruft, die den guten Marke gegen den schnöden Ehebrecher Tristan — nur warnen. Am Morgen nach der ersten gastlichen Nacht erscheint der erzürnte Vater und fordert den Misse-

thäter Lanzelot zum Messerwurf, Lanzelot sticht ihn todt, ohne Klang und Sang wird er begraben und die Tochter lebt als Weib mit dem Mörder. Solch ein durchaus stumpfes moralisches Gefühl herrscht hier überall; und selbst in Gottfrieds feiner Behandlung des Tristan stoßen wir auf Vorstellungen, die wir mit unseren sittlichen Begriffen nicht in Einklang bringen können. Ich weiß schon nicht, ob es Unkunde ist, wenn mir scheint, als ob selbst die Art, wie sich hier Lanzelot seines Sieges bemächtigt, eben wie Tristans Verfahren im Ermorden des Usurpators seiner Länder und selbst im Zweikampf mit Morolt nicht einmal fein ritterlich wäre, sondern ein bischen meuchelmörderisch. Und hier kann man leicht sehen, wie diese Romane gerade in dem Verhältniß zu dem früheren Ritterthume der Briten stehen, wie die Malagis und Aehnliches zu der Karlssage, wo auch schon der alten guten Ordnungen des Ritterwesens gespottet wird. Lanzelot zieht übrigens bald von seiner Burg wieder aus, und wo die gutmüthige Beraubte hinfort bleibt erfahren wir nicht weiter. Auch dieser Zug einer unmündigen Erfindungsgabe kehrt in diesen Gedichten häufig wieder, daß Personen, an denen man den lebhaftesten Antheil gewonnen hat, plötzlich verschwinden und nicht wieder erscheinen. Lanzelot kommt zu einem gefährlichen Schlosse, wo ein gewisser Linier jeden, der bewaffnet zur Burg kam, zu tödten pflegte. Seine Nichte Ade nimmt an dem Ritter vom See (denn so heißt er von seinem Jugendaufenthalt und jeder dieser Ritter der britischen Romane pflegt einen Beinamen zu führen) Antheil, allein ihr Ohm wirft ihn schonungslos in den Kerker; da aber Lanzelot den Streit, den der Ohm seine Aventiure nannte, bestehen will, so wird er losgelassen, und dieser Kampf besteht nun darin, daß er erst einen Riesen, dann zwei Löwen und endlich den Herrn Linier selbst bestehen muß. Der deutsche Dichter Ulrich muß nicht viel britische Romane gekannt haben; er nennt diesen Lanzelot auch am Schlusse eine fremde, eine sonderbare Mähre, und wie er hier von diesem Kampf redet, den Linier seine Aventiure nennt, scheint ihm das was ganz Unbekanntes, obgleich in allen diesen Epen dergleichen vorkommt, und zwar solches, woneben diese Riesen und Löwen, die natürlich alle darauf gehen, ein wahres Kinderspiel sind. So wundert Ulrich sich gleich wieder, daß die Sage nicht bemerke, was weiter zwischen Ade und Lanzelot vorgefallen sei. Der praktische Deutsche kann sich gar nicht darein finden, daß diese

Leute einmal im Verschmähen so launisch sind, als ein andermal im Begehren, oder daß sie beides gleich kalt betreiben. König Artus hört indeß von Lanzelots Thaten, und sendet den Walwain nach ihm aus, der ihn unterwegs trifft und sich Kampfes mit ihm versuchen will; die Streitenden trennt ein Herold, und ladet sie zu einem Turnier auf der Wiese bei Joisle, der Stadt des Gurnamanz; Walwain folgt sogleich, allein Lanzelot fährt ihm erst später nach. Auch diese Situation ist in jeder dieser Dichtungen ein stehender Artikel; und daß nun auf dem Turniere der Held unbekannt erscheint und das Beste thut und alle die trefflichsten Helden von Gawan bis auf Keye niederwirft, das versteht sich nicht allein in diesem, sondern in allen Sagenkreisen des Mittelalters von selbst, und nur dem ehrlichen Sammler der Vilkinasage mußte der Gedanke kommen, daß diese Uebertreibung doch gewissermaßen eine Entschuldigung bedürfe. Die Jungfrau Ade mit ihrem Bruder begleitet den Lanzelot; sie kommen auf die Burg eines Herrn Mabus, welche die Eigenschaft hat, daß sie den Tapfern feige macht; daher kommt Lanzelot wieder einmal in einen Kerker, und wird wieder befreit, weil er sich wieder mit dem Bestehen einer Aventiure rettet. Diesmal fügt es nämlich der Zufall, daß eben jener Jveret, den die Meerfei dem vom See als seinen Hauptfeind auf die Seele gebunden hatte, den Mabus belästigt. Die Sache ist, daß man in einem Walde an einem Brunnen eine Glocke mit einem Hammer zu berühren hat, worauf sich dann Moret zum Kampfe stellt. Ganz so, nur ein wenig ausgemalter, ist im Jwein ein Brunnen, mit einem Stein, auf den man mit einem Goldbecken etwas Wasser aus dem Brunnen gießt, worauf ein furchtbares Gewitter sich erhebt, nach welchem der Herr des Abentheuers erscheint. Noch ehe aber der Glockenschlag ertönte, träumt Jverets schöne Tochter Jblis von Lanzelot, sie kommt zu dem Brunnen und warnt ihn, allein vergebens; er tödtet abermals der Tochter ihren Vater und gibt ihr dafür einen Mann, und ihr fällt so wenig wie jener früheren Jungfrau auf Burg Moreiß ein, sich einen Augenblick zu bedenken. Da nun der Held eine Frau hat, mit der es Ernst ist, so muß er doch auch einen Namen haben, denn bisher hatte er keinen; aber sein Vater ist todt, seine Mutter ist — Gott weiß wo; wer soll ihm den Namen sagen? Die französischen Sagen bemühen in solchen Fällen kurzweg einen Engel; hier ist's noch viel bequemer; es darf ja nur eine Frau der Meerfeie kommen und ihm verkünden,

da ja nun die große Aufgabe gelöst ist, daß er so und so heiße und Artus Schwesterkind sei, deren der Mann sehr viele hat. An Artus Hofe wird denn auch Gelegenheit gegeben, die Tugend von Lanzelots Weibe ebenso triumphiren zu lassen, wie vorher seine Tapferkeit im Turnier. Der weibliche Bote der Meerfei (denn weibliche Boten reisen schon damals, wie sowohl Wirnt mit Erstaunen als auch noch Ariost mit Schelmerei bewundert, sicher durchs Land, nur freilich mit Ausnahmen, sowohl im Wirnt wie im Ariost), der weibliche Bote also bringt einen Zaubermantel zum Geschenk, bestimmt für die Frau, der er paßt. Passen aber wird er nur der völlig Tugendhaften. Dies ist dann ein anderer Tugendprüfstein, wie im Titurel die Brücke, wie im Wigalois der Stein. Nun ists dann lustig, wie der winzigen Frau des Maldus das Kleid zur Jacke und der riesigen Dame des Iwein zum Reitkleid wird; Frau Iblis aber trägt es davon. Dieser Witz war so beliebt, daß er in Novellen und Balladen über alle Welt, bis nach Nordland (in der Samson-, Fagras- und Möttulssage) verbreitet ward. Gleich zur Vergeltung muß aber Iblis hören, daß der abwesende Lanzelot ein Abentheuer in Pluris, der Burg, die noch von seinem ersten Auszug seinen Haß trug, bestanden habe, aber bei der Königin dort in Kerkers- und Liebesbanden liege. Die Massenie befreit ihn also. Es folgen weitere Abentheuer; denn schon im Wigalois heißt es ja, daß die Tafelrunde nicht speist, ehe der Tag ein Abentheuer gebracht, was Wunder, wenn der edle Don Quixote Abentheuer wie den Sand am Meere seinem Sancho zu verheißen weiß! Die Königin, Arthurs Weib, muß noch entführt werden vom König Fallarin, denn diese Scene darf abermals in keinem dieser Gedichte fehlen. Dann erlöst Lanzelot ein bezaubertes Weib von der Drachengestalt, eine Sache, die auch im Wigalois vorkommt. Und das Ganze endet mit Festen und Herrlichkeit nicht allein hier, sondern fast überall in diesen Romanen; und so hat sich schon Wolfram auch über die andere Eintönigkeit lustig gemacht, daß Alles, was an Arthurs Hofe vorgeht, immer am Pfingstfeste geschehen muß.

In der That, Alles wozu spätere Zeiten durch Uebertreibung die Romane des Amadis und seiner Söhne und Enkel gestalteten, liegt in diesen nach bretagnischen oder britischen Dichtungen gebildeten Romanen des zwölften Jahrhunderts im Keime, und eben jene der Zeit nach letzten kehren zu eben diesen der Zeit nach ersten, auch

wieder mit größerer Aehnlichkeit zurück, nur ist hier noch Alles im höchsten Grade roh, was dort ausgeklügelt und raffinirt ist, und in der That bezeichnen diese Romane im engern Kreise der britischen Dichtung dieselbe Ausartung, wie die Amadis in der romanischen. Wenn sich aus solchen Anfängen, und nach solchen Mustern und in kurzer Zeit in Frankreich und Deutschland auch nur etwas Mittelmäßiges herausarbeitete, so darf man in diesem Falle, sollte man fast glauben, sogar das Mittelmäßige bewundern! Noch liegt hier eine Reihe langweiliger Geschichten ohne Verbindung, ohne innere Bedeutung, hintereinander; wenn nur etwas Neues von dem alten Arthur, oder etwas Altes von einem neuen Rittersmanne erzählt wird, so ist Alles gut. Kein Schluß einer Begebenheit, kein Schluß des Ganzen, kein fesselndes Ereigniß, keine kleinste Intrigue, keine Leidenschaft, kein Gefühl, weder im Dichter noch in seinen Geschöpfen, kein Bild, keine Sprache, kein Leben, und selbst wo der Vortrag lebhaft geschildert sein soll, in jenen schnellen Frag= und Antwortstücken, die in diesen Zeiten ein Lieblingsschmuck der Poeten sind, selbst da kein Leben. Selbst die Lays und Fabliaux, die man auf britischen Ursprung zurückführt sind voll der elendesten Erfindungen, der mechanischsten Verbindungen und der wunderlichsten Albernheiten, so sehr sich sonst diese Gattung an poetischer Ausführung in Frankreich auszeichnet. Wenige Momente ächter Sage, Einiges aus der Mythologie und gewisse Scenerien sind ewig erneut, ewig vervielfacht. Und für diesen Mangel aller Phantasie und aller Kunst pflegt doch sonst, wo sich eine Poesie überlebt hat, Didaktik und dergleichen zu entschädigen, allein hier kam gleich ein wahres Gift mit diesen Dingen in die Länder von Frankreich und England und hier, wo man gerade in frischester und junger Begeisterung nach Idealen in Kunst und Leben rang, mußte das Geschick gerade diese Dichtungen hinwerfen, die Trümmer der absinkenden Poesie einer abgesunkenen obscuren Nation, der fast jedes freiere und höhere Bedürfniß des Geistes ein Räthsel war; Dichtungen, die der allerersten und allereinfachsten Bedingung jedes erzählenden Gedichtes vollkommen entbehren, der lebendigen, sinnlichen Darstellung, der Unterdrückung des Zufälligen, des inneren nothwendigen Zusammenhangs.

So weit hatten wir diese Sätze schon vor zehn Jahren, bei der ersten Ausgabe dieses Werkes, geführt, als man die ursprüngliche

Quelle der Artusromane nur aus den Berufungen französischer und deutscher Dichter kannte. Man konnte, wie wir es versuchten, aus chronikalischen Zeugnissen und latinisirten Resten altwalisischer Poesie, und allenfalls aus einigen kleinen Erzählungen, Lais und Legenden bretagnischen Ursprungs sich überzeugen, daß jene Romane wirklich altbritische Elemente enthielten, man konnte sich aber mit Sicherheit kein Bild von der Beschaffenheit der Urquellen selbst machen, weil sich zu keiner der vielen französischen und deutschen Dichtungen dieser Gattung eine wälsche Grundlage gefunden hatte. Das Bild, das man aus den lateinischen Geschichtschroniken der Walisen und ihrem poetischen Inhalt von Arthur erhielt, konnte sogar irre machen an der wälschen Geburt der von ihm benannten Romane; und die einzelnen Namen seiner Tafelrundhelden, wie sie in den Triaden, Elegien und Gesängen der wälschen Barden bis ins 15. Jahrh. hin genannt und im Andenken gefeiert werden, waren, factenlos und nackt, wie sie hier immer erscheinen, auch nicht geeignet, auf die Existenz einer großen Reihe abentheuerlicher Mährchen und Erzählungen von eben diesen Helden schließen zu lassen. Dazu kam die Schwierigkeit zu bestimmen, ob man Alles was Artusroman heißt, mit all den mancherlei Bestandtheilen, die darin enthalten sind, in all der großen Verschiedenheit, in der sie untereinander abliegen, schlechtweg für walisisch halten solle, oder ob man welche von ihnen ausscheiden müsse, oder aus den Einzelnen einzelne Theile, und welche? Wie groß war die Kluft zwischen dem rohen Lai von Havelok und dem subtilen Gespinste des Tristan! Welch ein Unterschied war in dem Umfang des Lanzelot unseres Zazichoven und des prosaischen, der unter dem Namen von Gautier Map geht? Welch ein Abstand von dem flachen Inhalte fast aller dieser Romane zu dem tiefsinnigen Gedichte des Kyot von Provence! Es war daher immerhin ein Wagniß, als wir es unternahmen, die Züge, die den Artusromanen gemeinschaftlich sind, bei der Analyse des Lanzelot zusammenzustellen, gerade an diesem rohesten Werke die Gestalt der Anlage und die Stufe der Bildung und Poesie errathen zu wollen, auf der man sich die wälschen Urbilder der französischen Epopöen von Arthur zu denken hätte, und aus bloßen analogischen Folgerungen das bestimmte Urtheil über Werth und Beschaffenheit dieser Urbilder auszusprechen, welches die vorigen Sätze beschließt. Dieses Urtheil ist aber neuerdings auf eine uns selbst auffallende und schlagende Weise gerechtfertigt worden.

Die Engländerin Lady Guest hat vor einigen Jahren die walisischen Erzählungen[251]) von drei Tafelrundern des Arthur, die wir gerade alle drei in deutschen Bearbeitungen, und zwar in Bearbeitungen ausgezeichneter Dichter besitzen, in der Ursprache veröffentlicht: die evidenten, wenn auch nicht unmittelbaren Quellen des Parzival, Iwein und Erec. Sie sind aus einem wälschen Manuscripte in der Bibliothek des Jesus-College in Oxford entnommen, das theils Mährchen aus dem Cyklus der Artusromane enthält, theils andere, die sich mit Personen und Begebenheiten einer frühern Zeit beschäftigen. Einige Gedichte dieses sogenannten rothen Buches von Hergest tragen den Namen des Barden Lewis Glyn Cothi, der am Ende des 15. Jahrhunderts blühte. Wenn die prosaischen Mährchen (Mabinogion), welche die Bände dieses Werkes enthalten, auch erst in so später Zeit aufgeschrieben sein sollten, so tragen sie doch alle Merkmale eines höhern Alters, und sie berufen sich auch ohnehin auf frühere Ueberlieferungen und Geschichten, denen sie nacherzählen. Wir haben in ihnen die Quellen von drei Arthurromanen in einer Gestalt, wie sie mit mehr oder weniger Abweichung ganz füglich den ersten französischen Bearbeitern vorgelegen haben können. Und diese Gestalt sieht dem ganz ähnlich, was oben aus dem Lanzelot gemacht ist, indem er in seiner Blöße dargestellt und ihm der geringe Firniß auch noch abgestreift ward, den die redselige Verskunst der Franzosen darüber gestrichen haben konnte. Wir werden weiter unten bei den betreffenden Werken im Einzelnen auf diese Mährchen zurückkommen, wo sich der Charakter dieser ungelenken Erfindungen noch deutlicher herausstellen wird, denen man nicht zugetraut hätte, daß sie die Seele der mittelaltrigen Ritterpoesie und die Lieblinge des Geschmacks einer feinsinnigen und gebildeten Zeit für eine lange Weile hätten werden können.

6. Antike Dichtungen in neuer Gestalt.

Wir haben einigemal an Berührungen der Dichtungen jener Zeiten mit byzantinischen Vorbildern gestreift, und gehen jetzt zu

251) The Mabinogion from the Clyfr Coch (red book) o Hergest etc. by Lady Charlotte Guest. London 1838 ff. Vol. 1—4. Die Arthursage und die Mährchen des rothen Buchs von Hergest. Von San Marte. 1842.

demjenigen über, was aus dem Alterthum in die Gestaltung des romantischen Epos übergriff. Wir müssen uns dabei an das klar Vorliegende halten, an die Werke der mittelaltrigen Literatur, die offenbar auf antiken Dichtungen beruhen, die aber alle in einer Entartung verpflanzt erschienen, und in einer Entfernung von den Urbildern, die dem Raum der Zeiten gleich ist, die beide trennt. Die Durchgänge und Veränderungen, die diese Dichtungen erlitten, können wir nur sporadisch verfolgen, so wie uns selbst die Veränderungen des dichtenden Geistes, der Uebergang von dem classischen zu dem romantischen Sinne innerhalb der griechischen Welt selbst undeutlich genug ist, weil uns eine Geschichte der byzantinischen Literatur fehlt. Besonders interessant wäre es, die Geschichte des griechischen Romans und neben ihm überhaupt die Geschichte der Dichtungsmaterien der byzantinischen und neulateinischen Literatur zu verfolgen, um vielleicht auf Spuren zu kommen, in wie weit neugriechische und orientalische Stoffe und Vorstellungen in die westliche Dichtung übergingen. In diesem Gebiet ist noch so gut wie nichts geschehen. Dunlop und Manso[252]), die hier vor Anderen genannt werden müßten, begnügen sich mit Aufzählung und Beurtheilung der übrig gebliebenen Romane, ohne in die neuere Zeit weiter vorzudringen, und selbst wenn wir uns dies gefallen lassen wollten, wie urtheilen sie nicht selbst über diese Romane verkehrt, da z. B. keiner den Chäreas des Chariton zu würdigen versteht, den Manso in eine Klasse mit Heliodor und den übrigen wirft, gegen die er einen förmlichen Gegensatz bildet, den er wie auch den Longus kaum erwähnt, geschweige analysirt, da doch Jeder, der auch kein Freund dieses Zweigs der griechischen Dichtung ist, eingestehen muß, daß unter allen Romanen gerade dieser außerordentlich interessant ist, nicht nur wegen der naiven, natürlich und südlich glühenden Darstellung und Gesinnung, sondern auch besonders durch das treue Anlehnen an den altgriechischen Geist der besten Zeit, so daß hier noch einmal mit Wärme und Innigkeit das Verhältniß des Griechenthums zu dem Orientalismus poetisch wie im Herodot historisch, aufgefaßt und geschildert ist. Es ist aber zu vermuthen, daß, wie später Tasso den Heliodor benutzte, wie den italischen und spanischen Schäferdichtern

252) Der Eine in seiner history of fiction, der Andere in der Abhandlung über den griechischen Roman in seinen vermischten Schriften.

Longus vorschwebt, wie Cervantes ernster Roman den ganzen Zuschnitt der griechischen Romane trägt, so auch in früherer Zeit vielerlei Griechisches in die neue romanische Poesie Eingang gefunden haben mag. Sobald man den Charakter und die Hauptzüge der griechischen Romanliteratur festgestellt hätte, würde man vielleicht in manchen Poesien des Mittelalters auf die Spur von griechischen Mustern kommen. So gut wie jede epische Dichtung der verschiedenen Nationen im Mittelalter ihre charakterisirenden Eigenheiten hat, so auch der griechische Roman. Sie scheinen hier im Wesentlichen zu bestehen in der Geschichte zweier Liebenden, die durch Gefahren getrennt, durch Zufälle auseinander geschleudert, durch Zufälle wieder verbunden werden; die Scenerie ist Ufer und Meer, Wälder und Tempel; die Staffage machen Räuber und Magier; die Kunst geht auf Schilderung der Wunder der Ferne, oder auf Darstellung der Leidenschaften, oder auf das Malen von Personen, Gegenden, Statuen, kostbaren Gräbern und dergleichen, dabei herrscht eine Monotonie, eine Armuth, eine Wiederholung der Situationen und Begebenheiten, eine Kunstlosigkeit, eine Gesunkenheit der Sprache, daß man in vielen Stücken an alle Fehler der mittelaltrigen Epen erinnert wird, obgleich man auch in allen diesen Beziehungen Eigenthümlichkeiten unterscheiden kann. Wo man nun Züge dieser Art, eine einfache Liebesintrigue, Trennungen, Verfolgungen, Sclavenverkauf, ungeschickte Maschinerie, Gräber und Scheinleichen, Automaten und bewegliche Statuen, die an die byzantinischen Anemodulien erinnern, in einem solchen Verbande findet, wie z. B. in Flore und Blancheflour, sollte man da nicht, wenn auch nicht gerade auf griechischen Ursprung, doch auf einen Entstehungsort schließen müssen, wo griechische Literatur zugänglich, oder auf einen Dichter, dem sie sehr geläufig war? Solcher Werke aber scheinen in der französischen Literatur mehrere zu existiren, die eine solche Färbung vom griechischen Romane tragen; auch haben schon andere die ähnliche Ansicht gehabt, und nur mit zu viel Leichtsinn Herleitungen gemacht, wie wenn man z. B. die Fabel von Romeo und Julie auf des Xenophon Ephesiaca (die Bürger deutsch behandelte) zurückführte.

Wie sehr vorsichtig man aber auch mit solchen Herleitungen sein muß, wollen wir an einer Bemerkung deutlich zu machen suchen über ein eigenes Phänomen in der Geschichte jener byzantinischen Zeiten, welche den Uebergang von der alten und neuen Welt bilden;

ein Phänomen, das auf manche Erscheinungen im Staat, Leben und Bildung ein Licht wirft, allein die Untersuchung auch auf der andern Seite ungemein erschwert. Es begegnen sich nämlich im sinkenden Alterthume, sei es im Orient, in Griechenland oder in Italien, eine Unzahl von Erscheinungen in allen möglichen Beziehungen des Lebens, mit ähnlichen Erscheinungen, die von jenen ganz unabhängig in den nordischen Nationen aufkeimten, und welche die tausend und aber tausend Brücken bildeten, die je unmerklicher und unbemerkter, um so fester die alte und neue Zeit mit einander versöhnten und verbanden. Es ist, als ob die Vorsehung die Kindheit der neuen Welt und das kindische Greisenalter der alten, zwei gleich hülfsbedürftige Perioden, wechselseitig an einander hätte erziehen und zu einem neuen Leben emporbringen wollen. Oder sollen wir es Zufall nennen, daß das Christenthum und die barbarischen Germanen sich zu einer Zeit ganz abgetrennt vereinten, die alte Welt von innen und außen zu stürzen, da das Christenthum doch, wie die 18 Jahrhunderte seiner Existenz beweisen, für die Germanen nach all seinen religiösen und politischen Beziehungen ganz eigentlich geschaffen war und in allen anderen Theilen der Welt untergegangen oder entartet ist? Daß das Familienleben der Römer, oder ihr Sinn für Ausbildung des Rechts, oder ihre Latifundien mit den engeren Familienbanden der Deutschen, mit deren ungewöhnlich früher Neigung für Bestimmung und Festsetzung der rechtlichen Verhältnisse, mit deren Hang zum Vasallen- und Lehnwesen zusammentraf? Daß die geläuterten Religionsideen der Philosophen der alten Welt und der Christen an dem Naturdienst oder der wenig entwickelten Mythologie der keltischen und germanischen Nationen eine unbeschriebene Tafel fanden, auf die sich leicht das Leichtfaßliche auftragen ließ, da auch die Vorstellungen der Unsterblichkeit, im Norden und Süden unabhängig, sich die Hand reichten und die Verbindung erleichterten? Daß in der alexandrinischen und byzantinischen Welt jene leichtgläubigen Verfälscher aufkommen, die in Geschichte und Sage den ärgsten Wirrwarr bringen und daß diese nämlichen Leute ganz unabhängig hauptsächlich unter den Kelten erscheinen, wo sie jedoch auch bald Bekanntschaft und Freundschaft mit den südländischen Handwerksgenossen schließen? So ist es in allen nur erdenkbaren Verhältnissen. Das Abhängigkeitsgefühl ward in der verwüsteten und erschütterten alten Welt wieder rege und leitete die Denk- und Gefühlsweise der Völker ähnlich, wie das gleiche Ab-

hängigkeitsgefühl jede junge Nation leitet. Daher begegnen sich die Vorstellungen jener Zeiten auch in der Poesie in sehr auffallender Weise, und hier tritt die Thorheit der Aesthetiker oder Literarhistoriker heraus, welche die Entstehung romantischer Kunst auf eine Nation, auf ein Local zurückführen wollen, da gleicher Geist und gleiche Verhältnisse diese Romantik überall hervorrufen mußten und überall hervorgerufen haben. Der also, welcher Riesen und Zwerge, Drachen und Schlangen, Feen, Zauberringe und wunderbare Thiergestalten aus dem Orient, von babylonischer und ägyptischer Magie herleiten will, hat eben so Recht, wie der, der ihren Ursprung unter den Scandinaven sucht, so wie jeder etwas Wahres sagt, der die Quelle der mittelaltrigen Romantik bei den Skalden oder den Barden, bei den Christen oder den Arabern, bei den Griechen oder den Spaniern suchte, das Wahre aber nur der, der eben jene Romantik des Mittelalters ihrem Wesen nach wie jede andere aus der Dunkelheit und Unklarheit in neuen zum Theil blendenden Vorstellungen und Erfahrungen, ihre ungemeine Ausbildung und Verbreitung aber, die so groß war, daß man sich gewöhnte die Kunst des Mittelalters allein als eine romantische zu betrachten, aus nichts anderem als der wilden Durchdringung der romantischen Vorstellung aller Nationen der Welt in den Zeiten der Kreuzzüge herleitet. Daher ist in vielen mittelaltrigen Dichtungen das Zauberhafte und Wunderbare so gemischt, daß es schwer ist zu sagen, ob einheimische, oder aus dem Norden oder aus dem Süden entlehnte Vorstellungen dabei zu Grunde liegen; oft mögen die ähnlichsten Züge an Nordisches oder Orientalisches erinnern und dennoch selbständig, national und unabhängig sein. Wo man in den Extremen selbst sucht, da ist der Unterschied außerordentlich leicht zu finden, und der Drache Fafner unterscheidet sich sehr charakteristisch von den südlichen Drachen, und die Runenzauberei von der babylonischen Magie; in den nordischen Wundern erkennt sich die Uebertreibung einer Phantasie, die an einer übertriebenen äußeren Natur genährt ist, in den orientalischen die verbrannte Einbildungskraft von Gelehrten und Priestern, und die Klügelei des Müssiggangs. Beide verhalten sich wie Natur zu Kunst; dort ist reine Kindheit, hier ist eine Rückkehr zu der frühesten Romantik: daher im alexandrinischen Zeitalter die Wiederaufnahme aller alten romantischen Stoffe. So leicht nun die Verschiedenheit und die Aehnlichkeit des Alten und Neuen unter so abgetrennten und entfernten

und in keinerlei Berührung gekommenen Stämmen, wie Scandinaven und etwa Orientalen, zu finden ist, um so schwerer ist dies da, wo sich Beides mag, wer weiß wie vielfach, durchdrungen haben. Ich will nicht von einzelnen Beispielen reden, und begnüge mich im Ganzen jene keltischen Nationen zu nennen, in welchen auf eine merkwürdige Weise die angegebenen Elemente der sinkenden alten und des steigenden neuen Welt gemischt zu sein und verschmolzen scheinen, als ob sie in der Entwickelung einer frühen und rohen Jugend durch Bekanntschaft mit römischer, griechischer und christlicher Bildung und durch Verfrühung jeder Art schnell alt geworden seien; und diese Verkrüppelung des inneren Organismus dieser Nationen erkennt man noch heute in allen Extremitäten von dem westlichen Europa, wo die Trümmer derselben ihre Sprache und ihren Stamm rein erhalten haben. Daher hat man sich so gerne bemüht, die Wälschen oder Iren aus Judäa herzuleiten, denn man fühlte den verwandten Geist; daher verglich man die Iberer mit Recht mit den Indern, an deren Dichtung selbst die späte spanische Poesie noch erinnert. Daher haben, um aus unserem Gebiete ein Beispiel anzuführen, die walisischen oder bretagnischen Epen in ihrer Structur eine so auffallende Aehnlichkeit mit den griechischen Romanen, ohne daß man darum sagen könnte, es sei an eine Entlehnung oder Nachahmung auch nur zu denken. Allein auf der anderen Seite leuchtet auch das außerordentlich leicht ein, daß, sobald nun eine solche Nation im Laufe der Zeiten und in gesteigerter Erleichterung der Verbindungen mit Producten einer anderen Nation bekannt ward, die mit der ihrigen eine große Aehnlichkeit darboten, sie sich derselben mit großem Eifer bemächtigt haben mochte, und daher konnten die Briten mit eben solchem Eifer den geläuterten Judaismus ergreifen, um ihn bald wieder leiblich zu entstellen, wie sie die modernisirten Sagen der Griechen ergriffen, um sie ärger zu verderben, und wie wir fast überall britische Geistliche alles Alte aufgreifen sehen, um ihre geübte Beredtsamkeit daran zu erproben.

So kamen sich denn auch in der Entstellung der alten Dichtungen von Troja oder der Geschichte des Alexander Orient und Occident, Süd und Nord wetteifernd entgegen. Die alten ächten Gedichte Homers und Virgils blieben nur wenigen Gelehrten bekannt; die Trojanersage nahm, der Autorität des Homer trotzend einen neuen Anfang, der, wenn die lateinische Uebersetzung jenes Dares Phrygius

wirklich die treue Uebertragung eines griechischen Textes, und dieser Text wirklich die erste Grundlage der neuen Gestaltung dieser Sage sein sollte, dem Anfange der walisischen Sagendichtung ganz entspräche. Denn ganz so vag und factenlos wie die ältesten britischen Schreiber ist auch dieses Buch; ganz so trübsinnig wie diese sieht der Dichter die Dinge an, der gleich im Anfange in seinen schlechten Wortwitzen jammert über das Greisenalter der Welt, daß während Andere im Alter weiß würden am Kinne, wir alterten im Sinne, und daß uns das Hirn statt des Haares ergraute. Ich will die fabelhafte Entstehung dieses Buches den Herbort von Fritzlar in der Note erzählen lassen[253]), und dessen kritische Herleitung den Literarhistorikern anheimgeben. Ich stelle diesen Namen gleich hier voran, weil wir aus Herbort und Lamprecht wissen[254]), daß schon vor ihnen der trojanische Krieg ins Deutsche übersetzt, daß dieser Gegenstand also im 12. Jahrhundert ohne Zweifel schon ganz allgemein bekannt war. Wie vielfach verbreitet alle diese Dinge waren, ist noch lange nicht genug untersucht; seitdem Benoit de St. More den Dares und Dictys in eine Uebersetzung verschmolz, müssen sich diese in allen Sprachen ungemein vervielfältigt haben. Bekanntlich ist der trojanische Krieg so außerordentlich gesegnet an vielen und wortreichen Bearbeitern, und obzwar Benoit noch über Unbekanntheit des Trojanerkriegs klagt[255]), so fand er doch auch in Frankreich Aufnahme

---

253) Liet von Troye. v. 47 sqq.
Diz bûch ist franzoys und walsch, sîn fûge ist gantz und âne falsch;
zu Kriechen was sîn êrste stam, in latîn ez dannen quam,
hinnen ist ez an daz welhische kumen; dâz han ich alsô vurnumen:
Tares der aller beste den sturm von Troygen weste,
wen er dâ mit was gewesen; der screip in und liez in lesen;
Cornelius den strît las, als er in kriechisch gescriben was,
als hât er in inz latîn gekart.

254) Lamprechts Alexander. V. 1489.
-Man saget von guoten knehten,
di wol getorsten vehten,
in der Troiêre liede,
ê der sturm geschiede
Achilles unde Hector,
Aiax unde Nestor u. s. w.

255) Ceste histoire n'est pas usée, ne en gaires de liens trouvée,
Jà refaite ne fut encore, mais Beneois de Sainte-More
L'a comencié é faite é dite, et a ses mains l'a toute escrite.

genug, und Benoit selbst ward die Quelle unsers Herbort[256]). Noch viel verbreiteter und aufs allermannichfaltigste variirt aber ist die Sage von Alexander. Dieser bestaunenswerthe Göttersohn hatte seit seinem Erscheinen nicht aufgehört, die Phantasie der Dichter und die Darstellungsgabe der Historiker zu beschäftigen. Kein Mensch der Erde, der sich die Größe der Welt zu seinem Ziele steckte, hat je so Ungeheures vollbracht, und ist zwar dem glühenden Bewunderer des Achill kein Homer zu Theil geworden, so würde doch auch die ungemessenste Ruhmsucht befriedigt sein, wenn sie die Revolutionen überschaute, die im Reich der Dichtung und Geschichte der Wirksamkeit dieses Mannes folgten. Erst neuerdings hat man angefangen, diesen außerordentlichen Mann in sein wahres Licht zu setzen und noch fehlt sein Biograph, der ihn würdig in seinem Verhältniß zur Weltgeschichte betrachtete. Er hat im Orient und Occident die neue Welt eröffnet, und der Osten und Westen haben sich um seine Geburt und um sein Wirken in der Dichtung beneidet, sie haben jedes Große an ihn geknüpft und die christlichen und heidnischen Poeten haben ihm ihre Paradiese geöffnet. Noch ehe Christus war, hat dieser Mann durch die Art, wie er die Vorurtheile seiner Griechen und Makedoner von einer Rangordnung der Menschen, von Hellenismus und Barbarismus, factisch brach und zerstörte, den christlichen Lehren von Menschengleichheit den Weg gebahnt, und ohne die Schöpfung der griechischen Cultur im Orient hätte das Christenthum nie Boden fassen können. Ob es natürlicher war, daß er die Bewunderung seiner Griechen, der Gegenstand des Neides im Orient, der Lieblingsheros des Mittelalters oder dem Koran ein Prophet war, wer kann es unterscheiden? Gleich verschuldet ist ihm Asien und Europa; und wie er die achäische Tapferkeit der homerischen Helden verjüngte und die reine Hetärie der Mythenwelt, wie er einen Weltkampf im Sinne der persischen Autoren bei Herodot kämpft, wenn er die Himmelsstürmerei des Herakles und die lachende Culturschöpfung des Dionysos aus der Heroenzeit in die Gegenwart versetzte, wenn er sich mit dem Glanz eines orientalischen Despoten und dem Heiligenschein eines Gottsohnes umgab, wenn er die Grenzen des Landes und der See aufsuchte, so war das geeignet, die Bewun-

256) Vgl. die Einleitung der Ausgabe des Herbort von Frommann; besonders auch die Nachträge.

derung aller Zeiten in Anspruch zu nehmen. Er that das Niegesehene, was Wunder, wenn schon seine Zeitgenossen ihm ins Gesicht das Nieerhörte von seinen eigenen Thaten erzählten. Das Räthselhafte der neuen Welt, die Alexander geöffnet, bedingte, daß unmittelbar darauf alle jene wunderbaren Sagen von Indien und den Enden der Erde unter den Griechen aufkamen und sich an Alexanders Geschichte knüpften. Die alten Wundererzählungen des Herodot und Ktesias wurden hervorgesucht; und seit jener Onesikrit zu lügen begann und Hegesias den schwülstigen orientalischen Prunk der Rede hinzubrachte, gestaltete sich schon im alexandrinischen Zeitalter eine ganze Welt voll der wunderlichsten Vorstellungen von Naturspielen im Reich der Steine und der Pflanzen, der Thiere und der Menschen. Alexanders Landsleute also fabelten nur über die Fernen, die er ihnen geöffnet, und was ihnen an dem Manne selbst wunderbar schien, war nichts als seine heldenmäßige Tapferkeit, die sie schmeichelnd über den Ruhm der alten Götter und Heroen setzten. Aber dem Oriente selbst, den die Fabel über ihr eignes Gebiet nicht berühren konnte, schien das Räthselhafte, das ein solcher Mann selbst für sie haben mußte, interessanter, und er entstellte seine Geschichte im Westen; oder der Nationalhaß suchte sich mit der abgenöthigten Bewunderung zu versöhnen und so entstanden theils jene ägyptischen und persischen Sagen von seiner orientalischen Herkunft oder Dienstbarkeit, theils jene jüdischen von seinem ehrenvollen Besuche in Jerusalem. Orientalische Sagen wußten demnach von der Eroberung des Westens, von Rom und Carthago; im persischen Gedichte des Ahmed el Kermanni, oder doch in einem prosaischen Romane von Alexander, der ein Auszug aus jenem sein soll, ist die Straße von Gibraltar sein Werk, und er ließ den Berg Calpe durchstechen; in Kedrenos Chronik kommt er schon zu den britischen Inseln. Die Chronographie des Joannes Malala (800) kennt Alexanders Beziehungen zur Mohrenkönigin Candace, und diese kommt in eben jenem Perser als Kaidase, und auch schon unter andern Namen bei viel ältern Schreibern vor. Nicht zufrieden hiermit, so rückte man dort die Grenzen seiner Züge auch nach Osten hinaus und endlich über die Grenzen der Erde selbst. In jenem persischen Romane kommt er nach China und die chinesische Mauer ist hier in seine Geschichte eingegangen, die der Koran in den Wall des Gog und Magog verändert, als welcher er in die Gedichte des Mittelalters einging. Der

Perser läßt ihn mit karthagischen Seeleuten eine zweite Welt entdecken; er läßt ihn dann, und dies war im ganzen Orient Sage geworden, den Quell der Unsterblichkeit suchen, den nur der Prophet Khedr entdeckt hat, und dies ist auch in die westlichen Romane übergegangen oder in das Aufsuchen des Paradieses verwandelt worden, so wie Khedr, der auch im Iskendername des Nisami vorkommt, vielfach für identisch mit Elias gehalten wird, der in den christlichen Gedichten von Alexander stets eine Rolle zu spielen hat. Es war nicht genug, daß er die Reiche der Menschen bezwungen, auch die Ungeheuer und Misgeschöpfe sollte er vernichten, das Reich der Vögel durchfliegen und im kühlen Gewässer des Meeres vom stummen Volke der Fische Tribut empfangen. Alle diese Vorstellungen des Ostens und Westens, die Ausgeburten der glühendsten Phantasie, die von den mächtigsten Gegenständen erregt und auf die großartigsten Ideen gerichtet war, und dazu die Berichte der Geschichtschreiber mischten sich im Laufe der Zeiten wirr durcheinander. Das Zeitalter des Hadrian begünstigte dies ungemein und damals entstanden schon poetische Alexandriaden. In dem Valerius, den Mai herausgab, ist eine Hauptquelle der Alexandersage des Mittelalters zu suchen: diese reicht noch ins 4. Jahrhundert. Er wieder führt auf den sogenannten Pseudokallisthenes zurück, den Hauptstamm aller der mannichfachen Verzweigungen, welche die Alexandersage im Mittelalter erlitten. Ueber diesen hat neuerdings J. Zacher umfassendere Forschungen gemacht, die er hoffentlich der Oeffentlichkeit nicht länger entzieht. Zeit und Ort der Abfassung fällt zufolge seiner Untersuchung nach Alexandrien, wahrscheinlich ins Ende des 3. Jahrhs., und er nennt die griechische Erzählung eine alexandrinische Localsage, mit anderen allgemein zu Alexandria umgehenden Sagen über Alexander nach mündlichen Mittheilungen von einem sehr mittelmäßig gebildeten Laien zu einem ungeschickten Ganzen vereinigt und später von einem Griechen verbessert. Wie Valerius auf der einen Seite, wie mir nun gleichfalls Zacher nachweist, so bildet auf der andern das liber de preliis einen Hauptzweig aus diesem gemeinsame Stamme, das aber auch erst, wie Kallisthenes selbst, aus verderbten und abweichenden Drucken und Handschriften in seine ächte Gestalt hergestellt werden muß, in der es theilweise in Eccards cronica universalis im achten Bande der Pertzischen Monumente aufgenommen ist. Dies ist nun die augenscheinliche Hauptquelle des A l e x a n d e r g e d i c h t s von unserem

Pfaffen Lamprecht[257]), oder des unbekannten französischen Werkes, dem er zunächst folgt, des Alexander von Alberich von Besançon, einem Dichter, von dem sonst nichts bekannt ist, als daß er (zwei verschiedene Dinge in einer Feder!) auch den Stoff des Daniel von Blumenthal dem Stricker geliefert. Der verschiedenartige Bau des Gedichtes in einen mehr historischen, einen romantischen Theil, die Einkleidung dieses letzteren in Briefform, die ganze Folge der Begebenheiten in dem ersteren, in Lamprechts und ohne Zweifel auch in Alberichs Gedicht ist dorther entnommen. Nur die poetische Ausführung der Schlachten gehört den Vulgardichtern selbst; Einzelnes wie die Schlacht am Granicus, die Belagerung von Tyrus, die kritische Bekämpfung entstellender Fabeln[258]) muß Alberich aus besseren historischen Quellen hinzugefügt haben; der Ursprung anderer Stücke, wie die Erzählung von den Mädchenblumen, liegt noch im Dunkeln; auch die Reise in das Paradies ist anderswoher eingeschoben, so wie die ganze christlich orientalische Wendung am Schlusse und die salomonische Färbung, die Alberichs Zuthat ist, nichts mit der heidnisch gehaltenen lateinischen Quelle zu thun hat. Alles was sonst von Alexandergedichten in England, in Frankreich, in Spanien und Deutschland bekannt ist, weicht mehr oder weniger gerade von diesem Zweige der Sage ab, den die beiden, der französische und deutsche Dichter ergriffen; von dem Geiste ihrer Dichtung aber ist nirgends eine Ahnung. Nicht lange vor dem Ende des 12. Jahrhunderts hatte die Sage eine ganz andere Gestalt durch Walthers von Castiglione lateinische Bearbeitung erhalten, der den Curtius zum Faden nahm, wie wir im Ulrich von Eschenbach sehen können, der ihm genau folgt, und dies lateinische Werk erhielt ein solches Ansehn, daß man es in den Schulen den Classikern vorzog und daß Le Grand d'Aussy bemerkt, unter 19 Manuscripten der National-

257) In Maßmanns Denkmälern deutscher Sprache und Literatur. 1828. Wiederholt in seinen Gedichten des 12. Jahrhunderts. Meine Citate sind aus der ersten Ausgabe.

258) Gleich im Anfange eifert Lamprecht trefflich gegen die schmutzige Geschichte von Nectanebus und Alexanders Geburt:

> Noch sprehint manige lugenêre, daz er eins goukelêres sun wêre,
> Alexander, dar ih û von sagen: si liegent alse bôse zagen,
> alle di is ie gedâchten, wande er was rechte kunincslahte.
> sulhe lugenmêre sulen sîn unmêre
> iegelîchen frumen man.

bibliothek finde sich nicht eines ohne Randbemerkungen und Scholien. Die Bearbeiter des französischen Romans, auch ein Pfaffe Lambert und Alexander von Bernay[259]) (die nicht zusammen, sondern nacheinander arbeiteten), folgen wieder einer anderen lateinischen Quelle; dem Walther dagegen das spanische Gedicht des Juan Lorenzo Segura de Astorga[260]), der auch die französische Arbeit des Lambert schon kennt. Der flandrische Alexander, den man dem Jacob von Maerlant zuschreibt, leitet sich alsdann nach Zacher in zweiter oder dritter Linie aus dem Werke des J. Valerius, aus dessen Epitomator und dem Vincentius von Beauvais her. Alle diese weichen aber gerade in den eigenthümlichen Schönheiten und besonders in dem Sinne, der Auffassung und dem Geiste von unserem Lambert'schen Alexander ab, einem der schönsten Schätze der ganzen mittelaltrigen Poesie, der namentlich in unserer Zeit und nach unserem Geschmacke mehr Anerkennung finden sollte, als manches Andere was die damaligen Zeiten höher stellten, das Werk eines Dichters, den zwar Rudolf von Ems gewaltig hochmüthig ansieht[261]), ohne daß er ihm selbst die Schuhriemen zu lösen werth wäre, der vielmehr so hoch über ihm steht, wie er über Ulrich und wie dieser über Seyfried. Wären uns selbst die Alexandriaden von Berchtholdt[262]) und Biterolf bekannt[263]), wir würden schwerlich etwas Besseres oder nur etwas Gleiches an ihnen besitzen. Ich glaube nicht, daß die damalige Zeit überhaupt sich geistig höher zu erheben fähig war; denn dieser Lambert scheint an die größten Ideen zu reichen oder sie

259) J. Grimm hatte vermuthet, daß der Pfaffe Lambert mit Lambert li Cors identisch sei. Das französische Gedicht, das so eben für den literarischen Verein in Stuttgart gedruckt wird, hat jedoch nichts mit dem unsers Lambert zu schaffen, und die Veröffentlichung dieses breiten und peinlichen Machwerks wird hoffentlich aufs neue das Verdienst und den Werth des rohen aber geistvollen Gedichtes unsers Lambert ins Licht stellen.

260) In der colleccion von Sanchez.

261) Er sagt in seinem Alexander:

> Ez hât ouch nâch den alten siten
> stumpflich, niht wol besniten,
> ein Lampreht getihtet,
> von welsche in tiutsche berihtet.

262) von Herbolzheim im Breisgau; ein Dienstmann des letzten Herzogs von Zähringen, der 1218 starb.

263) Altdeutsches Museum I. p. 137 und 138.

vielmehr zu eröffnen, deren sich damals Menschen und Dichter bemächtigt, für die sie sich begeistert haben, und an wahrhaft dichterischem Genius dürfen sich nur ganz Wenige neben ihn stellen, so schlicht und einfach, ja selbst roh und ungeschlacht er sich in formaler Hinsicht neben einem Wolfram oder Gottfried ausnimmt.

Der Dichter erinnert in seiner ganzen Schreibart an die Uebergangszeit, wo sich so häufig noch die Dialekte durchkreuzen, indem hier, wie im Herbort, im Veldeke und in fast allen Schreibern dieser Zeit des 12. Jahrhunderts Spuren des Niederdeutschen in die herrschende hochdeutsche Mundart hereinspielen. Auch schließt ihn die angeführte Stelle des Rudolf von Ems von den Meistern der ächten Reimkunst mit Recht aus, denn noch herrscht hier vielfach die bloße Assonanz, wie in der Kaiserchronik u. a. Zugleich lehrt ein Blick auf seinen Vortrag, daß wir den Mann einer Zeit vor uns haben, die von dem herrlichsten Ernst der Lebensansicht noch nicht gewichen ist. Er beginnt in einfachem Vortrage, ohne eine Einleitung der Art, wie sie von Veldeke an Sitte geworden, seine Quelle zu nennen; er versichert ihr treu zu folgen[264]), und nirgends drängt sich, wie bei den ritterlichen Sängern der nächsten Zeit die Persönlichkeit des Dichters lästig in die Erzählung ein. In einem „Salomonsmuthe" dichtete sein wälscher Gewährsmann Albrich seinen Alexander, im Gedanken an der Welt Eitelkeit, und in diesem Gedanken dichtet auch er[265]). Auf der Schwelle, beim Eintritt gewinnt die schlichte Art des Mannes und der Ton runder Geradheit, herzlicher Innigkeit und Kraft. Seine Darstellungsweise entspricht dem: es ist noch mehr die trocknere Zeichnung des Volksliedes, der anspruchlose Vortrag dieses Jahrhunderts; der Mann will nichts gelten durch sich, sondern durch seine Sache. Allein diese Trockenheit ist weit verschieden von der eines Zazichoven, sogar von der der Nibelungen, Alles

264) V. 13.
Elberich von Bisenzun der brâhte uns diz liet zuo.
Der hetiz in walischen getichtit, ih hân iz uns in dûtischen berihtet.
Nieman ne schuldige mih: alse daz buoch saget, sô sagen ouch ih.

265) V. 19.
Dô Älberich daz liet irhuop, dô heter einen Salemônis muot,
in wilhem gedanken Salemôn saz, dô er rehte alsus sprah
vanitatum vanitas —
dar ane gedâchte meister Älberich,
den selben gedanc haben ouch ih.

ist dabei Wärme, Gefühl, innerer Drang und Fülle, und oft strömt in wahrhaft melodischem Fluß seine Periode ungesucht, und ohne die mühselige Künstelei der Hofdichter, ohne Zwang empfangen und ohne Verrenkung wiedergegeben schließt sich der rechte Ausdruck an seine kernigen und gesunden Gedanken, das lebendige Wort legt sich um seine Vorstellungen und für die Bilder seiner Phantasie fällt ihm die verkörpernde Rede nicht selten wie mühlos zu. Im ersten Theile seines Liedes treten diese Eigenschaften minder vor. In allen Alexandersagen sind zwei Theile unterschieden, welche die Geschichte selbst bedingte, von der sich diese Gedichte niemals ganz entfernten. Der erste ist klar, einfach, geschichtlich, ganz in den Grenzen der Wahrscheinlichkeit gehalten, im letzten häufen sich dann die Wunder der Ferne. Gleich vorn verschmäht Lamprecht die ekle Fabel von Alexanders Geburt durch den Zauber des Nectanebus; die Zeichen aber, die sie begleiten und den Traum der Olympias, der ihr vorausgeht, führt er an. Wenn auch er seines Alexanders Jugendjahre schildert, sein Aussehen, seine rasche Entwicklung, seine Jugendbeschäftigungen, wie er reiten lernte und streiten im Sturm und der Volksschlacht, mit dem Schild sich zu decken und die Lanze zu führen, wie er in Sprachen und Musik unterrichtet ward, damit er von sich selbst den Sang erheben könne, wie er gelehrt wird zu Dinge sitzen, Recht und Unrecht zu kennen und das Landrecht zu bescheiden, wie er aus Wahrheitsliebe einem lügenhaften Lehrer den Hals bricht, wie er den Bucephalus bändigt, und dergleichen mehr, so fällt schon gleich auf, wie geläufig noch diesem Manne alle Zustände des wirklichen Lebens sind, wie gegenwärtig und lebendig er sie zu machen weiß, eine Kunst, die man bei den Anhängern der britischen Dichtungen vergebens sucht, die wahrhaft vor dem Leben und seinen gewöhnlichen Erscheinungen flüchten, wie besorgt, ihrer sublimen Dichtung mit so materiellem Stoffe zu schaden, während dieser Lamprecht auch selbst das Derbe und Harte hier und da nicht scheut. Eine Lücke hindert uns, den nächsten Fortgang der Geschichte zu verfolgen[266]; sie muß hauptsächlich Alexanders Eroberungszug im Westen, nach Italien, Karthago und Aegypten enthalten haben, welchen diese Geschichten alle erzählen, und auf den sich auch unser Gedicht später bezieht.

---

266) Sie wird sich nun aus der Vorauer Handschrift ergänzen, die Diemer herausgeben wird.

Wir finden den Dichter und seinen Helden vor Tyrus wieder. Welcher Dichter des 13. Jahrhunderts hat solche Gemälde? Ein Schiffsturm, Anstalten zum Bau von Sturmzeug, Herbeischaffen der Bäume vom Libanon, Belagerung und Erstürmung — welcher Dichter des 13. Jahrhunderts hätte dergleichen zu schildern auch nur unternommen? Hier ist die frische Lebendigkeit jener Cäsarschlacht im Loblied Hannos, und die schönste Anlage zu einer Besonderheit der poetischen Darstellung und zu treuer und wahrer Schilderung wird hier sichtbar, deren fast völligen Verlust in der nächsten Zeit man bitter beklagen muß, so wie überhaupt die vielen Bruchstücke, die aus dem 12. Jahrhundert bekannt werden, uns stets erfreulichere Blicke in die Poesie dieser Zeit werfen lassen, wie z. B. reizende Stücke in Graff's Diutiska von einem Deutschen Athys und Prosilias nach Alexander von Paris bekannt geworden sind, die noch ganz den Charakter dieser schlichteren Zeiten tragen. Bei so viel Lebhaftigkeit, die in diesem Alexander herrscht, solche ruhige Einfachheit; bei so viel ungestümer Kraft und oft selbst einer gewissen Furchtbarkeit, die an das Altnordische erinnert, so viele Sinnigkeit; bei so viel Gesundheit diese schöne Frömmigkeit; bei so viel Frische und ungestörter Ausdauer diese gleichmäßige Wärme — man würde sich betroffen fragen, ob man ein deutsches Gedicht, ein Gedicht aus dem 12. Jahrhundert, das Gedicht eines Priesters vor sich hätte, wenn nicht die Naivetät des Dichters, die Dürftigkeit seines Ausdrucks und die große Simplicität der Sprache unserer zu großen Wärme Einhalt thäte, obgleich man auch hier bewundern muß, daß die stehenden Verse des Volksgesangs und die conventionellen Phrasen der Hofdichter, die Geschwätzigkeit der letzteren und die stammelnde Rede des ersteren gleichmäßig mangeln. Von gleicher Anschaulichkeit ist die Schlacht am Granicus, die hier an den Eufrat verlegt ist und der nächste Gegenstand von Bedeutung außer des Darius spöttischen Geschenken an Alexander, zu dem die Erzählung übergeht, indem die Ordnung der Begebenheiten vielfach umgekehrt ist, offenbar in orientalischer Verwirrung; auch tragen die Namen, wie Dalcym für Klitus, etwas Orientalisches an sich, während sonst auch in diesem Punkte Lamprecht sich auszeichnet durch die exacte Schreibung griechischer oder lateinischer Namen, wie man namentlich sieht, wenn er bald hierauf die Völker aufzählt, die sich nun in ungeheuren Massen um Darius sammeln. Nun folgt ein wunderliches Durcheinander,

Alexanders Zug nach Griechenland, wo seine Mutter Olympias krank lag, unterwegs sein Kampf mit des Darius Herzog Amenta; nachher Rückkehr nach Asien, Einnahme von Abdirus, Verbrennung von Theben, der Zug nach Corinth, Athen, und Lakedämon, das nach einer Belagerung um Friede bittet. Es folgt sein Bad und seine Krankheit, der Marsch über den Eufrat, ein Mordversuch auf Alexander, eine neue Schlacht, in der er kämpft „wie ein zorniger Bär, den die Hunde bestehn, der seine Wuth kühlt an Allem was seine Klauen erreichen," und wo er Darius Weib und Mutter gefangen nimmt. Darius schreibt ihm (und dies ist aus der lateinischen Quelle des liber de preliis) in einem Briefe im Trotz der Verzweiflung und dankt ihm nicht die gute Behandlung; und von jetzt entschädigen für die große Nüchternheit, die mitunter in diesen Parthien herrschte, die schönsten Züge psychologischer Beobachtung, die hier mit einem Bewußtsein von dem Dichter behandelt werden, und dabei sich auf Seelenzustände beziehen, die jenen Rittersängern sonst so ganz fremd sind, daß es in der That zum Erstaunen ist. Alexander antwortet ihm zurück: um seiner eignen Mutter willen, aus Liebe zu der er allen Frauen gerne diene, habe er seine Gattin wohl behandelt, um seines Dankes willen habe er es nicht gethan; eine Wendung, die eine andere in dem ähnlich großen Sinne gedachte der lateinischen Quelle ersetzt, und eine so eigenthümlich deutsche, daß sie Lamprechts Eigenthum scheint. Nun folgt nach einigen unbedeutenden Scenen, auch nachdem Alexander verkleidet ins feindliche Lager gegangen [267]), die dritte Schlacht gegen eine ungeheure Uebermacht, von der der Rückkehrende seinem Heere sagt, „nicht schadete ein Heer von Fliegen zweien wenigen Wespen." Die Heere nahen sich wie brüllende Meere, die Geschosse flogen von beiden Seiten dicht wie der Schnee,

267) In dem lib. de preliis erscheint Alexandern im Traum der Gott Ammon in Gestalt des Hermes, und heißt ihn in eben dieser Gestalt in das Lager der Perser gehen; daher die ihn empfangenden Perser ihn für einen Gott halten, ein Ausdruck, den auch Lamprecht (V. 2687) gebraucht, obgleich er seiner kritischen Anfechtung des Nectanebus-Ammon zu Folge weder diesen noch die anzunehmende Gestalt des Hermes erwähnte. Zacher macht mich aufmerksam, daß diese Stelle bei Lamprecht gar nicht zu verstehen ist, wenn man nicht weiß, daß er die lateinische Quelle kennt und hier vor sich hat. Er bezieht sich auch hier nicht auf Alberich, sondern auf das, was er „in den Büchern" über die Göttlichkeit von Alexanders Vater gelesen.

die Heerhörner tönten, Alexander auf dem Bucephalus eröffnet den Streit und ermahnt seine Getreuen. Jetzt kamen sie zusammen: wer sah je zwei so herrliche Schaaren? Da war mancher Mutter Kind, das zu Schaden kam, weit überdeckt ward das Feld mit Todten, sie schlugen und stachen, daß die Schäfte zerbrachen, dann griffen die Recken zu den scharfen Schwertern und fochten mit Grimm. Alle Volksschlachten und Stürme und Streite, die Darius bisher gefochten, vergleichen sich diesem nicht; daß je von Darius Zins verlangt ward, das reute hier manchen in der Fahrt, denn mancher Lebensfrohe schwamm hier im Blute. Der Sturm war grimmig und hart, mancher Helm und Panzer und Schild ward durchstochen und zerhauen, und der gewaltige Perser sah jammernd seine Helden auf dem Wahlplatz beflossen mit Blute und erdrückt und ertränkt, und er war der Erste zur Flucht. Als die Kunde über Persien kam, ward großer Jammer. Mancher hatte seinen Freund, der Vater sein Kind, die Mutter den Sohn, die Verlobte den Geliebten zu beklagen. Die Jungen an den Straßen, wo sie zu Spiel versammelt waren, beweinten ihre Verwandten und Herren; die Kinder weinten der Spur nach und legten ihre Freude ab. Mond und Sonne verwandelten ihr Licht und wandten sich ab von dem Mord, der da geschehen war. Darius kam in seinen Saal, um ihn weinten klagend seine Leute, er warf sich auf das Estrich nieder, und jammerte, daß er noch lebe, und klagte das wankende Glück an, das seine Herrlichkeit durch den einen Mann zertrümmert hatte, das den Reichen zum Spiel hat und den, der fest saß, niederfällt. Wohin kam diese Fülle an Gedanken, an Bildern, an menschlichen allgemeinen Gefühlen bei den späteren Dichtern? wohin dieser antike Sinn der Unpartheilichkeit, mit dem dieser Mann von Misfallen an des Persers Hochmuth zum Mitleid mit seinem Unglück und seinem im Unglück sich veredelnden Charakter hinreißt, eben wie er auch weit entfernt ist von der blinden Bewunderung für seinen wunderbaren Helden? Wohin diese Theilnahme, diese Menschlichkeit, die das Auge auf Allem, auf allen Ständen, auf der ganzen Volksmasse hat, und nicht blos an den Einen vergeudet für den jene Sänger, wie sie gewöhnlich sind, einzig Herz zu haben scheinen? Darius schreibt jetzt Alexandern nachgiebig; der Blick, den hier der Dichter wieder in die innere Natur thut, ist so vortrefflich wie der Ton, mit dem er den würdevollen Unglücklichen den früheren Ausdruck

seines Uebermuths in Demuth umwandeln läßt, so daß sein Selbstgefühl immer noch vorblickt. Er mahnt ihn, sich seines Glückes nicht zu überheben; er erinnert ihn an seine eigne Gewalt, und ob er wohl früher einem hätte glauben mögen, der ihm solch ein Geschick geweissagt? Nun gehe es ihm nahe, den Spott der Weiber dulden zu müssen! Dies sind in der That die Gesinnungen des ächtesten Alterthums, ihre Reinheit ist bewundernswerth und in der That gehört davon, wie von den meisten übrigen Briefen, der bessere Theil, wenn wir mit der lateinischen Alexandergeschichte vergleichen, welcher hier die Bearbeiter folgen, entweder dem Franzosen Elberich oder dem Deutschen Lamprecht an. Möchten aber auch Beiden diese oder noch andere Quellen so Vieles geboten haben als möglich, daß Lamprecht diese eigenthümlichen, seiner Zeit ganz fremden Vorstellungen und Züge so treu bewahrt, mit einer Wahrheit aufgefaßt und mit einer Sicherheit ausgesprochen hat, die ein Zeugniß für sein inneres Verständniß derselben ist, dies ist nicht minder außerordentlich; und man muß nur beachten, wie ein Veldeke alles eigenthümlich Große im Virgil und ein Albrecht von Halberstadt im Ovid bis auf die letzte Spur fast vertilgt und verlöscht hat, um zu sehen, welcher Kopf dazu gehörte, in jenen Zeiten dieses Gedicht auch nur so zu übersetzen. Vor den weichen, zarten, schwimmenden Gefühlen dieser Späteren muß jedes Große, jedes Einfache verschwinden, jeder Laut der Natur verstummen. Hier hallt er, falls er auch nicht frei hätte aus des Deutschen Brust quellen können, doch voll darin nach. Wer der damaligen Poeten hätte den Sinn für jene erhabene Wendung in Alexanders Antwort gehabt: er wundere sich, daß ihm Darius zur Zeit noch Anerbietungen mache, da er selbst weit mehr zu geben habe als er. Nun gelte es Kampf um Alles oder um Nichts! Und wenn hernach Darius an seinen Vasallen Porus um Hülfe schreibt, wenn er ihm ergriffen, innig, in Verzweiflung, mit erschreckender Aufrichtigkeit seine ganze Noth vorhält, so frage ich jeden, der mit der alten Sprache fort kann, ob es nicht vortrefflich ist, wie dabei der königliche Ton gehalten und der Herrscherwürde nichts vergeben ist, und frage, wer der damaligen Poeten so etwas nachmachte, die Allerbesten kaum ausgenommen? Wenn der Flehende dabei von dem Gedanken ausgeht, dem Porus ans Herz legen zu wollen, daß der ächte Freund in der Noth geprüft werde, und er dazwischen denselben Mann, zu dessen großer Gesinnung er jetzt redet,

im andern Augenblick mit dem Versprechen von Sklavinnen und von Alexanders Waffen und Roß zu gewinnen sucht, in der Angst ja nichts zu versäumen, was dieser letzten Hülfe Hoffnung in ihm erhalten könnte, wer erstaunt nicht über diese Seelenkenntniß und fragt sich betroffen, ob selbst dem Gottfried von Straßburg dergleichen so geläufig gewesen wäre? Als nachher Darius ermordet wird, und Alexander bei dem Sterbenden erscheint, beklagt er ihn im Ton der Männlichkeit. Alle Bearbeiter der Sage haben sich hier gefallen, die edelmüthige Aeußerung Alexanders, daß, wenn er ihn erhalten könne, er ihm sein Reich zurückgeben würde, auszumalen, hier wird sie kurz ausgestoßen, wie man so etwas spricht, dagegen fragt der Sieger hier ernstlich nach den Mördern und d a r i n erkennt Lambert die königliche Gesinnung. Auf dem Zuge gegen Porus schon wollen Alexanders Leute nicht weiter; er spricht zu ihnen und hier scheinen jene trefflichen Reden in Indien und in Babylon, die bei Arrian sind, verschmolzen zu sein. Welch eine jammervolle Gestalt haben diese Reden bei allen Bearbeitern der Alexandersage im Mittelalter, wo die Zwergnatur der träumerischen Dichter recht klar wird neben dem Riesen, der in des Lebens Mühen selbst den Zweck des Lebens setzt; aber hier sind sie durchglüht noch von dem Geiste, der sie ursprünglich dictirte, hier ist ganz der unruhige Strebsinn ohne Schwanken, hier das Selbstgefühl, der Trotz in das Angesicht der Aufwiegler, die Verachtung der Heimwehmänner, und hier ist es kein Räthsel, wenn diese Worte auch jene Wirkung hervorbringen, ähnlich wie sie die Geschichte schildert, daß die Getroffenen bleich und roth werden, ihre Schuld gestehen und nach wiedererlangter Huld aufspringen und singen und die Fahnen aufbinden. Wenn der Dichter hernach in Porus Heer die Elephanten beschreibt, so spricht uns die Wahrheitsliebe und die Naivetät, mit der er zwischen Richtiges Fabelhaftes mischt, so rührend komisch an, wie im Herodot, wenn er Indiens und Arabiens Naturwunder aufdeckt. Die Schlacht mit Porus folgt. In seiner Aufmunterung an sein Heer spricht sich Vaterlandsliebe aus, und Rachetrieb für Darius Tod, und Sinn für Ruhm bei den Nachkommen und den Verwandten zu Hause. So menschliche, so gewöhnliche Leidenschaften, die sogar in einem kriegerischen Zeitalter die fast einzig herrschenden sein sollten, wo wären sie bei unsern Sängern zu finden, als eben hier? Im Zweikampf schlägt Alexander den Porus; wenige höchst lebendige Verse, die wieder ihrer ganzen

Färbung nach wesentlich deutschen Ursprungs sind: Sie zuckten die Schwerter, sie sprangen zusammen, die Schwerter klangen an ihren Händen, da sie sich hieben wie die wilden Schweine, der Stahlschall war groß, das Feuer blitzte überall, da sie den Schildrand zerhieben — als ob man in das Hildebrandlied zurückversetzt wäre, so einfach lebendig ist die Schilderung. Jetzt erst folgt der Volkskampf; mit Grimm stößt die Menge zusammen, die grünen Wiesen röthen sich, kein Helm besteht vor Alexander, manche Furche füllt sich roth mit Blut und es häufen sich die Leichen. In so gleichmäßiger Kraft schildert der Dichter bis hierhin den Lauf von Alexanders Siegen, und in einer Lebendigkeit, wie sie wohl andere Gedichte an einzelnen Stellen, nur dieses aber in so stetem Zuge besitzt. Es ist der Eindruck einer kernfesten Männernatur, den wir davon tragen, der uns hebt und kräftigt, während uns alle mittelaltrigen deutschen Dichtungen fast ohne Ausnahme erschlaffen.

Von jetzt folgt ein zweiter, von dem bisherigen historischen Theile ganz verschiedener Abschnitt in unserem Gedichte; es folgt nach dem Zuge ins Land der Skythen der weitere Zug bis ans Ende der Welt und die gefahrvolle Rückkehr von da durch die Schrecknisse der Wüsten und Wälder, was in diesen Sagen der Hauptreiz für das Mittelalter war. Da Alexander zu den äußersten Enden der Welt kommt, denkt er heim, an seine Mutter und an seinen Lehrer, und er schreibt ihnen einen Brief von Leid und Freud seiner Fahrten. Man muß in jugendlichen Jahren die Erfahrung gemacht haben, wie am Ziel einer weiten Reise und nachdem ihr Zweck, der bis dahin noch gespannt hatte, vollendet ist, die Sehnsucht nach der Heimat ergreift, um die wenigen Worte, mit denen Lamprecht den Brief einleitet, zu fühlen und um den Ton der sanften Wehmuth zu empfinden, der über den Brief selbst, der nun mitgetheilt wird, gebreitet ist. Auf einmal schweigt der kriegerische Sturm der Begebenheiten, und wir sehen den griechischen Helden in Rückblick auf seine Thaten nachdenklich, am Ziel seiner Bestrebungen weich wie den Achill nach Hektors Mord, den unbändigen Kriegsmann im ächthellenischen Heimweh geschmolzen, und wie gerne läßt man hier die moderne, christliche Pietät gegen Mutter und Lehrer hineinspielen, die sich hier mit der antiken Pietät gegen das Vaterland so herzlich und innig berührt. Wir hören nun von den wunderbaren Geschöpfen der fremden Natur, die der Held auf seinen Reisen kennen gelernt habe, und es berührt

uns wohlthätig, wenn wir durch allerhand Entstellung und Fabel doch die Wirklichkeit, wenn wir unter den sonderbaren Thiergestalten und Pflanzen das Rhinoceros, die Affen, die Palmen, den Asbest, die Kokosnüsse, die Schakals erkennen und merken, daß wir nicht ganz im Reich der Träume sind. Sie kommen an einen Wald, lösen ihre Rosse und gehen hinein. Wir fanden da, erzählt der Brief, manch schönes Mägdlein spielend auf grünem Klee zu hunderttausend und mehr. Sie spielten und sprangen, und wie sangen sie schön, daß durch den süßen Ton ich und meine Helden unser Herzeleid und alle Last und Ungemach vergaßen, das uns je geschah [268]). Uns allen däuchte, daß uns für unser Leben Fülle und Freude genug gegeben sei. Da vergaß ich Angst und Leid, und wir Alle was uns Leides geschehn war bis an diesen Tag; mir dünkte, als ob mir Krankheit und Tod an diesem Orte nichts anhaben könne. Wie es mit den Frauen war, will ich euch sagen. Wenn der Sommer kam und es begann zu grünen und die edeln Blumen gingen auf, da waren diese herrlich zu schaun in der Pracht ihrer Farben, sie waren rund wie ein Ball und überall fest geschlossen; sie waren wunderbar groß und wenn sich die Blume oben erschloß, das merket in eurem Sinne, so waren darin Mägdlein ganz vollkommen, die da gingen und lebten, und Menschensinn hatten und redeten als ob sie etwa ein zwölfjähriges Alter hätten. So schön geschaffene Frauen an Leib und Antlitz, an blanken Armen und Händen sah ich nie; sie waren in Züchten fröhlich, und lachten und sangen, daß ich so süße Stimme nie vernahm. Aber nur im Schatten konnten sie leben, in der Sonne vergingen sie sogleich. Der Wald erschallte von der Mägdlein und Vögel süßen Stimmen, wie mochte es wonniglicher sein, spät oder früh? Ihr Leibesgewand war ihnen angewachsen, roth und schneeweiß wie der Blumen war ihre Farbe. Da wir sie

---

268) Man höre die Stelle selbst.

vil manich scône magetîn wir aldâ funden,
di dâ in den stunden spilten ûf den gruonen clê,
hundirt tûsint unde mê. Di spileten unde sprungen,
hei wi scône si sungen, daz beide cleine unde groz
durch den suozlîchen doz, den wir hôrten in dem walt,
ih unde mîne helede balt vergâzen unse herzeleit
unde der grôzen arebeit, unde alliz daz ungemah
unde swaz uns leides ie gescach.

zu uns gehen sahen, zog es uns lockend zu ihnen. Ich sandte sogleich nach meinem Heere, sie schlugen ihr Gezelt auf in dem Wald, wir freuten uns mit Jubel der seltsamen Bräute, und hatten mehr Wonne, als je seit wir geboren waren. Weh, aber wie bald verloren wir das große Behagen. Drei Monate währte es und zwölf Tage, daß ich und meine wackern Helden im grünen Walde und bei der schönen Aue weilten und mit den Frauen in Lust und Freude lebten. Da geschah uns großer Jammer, den ich nie sattsam beklagen kann. Da die Zeit vollging, zerging unsere Freude; die Blumen gar verdarben, und hin starben die schönen Frauen. Die Bäume ließen ihr Laub und die Brunnen ihr Fließen und die Vögel ihr Singen. Unfreude begann mein Herz zu zwingen mit mannichfaltigem Schmerze, da ich täglich die schönen Frauen sterben, die Blumen verderben sah. Da schied ich weg mit meinen Mannen mit schwermüthigem Herzen. — Wenn irgend etwas die homerische Schilderung der alkinoischen Gärten, den Zauber der Kirke oder des Lotos oder des Sirenengesangs, wenn irgend etwas in Worten und Ausdrücken, in inniger warmer Empfindung an Odysseus von Wehmuth überzogene, von Sehnsucht durchbrochene, von schwankender Erinnerung an vergangene Seligkeit und Jammer begleitete Erzählung reicht, die so wunderbar die Stimmung der Seele trifft, in welcher der Herumgefahrene Last und Lust der Reise überdenkt, oder wenn irgend eine Dichtung die reinste Unschuld athmet und die naiveste Gläubigkeit einer schönen, geregelten und reichen Phantasie ausspricht und bei der wunderbarsten Welt, die sie öffnet, den gesündesten Sinn bewahrt, so ist es diese unbeschreiblich liebliche Erzählung, die an Indien und die Nymphäen der Natur und der Mythologie erinnert. Ich will die Feinde der Romantik fragen, ob diese neue Richtung der Kunst, wenn sie überall so in Schranken, so der menschlichen Natur nahe geblieben wäre, nicht die alleredelsten Früchte hätte tragen müssen, und ich frage die Bewunderer der Romantik, ob sie in den besten Dichtern der reifesten Zeiten etwas aufweisen können, was an Reiz der Kindlichkeit und Unschuld dieser Erzählung voransteht, an der dazu die Anmuth der Darstellung, die hier freilich außerordentlich hervorsticht, ohne Zweifel das Verdienst des Deutschen ist. — Nach manchen anderen Abentheuern kommt Alexander an der Welt Ende, wo der Himmel sich umdreht wie um die Achse das Rad. Dann gelangt er zum Land der Candace, die schon früher sich durch einen

Maler sein Bild verschafft hatte. Ihr Sohn Candaulus kommt in's Heer, und bittet den Ptolemäus um Hülfe, ein Feind habe ihm sein Weib gestohlen. Ptolemäus spielt auf Alexanders Geheiß die Rolle des Königs und er selbst die des Antigonus. Sie unterstützen den Prinzen, und kommen dann durch ein Land mit wunderbarem Gethier in den Feen-Palast der Candace, dessen Herrlichkeit hier eben so vortrefflich geschildert wird, als Aehnliches in andern Gedichten durch Kälte und Uebertreibung langweilig und lästig ist. Es ist eine zweite Kalypso oder Kirke, in deren Bereich der Held kommt, und Wundergärten und blendende Kunstwerke empfangen ihn. Candace erkennt ihn aus ihrem Bilde, sie schreckt ihn, nun sei er ihr Gefangener, der stolze Welteroberer. Zornig kehrt er sich ab: wenn er ein Schwert hätte, würde er sie zu Tode schlagen. Sie tröstet ihn, um Candaulus willen wolle sie ihn erhalten und wie Kirke versöhnt sie ihn nach der Gefahr; mit Ruhe und der Unschuld des achäischen Sängers führt Lamprecht darüber weg, so unähnlich als möglich allen folgenden Sängern. Wie die Kirke den Odysseus in die Unterwelt sendet, sein Schicksal zu erfragen, so auch Candace den Alexander zu einer Grotte in eine Gesellschaft von Göttern, die er um seinen Tod befragt, und deren Einer ihm so viel sagt, daß er in seiner Stadt Alexandria werde begraben werden. Nach wenigem Weiteren, was auf die Abreise von der Candace folgt, endete Alexanders Brief.

Ich glaube nicht, daß etwas in der poetischen Literatur existirt, was den Abentheuern des Odysseus so nahe kommt, wie diese Episode, wenn man nur von dem blühenden Vortrag der in ewig neuer Gestaltung aufs vollendetste entwickelten Sprache und poetischen Form des Griechen absieht, wenn man nur den Anspruch auf die plastische Gruppirung des Homer gegen den auf ein romantisches Gemälde neuerer Poesie hingibt. Die Farbe der Unschuld, der Ton der größten Einfalt, der romantische Zauber, die eigne Mischung von wirklicher und wunderbarer Welt, der gleichsam historische oder wirkliche Boden, der hier den Wundern unterliegt, und der diese Feenreiche fast von allem Aehnlichen im Mittelalter eben so wie jene Episode der Odyssee unterscheidet, dazu der Ton des entfernten Erzählers, die Sehnsucht nach der Heimath, dem Lande der Einfachheit und Alltäglichkeit trotz aller Herrlichkeit und Wunder der Fremde und Ferne, dies Alles berührt sich weit inniger, als die Züge, die in dem letzten Theile offenbar aus der Odyssee entlehnt, aber mit einer solchen

Selbständigkeit entlehnt sind, daß sie dem Verdienste der Originalität gar keinen Abbruch thun; dies Alles macht den Eindruck beider Dichtungen durchweg vollkommen gleich. Dazu kommt die Wendung, die allerdings schon den älteren Quellen gehört, das Alles in einen Brief einzukleiden. Jeder verständige Dichter hat sich stets versucht gefühlt, die Wunder seiner poetischen Welt irgendwie nicht allein der Phantasie lieb, sondern auch dem Verstande, der sein Recht üben will, ergreiflich zu machen. So hat Ariost Ironie eingemischt und in seiner Alcine die Allegorie angedeutet, wie sie Homer nahe gelegt hat in seiner Kirke; er lenkt oft vom dichterischen Genuß des Einzelnen ab, indem er den Verstand mit großen psychologischen Problemen beschäftigt. Jede Heldenzeit fühlte immer, daß etwas anderes die Dichtung, etwas anderes die Wirklichkeit sei, und wie ein denkender Knabe schon nicht gerne erdichtete Geschichten liest, so wird auch der Gereiftere noch, wenn er sich mit dem Wunderbaren und dem Reiche des Möglichen versöhnt, Treue und Natur verlangen und wird Götter und Geister, Heroen und Feeen immer menschlich wissen wollen. Wenn uns in der Jugend ein liebgewonnenes Mährchen geschichtlich zu deuten gelingt, freut es uns doppelt, daß es in der Wirklichkeit bestehen kann, wie es in der Einbildung besteht. Indem nun Homer seinen Odysseus das Unglaubliche erzählen läßt, schiebt er gleichsam die Verantwortung von sich ab, und indem er in seiner ganzen übrigen Erzählung das Wunderbare vermeidet, gewinnt jener Wink des Alkinoos eine Bedeutung, der des Odysseus Erzählung mit dem Vortrag des Sängers vergleicht. Derselbe Kunstgriff ist nun hier, man muß gestehen in einer sehr simplen und bequemen Weise, in dieser Briefform gebraucht. Nun mag Alexander selbst für seine Erzählung einstehen. Es ist dem Verstande eine Zuflucht gegeben; wir können den Dichter nicht unmittelbar fragen, wie sich dies Alles der Wirklichkeit gegenüber verhalte; es ist des Aristoteles Vorschrift gewahrt, das Alterthümliche mit Berufung auf Andere lieber, als in eigner Person zu erzählen, um den Schein der Erzählung wunderbarer Dinge zu vermindern. Auch in Lamprechts übriger Erzählung ist das Wunderbare in ähnlichem Verhältnisse vermieden und nur im Schlusse nicht, wo es wieder heraustritt, und zwar um dem epischen Plane des Gedichtes zu dienen, den ich bis hier anzudeuten verschoben habe und den der Dichter so schlicht ausführt, wie er in allem ist, was er thut und sagt.

Am Ende seiner Kämpfe mit Darius und Porus führt Lamprecht den Alexander zu den Skythen. Sie beschicken den König und lassen ihm sagen, bei ihnen sei nichts zu holen und wenig Ruhm zu erjagen. Alexander gibt ihnen Friede und befragt sie um ihre Lebensweise, ihre Sitten, ihre Begräbnisse u. s. w. Nichts, sagen sie, hätten sie zu verlieren; Wohnung und Grab sei ihnen allezeit zur Hand, sie hätten nicht die eine noch das andere, im Leben und Tode hätten sie den Trost, daß sie der Himmel bedecke. „Da fragte er sie nicht weiter.“ Es ist der Alexander, der vor der Tonne des Diogenes auch ihn bewundert und der von zwei Dingen nur Eines will, entweder die Welt verachten oder besitzen. Es ist der Mann von jenem Charakter, der seine ganze Nation so vollkommen vertritt; seine Nation selbst theilte die Bewunderung der Bedürfnißlosigkeit der Skythen und es ist ein Wunder, daß ein Mann, der das Alterthum kannte wie Niebuhr, dies leugnen konnte! Der Skythe von Alexander aufgefordert, ihn um etwas zu bitten, verlangt von ihm, daß er sie unsterblich mache. Als Alexander sich mit seinem menschlichen Unvermögen entschuldigt, fragt ihn jener: warum denn, da er ein Sterblicher sei wie sie, er die Welt so in Bewegung setze und nicht Mäßigung lernte, die in allen Dingen gezieme? Auch in allen anderen Bearbeitungen der Alexandersage im Mittelalter wird dem Helden diese Frage gestellt und die guten christlichen Dichter lassen ihn dann beschämt und wie einen armen Sünder abziehen, aber hier erhebt er sich in seiner ganzen Größe, der echte Sohn des hellenischen Volks, der die Beschaulichkeit und die Beschränkung achten kann, aber nicht üben, der mönchischen Sinn gewähren läßt, aber nicht herrschen, der von den Pflegern eines rückgezogenen bescheidenen, bedarflosen und regungslosen Lebens eine Warnung, aber keine Belehrung annimmt, und er weist sie von sich mit den vortrefflichen Worten: Uns ist von der höchsten Gewalt eingepflanzt, zu üben, welche Kraft wir erhalten haben! Das Meer ist dem Winde gegeben, es aufzuwühlen! Dieweil ich Leben habe und meiner Sinne Meister bin, muß ich etwas beginnen, was mir wohl thut. Was sollte uns das Leben, wenn euren Sinn Alle theilten, die in der Welt sind?[269] — Als nun aber der Eroberer an das Ende der Welt gelangt ist und alle die Drangsale überstanden

269) V. 4524:

hat, die sein Brief uns erzählte, jetzt dünkte ihm noch nicht der Macht genug zu sein, und er will auch das Paradies haben und Zins von den englischen Chören! „Hie muget ir tumpheit horen!“ ruft der Dichter; und doch! selbst jetzt versteht er, was die Sage mit dieser Geschichte will, innigst, oder er richtet sie sich gar zu seinen Zwecken zu, und obgleich in seinem Gedichte manchmal der gelehrte Geistliche heraussieht, der befangene Christ blickt an dieser gefährlichen Stelle nirgends heraus! Der Held hört den Rath der Alten und Jungen, jene rathen ihm ab, diese zu; der letzteren Rath däucht ihm gut. In Arbeit kam darum der tobende Wütherich, ruft der Dichter wieder, seine alte Kraft hervorrufend, der der Hölle gleich war, dem Abgrund, der nie gefüllt wird, der unersättlichen Höhle, die weder nun noch nie sprach: Dies ist was ich nicht mag! Ein Zug unter den Schrecknissen der Hölle, durch Gewürme und scheußliche Thiere, unter Donner und Blitz führt das Heer zum Eufrat, der aus dem Paradiese fließt, und sie sahen den Tod überall vor sich. Sie kommen endlich an eine Mauer und an ein Thor, schlagen und poltern daran, aber die Schaaren der Engel darin beachten sie nicht. Ein Alter endlich fragt sie, was sie wollten? Ihr Singen sollten die da inne lassen und Alexandern Zins bezahlen. Der Alte aber läßt den König zur Demuth und Bekehrung warnen und giebt den Kriegsleuten einen Stein mit. Den Helden trifft das Gewissen, und von der inneren Stimme nimmt er die Lehre an, die er von Müßiggängern nicht annehmen wollte. Den Stein deutet ihm ein alter Jude; er zeigt ihm, daß er die Gabe habe, eine große

---

Dise sache — ist uns alsô gescaffen
von des uberisten gewalt:
swaz uns dannen wirt gezalt,
daz muoze wir alliz uobin.
Daz mere ne mac nieman truoben,
iz ne truobe der wint:
angist hânt, di dar inne sint.
di wîle ih vor dem tôde mac genesen,
wen lâzent ir mih wesen
meister von mînen sinnen:
ih muoz beginnen
ettewaz daz mir wol tuot.
Heten si alle ûheren muot
di in der werilde wollent wesen,
waz solde in danne daz leben?

Last aufzuwiegen, und doch seinerseits von einer Feder und ein bischen Erde aufgewogen werde. Er lehre ihn, sich nicht thöricht zu überheben; in Gierigkeit und Unersättlichkeit liege die Hölle; sie mache Abends und Morgens in Sorgen leben, wie stets mehr zu erringen sei; der Gierige sei der nimmersatte Schlund der Hölle. Dem Stein gleiche der Mann, der wohl eine Last aufzuheben vermochte; doch sei es unweise gewesen, zu wähnen, daß das Paradies zu erfechten sei. Gott aber habe ihn besonders seine Wunder schauen lassen. Sterblich sei der Mensch und an Flüchtigkeit gleiche er der Feder, und mit Staub und Erde werde er gemischt, und diese seine Schwachheit wiege alle menschliche Wunderthaten wieder auf. Zu Gott solle er sich fürderhin wenden, der ihm Gnade und Weisheit, Ehre und Reichthum gegeben. Was helfe ihm alle seine Macht? gemischt zur Erde müsse er werden; an Güte soll er sein Gemüth kehren, daß wenn ihn der Tod greife, Gott ihn aufnehme in sein Reich. Alexander entließ den Alten in Ehre, und gedachte seiner Lehre hinfort; er wandelte seine Sitte, er ehrte die Menschen mehr als vorher, er pflegte guter Mäßigung, ließ Kampf und Habsucht sinken und berichtete sein Reich herrlich durch zwölf Jahre. Seinen Tod erwähnt der Dichter nur mit einem Worte: „Da ward ihm vergeben." Von Allem, was er je besaß, blieben ihm sieben Fuß Erde, wie dem ärmsten Manne, der je zur Erde kam.

Wenn es wahr ist, daß Alexander nicht ein Eroberer gemeiner Art war, daß seine riesenhaften Plane in einem großen Verbande mit seines großen Lehrers Bestrebungen standen; wenn es wahr ist, daß das Alterthum groß geworden ist durch sein Vertrauen auf menschliche Kraft und im äußeren Leben, während die neuere christliche Zeit groß ward durch das innere Leben, das sie erschloß; wenn es wahr ist, daß das Alterthum aus eben jener Eigenschaft in Egoismus eben so leicht fallen mußte, wie die christliche Zeit aus eben dieser in Erschlaffung und Thatenlosigkeit; wenn es wahr ist, daß Alexander den Uebergang von alter zu neuer Zeit, von jenem zu diesem Charakter bahnte, so sehen wir auf Einen Blick die ganze Größe dieses Gedichtes. Es schildert den Charakter des Helden im ersten Theile ganz treu der Geschichte und faßt sein Wirken im Ganzen in dem erhabensten Sinne auf; es schildert zugleich das Alterthum und seinen Geist aufs wahrste und ist auf eine ganz wunderbare Weise zu eben der Zeit, wo am allerentschiedensten gerade dieses äußerlich

Thatkräftige, dieser jugendliche knabenhafte Trotz abgelegt werden sollte, noch einmal wie zum Scheidegruß als ein Monument den völlig erstorbenen Ideen der alten Welt aufgepflanzt. Das Große, was der Dichter in seinem Werke dabei positiv thut, ist durch die Größe, welche in dem liegt, was er vermeidet, aufgewogen. Ich würde nur hier zu weitläufig werden, wenn ich Alles, was die Alexandersage gewöhnlich berichtete, neben den Inhalt dieses Gedichtes stellen wollte, ich werde aber bei Ulrich von Eschenbach, wo sie ihren höchsten Umfang erreicht hat, kurz hierauf zurückkommen und dort möge der Leser vergleichen, wie hier mit einer meisterhaften Sicherheit vermieden oder verändert ist, was in der gewöhnlichen Gestalt der Sage lag und unserem Dichter oder seinem Vorbilde meistens bekannt war. Mit dem ganzen Charakter der alten Welt, rüstiger Thatkraft und Selbstsucht, stimmte bisher der Charakter der germanischen Heldenzeit überein. Den Egoismus und die Gierigkeit personificirt die Thiersage vom Isegrimm im zwölften Jahrhundert, nicht lange vor dieser Zeit; die ganze deutsche edlere Dichterschaar zieht gegen ihn zu Felde und predigt gegen Geiz und Habgier Mäßigung, gegen Gewaltthat Milde. Darin liegt nichts Großes. Abstellen und tadeln kann jeder, aber nicht jeder aufbauen. Es drohte die alte Rüstigkeit draufzugehen mit all den milden christlichen Schwärmereien: Lamprecht ehrt also diese Kraftübung männlich, nur lenkt er sie nach dem höheren Sinne der christlichen Ansichten. Wir werden sehen, daß sich an den Grundgedanken dieses Gedichtes Wolframs Parzival aufs engste anschließt. Auch Dantes Ideen liegen in der nämlichen Reihe mit Wolframs, und führen den Gedanken des Parzival eben so weiter, wie der Parzival den des Lamprecht. Dies beweist eine Verwandtschaft dieser Geister und die gemeinsame tiefe Eindringung der herrschenden Ideen jener Zeiten in alle Länder und Völker. Den Zusammenhang dieser Dichtungen hier schon darzulegen, ist noch nicht der Ort, ich komme darauf bei dem Parzival zurück. Erst dort werden wir die Bedeutung dieses Alexandergedichts ganz übersehen.

Wenn es bei diesem Gedichte, so lange die nächste Quelle unausgemittelt bleibt, schwer zu sagen ist, wie Vieles des ihm inwohnenden Verdienstes dem deutschen oder dem wälschen oder welchem noch früheren Bearbeiter zuzuschreiben ist, so ist dagegen in der

Aeneide des Heinrich von Veldeke[270]) etwas deutlicher, daß er einem französischen Texte folgt, der schon die meisten, aber nicht alle Abweichungen enthielt, welche wir bei Vergleichung des lateinischen Gedichtes entdecken. Wir werden also billig sein müssen und den Veldeke, der wohl schwerlich das Werk des Virgil selbst lesen konnte, nicht allein beschuldigen dürfen, wenn wir Ursache finden sollten, mit der Gestalt unzufrieden zu sein, die dieses Gedicht bei ihm erhalten hat[271]). Allein bedauern müssen wir gleichwohl, daß der Dichter, von dem die romantische Kunst des Dante, des Tasso und Ariost so oft einen Gebrauch gemacht, den man heut zu Tage kaum einem Dichter ungestraft hingehen lassen würde, von Franzosen und Deutschen entweder nicht gekannt oder entstellt wurde, und auf diese Art nicht allein dem Geschmack am Vagen und Formlosen, der jetzt einriß, nicht steuerte, sondern sogar in seiner neuen Gestalt beitrug, ihn zu befestigen. Es ist merkwürdig, wie ungeheuer der Abstich zwischen dieser und der vorher besprochenen Dichtung ist (obgleich beider Erscheinen gewiß kein großer Zeitraum trennt[272]), wenn man auf die Bewahrung des alterthümlichen Geistes in jener Alexandreis achtet, und die Ablegung desselben in dieser Aeneis, deren Text in Deutschland damals gewiß nicht unbekannt war; und man würde dies nicht begreifen, wenn man nicht diese ganze Zeit aus dem Gesichtspunkte einer Reform- und Revolutionsperiode betrachtete, in der sich der verschiedenartigste Geschmack zugleich mit der aufkommenden Wuth nach Neuigkeiten gerade so paarte wie im vorigen Jahrhundert, wo man doch wohl, wenn alle erläuternden Quellen fehlten, die Erscheinung von Wielands Uebersetzungen, nachdem Voß und Wolf Muster gegeben hatten, eben so wenig begreifen würde. Alles, worin die alte griechische und römische Kunst ihre höchsten Aufgaben sucht, ist in dieser deutschen Eneit geradezu geflohen und verwischt, und wenn man irgendwo das Verhältniß des Universalisirens der Romantiker jener Zeit zu der Besonderheit der Alten will kennen

---

270) In der Sammlung von Müller, Bd. 1.

271) V. 13246 und 49 gibt er eine wälsche Quelle an und bezeugt, daß er geschrieben habe, wie er darin fand.

272) Die Eneit setzt man zwischen 1184 – 89; die unvollendete größere Hälfte lieh Heinrich der Gräfin von Cleve; sie kam abhanden und erst nach 9 Jahren erhielt sie der Dichter wieder und vollendete sie nun. Siehe über die Zeitbestimmung die Anmerkung zum Iwein. p. 407.

lernen, so darf man nach keinem weiteren Beispiele suchen: hier zerstäubt gleichsam Alles, was irgend nach griechischer oder lateinischer Eigenthümlichkeit nicht nur, sondern was nur irgend nach einem Fall des gewöhnlichen Lebens aussieht. Ein Mährchen von Didos Ochsenhaut weiß der ritterliche Sänger noch zu erzählen, allein den Sturm des Aeneas, oder Didos Schicksale in Tyrus, oder den Bau der Stadt[273]) behandelt er sehr dürftig oder gar nicht. In der Erzählung von der Eroberung Trojas bleibt Laokoon weg, der Kampf, der Inhalt des dritten Buches — was ist aus ihm geworden? Fast nichts als das hölzerne Pferd ist geblieben. Für all den Schmerz über den Untergang des Vaterlandes, für all diesen Zorn und Haß gegen die Zerstörer der Vaterstadt, für alle Irrfahrten muß uns eine Spielerei, eine Beschreibung des Bettes, zu dem Dido den Aeneas führt, entschädigen. Wer wahren dichterischen Genuß sucht, wird eben kein Freund vom Virgil sein, von diesem französischen Pathos, dieser Poesie des Witzes, diesem Zwang zu glänzenden Worten und dieser traurigen Heldin und diesem traurigen Helden, doch aber ist Sinn da für Alles, was ein menschliches Herz schwellen und heben und begeistern kann, Sinn für jedes dem Menschen heilige Verhältniß, für Vaterland und Heimat, für Ruhm und Glück. Und mögen es die Bewunderer unserer alten Poesie unverzeihlich finden oder nicht, dennoch wird jedem, der da in jenen Zeiten und in unserem Vaterlande bessere und auf ernstere Dinge gerichtete Talente erblickt, erlaubt sein, schmerzlich zu bedauern, daß gerade die Männer, die mit der Sprache zuerst fort konnten, die zuerst die neue Diction zu gestalten bestimmt waren, eben wie in neuer Zeit Wieland, gerade auf solche Stoffe, auf solch eine Schule trafen, die geradezu Alles zu verderben drohte. In diesem Veldeke ist es zuerst sichtbar, wie sich ein erregtes Innere, das eine Nahrung für die Seele sucht, gegen jede Weitläufigkeit und Kleinlichkeit sträubt und er lehnt daher detaillirte Beschreibungen von Städtebau und dergleichen, die nichts für Gefühl und Empfindung bieten, ab, die noch in seiner wälschen Quelle sich vorfanden. Wenn man sich diesen Zug leicht erklärt und ihn gern entschuldigt, so wird es dagegen schwer, sich gleich in die

273) V. 352. Iz wêre ze sagene alze lanc —
daz Virgilius der helt
an sînen buochen dar abe zelt,
des sule wir vil lâzen.

totale Schwachherzigkeit zu finden, mit der man hier entschädigt werden soll. Alle Spielereien und Tändeleien, die man sich etwa im Minneliede noch gefallen läßt, drängen hier im ernsten Epos die bedeutendsten Scenen weg, welche Wirkung mußte dies hinfort üben? Ueber den närrischen Tod der weisen Dido weiß der gute Heinrich nicht genug zu erstaunen und sich zu verwundern; ein Tod aus heiler Haut wäre ihm wohl viel natürlicher vorgekommen, weil er dergleichen doch in britischen Gedichten gelesen haben konnte. Aber mit welcher Wichtigkeit und Liebe wird dagegen behandelt, wenn Anna die Dido nach ihres Geliebten Namen fragt und sie ihr antwortet, er heiße E — und ne — und ehe sie sprach as, hätte die kluge Anna schon gewußt, wer es war! Die Naivetät hat doch auch ihre Grenzen, und hier überschreitet sie sie offenbar, so lieblich sie diesem Dichter sonst ansteht. Wie gerne läßt man dem Lamprecht die Versetzung der alten Namen, Titel, Sitten in neue Zeit hingehen, wenn ja nur das Wesen gewahrt ist, aber hier weiß man schlechterdings nirgends anzufangen und nirgends zu enden, wenn man diese Verflüchtigung jedes antiken Moments betrachtet, wenn man mit jener historischen Festigkeit aller Localität im Virgil dies Nebelland vergleicht; mit jener heroischen Dido, ihrer dramatischen Action und ihrem Pathos diesen gestaltlosen Schatten; mit jener zerquälten, vom Gott beseelten Sibylle und der schaurigen Wirkung ihres Erscheinens, diese Hexe des Veldeke, die den frommen Aeneas auf seinen guten Tag hübsch freundlich empfängt und sich traulich mit ihm unterhält; mit jenen gräulichen Göttern der Zwietracht, die das Land aufstürmen gegen die Troer, dieses Gekeif der hausherrischen Frau des Latinus; mit dem blutdürstigen Polterer Turnus beim Virgil diesen Schwätzer des Veldeke; mit dem Hirsche der dem Schicksale dient beim Virgil, den Kunststückmacher des Deutschen. Wir gehen hier durch die Hölle, wie durch einen Spaziergang; Charon und Cerberus, die ewige Finsterniß und der Pechqualm der Hölle ficht uns nicht an, denn im trockenen Bericht führt uns der Erzähler vorüber; er selbst hat keinen Begriff von dem was er erzählen soll, er bestaunt das selbst, dessen Schilderung dem Hörer Erstaunen auspressen soll, fürchtet die Grauen, die der Leser nicht empfindet, und redet von einem Entsetzen, das Niemand theilt. Was man dem Virgil selbst geschenkt und erlassen hätte, Beschreibungen der Heere und der Helden, das findet hier Eingang; was uns dort begeistert, wie die

Episode von Nisus und Euryalus, das geht hier kalt vorüber; wenn dort die kleine und minutiöse Malerei immer auf wichtigen Gegenständen ruht, so ist es hier die Farbe eines Pferdeohrs (eine Reminiscenz findet sich im Wigalois), das Kleid einer Heldin, das Bett eines Helden, die Begräbnißstätte der Camilla sammt der brennenden Lampe[274]), was hier die Beschreibungslust des Dichters reizt. Im Virgil dünkt man sich in einer alten aus dem Schutt aufgegrabenen Stadt zu wandeln, die aus jedem Stein stumm zu uns spricht und große Ruinen erhalten hat; hier geht man träge und getäuscht zwischen wüsten Trümmerhaufen, unter denen uns ein gutmeinender, eingelernter, abergläubiger, auf seinen Unsinn stolzer Cicerone mit endlosem Geschwätze und Fabeln fast znr Verzweiflung bringt.

Aber wenn doch diese Eneit gar so ein elendes Machwerk ist, und nicht allein uns heutzutage zu sein scheint, sondern sogar vielleicht den Uebersetzer selbst in einigen Theilen ihres Inhalts gelangweilt hat, wie auch von Provenzalen, wie noch von Cavalcanti bekannt ist, daß er den Virgil nicht leiden mochte, woher kam es denn, daß Rudolf von Ems gerade dies Gedicht als den Vorläufer der ganzen Masse späterer Productionen, daß Gottfried den Veldeke als einen vortrefflichen Dichter auszeichnet und daß die Besten, daß selbst der spottsüchtige und schwer zufrieden zu stellende Wolfram von Eschenbach in dies Lob einstimmt und Alle eine gleichmäßige Bewunderung für diesen Veldeke an den Tag legen, die sich untereinander oft so feindselig befehden. Man könnte sagen, es sei dies darum natürlich, weil der Mensch lieber zum Preise eines unschädlichen Verstorbenen, als eines gefährlichen Rivalen geneigt ist und daß auch das Aeltere und Unvollkommnere, schon eben weil es älter ist, zur Nachsicht aufforderе. Und das Verdienst die Bahn gebrochen zu haben, ist auch eben das Verdienst, um das ihn alle die späteren Dichter vorzüglich preisen[275]). Wie dies aber zu verstehen sei, kann

274) Dergleichen ist in der Münchener Hs. noch ausführlicher als in dem Druck bei Müller. Siehe Docen Misc. II, 61.

275) Die Stelle aus Gottfried ist bekannt genug. Tristan V. 4736.

Er inpfete daz êrste rîs
in tiutischer zungen,
dâ von sît este ersprungen,
von den die bluomen quâmen,
dâ sî die spæhe ûz nâmen
der meisterlîchen fünde u. s. w.

man auf mehrere Weise fassen. Denn der erste Dichter dieser Period ist er nicht, noch seine Eneit das erste Gedicht, welches den Reihen führte; dies wissen wir nicht allein aus übrig gebliebenen Resten; gewiß existirte unendlich Vieles schon vor ihm was uns verloren ist. Man dürfte wohl eher sagen, er möchte unter den Uebersetzern einer der frühesten und bedeutendsten sein und einen vorzüglichen Dank sich dadurch erworben haben, daß er der ganzen Fluth französischer Romane nun Thür und Thor geöffnet in Deutschland. Wenn man bedenkt, daß damals die Poesie von der Unterhaltung aus und auf die Unterhaltung zurückging, daß unter Hunderten von Poeten kaum Einer aus innerem Drang, sondern Alle nur aus der guten Meinung der Gesellschaft einigen neuen Stoff zu liefern, dichteten, wofür uns gleich der nächst zu erwähnende Herbort von Fritzlar[276]) ein Zeugniß gibt, daß gerade das, was aus dem Inneren der Nation hervorquoll, das Nationalepos, damals verfallen war, und das, was in eben jener Periode das einzige ist, worin sich in Deutschland productives Talent zeigt, in nichts als im Minnelied besteht und was damit im Zusammenhange ist; wenn man sieht, wie selten der Stoff damals noch in Deutschland war, wie dem Ulrich von Zazichoven ein Zufall seine Quelle bringt, wie dem Pfaffen Konrad durch Herzog Heinrich den Löwen, dem Herbort, dem Wolfram und anderen erst durch die Gunst des Landgrafen Herrmann von Thüringen französische Gedichte verschafft werden mußten, des großen und liberalen Beschützers unserer Minnesänger in eben dem Theile von Deutschland, wo wir auch in der neueren Blüthezeit der Poesie einen ähnlichen Sammel-

---

Wolfram nennt ihn im Willehalm No. 76.

Sô müese ich mînen meister klagen,
von Veldek: der kundez baz.
Der wære der witze ouch niht sô laz,
er nand iu baz denne al mîn sin
wie des iewedern friwendin
mit spæcheit an si leite kost u. s. w.

276) Er sagt von sich:

Ez enist niht achbære
daz er iht tihten kan,
doch sô nimet er sis an
mit andern tihtêren:
der schar wil er mêren,
er gert anders lobes niet.

platz unserer schönen Geister sich öffnen sahen; wenn man dazu bedenkt, wie wenig Ansprüche ein solches Geschlecht zu machen pflegt, das erst eine poetische Literatur werden sieht und sich zu schonender Ermunterung aufgefordert fühlen müßte, wenn es auch nicht innerlichst aus lebhafter Theilnahme und Begierde nach Neuem auch das wenige Langweilige verschlänge, so lange es keinen besseren Maßstab kennt; wenn man endlich hinzu nimmt, wie die späteren Urtheile allerdings aus der Humanität fließen konnten, die Veldekes größeren Schülern oder Nacheiferern Pietät und Ehrfurcht vor dem alten Meister einflößte, wenn man all dies zusammen nimmt, sage ich, so sieht man leicht, daß das ganz zufällige äußere Verdienst der Erste zu sein, so klein und unbedeutend nicht war.

Doch dies ist immer in seinem Primate das Geringste; das Wesentliche ist, daß Er als Lai und Ritter die Eigenheiten der geistlichen und der Volksdichtung ablegte und zuerst am entschiedensten die höfische Bildung einführte, was damals im Gegensatze zu unserer neueren Zeit eine ähnliche Wirkung hatte, wie Lessings umgekehrtes Uebergehen von dem herrschenden vornehmen Bombast auf den Volkston; und daß er offenbar die Reimkunst und die Sprache der mittelhochdeutschen Poeten zuerst gestaltete, in welchem Geschäft er höchstens im Eilhart einen Vorgänger und ein Vorbild der Manier hatte. Alles fast, was wir sonst bisher behandelten, der Pfaffe Konrad, der König Ruother, die Kaiserchronik und Lamprecht folgen durchaus den Gesetzen einer ungebundneren Reimkunst und reimen mit größerer Willkühr die verschiedensten Vocale und Consonanten. Veldeke führte zu einem reineren Gesetze über, und wenn man das Niederdeutsche zur Erklärung seiner ungenauen Reime zu Hülfe nehmen will, hat Grimm aufmerksam gemacht[277]), so werden seine Reime fast sämmtlich regelmäßig, regelmäßiger, meint er, als man nach dem Fortgange der Kunst damals erwarten könnte. Dies berührt sich mit jener Eigenheit aller dieser Gedichte, die wir bisher betrachteten, daß sie sämmtlich Spuren der niederdeutschen Sprache in ihrem hochdeutschen Texte tragen; der niederdeutsche Dichter dichtete hochdeutsch und ließ dabei manche Eigenheiten seines Dialektes einfließen. Was aber unserem Dichter und seiner neuen Manier wohl die größte Gunst verschaffte, ist die Einführung der Minne in der Weise, wie

---

277) Grimm Grammatik I, p. 453 sqq. ed. 2.

das Minnelied damals diesen Gegenstand behandelte. In der En-
füllen einen großen Raum die Episoden von der Lavinia und d-
Aeneas Liebe, und die Scenen zwischen der Liebenden und ihr-
Mutter, die sie dem Turnus zu vermählen denkt. Was auch Velde-
hier in seinem französischen Originale gefunden haben mag, die
Scenen sind sein Eigenthum, wenn nicht völlig dem Stoffe, do-
ganz der Behandlung nach, die in allen Stücken deutsch ist, un-
diese Episoden sind im Gedichte mit solcher Vorliebe behandelt, da-
man wohl sieht, es gilt eigentlich nur um sie; sie sind das was den
Zeitgeschmack anpaßt und dem das Uebrige als trockne Zugabe an-
hängt, sie sind das, was dem Buche befriedigte Leser verschaffte[278]
und was den Gottfried zu dem Ausruf berechtigte, wie wohl de-
Veldeke von Minne gesungen habe[279]). Und in der That, diese
Ausruf ist nicht bloße Redensart, sondern wahrhafter Ernst. Abge-
sehen von den Spielereien, die mit unterlaufen, hat die deutsch-
Dichtung jener Zeit gewiß Weniges an Lieblichkeit, an Herzlichkeit,
an inniger Unschuld und Naivetät diesen Gesprächen der Lavinia und
ihrer Mutter zu vergleichen. Man möchte glauben, daß diese Scenen
nicht allein im Epos vielmal nachgeahmt wurden (denn hier ist's
unleugbar), sondern daß sie auch die Vorläufer von den Minnelie-
dern des ähnlichen Inhalts waren, wo im Monolog oder Dialog
das Wesen der Liebe zu ergründen gesucht wird. Wir werden künftig
Gelegenheit haben, auf dergleichen Nachahmungen im Epos zurück-
zukommen und werden mit Erstaunen bemerken, wie schnell dieser
Ausdruck unbefangener Unschuld, die so tief in jener Zeit gewurzelt
scheinen sollte, verloren ward und wie vergebens selbst namhafte
Dichter sich abmühen, auf diese Reinheit zurückzukommen. Dies ist

---

278) Schon Herbort spricht von der Eneit als sehr bekannt. Im Wigalois scheint in der Stelle, wo die Königstochter von Persien sich von einer Jungfrau die Aeneide vorlesen läßt, der Vers 2722 „als ez iu ofte ist geseit" große Verbreitung eben dieses Buches von Veldeke anzudeuten.

279) Tristan V. 4724.

> Von Veldeke Heinrîch
> der sprach ûz vollen sinnen.
> wie wol sang er von minnen!
> wie schône er sînen sin besneit!
> ich wæn er sîne wîsheit
> ûz Pegases urspringe nam,
> von dem diu wîsheit elliu quam.

auch der Hauptgesichtspunkt, den man festhalten muß, wenn man die Liebespoesien dieser Ritter beurtheilt: die Blüthe der Ritterzeit, so plötzlich, so neu, die wie die ganze Literatur und das ganze Staatsleben in Deutschland so plötzlichen Schwung unter Friedrich I. erhielt, mußte in ihrer ersten Entfaltung von einem Glanze, von einem Zudrange, von einer Lebendigkeit und einem Reize des Verkehrs begleitet gewesen sein, der sich unmöglich lange erhalten konnte, der mit der Kraft des heroischen Kaisers selbst verloren ging und an dessen Stelle dann bei den Besseren eine um so größere Sehnsucht nach der entschwundenen Herrlichkeit trat, je tiefere Eindrücke und Erinnerungen jene glanzvollen Reichstage hinterlassen hatten, deren Gleichen Deutschland weder je vorher noch wieder nachher sah und auf deren Pracht ein Guyot[280]), also selbst die Franzosen, wie auf die gute, alte, goldene Zeit zurücksehen. Der schnelle Wechsel von der ersten Begeisterung, welche die neue Geselligkeit durchdrang und rein und unschuldig hielt, zur größeren Freiheit und zu jeder Art Ausartung liegt in der Natur der Sache selbst und namentlich der Umgang mit den Frauen konnte, wie einmal die Menschen sind, wohl unter Einzelnen fortwährend veredelnd wirken, mußte aber die Sitten sehr bald zum Uebeln kehren und wir dürfen uns weder wundern, noch müssen wir es anderswohin zu deuten suchen, wenn wir so bald die nächsten Dichter, einen Wirnt und Walther, über den Verfall aller ritterlichen Zucht klagen hören, deren Klagen wohl nicht einmal poetische Uebertreibung enthalten. Wenn also diese Männer der späteren Zeit diesen Veldeke aufschlugen, der die Herrlichkeit des großen Friedrich gesehen, von der ihnen höchstens die Jugenderinnerung etwas im Gedächtniß gehalten hatte, wenn sie ihn in freudigem Behagen mit seiner Zeit versöhnt sahen, während sie der ihrigen gegenüber schon in Klagen und Unmuth verbittert sind, wenn sie, was mehr ist, in den Liebesscenen der Eneit den vollen Ton des Herzens vernahmen, den sie selbst nur noch selten im kleinen Liede trafen, so mußte gewiß der, zu dem diese reinere Sprache noch Eingang fand, von dem ehrwürdigen Alten begeistert und für ihn zur Bewunderung hingerissen werden, der ihm ein Repräsentant

280) Bible. V. 278. Et de l'empereur Ferri vos puis bien dire que je vi qu'il tint une cort a Maience: ice vos dis je sanz doutance, c'onques sa pareille ne fu.

des wundervollen Lebens unter Friedrich war, einer Zeit, auf eben die nächste Zukunft auch in allen anderen Verhältnissen sch schmerzlich zurückblicken ließ.

Eine merkwürdige Mitte zwischen Lamprecht und Veldeke[28 hält Herbort von Fritzlar, der in dem Anfang des 13. Jah hunderts einen trojanischen Krieg nicht ohne Spuren von g lehrter Bildung und mit Kenntniß deutscher, lateinischer und wä scher Quellen bearbeitete[282]); der nichts hat von dem schöpferisch und dichterischen Geiste Beider und doch durch die eigene Mischun von Altem und Neuem, durch die Empfänglichkeit mit der er d Züge der Lamprechtischen Dichtung zugleich neben die der Veldek schen stellt, ohne auch nur einen Versuch einer Versöhnung beid Manieren zu machen, ganz originell und interessant ist. Er h nichts mehr, weder von dem freieren Reim noch aber auch von d schönen Diction des Lamprecht. Ueber seine Quellen und dere Benutzung verweisen wir auf die Einleitung des Herausgebers; scheint die lateinischen Texte des Dares und Dictys[283]) zu kennen ohne sich ihnen zu nähern. Wie konnten auch die trockne Erzäh lung des einen und die rhetorischen Exclamationen des andern eine Dichter damaliger Zeit reizen! Das Beste in diesen trojanisch

281) Ich sollte hier auch von dem Ovid des Albrecht von Halberstadt (1210) reden, allein leider kenne ich ihn nicht ganz. Ich glaube jedoch nicht, daß dies ein wesentlicher Mangel sein wird, wenn ich nach dem, was mir davon bekannt ist, urtheilen darf. Die Vorrede s. in Haupt's Zeitschrift 3, 289.

282) Herborts von Fritzlar liet von Troye. ed. Frommann 1837. v. 62 sq.
Wil ich die formen merken,
sô mûz ich drîsinnic sîn; eine ist kriechisch, eine latîn,
und des welschen bûches ein; zwischen den lesten sinnen zwein
nim ich nu den dritten, und folge im sô mitten,
daz er mîn rehte geleite ist, an des tûtschen bûches list.
Nu hânt ez ander lûte gemachet mê ze dûte,
den ist ez vil wol gelungen; sint ez aber von drin zungen
mit eime sinne ist her geseriben, des bin ich dar zû beschiben,
daz ich sî daz fierde rat, daz ist rehte sus bestat,
sint ich von den drin quam, daz man mich zû dem fierden nam;
hât ez ein ander follen brâht, als ich ze dem fierden wârd gedâht,
sô zele man mich ze dem funften rade, und frume ich niht, ich bin
niht schade.

283) Den Dictys nennt er V. 14945 und nachher noch einigemal.

Begebenheiten dünkten der damaligen Welt gewiß die größeren thatsächlichen Ausführungen in den wälschen Bearbeitungen, und seinem wälschen Texte, welcher dem Herbort durch den Grafen von Leiningen unter Vermittlung des Landgrafen Herrmann von Thüringen zukam, folgt unser Herbort ohne Zweifel sehr genau, vielleicht mit einigen Abkürzungen, zu denen er hier und da durch die Breite bestimmt sein mag, von der er kein zu großer Freund scheint, oder durch feinere moralische Gesinnung, da er gleich im Anfange sich scharf erklärt gegen das Lob, welches das wälsche Buch dem untreuen Pelias zolle, was seinem Herzen widerstehe, indem er nie einen Mann loben werde, der untreu sei und ob sich auch alle anderen Tugenden in ihm vereinten. Und dann könnte ihn auch wohl die Schwierigkeit anderer Stellen abgehalten haben, denn es findet sich in seinem Werke eine sehr merkwürdige Stelle, die recht deutlich zeigt, wie beschränkte Anfänger sich der Dichtung in jenen Zeiten annahmen. Er findet dort eine schwere Rede in seinem Texte, an deren Uebersetzung er sehr ungerne Hand legt[284]), eben wie auch Wace und die ersten Trouveres manchmal über Schwierigkeit des Uebersetzens klagen. Die Scham aber, seines Vorgängers Text zu verlassen und die Furcht vor Vorwürfen deshalb überwiegt und bewegt ihn, sich an die harte Arbeit zu machen. Was ist aber diese schwere Rede? Nichts als ein geographischer Excurs, aus der Kosmographie des Julius Honorius entlehnt, eine kleine Abhandlung über den Ocean, die Erde, Länder und Flüsse, im Grunde ein sehr einfaches Ding, was man wohl allerdings, wie Herbort sagt, hier hätte entbehren können, was aber doch auch einem Anfänger, der sich Dichtens versuchen wollte, keinen Anstoß und keine Schwierigkeit hätte machen müssen. Unser Herbort hat aber auch wirklich wenig

---

284) V. 14150.

Hie hân ich ein rede funden, der man hie wol enpêre,
und ouch ein teil swêre! Sint ez aber vor gescriben ist,
wurde ir an mir brist, man sprêche ich hête gelâzen
vor forhte die strâzen, ich enturste niht volen varn.
ob ich kan ich wil ez bewarn, sint im gerâten hât sîn sin,
des folgêr ich bin, daz im des ze mûte was,
daz er hie hôhe rede las; ich hân noch jungers namen,
ich wolte mich des idoch schamen, daz ich ungesaget lieze,
daz er mich sprechen hieze.

Beruf zum Dichten und es ist ein Unglück, daß in jenen und im ganzen Mittelalter die Ansicht herrschte, die dieser ausspricht, daß es nichts auf sich habe, wenn auch einmal e ter als fünftes Rad am Wagen mitlaufe. Wenn er nich meint er, so schade er auch nicht; ich weiß nicht ob ma stehen bleiben darf, einzuwerfen, aber wenn er nichts schade, er auch nichts. Das Mittelmäßige ist überall das Verde und mußte es damals noch mehr sein, als noch die Fluth de tungen nicht so ungeheuer war, wie in unseren Zeiten, w unendlich vieles Mittelmäßige übersehen muß, weil es nicht n ist Alles zu lesen. Mit welcher Geschmacklosigkeit hier neben ei die neue Sentimentalität und die alte rohe Kraft liegt, ist er zu lesen. Beschreibt er den Zorn des Hercules auf Laom Botschaft, wie ihm der Schweiß aus den Augen rann, wie Zähne knirschte, die Augen rollte, seine Haut sich runzelte, Stirne faltete und seine heißgrimme Stimme donnerte, so hört die Gewalt nordischer alter Dichtung, und nicht ohne Wohlgef dann muß man die Selbstgespräche der liebenden Zauberin M daneben lesen, ganz in der klügelnden Sophistik der Liebesphilos dieser Zeit, und man muß nicht unbemerkt lassen, welch eine Art den Hof zu machen dem ritterlichen Jason hier noch eigen die man nicht näher bezeichnen kann. Die kurzen kräftigen seiner Schlachtmalerei suchen den Lamprecht an Effect zu überbi und bleiben dadurch zurück; seine detaillirte Schilderung von K pfen, von Wunden, von den Leichen, die mit verdrehten Augen, blutbeflecktem Schädel, Hirn, Haare und Ohren mit Blute gemi liegen, gehen aufs Gräßliche aus, eine auffallende Erscheinung u jenen Dichtern. Dagegen ist wieder das allmählige Liebesverständ zwischen Helena und Paris im Veldek'schen Tone, einfach und n Ganz deutsche, ganz heimatliche Züge mischt er unter das Fremde und die Art, wie er das Alte in die neuen Sitten übersetzt, ist sch ganz eigen. Die Medea läßt hier den Jason schon feierlich ei viermalige Eidesformel wiederholen; der Thurmwächter sitzt hi schon auf dem Thor und singt sein Taglied in den Saal der Ritte Die Kämpfe, die verschiedenen Schlachten erscheinen hier schon gan in der Ausführlichkeit und mit der Mischung ächter Heldennamen mit erdichteten, welche letztere den anglonormannischen Poeten ver rathen, und mit Zweikämpfen, die offenbar aus der Karlssage oder

dem ächten Homer entlehnt sind, und wie sie später in der Alexandersage, im Titurel und sonst erscheinen; dazu kommt die eigne Freude an Beschreibung von Gräbern, Bildsäulen, Mosaikwerken und dergleichen, welche die Eindrücke verrathen, die nordische Kreuzfahrer aus dem Süden, aus Constantinopel mitbrachten, wo ja die Kaisergräber ein so willkommner Gegenstand der Plünderung wie die Kunstwerke zur Zerstörung waren. Manchmal meint man, eine zarte Seele leuchte aus dem Dichter, wie wenn er den Achill über Hektors Leiche ihm sanft Segen nachwünschen läßt, dann greift wieder erschreckend die Stimme der größten Rohheit durch, wie wenn Andromache nach dem übrigens ganz verwischten Abschiede von Hektor, weinend und verzweifelt sich gegen Priamus kehrt und ihn mit den scheußlichsten Schimpfwörtern, die kaum nachzuschreiben sind, wie eine Furie überfällt. Wenn Lamprechts Alexander durchweg eine feste, dauernde, männlich ruhige Kraft athmet, und die Zeit ausspricht, wo Deutschland in ehrwürdiger Größe unter dem zweiten Hohenstaufen glänzte, eine Zeit, die sich in dem ernsten Charakter eines Walther und in der Wiederbelebung der Nibelungen noch abspiegelt, und wenn Lamprecht selbst mit seinem ritterlichen Sinne an jene Bischöfe unter Friedrich erinnert, die Zierde der deutschen Nation, die kriegerischen Adel und geistliche Würde in sich vereinten, so leitet dagegen Veldeke ganz auf die weichere Folgezeit über, die das Heroische ganz aufgibt; im Herbort aber spiegelt sich eine Zeit der Verwilderung, wie die der Gegenkönige Philipp und Otto war, und in ihm erscheint eine gleichsam erzwungene Kraft und die unnatürliche Anstrengung eines Jünglings der zwischen Talent und Leichtsinn, zwischen zügelloser Kraft und Weichheit, zwischen Geschmack und Gemeinheit getheilt und von Ungleichheiten voll ist.

V.

Blüthe der ritterlichen Lyrik und Epopöe.

1. Minnegesang.

Bis hierhin haben wir gesehen, wie das Epos in seinen Entwickelungen aus den Händen des Volks und der Geistlichen in die des Ritterthums überging. Ehe wir seine höchste Ausbildung in diesem Stande betrachten, schieben wir eine Episode über die ritterliche Lyrik ein, eine Gattung, innerhalb welcher wir zuerst die Pflege der Dichtung ausschließlich auf diese Menschenklasse übergegangen finden. Alle Lyrik läßt sich in die zwei großen Hälften scheiden, nach denen sie entweder an die epische und dramatische Poesie angelehnt, oder auf sich selbst ruhend erscheint, falls man diesen letzten Ausdruck überhaupt von einer Dichtungsart brauchen kann, die, wo sie am meisten unabhängig und am reinsten sich selbst gehörig ist, am innigsten sich mit der Musik verwebt, und in unverkünstelten Zeiten immer ganz untrennbar von der Musik war. Auch jene erste Hälfte kann nur in sofern lyrisch heißen, als sie gesungen gedacht wird; eine dritte Gattung didaktischer Verstandespoesie, Gnomen, Räthsel, Epigramme u. dergl. konnte nur der Lyrik zugetheilt werden, weil man eine eigene Gattung didaktisch-satirischer Poesie nie klar abgeschieden hat. Jene episch-dramatische Lyrik erscheint am Anfang des Epos als Rhapsodie überall nach der Erweiterung strebend, die ihr in der Epopöe zu Theil wird; am Ende der epischen Entwicklungen kehrt sie wieder und ändert sich leise, nach Abschluß und Vollendung einer bestimmten Handlung strebend, in die Ballade und Romanze um, als welche sie die darstellende Poesie, das Drama einleitet. Ihre Form ist immer erzählend, ihre Richtung nach der Vergangenheit, wie sehr auch die Darstellung vergegenwärtigend sein möchte. Der andere, unabhängigere Theil der lyrischen Dichtung aber ruht auf der Gegenwart; das dichtende Subject theilt ihm die Farbe mit, es möchte auch Form und Darstellung noch so episch oder auf die Vergangenheit gerichtet erscheinen. Auch diese Lyrik aber wird da, wo sie sich aus der Sphäre der Gelegenheitspoesie hebt, wo sie sich ihrer selbst bewußt eine Kunstbildung in Aussicht nimmt, leicht an eine Gruppe von epischer oder dramatischer Poesie

angelehnt erscheinen. Nicht mehr, um deren erste Anfänge zu bezeichnen, sondern vielmehr ihre höchste Spitze; nicht mehr um die ersten Keime der Materie zu pflegen, sondern um die Blüthe der Ideen zu pflücken, die in dem Epos enthalten lagen. Unsere Lyrik in Deutschland hat sich immer so an die übrige gangbare Dichtung angelehnt; ihr fast ausschließliches Thema war immer die Liebe, jener Mittelpunkt, um den sich auch Epos, Roman und Drama beständig bei uns drehen muß. Das gemüthlich-unsinnlichere Liebesgedicht des 18. Jahrhunderts, das verständig-unsinnliche des 17., das gemüthlich-sinnliche des 16. und das verständiger-sinnliche des 13. Jahrhunderts entsprach jedesmal mit diesen Eigenschaften der Bildung des Romans oder der Epopöe, neben der es sich aufpflanzte. Beide letzteren Gruppen lagern am Anfang und Ende des ritterlichen Minneromans oder Epos und sind durchdrungen von denselben Ideen; sie geben die Empfindungen, die die Handlungen jener epischen Stoffe natürlich begleiten, abgeschieden für sich. Wenn wir noch enger auf die Betrachtung des Verhältnisses der ritterlichen Minnelieder mit den Ritterepopöen zurückgehen, die hier unsere Aufgabe ist, so finden wir hier eine Durchdringung und Gleichmäßigkeit beider, ein gegenseitiges Tragen und Erklären, wie vielleicht nirgends sonst. Wir finden lyrische Elemente im Epos, epische in der Lyrik, beide entlehnt, beide in verfehlter Anwendung. Gesang und Erzählung, Singen und Sagen ging um die gleichen Ideen um so mehr, als das ritterliche Geschlecht seine Gegenwart ganz in die epischen Stoffe, deren es sich annahm, hineingetragen hatte. Wir haben dies Wegrücken des Epos von seinem festen Boden vergangener Thaten, sein Vordrängen in die Ideen der jedesmaligen Zeiten, die es überkamen, schon oben verfolgt. Wir haben gesehen, wie es im 12. Jahrhundert unter den mächtigen Einflüssen einer großen ungeheuer bewegten Zeit, durch Vorstellungen, Facten, Personen und Colorit, die die Gegenwart in die alten Materien lose hineinflocht, gelitten; wir wollen jetzt sehen, welcherlei Ideen nothwendigerweise unter den neuen Gestaltungen der Welt und Geschichte durch die ritterlichen Thaten im Orient und die neue und plötzliche Geistescultur dieses Standes in aller Poesie vorwalten mußten.

Das Zusammenrücken von Epos und Lyrik erläutern wir uns einfach aus den geistigen Tendenzen der ganzen neueren Zeit. Es war die Bestimmung der modernen Kunst, das Innere des Menschen

zu ihrem hauptsächlichsten Gegenstande zu machen: die Stellung der neueren Nationen in der Weltgeschichte, die sie auf der Cultur der alten Welt ruhen und von da ausgehen ließ, bedingt dies. Zu frühe lernten sich die germanischen Nationen vergleichen, erhielten durch das Christenthum eine vielleicht zu schwere Nahrung für den beschaulichen Hang, der den nordischen Nationen ohnehin eigen ist, empfingen zu zeitig Begriffe und Vorstellungen in allen Beziehungen, denen sie nicht gewachsen waren, verloren zu frühe das Zeitalter physischer Entwickelung und heroischer Kraftübung, und mit dieser die Erinnerung an eine große Vergangenheit. Die Nationen der alten Welt lebten, so lange sie ihre gute Natur behaupteten, nur im Rückblick auf ihr Alterthum, und ihre ganze Dichtkunst füllte sich mit dem Preis der alten Zeiten und der Thaten der Ahnen; die homerischen Gedichte lebten unter Jung und Alt fort in steter Erneuerung und gestalteten sich mit jeder neuen Zeit vortheilhafter; indem sie Ein Stamm dem anderen überlieferte und jeder sie natürlich nur in einer poetisch angeregten Zeit suchte und pflegte, so förderte dies nothwendig ihr Gedeihen gerade so, wie wir es in der neuen Welt an der Dichtung vom Reinhart Fuchs sehen, der auch so von Hand zu Hand gegangen ist und seine Wanderungen nicht ohne Erfolg gemacht hat, weil hier gleich der Stoff auf die innere menschliche Natur hinwies, auf deren Betrachtung einmal Alles unter uns von frühe an hinneigte. Allein das heroische Epos hatte dies glückliche Schicksal nicht. Statt sich in sich selbst zu vollenden, sahen wir es nach seinem ersten Entstehen ohne Aufhören sich erweitern und ganz gegen alle Regel, ganz gegen allen Vortheil mit den Zeiten so fortrücken, daß wir es bei jeder Umgestaltung mit der Gegenwart gleich stehend fanden. Das Epos, als eine Dichtungsart, die sich mit der Vergangenheit beschäftigt, was ihr allgemeinstes und festestes Kennzeichen ist, hätte darum eben stets auf die Vergangenheit gerichtet bleiben sollen; dann hätte sich Alles zur Klarheit geordnet, die erzählten Begebenheiten hätten sich lebendiger dargestellt, und die Form hätte die Ruhe und das Gleichmaß der alten griechischen Gedichte sich wenigstens in einem höheren Grade aneignen müssen. Allein mit dem jedesmaligen Fortrücken der Personen und der Sitten in die Gegenwart der jedesmaligen Umarbeiter mischte sich etwas von der Unruhe ein und der Bewegung, welche immer die Theilnahme an etwas Gegenwärtigem mit sich

bringt, es kam dadurch der lyrische und dramatische Charakter in das neuere Epos, der den Werth desselben gegen das griechische so außerordentlich herabsetzt, weil er das innerste Wesen und die erste Grundbedingung jedes epischen Gedichtes erschüttert. Ist die Vergangenheit das Element der epischen, so ist die Gegenwart, wie wir sagten, das Element aller lyrischen Kunst. Wenn wir nun fanden, daß selbst im Volksepos, das die ruhmvolle Vergangenheit der Nation zum Gegenstand hat, das Wegwenden von dieser Vergangenheit sichtbar ward, eben da also, wo eine solche Erscheinung fast unmöglich scheinen sollte; wenn wir hinzurechnen, was wir weiter beobachten konnten, daß nämlich auch aller fremde und alte Stoff in die neue und deutsche Welt gerückt ward: Karl der Große, das byzantinische Zeitalter, das alexandrinische, das homerische, wo wir uns überall mehr oder minder grell zwischen alten Begebenheiten und neuer Umgebung sahen, so wird uns klar werden, mit welcher Macht dieses Geschlecht in seiner ganzen Entwickelung vorwärts strebte, sich der Gegenwart freute und nothwendig in einer Zeit so ungeheurer Bewegungen, wie die der Kreuzzüge, alles Alte herabwürdigen und unter sich sehen mußte. Die größte Selbstgenügsamkeit mußte in diesen Zeiten vom Allgemeinsten bis zum Besondersten herab nothwendig herrschend werden. Seit der Völkerwanderung hatte es keine großen Nationalkriege in Europa gegeben, man sah sich nur als Christen den Nichtchristen gegenüber, Nationaleifersucht war nur erst in Worten da, nicht in Thaten, es gab keine Feinde, als im Oriente Franken und im Occidente Sarazenen, und wenn altwalisische Gedichte die neuwalisischen Sänger, an jene großen Nationalkämpfe mit den Sachsen erinnerten, so nannten sie diese schlechtweg auch Sarazenen; und wenn der trojanische Krieg noch fürder fesseln sollte, so mußten (wie in der Behandlung Konrads von Würzburg) Christen auf der Seite der Griechen, und Heiden und Muhamedaner auf troischer Seite erscheinen. Die Verachtung aber, mit der der christliche Stolz auf alles Ungläubige herabsah, schloß nothwendig den christlichen Dünkel auf der anderen Seite in sich. Allein dies war das Geringste; die ganze Bildung der Zeit zog sich aber jetzt auf den Ritterstand zurück, der zugleich mit dem Verdienste der Beschirmung und der Erhöhung der Christenheit die moralische, die intellectuelle und die artistische Cultur an sich zu reißen begann, und zu dem christlichen Dünkel noch den

des Standes und Ranges, der Macht und der feinen Bildun
hinzubrachte. Unter diesem Stande aber handelte es sich wieder ur
Principien, die sich einander, wie wir später erfahren werden, seh
scharf gegenübertraten, und hiermit war denn jedem Einzelnen nad
Beruf und Fähigkeit die schönste Gelegenheit gegeben, sich der allei
Reine oder Gute oder Weise zu dünken. Alles also, die äußerei
Verhältnisse und die inneren Zustände wiesen den Einzelnen auf sich
selbst und die damalige Welt auf die Gegenwart hin, der sie sich
mit einer Zufriedenheit und einem Stolze erfreute, den man ir
allen Poesien und in allen Vulgarhistorien der Rittersleute so un-
verholen ausgesprochen findet, daß man wohl in aller Geschicht
von einer solchen Selbstgefälligkeit im Leben und in der Schrift,
in Nationen oder in Individuen kein anderes Beispiel wird auf-
weisen können, es müßte denn unter dem auserwählten Volke Got-
tes sein, das uns kein schlechteres Erbtheil hinterlassen konnte als
eben dieses. Es war ganz unfehlbar, daß sich unter solchen Um-
ständen das Leben sehr glänzend und lebhaft zu gestalten anfing,
und dies war besonders in den Zeiten und an den Orten der Fall,
wo engerer Raum den Verkehr erleichterte und die Geselligkeit er-
höhte, und an diesen Orten, wie in Spanien und Frankreich, trifft
auch noch das Glück begünstigend hinzu. Der castilische, cataloni-
sche, aragonische und provenzalische Adel hatte bis zum Anfang des
13. Jahrhunderts an allen spanischen Küsten, im Inneren des
Landes, auf den Inseln, in Afrika, im Morgenlande glücklich und
glorreich gegen die Heiden gestritten, der Glanz seiner Thaten hatte
die ruhmsüchtige Jugend aller Länder Europas in ihre Mitte gelockt
und zum Antheil an den großen Land- und Seeexpeditionen be-
wogen, endlich hatte er gar das oströmische Reich über den Haufen
gestürzt und ein lateinisches Kaiserthum gegründet. Da zugleich hier
eine Menge kleiner naheliegender Staaten, eine Masse von kleinen
Höfen, die an Glanz und höfischer Bildung wetteiferten, eine große
Zahl der Macht nach kleiner, dem Charakter nach oft sehr achtungs-
werther Fürsten, eine wahrhaft griechische Tyrannie, das öffentliche
Leben ungemein mannichfaltig, im höchsten Grade reizend und
blühend machten, so konnte nicht fehlen, daß sich in diesen Ge-
genden jenes Streben, die Gegenwart und ihren Reiz zu erhöhen,
auf der äußersten Höhe zeigte, und daß zugleich dies Streben
überall besonders auf die äußerlichen Verhältnisse, auf Staat,

Politik, Nationalität, Krieg, Feste und dergleichen gerichtet war und dabei poetischer und verständiger Sinn geübt und geschult wurde. Dies hinderte nicht, daß Einzelne das Leben von seiner ernsteren Seite faßten und die religiöse und Herzensbildung vor jener äußerlichen bevorzugend cultivirten.

Wie ganz anders aber sprach sich diese Richtung auf die Gegenwart, dies Streben nach einem Bewußtsein über die eignen Zustände der Zeit, diese Sorge jedes Einzelnen für sein Wohl in Deutschland aus! Hier war kein begeisterter Kampf gegen Religionsfeinde, die gefährdeten, sondern Kriege in Italien um Phantome und für die Ehrsucht der Fürsten, die, so groß und so deutsch sie waren, doch ihrem Deutschland den Rücken kehrten und mit der härtesten Belastung des Einzelnen die schönsten Kräfte des Vaterlandes in einem Lande und für eine Sache vergeudeten, für welche Niemand einen Sinn haben konnte, der nicht die großen Entwürfe der Unternehmer zu überschlagen verstand. Hier war für die Kreuzzüge, jene großen Begebenheiten, welche damals alle Welt anlockten, gerade zu der Zeit kein Herz und kein Sinn da, als sie mit der ersten warmen Begeisterung unternommen wurden, als sie die glänzendsten Erfolge zeigten, als wirklicher Ruhm und Ehre dabei gewonnen ward. Sondern hier nahm sich der Sache zuerst ein nüchterner Kaiser an, nachdem er gleichsam durch einen Ueberfall von dem heiligen Kreuzprediger Bernhard dazu gezwungen worden war, in einer Zeit, wo der frischeste Eifer schon erkaltet, das erste große Unglück schon einschüchternd eingetreten war und sein Zug kostete dem deutschen Lande ein großes Heer und seine Ehre. Und die zweite deutsche Wallfahrt kostete dem glänzendsten Herrscher, den damals Europa kannte, sein Leben und zog in Folge dieses Unfalls den frühen Regierungsantritt des dem Vater sehr ungleichen Sohnes und nach dessen Tode jene unseligen Spaltungen im Innern nach sich, was Alles nur zu sehr geeignet war, hier das Leben und die Kunst in einem Froste, in einer Trauer und einer Düsterheit zu halten, die gegen das fröhliche Gewimmel und die Unruhe in den romanischen Landen möglichst abstach; und hier hätte man daher weder früh noch spät die jenen Zeiten angehörige Kunst ein gai saber nennen können. Hier also wies Alles in der Umgebung seit dem Verschwinden des schönen Schwungs unter Friedrich von der irdischen Glorie hinweg und hier tritt daher so schnell jene Freude

am beschaulichen Leben unter die Ritterschaft und das Aufsuchen einer inneren Weihe wird dem sinnigeren Gemüthe ein quälendes Bedürfniß. Dicht neben diese Heiligkeit drängte sich dann, entsprechend der Art, wie Friedrich II. das Kreuzwesen behandelte, eine Frivolität und eine heitere Lebensphilosophie, die hier, wie überall, wo eine Nation solche Innigkeit und Gründlichkeit zur Eigenschaft hat, einen Gegensatz bildet, dessen ganze Schärfe wir nachher auch in der Dichtung werden erscheinen sehen. Daher ist dann das ewige und stets wiederkehrende Thema des Minneliedes und des Epos in Deutschland der Gesang von Freud und Leid. Sie singen vom Sommer und seiner Wonne, vom Winter und seinen Schmerzen, von der Liebe Lust und Leid, von süßer Maienblüthe und bitterem Reife, der sie tödtet, sie klagen, daß Honig und Wermuth, daß Hitze und Kälte, daß Fülle und Mangel, daß Blödsinn und Klugheit ewig auf dieser Erde wechseln. Man sieht daher auch im strengsten Widerspruche mit jener Selbstgefälligkeit, diesem charakteristischen Merkmal jener Zeiten und namentlich des romanischen Südens, auf der anderen Seite Verachtung der Welt, Schärfe und Bitterkeit gegen die Sitten der Zeit, Wehmuth und einen Zug des Schmerzes über die Nichtigkeit der menschlichen Dinge. Dies Thema, weit entfernt der Idee des Epos zu entsprechen, widerspricht ihm in dem Maße geradezu, als es dem lyrischen Wechsel der Empfindungen zusagt. Dies Thema (joi e marimen) zeigt sich auch wohl einmal in einem Provenzalen, die überhaupt nach ihrer ruhmvollen Periode auch in ihrer Geschichte Stoff genug dazu fanden, allein es drang dort in keiner Weise so tief in das Gemüth noch in die Kunst. Diese beiden Gegensätze scheiden damals Nationen von Nationen; sie unterscheiden die provenzalische Lyrik von der deutschen; sie scheiden die einzelnen Individuen unter sich, wie wir im Gottfried und Wolfram finden werden, sie scheiden einzelne große Individuen nach den verschiedenen Perioden ihres Lebens sogar in sich; es sind die Gegensätze jener heiteren, antiken, selbstvertrauenden, menschlichen Weltansicht, die sich wie die alte Sprache in jenen südlichen Nationen erhielt, und der düsteren, christlichen, demüthigen und göttlichen, die wir in jenen Zeiten in Deutschland siegen sehen. Auf diese Gegensätze werden uns alle möglichen Gesichtspunkte, aus denen wir diese Zeiten auffassen können, mit ewigen Variationen zurückführen; und wir werden finden, daß sich der Kampf dieser

Gegensätze in die Dichtung eindrängt, und der ritterlichen Epopöe die subjective, lyrische Farbe leiht, der nur das historische Nationalepos mehr widerstand, was denn die Spaltung zwischen den Verehrern und Pflegern des einen und des anderen hervorbrachte. Wie konnte unter diesem Wechseln, diesem Schwanken, das zwar überall in solchen Epochen literarischer Gährung Statt hat, das sich aber sonst versöhnt, hier dagegen stets ärger wird, bis endlich erst mit dem Ende der ganzen Bestrebungen zu Ariosts Zeit sich das ganze Gewirre derselben zusammenfassen ließ, wie konnte sich unter diesem ewigen Unfrieden ein Epos gestalten, das Ruhe, Besonnenheit und selbst eine gewisse Gleichgültigkeit fordert, die aus der Vergangenheit der erzählten Begebenheiten und dem Mangel an unmittelbarer Theilnahme fließt, und wie konnte sich selbst eine Lyrik gestalten, die überall das Individuelle liebt und Mannichfaltigkeit sucht, während sie sich hier von jener Einen Stimmung der ganzen Welt und der ganzen Generation, jener Stimmung zwischen Freude und Leid bestimmen lassen muß!

Diese Stimmung trägt vielleicht jede Zeit, die eine lyrische Poesie pflegt. Aber man betrachte einmal, wie sie nicht nur in Südfrankreich unter günstigeren Geschicken ward, man halte dagegen die Zeit, wo Griechenland seine Lyriker und seine Dramatiker erhielt, eben die Zeit, wo es von seiner Vergangenheit in seine Gegenwart rückte, wo es seine umgebenden Verhältnisse besang, wo es aus kleinen Bestrebungen in Weltereignisse übertrat, und man erwäge, welch ein anderer Gesang aus den anderen Verhältnissen werden mußte. Die damaligen Kreuzzüge waren ein Kampf für Vaterland, Heerd, Weib, Kind und Götter und Recht und Sitte: von all dem klingen noch heute die Dichtungen in den wenigen Resten, die wir übrig behielten. Die damaligen Riesenkämpfe fingen mit rechtmäßiger Vertheidigung an und endeten nach nicht allzulanger Zeit mit Umsturz des persischen Reichs, während die Kreuzzüge ausgingen von fanatischer Eroberung und endeten mit dem Verluste des Orients und Griechenlands; ein einziger Zug nach einem ungeheueren Erfolge dort, der freilich mit dem Uebergange in neue Verhältnisse Griechenlands Umsturz nach sich zog, und hier ein einziger Zug nach einem furchtbaren Unglücke, das freilich umgekehrt mit dem jetzt entschiedenen Uebergange in eine neue Welt Europas Größe und die Reinigung seiner Religion nach sich zog. Auch hier sieht

man, wie Europas Glück stets in der Ferne, in dem endlichen völligen Heraustritt aus den Trümmern der alten Welt lag, wie eine richtige Ahnung die unruhige Bestrebsamkeit und das Haschen nach einem stets Neuen die Völker unbestimmt leitete, während die Griechen sich stets ihres Besitzes freuten, ohne den weiteren Erwerb zu verschmähen: und daher näherten wir uns in der neuen Zeit zugleich größerer Befriedigung und größerem Glücke, indem wir uns dem griechischen Sinne mehr näherten. Damals kämpfte Griechenland mit dem Weltreich des Ostens: weit entfernt den Gegner gering zu achten, wie die Europäer die Sarazenen, bewunderte es seinen Glanz, fürchtete zaghaft seine Macht, bestaunte seine Größe und überschätzte ihn in Allem. Weit entfernt, einem verachteten Gegner zu unterliegen, errang es die glorreichsten Siege, die nach Tausenden von Jahren nicht ihres Gleichen haben; weit entfernt, im Unglück verzagen zu müssen, wie die Christenheit unter den Siegen der Türken that, häufte es Ruhm auf Ruhm, und was bewundernswerther ist, es lernte nicht sich seiner Kraft und seines Glückes zu überheben, sondern der furchtbare und unerwartete Sturz der persischen Monarchie, welche die Griechen in Schlachten niederwarfen, an deren Erfolg sie jedesmal selbst verzweifelten, hatte auf sie einen so gewaltigen Eindruck gemacht, daß sie aus dem Unglück der Feinde vielmehr Belehrung, als aus dem eigenen Glücke Uebermuth zogen, daß die Scheu vor der neidischen Gottheit und die große Erfahrung wie Gott zwischen die Lippe und den Rand des Gefäßes den Tod legt und wie er dem Menschen das höchste Glück oft zeigt, um ihn um so tiefer zu stürzen, daß diese Erfahrung hinfort über die ganze lyrische und dramatische Kunst jene großartigen Ideen breitete, einförmig, wenn man will, aber zu groß, um je zu ermüden, und auf der andern Seite ein Thema von so allgemeinem Charakter, daß es alle menschlichen Verhältnisse in sich schließen konnte. Dies möchte das F r e u d u n d L e i d der Neueren auch; allein nur Schade, daß das Maß von Glück und Unglück eine eben so subjective Sache, wie das Fatum und seine Gesetze ewig unwandelbar ist; daß jenes den Menschen stets auf sich selbst, dieses auf Alle zugleich hinweist; daß eben hierdurch auf dem letzteren Wege nothwendig Reichthum des Geistes erworben wird, aber vielleicht Innigkeit des Gemüths verloren, die umgekehrt auf jenem ersteren Wege gewonnen wird, indem man des anderen ver-

lustig geht. Die griechische Lyrik und Dramatik umschlingt daher alle möglichen menschlichen Beziehungen, der Minnegesang und das Kunstepos der Deutschen singt fast nur von der Liebe.

Aber nicht einmal so weit her brauchen wir, um die Verschiedenheit und die ganz einzige Eigenthümlichkeit des deutschen Minnegesangs anschaulich zu machen, die Punkte der Vergleichung zu holen. Der gleichzeitige Gesang der Troubadours zeigt schon auf den ersten Blick, welch eine merkwürdige Kluft zwischen beiden ist, die zwar sonst so viele Verwandtschaft und gleiche Quelle haben [285]. Mitten unter den ersten glorreichen Thaten der Kreuzfahrer ertönt zwar auch gleich der erotische Gesang zur Laute, aber auch der Preis des Kriegslebens und ritterlicher Thaten, und der Graf Wilhelm von Poitou sang schon 1101, als er heimkehrte, Lieder von seinem unglücklichen Kreuzzuge. Nicht einmal brauchten sie so weit die Stoffe solcher ritterlichen Gesänge zu suchen, ein eben so heiliger Krieg war in der Nähe und dieser noch mehr als jener im Osten beschäftigte die heldenmäßigen Kämpfer, in denen die schönste kriegerische, christlich-ascetische Begeisterung für die Glaubenskriege brannte. Wer sollte es wohl glauben! unter so vielen Erzählern von heroischen Thaten bei uns kaum Ein Wolfram, dem einmal das Herz dabei für sein „Schildesamt" schlägt, während die Anderen alle wie Hartmann bei der wohligen Lectüre der Mähren auf die Werke der alten Heroen zurückblicken, wie wir etwa auf die Wunder der Legende [286])! Unter Tausenden von Liedern, die uns von einer Menge von ritterlichen Minnesängern aus verschiedenen Zeiten erhalten sind, unter allen Producten eines ausschließlich kriegerischen Standes, der nichts zu thun hatte, als das Schwert zu führen, der noch vor wenigen Jahrzehnten fast ohne Ausnahme nichts zu thun wußte, als das Schwert zu führen, unter allen diesen Dichtungen dieses Standes in Deutschland ist nicht Ein Kriegslied! kaum Ein Lied, in dem die kriegerische Tugend des Ritters gepriesen wäre! Viele Kreuzlieder, die zu der heiligen Wall-

285) Ueber das Nähere vergleiche man das Werk des trefflichen Diez über die Troubadours.

286) Hartmann: Dâ uns mit ir mære
sô rehte wole wesen sol,
dâ tâten in diu were vil wol.

fahrt auffordern, aber keines, das es aus kriegerischem Triebe thäte! Und wer gibt nicht, wenn uns Bertrand du Born, dem wohl auch die Frühlingsblumen und der Vogelsang lieb sind, aber lieber das Kampfspiel und die Belagerung, das Schlachtgetümmel und der Wetteifer im Streit, der wohl auch festliches Gelag schätzt und die Ruhe des Schlafs, aber mehr das Schlachtgeschrei und die wiehernden Rosse und die fallenden Feinde zu sehen liebt, wer gibt nicht, wenn uns dieser ein kriegerisches Lied singt, die erotischen Jeremiaden unserer Minnesinger zu Hunderten dafür hin? So ferne liegt das Nächste in der wirklichen Welt unseren träumerischen deutschen Meistern, so sehr vergessen sie aller Kraft und männlichen Tugend, um sich in Selbstquälereien aufzureiben; Alles was der Provenzalen äußeres Leben bewegte, spiegelt sich in ihrer Kunst, nichts davon unter den Deutschen. Von Kriegslust, von Wetteifer, von Vasallentreue, von Ritterpflicht singt dort Jeder, der die Saiten zu rühren weiß; von Standesstolz und Haß gegen andere Stände glühte Castelnau, von Zorn über Juristen und Prälaten Bonifaz von Castellane, von Eifer gegen Rom und den Pabst Figueira. In Deutschland beschweren sie sich, daß man sie nicht an den Hof zöge — aber was sollte man in einem Kreise, der zu handeln und nicht blos zu singen hatte, mit diesem Geschlechte anfangen? Aber in der Provence mußten sie an den Hof und ins Leben gezogen werden, denn dort beurtheilten sie jede öffentliche Handlung, drängten sich mit ihren Sirventes, die man in Deutschland nur ausnahmsweise kennt, in alle Verhältnisse, nahmen mit wüthender Leidenschaft Parthei bei allen politischen Fragen, bildeten die öffentliche Meinung, machten ihren Rath und ihre Gunst wünschenswerth und ihren Zorn gefürchtet, und nichts kann dort die politische Geschichte erzählen, ohne auf ihre Bedeutung und Wirksamkeit zu stoßen, in Deutschland kann diese Geschichte sie, fast nur mit Einer Ausnahme, gar nicht gebrauchen. Gegen einen oder zwei Männer in Deutschland sind hier die Protectoren dieser Kunst zu Hunderten, und man sollte meinen, unter so vielen Gegensätzen und Aehnlichkeiten der neu- und altdeutschen Entwickelung der Poesie müsse man auch die hervorheben, daß wie damals das Fremde in Allem überwiege, so auch der Hohenstaufen Neigung nach dem Süden eben so viel geschadet hätte, wie in der neuen Zeit des großen Friedrich Vorliebe für die französische Literatur. Diese Troubadours rangen

in ihren Liebeswerbungen mit Königen und befehdeten die Throne mit ihrer politischen Opposition. Mit ihrer Kunst, eben weil Rangunterschied selbst unter diesen Dichtern war, haben sich manche emporgebracht aus dem Kreise von Handwerkern, Bürgern und Bauern, und das Talent, nicht die Mode, förderte Findlinge und Waisen. Diese Dichter sind voll von Lebenslust, von Kraft, von Energie, von Männlichkeit, sie mischten sich froh und heiter in Alles und Alles muß sich ihren Angriffen, ihrem Lob und Tadel aussetzen. Von ihrem Leben, ihrem Glanz, ihrem Verkehr, ihren Leiden und Freuden, von ihren Liebeshändeln, Eifersuchten, Kämpfen, Wallfahrten — sind ganze Bücher geschrieben worden; man sage nicht, von den Deutschen wäre nichts dergleichen erhalten: es würde erhalten sein, wenn etwas dergleichen existirt hätte; man sage nicht es seien Fabeln, nicht einmal Fabeln haben sich von den Deutschen erhalten, es seien denn jene mysteriösen Verewigungen der Wolfram und Klinsor im Wartburgkrieg oder jener Meistergesang über der holdseligen Kunst Entstehung, und was Alles sonst die Meistersänger Erbauliches von den alten Meistern dichteten. Die französischen Dichter sind voll von Gelehrsamkeit und stets lebendiger Kenntniß; Religionsmeinung, Philosophie, Roman, Alles erscheint in ihren Gedichten. Als im Verlaufe der Zeiten die Dichtkunst und die Schätzung der Sänger sank, als sich die Zeiten verschlimmerten, da beginnt in Deutschland im lyrischen Gesang jenes ewige Jammern der Konrad, der Zweter und wie sie alle heißen, allein in der Provence steht ein Pierre Cardinal auf, ein derber Sittenprediger, den die Ungunst der Zeit ungebeugt läßt, ein fester Mann, der auch einmal nichts von der Liebe wissen will, ein Satiriker voll Kraft und Würde, Lebendigkeit und gesunden Sinnes. So haben diese Troubadours unseren neueren lyrischen Dichtungsarten, schöpferisch wie die Griechen, Namen, Gestalt und Autorität gegeben: sie haben Canzonen und Pastorelle, Satiren und Briefe, Serenaten und Tenzonen und Sonette. Ein Dante nährte sich am Quell dieser lebensvollen Dichter, ein Petrarca verschmähte nicht Valencianische Dichter zu benutzen, denn diese Dichter kennen ächte Kunstform, und wissen was poetischer Ausdruck ist[287]), und die Schäferdichter

---

287) In den osservazioni sulla poesia de' Trovadori etc. Mod. 1829 ist aufs

erkennen Riquier und Esteve als ihre Führer. Das Persönliche in den Dichtungen der Troubadours macht Vieles gemein und prosaisch, aber es hält sie von Einseitigkeit ab und macht sie lebendig; ihre Vielseitigkeit macht sie zuweilen platt und schaal, dagegen sind die Minnesinger in ihrer Eintönigkeit oft edel, warm und tief. Die erweiterte Bildung der Provenzalen brachte unter den dichterischen Anlagen und Naturen die größten Verschiedenheiten hervor, unter ihren Gedichten den ungleichsten Werth, der auf den ersten Blick zu unterscheiden ist, unter den Minnesingern kann man Hunderte zusammenstellen, die zu trennen schon ein sehr scharfes Auge und eindringendes Studium erfordern würde. Die Troubadours sind reich an Empfindungen, wo die Deutschen in wenigen Empfindungen tief sind und innig, beharrlich ruhen diese auf Einem Gefühle, wo jene leicht hinflattern im Rausche von Bildern und Empfindungen. Die Leidenschaft der Troubadours ist größer und wilder, nichts ist da von der Schüchternheit des Deutschen; seine Leidenschaft bricht sich Bahn und schafft sich Luft, und nichts weiß man z. B. hier von dem Verbot, den Namen der Geliebten im Liede zu nennen. Unter vielem Leichtsinn erscheint das wenige Edle höher; wo ihre Liebeslieder Treue, Anhänglichkeit und wahre Empfindung athmen, ist man von der Wahrheit überzeugter, als in den deutschen Minneliedern, wo sich diese Anbetungen und Schwüre im conventionellen Style zu oft wiederholen; unter so vieler Eifersucht, so mancher Obscönität, so mancher gemeinen Gesinnung, zwischen Reibungen, Prüfungen, getäuschten Erwartungen, Uebereilungen, Vorwürfen, Bereuungen, Verfolgungen, Rachen und Strafen, die wir zwischen den Liebenden vorfallen sehen in den Liedern der Troubadours, tritt das wenige Reine eben sowohl schöner heraus als es wahrer erscheint. Die Lyrik der Provenzalen hat nicht eben große Mannichfaltigkeit, auch hier zeigt sich die Armuth des Lebens, jedoch weit nicht so arg wie in Deutschland. Das Gelegenheitsgedicht, das man bei uns fast kaum in Spuren entdeckt, die ursprünglichste und ächteste Quelle lyrischer Poesien, herrscht unter den Troubadours, oft von der Art, daß man ohne Commentar aus ihrem Leben den Inhalt nicht versteht, eine Eigenheit, die das

---

neue versucht worden, zu zeigen, wie Vieles die Italiener den Provenzalischen Dichtern schuldig sind.

lyrische Lied der besten Dichter nicht immer ablegte. Dennoch darf man nur selbst die Lyrik des Orients vergleichen, um zu finden, wie selbst hier Besonderheit, Reichthum und Mannichfaltigkeit größer ist als selbst unter diesen. Zu allen Zeiten war die lyrische Kunst eine fröhliche; sie hat mit dem Weibe den Wein und den Gesang immer gleichmäßig gepriesen. Dies hat selbst ein Dschelaleddin und Hafis verstanden, allein nicht einmal die Provenzalen kannten den übermüthigen Jubel des Inneren, der zum freudigen Gesang und zum Gelage gehört; in Deutschland gar möchte schwerlich das Wort Wein oder viel Begriff von lautem und lustigem Singen in dem Minnesingercodex gefunden werden, und man wird uns nicht die mäßige Freudigkeit in den Tanzweisen entgegen halten wollen, die auch meist erst aus späteren Zeiten sind, oder nur ausnahmsweise sich auszeichnen, wie z. B. eine des Burkart von Hohenfels eine üppige Bewegung und eine schwindelnde Raschheit kennt, der man Weniges an die Seite stellen kann; ich spreche aber überall hier vom Allgemeinen und kann die Anomalie nicht in Anschlag bringen. Es gibt vielleicht nichts was unsere ritterlichen Zecher so charakterisirt, als wenn sie versuchen, die Wirkungen ihres süßlichen versetzten Weines zu schildern. Was ist nicht jene Wiener Meerfahrt[288]) für ein plumper Witz! Bezeichnender aber ist der Weinschwelg[289]), der Monolog eines Trinkers vor seiner Kanne. Es gibt nichts Ekleres, als ein einsames Saufen, nichts was der Bestimmung des Weines so sehr entgegensteht, der die Herzen öffnen, den Verkehr traulich machen und die gemeinsame und laute Freude erhöhen soll. Mit wirklicher Kunst (und allerdings so vortrefflich, daß man das Häßliche übersehen kann) ist nun in diesem Gedichte ein solcher Alleinzecher geschildert, der in regelmäßigem Fortschritt seine Kanne vom Weine leert und mit Lobpreisungen füllt, bis er zuletzt seinen schwellenden Körper muß in Eisen waffnen lassen, um der Macht des Getränkes zu widerstehen, worauf er dann am Schluß des Gedichtes, nachdem das Unmögliche bereits geschehen war, nach einem auch hier wiederkehrenden Refrain, erst eigentlich anhebt zu trinken. So überraschend einfach und so ruhig im Ton der ächtesten Ironie dies kleine Gedicht gehalten ist, so sieht man doch, daß

---

288) In Laßbergs Liedersaal I.
289) In Grimms altdeutschen Wäldern III.

nur in einem Stande, der die freien Künste der männlich lustiger Gesellschaft nicht kannte, sondern blos Hofceremoniel und steife Frauenzirkel, eine solche Materie so behandelt werden, und überhaupt nur aufgegriffen werden konnte, da dieses lästerliche stille Zechen sonst nur unter gemeinen Weibern gefunden wird und so von Aristophanes verspottet wurde. Von eigentlicher Männlichkeit findet sich aber in der Kunst der Troubadours sogar wenig, unendlich viel mehr jedoch als in dem Minnegesang, den auch Grimm eine frauenhafte Kunst genannt hat; und welch Wunder ist's dann, daß dieser Minnegesang demnach aller der Lebenskenntniß, der Frische und Freiheit und des heftigeren Affects entbehrte, den die provenzalische Lyrik an sich trug? welch Wunder, daß er jedem kräftigem männlichen Geiste nicht zusagt, daß er erschlaffend wirkt, daß er eine vorbereitete Stimmung bedarf, ehe er wirken kann.

Aus allen Ansprüchen auf Reichthum des inneren und äußeren Lebens muß also Jeder weichen, der diese Minnesinger zur Hand nimmt; auf Nahrung für den Geist darf er nicht hoffen; auf Nahrung für das Gemüth — auch auf diese nicht Jeder. Die Lyrik dieser Ritter dreht sich einzig und allein (denn die Ausnahmen verschwinden fast) um die Liebe. Es ist die Zeit, von der an kein Roman, kein Drama, kein Epos mehr in Europa gedichtet wird, ohne daß diese den Mittelpunkt der Sache ausmachen oder zu den reizendsten Episoden dienen müßte. Ich glaube die Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit dieser Wendung, welche die neue Kunst im Gegensatze zu der alten nahm, ganz zu erkennen. In unserer neuen Welt, wo aus dem Leben die Poesie völlig entschwand, wo Bedürfnisse, verständige Richtung, die Schwierigkeit der Subsistenz, die getrennten Stände, die angestrengte Thätigkeit des Kopfes und der Hände, kurz wo Alles darauf hinstrebt, den Verstand und den praktischen Sinn auf Kosten des Gemüths allein zu bilden, konnte die Poesie, falls sie überhaupt ihre Existenz behaupten wollte, nicht besser thun, als wenn sie sich des eben reifenden Jünglings, wenn die erste Geschlechtsliebe ihn sinnig und weich macht, gewaltig bemächtigte. Sie mußte ihn bei dieser seiner inneren Beschäftigung fassen, ihm dafür Nahrung bieten, von da aus sein moralisches Wesen zu reinigen, von da ihn für alles Gute und Schöne empfänglich zu machen suchen. Es frage sich Jeder unter uns, der Sinn für Edles und Gutes in sich hat, ob er ihn der Erziehung, der Schule, dem

Umgang, der Religionslehre mehr zu verdanken habe, als (von der angeborenen Natur abgesehen) den Grundsätzen, die sich in solchen Jahren mitten in der ersten gemüthlichen Versenkung bilden und ihren äußeren Impuls gewöhnlich von neuerer Dichtung erhalten, die erst in diesen Jahren anfängt, für den Jüngling Reiz zu bekommen, weil ihn jetzt erst jenes Vorherrschende in ihrem Inhalte ergreift. Die heilige und sanfte Stimmung des Menschen in dieser Periode, im Vereine mit einer Dichtkunst, die diese Stimmung hervorzurufen und zu unterhalten ganz geeignet ist, hält in uns allein eine ideale Seite gegen die materielle Welt, in der wir uns umtreiben, aufrecht; denn jene Zeit setzt sich noch über Rang und Stände, über Brodsorgen und Convenienzen und Alles, was an unserer edleren Natur gefährlich nagt, hinweg, und sie setzt den Mann in eine enge Beziehung zu dem Weibe, das in der neuen Zeit die poetische Seite der Gesellschaft bildet, wie es in der alten Welt der Mann that, weil ehemals auf dem Manne, wie heutzutage auf dem Weibe die Last des Lebens nicht so unmittelbar ruhte, wie auf dem männlichen Theile der jetzigen Gesellschaft, weil das Weib heute, wie einst der griechische Bürger, den gemeinen Berührungen des Lebens entzogen, weil es den Einwirkungen des Rangsinns, den Verderbnissen durch niedrige Beschäftigung, der Unruhe und Gewissenlosigkeit der Erwerbsucht nicht ausgesetzt und weil von Natur schon das Weib mehr als der Mann gemacht ist, mit der höchsten geselligen Ausbildung den Sinn für Natürlichkeit und die ursprüngliche Einfalt des Menschen zu vereinen und die letztern nicht dem erkünstelten geselligen Leben aufzuopfern. Die geänderte Gestalt der äußeren Verhältnisse in neuerer Zeit bedingte sogar diese Art Gefühle, die in diesen Dichtungen so ausschließlich behandelt sind, mehr als man glauben sollte. Die Hindernisse und Beschwerden unsers Lebens wehren uns den leichten Genuß und die rasche Befriedigung der Alten; sie schrecken uns in uns zurück, sie erzeugen die unbestimmte Sehnsucht nach einer Gefährtin, die uns die Lasten des Lebens tragen hilft und diese Lasten kannte der Grieche so wenig, wie unser eheliches und häusliches Glück. Ohne das Weib wäre für jede feinfühlende Seele das heutige Leben nicht zu ertragen [290]), und es wäre eine wunderbare und wohlmeinende

---

290) Gottfried im Tristan:

Fügung des Schicksals und der Vorsehung, daß, als sie die Ordnungen der alten Welt und mit ihnen den Seelenadel der alten Männer zerstörte, sie die Frauen aus ihrer Unterordnung heraushob und zur Herrschaft über die Gemüther berief, ohne welche die neue Welt in Gemeinheit der Bestrebungen aufs tiefste hätte herabsinken müssen. Nicht einmal da, wo das Weib aus dieser schönen Bestimmung herauswich, wo es seine Unabhängigkeit zur frivolen Licenz misbrauchte, nicht einmal da hat sich das Leben auf einer Höhe erhalten können, die dem menschlich Empfindenden genügte, denn welcher Bessere unter uns möchte in dem Zustande einer Pariser Welt anderes als Widrigkeit und Ekel empfinden? Nur wo, wie in Deutschland, das Weib, indem man ihm jene größte und schönste Gewalt einräumte, von jeder Anmaßung einer weiteren Herrschaft abstand, nur wo es dieser Aufopferung des Mannes jene andere entgegenbrachte, mit der sich jeder ächt weibliche Charakter des Mannes und seiner kleinen Bedürfnisse pflegend und dienstfertig annimmt, nur wo häusliche Tugend im Weibe aufrecht erhalten ward, nur da füllt das Weib die würdige Stellung würdig aus, die ihm die Natur angewiesen hat. Wir dürfen es freudig sagen, kein Volk der Welt kann sich in alter und neuer Zeit hier mit uns vergleichen. Und mögen Christenthum und Naturanlage zur Erschaffung und ersten Gestaltung dieses Verhältnisses in der neueren Gesellschaft das Frühere und Wesentlichste gethan haben, so ist es gewiß, daß erst das ritterliche Leben und diese ritterliche Minnepoesie demselben seine Blüthe gegeben, so wie hernach die folgende Zeit des bürgerlichen Hausstandes erst die Reife hinzugab.

Dieselben Regungen, die das Individuum bei dem Heraustreten aus dem thatenlustigen Knabenalter in die Zeit der ersten geistigen Bewegung und gemüthlichen Innigkeit ergreifen, bestimmten damals die Veränderungen in dem Leben und Treiben, in den Ge-

---

Diu werlt, diu wære unruoches vol
und lebete rehte als ân ir dank,
wan der vil liebe vogelsank,
der ermant vil dikke den man,
der ie ze liebe muot gewan,
beide liebes unde guotes,
und maniger hande muotes,
der edelen herzen sanfte tuot.

sinnungen und der Handlungsweise der Ritterwelt, in ihren Liedern und Dichtungen. Daß diese Regungen sich zuerst und vorzugsweise dieses Standes bemächtigten, war natürlich; für den geistlichen Stand sollte die irdische Liebe zu materiell sein, dem bürgerlichen, der noch kaum existirte, lagen die geistigen Verschönerungen eines körperlichen Triebes in zu idealer Ferne. Die neuen Verhältnisse, die an den Meeren Verkehr und Rührigkeit nährten, die Mischungen der Völker, die Vergleichung byzantinischer und orientalischer Cultur, die Kämpfe um ein rein ideales Object trafen den Ritterstand zuerst und zunächst und machten ihn für geistige Thätigkeit empfänglich; das Christenthum sittigte ihn innerlich, es fing an seine Rohheit zu brechen und sein Gemüth zu beschäftigen; edelmüthig lieh er jetzt seinen Arm der Kirche und seinen Schutz dem schwachen Geschlechte, das er bisher so sächlich behandelt hatte, wie die Kirche feindlich, und von dessen Verehrung unter dem Ritterthume sich eine Geschichte schreiben ließe, die der Geschichte der ritterlichen Frömmigkeit sehr analog ausfallen würde. Je inniger die deutsche Natur von Haus aus ist, desto tiefer wurde es hier mit dem Gottes- und Frauendienste gemeint, desto heiliger und sehnsüchtiger stimmten sich die Herzen, desto bestimmter legte man das ausschließliche Wohlgefallen an Waffenthaten ohne höhere Zwecke, am alten Epos und am historischen Liede, das sich mit äußeren Begebenheiten in ruhiger Erzählung beschäftigte, ab, und wandte sich auf die Geschichte der Seele. Dies begreift der besser, der selbst in dem Alter steht, das solche Veränderungen hervorbringt, und der wird den Liedern, die damals unsere Ritter sangen, am meisten abgewinnen, der solch ein inneres Leben am tiefsten durchgemacht hat. Wer nicht aus seiner Jugend und aus der Zeit, in welcher die ersten Regungen der Liebe aufkeimen, Erinnerungen übrig hat, wer in sich kein Mitgefühl mehr spürt mit seinen eigenen Zuständen in jenen Jahren, wer nicht den ganzen Jammer der ersten unbestimmten Sehnsucht noch nachempfindet und die Süßigkeit und Bitterkeit der mit ihr verknüpften Empfindungen, und die Qualen und Freuden, mit welchen die feurigste Phantasie uns dann abwechselnd martert und beseligt, wer nicht im Gedächtniß hat, zu welchen unsäglichen Naivetäten und Thorheiten, zu welchen wunderlichen Vorstellungen und Gedanken, zu welchen Selbsttäuschungen und Selbstbetrügen diese glühende Einbildungskraft den aufrichtigsten, gesündesten, natürlichsten Jüngling verblendend verleitet, oder wer

Dantes vita nuova gelesen hat, ohne sich bei diesem treuen Abbilde dieser Zustände eines ungefähren Analogons aus seinem eignen Leben zu erinnern, oder wer Ulrich von Lichtensteins Frauendienst kennt, ohne sich erklären zu können, wie ein solches Liebes- und Sängerleben zu verstehen sei, wer durch altkluge Erziehung oder durch Schullast oder durch eingeborne Verständigkeit und Prosa vor diesen Zeiten der Jugendliebe ungeprüft vorüberging, dem werden wir nicht *leicht* einen Begriff von dieser Periode des Mittelalters, schwerlich eine Vorstellung von den Quellen dieser Poesie, gewiß keinen Geschmack an dieser Lyrik beibringen. Dies ist die Ursache, warum sich unsere Generation meist so entschieden von diesen Poesien abwendet, denn der wievielte möchte unter uns so unverkünstelt emporwachsen, um ungestört jenes Leben in Innigkeit erfassen zu können? und hierin liegt auch die Ursache, warum die Frauen viel leichter sich mit diesen Dichtungen aussöhnen, wenn sie einmal über die Schwierigkeiten der Sprache hinweg sind. Dieses Seelenleben mit all seinen Wundern überwand das Wohlgefallen am Waffenleben, der Frauendienst trat über den Ritterdienst, die Waffen hatten nur noch Bezug auf Religion und Frauen, die Turnierpreise vergaben diese, und man diente ihnen mit Gesang und Lied wie mit dem Schwerte. Dies reine Leben der Einbildung stellte bald das äußere Leben, That und Handlung, in Schatten, und daher verschwindet jetzt im Epos die Schilderung von Handlungen und Thaten, um der Schilderung der Seelenzustände und Liebesempfindungen Raum zu machen; es flüchtete vor der Wirklichkeit, und es gibt nichts Merkwürdigeres, als die ideale Höhe der Stellung des Weibes bei diesen Dichtern mit der untergeordneten zu vergleichen, die ihm die Wirklichkeit in Staat und Recht anwies.

Dem Ritterstande also gehörte die Minnepoesie ausschließlich; diese Lyrik ist der erste Gegenstand, in dem wir nicht mehr streitende Stoffe oder Pfleger finden, hier ist der Sieg und die Herrschaft dieser Klasse in dieser Materie sogleich entschieden, und an der Grenze des 12. und 13. Jahrhunderts kam diese Kunst plötzlich in ungemeiner Fülle und neuem Glanze zu Tage. War das Gebiet der Erzählung mehr dem geistlichen Stande abgewonnen, so das des Gesanges mehr dem Volk. Dies zeigte sich schon darin, daß, als die reine höfische Kunst nach kurzer Blüthe ihr schnelles Ende nahm, die erzählende Poesie, soweit sie nicht volksthümlichen Ursprungs war,

auch wo sie noch in ritterlichen Händen blieb, die Eigenschaften des geistlichen Standes, Gelehrsamkeit und Frömmigkeit wieder an sich nahm, die lyrische aber sich den Eigenthümlichkeiten des Volkes näherte. Auch liegt es in der Natur der Sache selbst, wie wir schon oben bemerkten, daß mit dem Eintritte des Liedes und eben des Minneliedes, das den Mittelpunkt der Lyrik jener Zeit ausmacht, der geistliche Stand bei Seite geschoben ward. Es ist eine auffallende Ausnahme, daß ein Pfarrer, der Kirchherr Rost zu Sarnen mit Minneliedern in unsern Sammlungen steht; Bruder Eberhard von Sax hat nur ein geistliches Gedicht geliefert, und außer diesen wären wohl nur noch der Bruder Wernher und Kraft von Toggenburg zu nennen, der nach Ettmüller Probst an der Abtei in Zürich war. Kaum läßt sich eine Gattung der damaligen Lyrik aus geistlicher Poesie herleiten; die Leiche, durchkomponirte und kunstmäßigere Gedichte, von freierem Bau, scheinen auf eine Art des volksthümlichern lateinischen Kirchengesangs zurückzuführen, die Sequenzen [291]); auch blieben sie immer, obwohl sie auch zu Reihen und Tanzbegleitung gebraucht wurden, vorherrschend ernsten und erbaulichen Inhalts. Das eigentliche Lied aber scheint überall in den Wächter- und Tagliedern, in den Tanz-, Frühlings- und Herbstgesängen den Grund der Volksthümlichkeit zu verrathen, auf dem es gewachsen ist, und es ist interessant genug, wie einer der frühesten und gerühmtesten ritterlichen Sänger (Nithart) sich dem Tone der Volkspoesie und ihrem Inhalte, nur von dem besonderen Standpunkte des Hofmannes aus, nahe hält. Wie dieser Uebergang sich allmählig vermittelt habe, läßt sich nicht genau nachweisen; wir haben von älterer lyrischer Poesie nur wenige Reste, die noch dazu nicht weit ins 12. Jahrhundert zurückgehen, und hier noch mehr als im Epos ist der Fall, daß uns dies Wenige nach Mehrerem lüstern macht. Wir haben von dem Kürnberger, von Walram von Gresten, von Dietmar von Aist, von dem von Nifen einzelne Lieder, die theils im Strophenbau, in ungenauen Reimen, in geringerer Glätte und Gewandtheit auf ein höheres Alter deuten, theils durch eine epischere, romanzenartige Haltung volksmäßiger klingen und von dem Reize der Einfalt und Unschuld überzogen sind. Wie wichtig diese Reste sind, erkennt sich schon daraus, daß man aus denen des Kürn-

291) Lachmann, über die Leiche. Rhein. Mus. 1829. Wolf, über die Lais. Heidelberg 1841.

berg und des von Gresten schließt, wie ungefähr die Gestalt der einzelnen Nibelungenlieder beschaffen sein mochte, ehe sie ihre letzte Zurichtung erhielten, und daß man die eintönigere vierzeilige Strophe hier auch im lyrischen Gesange findet, die nun ganz plötzlich, unter den Einflüssen der französischen Dichtung, im Liede abgeworfen ward. Die gleichaltrigen Heinrich von Veldeke und Friedrich von Hausen sind schon so reich an Formen und so gewandt in Sprache, als ob sie ganz mitten in dieser neuen Kunst, nicht an ihren Anfängen ständen. Jener hat sich gewiß in dem lyrischen Liede nicht minder wirksam erwiesen als in der Erzählung; der andere, ein Pfälzer, der besonders dadurch interessant ist, daß er seine Lieder aus dem Oriente heimgesandt zu haben scheint, wo er auf Friedrichs I. Kreuzzug 1190 in einem Gefechte bei Philomelium in Kleinasien nach dem tapfersten Kampfe fiel, ist ihm in aller Art verwandt. Hier sehen wir plötzlich, wie weiterhin in der gesammten Minnedichtung, an die Stelle der armen Reime die außerordentlichste Fülle und Eleganz einer mit zahllosen Künsteleien (auch bei den Besten) überladenen Reimkunst treten, die eine große Geschicklichkeit zeigt, und sich mit gehäuften, neuen, leoninischen, Anfangs- und anderen Arten künstlicher Reime jeden Schritt erschwert, ohne daß sie — es sei denn in den höchsten Uebertreibungen — irgend einen Zwang verräth; an die Stelle des einfachen Maaßes des Volksgesangs sehen wir auf einmal eine Mannichfaltigkeit der Töne kommen, die sich fast der Zahl der Lieder gleichstellen läßt, und zu deren Erfindung schon damals an den besten Dichtern das Talent bewundert, um deren Vervollkommnung und Erweiterung von jedem Talente gewetteifert ward. „Von weitem meinen wir denselben Grundton zu vernehmen, treten wir aber näher, so will keine Weise der andern gleich sein. Es strebt die eine sich noch einmal höher zu heben, die andere wieder herunter zu sinken, und mildernd zu mäßigen; was die eine wiederholt, spricht die andere nur halb aus. Diese Sänger haben sich selbst Nachtigallen genannt, und gewißlich könnte man auch durch kein Gleichniß als das des Vogelgesangs ihren überreichen nie zu erfassenden Ton treffender ausdrücken, in welchem jeden Augenblick die alten Schläge in immer neuer Modulation wiederkommen.“[292] Diese so umgestaltete und verfeinerte

292) Grimm, über den altdeutschen Meistergesang p. 37. Eben in dieser

Dichtung suchte sich nun auch andere Wohnstätten und Pfleger; sie ließ die herumwandernden Sänger und Harfner, die nicht in höheren Kreisen ebenbürtig waren, in Verachtung sinken; die geadelte Kunst verlangte adlige Sänger; sie ging aus der Pflege von Blinden und Bettlern in die von Königen und Fürsten über; sie ward von den Märkten und Dörfern an die glänzendsten Höfe versetzt, an die prachtvollsten Feste und in den Kreis der Frauen eingeführt, an Fürstengunst, an Ehren und große Gaben gewöhnt.

Was diese äußeren Verhältnisse angeht, so haben wir damals Erscheinungen, die den neueren im 18. Jahrhundert sehr entsprechen. Unsere großen Fürsten damaliger Zeit gelangten nicht zu einer umfassenden Protection der neuen Kunst. Wir sagten schon oben, daß Friedrich I. wie in neuerer Zeit Friedrich der Große sich mehr der romanischen Dichtung zuwandte. Heinrich der Löwe schien auf dem Wege, sich des deutschen Gesangs aus innerer Neigung anzunehmen, ihn hemmten aber die Geschicke. Unter den späteren Hohenstaufen dichtete zwar Heinrich VI., wie es scheint, selbst, und Konrad IV. und Friedrich II. entbehren nicht des Preises der höfischen Dichter, allein die Ungunst der Zeiten und Schicksale gestatteten ihnen kein geregeltes und ruhiges Interesse an Literatur und Kunst. Das Verhältniß der deutschen Dichtung zu Friedrich I. und Heinrich dem Löwen wiederholt sich gleichsam in Rudolf und Ottokar. So ward der höfische Gesang an die kleineren Höfe gewiesen, wo er eine freundliche Aufnahme fand. Thüringen und die babenbergischen Herzoge von Oestreich streiten sich bekanntlich um den Ruhm, die gastfreundlichsten Stätten für die wandernden Hofsänger zu sein, und dieser Wetteifer ist gleichsam in dem Wartburgkrieg verewigt mit den zum Theil mythischen Namen der Sänger. Wie schön und groß die Theilnahme der Friedrich, Leopold VI. und VII. von Oestreich gewesen sein muß, sagen viele preisende Lieder der ehrenhaftesten Sänger, der Walther und Reinmar; und bethätigt wird es durch den etwas späteren Zustand der Ritterdichtung und des Ritterlebens in Oestreich, deren Fülle und tumultuarische Lebendigkeit wir weiterhin näher beobachten können. Ueber ganz Oestreich, Tirol, Steiermark, Kärnthen, Friaul und Böhmen dehnt sich diese Kunst aus, hier mit aller Anlage eine

---

anregungsvollen Schrift weist der Verf. nach, wie fast in sämmtlichen Liedern der dreigliedrige Strophenbau herrscht.

recht fröhliche Kunst zu werden, wenn nicht die politischen Schicksale und der Charakter der späteren Herrscher entgegengewesen wären. Auf dem thüringischen Hofe und dem Landgrafen Herrmann aber blieb der Hauptglanz hängen; an seinem Hofe fanden die frühesten und ältesten Sänger Aufnahme, und die Freigebigkeit und rücksichtslose, uneingeschränkte Gastlichkeit war so groß, daß es den ernsteren Walther und Wolfram zu weit ging [293]). Nicht allein in der neueren Zeit hat diese Gegend wieder den Ruhm der Pflege deutscher Talente sich erworben, auch im 17. Jahrhundert hatte die adlige Kunst hier ihren Mittelpunkt. Und wie in dieser Zeit die Adelsdichtung besonders von Nord und Osten her dorthin sich concentrirte, so ging sie in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, die ohnehin sehr viele Aehnlichkeit mit der Zeit des 17. Jahrhunderts hat, gleichsam von Thüringen in jene rauheren Gegenden aus, die vorher keinen Antheil an der Dichtung im Westen und Süden genommen hatten. Wir haben eine ganze Reihe von nordöstlichen Fürsten aus dieser zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die alle persönlichen und thätlichen Antheil an der Minnepoesie nahmen, und zum Theil in Verwandtschaftsverhältnissen zu dem thüringischen Hause stehen. Um von den Grafen von Henneberg zu schweigen, zu denen Otto von Botenlauben († 1254) gehört, und die in den Wartburgkrieg gleichfalls eingegangen sind, so ist Herzog Heinrich I. von Anhalt († 1252) Herrmanns Schwiegersohn, dessen Neffe ist der Markgraf Heinrich III. von Meißen († 1288), mit dem wieder Johann I. von Brabant († 1294), der berühmte Sieger von Wöringen verschwägert ist, der sogar mehrseitig mit dem thüringischen Hause verwandt erscheint. Alle stehen als Dichter in unseren Sammlungen von Minneliedern, und

---

293) Parzival 297. Von Dürgen fürste Herman,
etslîch dîn ingesinde ich maz,
daz ûzgesinde hieze baz.
Dir wære och eines Keien nôt,
sît wâriu milte dir gebôt
sô manecvalten anehanc,
etswâ smæhlîch gedranc
unt etswâ werdez dringen.
des muoz her Walther singen:
„guoten tac, bœs und guot.“
swâ man solhen sanc nu tuot,
des sint die valschen gêret.

Meißen insbesondere fing schon damals an mit den Südlanden um den Vorzug zu streiten; Rumeland verficht die Gaben der Sachsen gegen die der Baiern und Schwaben, die sonst als die vorzüglichsten Sänger galten, und Heinrich von Meißen (Frauenlob) verachtete schon die berühmtesten Dichter des Südens. Heinrich von Anhalt war Vormund des Johannes I. von Brandenburg, von dessen Sohn Otto IV. († 1308) gleichfalls einige Lieder auf uns gekommen sind. Er wieder bildet den Mittelpunkt mehrerer befreundeter Fürsten, Wenzel II. von Böhmen, († 1305), Witzlav IV. von Rügen und Heinrich IV. von Breslau († 1290), die alle im Minnesängercodex stehen, obgleich zum Theil aus slavischen Häusern. Ein besonderer Charakter bildete sich übrigens in diesen höfischen Kreisen nicht, nur landschaftlich scheidet sich die sonst vage lyrische Kunst wohl ab. Oestreichs Dichtung wird sich uns weiterhin in vielen Stücken eigenthümlich charakterisiren; Baiern theilte sich in den Nithart'schen und Wolfram'schen Geschmack, die ohnehin nicht so weit auseinander liegen als es scheinen sollte; auch blieb hier immer ein Hang zum Wohlgefallen an allem Mysteriösen und Phantastischen, wie es denn bezeichnend ist, daß hier die Legende und die Mystik wie zu Hause blieb, daß hier fast zu allen Zeiten das Rückblicken auf das Ritterliche, die Anhänglichkeit an das Mittelalter sichtbar ist, und daß fast alle bairischen Dichter jener Zeit, Wolfram, Nithart, der Tanhuser und Brennenberger in Mythe und Fabel übergegangen sind. Mit dem Fortschritt der lyrischen Kunst nach Norden und Osten, werden wir später sehen, ändert sich der ganze Charakter dieses Zweiges, so sehr wirkten hier die klimatischen und provinziellen Unterschiede ein. Schwaben hat, scheint es, in seinen besseren Dichtern die rechte Mitte gehalten zwischen der zu oft ins Rohe herabsinkenden Heiterkeit der östreichischen Sänger, und der vagen Allgemeinheit und dem zu elegischen Anstrich der rheinischen und schweizerischen. Diese letzteren bilden unter sich einen ganz eignen Körper, der am besten den allgemeinen Charakter unserer Minnepoesie vertritt. Von fast allen schweizerischen Minnesängern, so wie auch den benachbarten Tirolern (die späteren Hadlaub und ähnliche ausgeschlossen), haben wir nur wenige Stücke, die aber alle zusammen eine ansehnliche Gruppe[294]) bilden,

294) Hierunter gehören der Neuenburger, der bekanntlich das einzige Beispiel der Benutzung französischer Lieder (des Folquet von Marseille) gibt;

und sämmtlich jener ernsten, rein höfischen, rein minniglichen, mehr wehmüthigen als heiteren Lyrik angehören, wozu dann das weitere Unterscheidungszeichen hinzukommt, daß die Leichdichter in der Schweiz besonders zu Hause scheinen[295]).

Unter denen, die das Minnelied in diesem typischen Charakter behandelt, aufs feinste ausgebildet und am reinsten gehalten haben, nennt Gottfried von Strasburg den von Hagenau[296]) als den vorzüglichsten; er führt ihn im Tristan (um 1210) schon als einen Verstorbenen an und setzt ihn noch über Walther von der Vogelweide. Man sucht ihn in Reinmar dem Aelteren, dem einzigen älteren Liederdichter, bei dem, vielleicht eben seiner Berühmtheit wegen, kein Zuname genannt wird. Wir müssen dann freilich unseren heutigen Geschmack nicht in Anschlag bringen, wenn wir Gottfrieds Lob begreifen wollen; denn in unserer Schätzung würde Walther ohne Frage den Rang über ihm einnehmen. Uebrigens repräsentirt er jene allgemeine Gattung des Minnegesangs neben Heinrich von Morungen am besten; Walther von der Vogelweide nur mit einem Theile seiner Lieder. Von Reinmar und Walther wissen wir, daß sie in Deutschland weit herumgekommen sind; so stehen sie uns auch äußerlich mehr über der landschaftlichen Besonderheit. Sie haben beide Beziehungen zu den östreichischen und thüringischen Höfen; Walther beklagt schon den gestorbenen Reinmar, oder vielmehr die mit ihm gestorbene Kunst, und deutet eine Art von Feindschaft

---

Jacob von der Warte; Heinrich von Sax; Walther von Klingen; der von Wengen; Rudolph von Rotenburg; Gliers; Teufen; Kraft v. Toggenburg; Stretlingen; Heinrich von Rugge; Ulrich von Singenberg, Truchseß von St. Gallen, der Hauptschüler Walthers; Albrecht Marschall von Raprechtswyl; Otto von Turn; die von Altsteten und Tetingen u. a., sämmtlich Schweizer.

295) Vgl. Wackernagel über die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel 1833. Wolf über die Lais. Note 171.

296) Tristan V. 4780, wo Gottfried die Sänger mit Nachtigallen vergleicht, sagt er von der von Hagenau:

Diu aller dœne houbetlist versigelet in ir zungen truoc.
von der gedenke ich vil und gnuoc, ich meine aber von ir dœnen,
den süezen unt den schœnen, wâ sî der sô vil næme,
wannen ir daz wunder kæme sô maniger wandelunge —
ich wæne Orfeuses zunge, diu alle dœne kunde,
diu dœnete ûz ir munde.

oder Spannung unter Beiden an; Heinrich von Morungen und der von Johannsdorf stehen aber, auch in ihren Liedern, ganz außer allen solchen materiellen Beziehungen. In den eigentlichen Minneliedern dieser Männer herrscht jener Wechsel von Liebesfreude, Klage und Sehnsucht; von sinnlichen Auswüchsen und Volksrohheiten sind sie ganz frei; hier ist der eigentliche höfische Ton in aller Reinheit. Seltener unterbricht bei Reinmar den anhaltenden Klageton eine Zeit der Lust, um unter den Schatten ein hebendes Licht zu werfen; bei Heinrich, der oft inniger, tiefer, empfindender erscheint, wechselt Mailust und Winterklage, wie Liebesgunst und Verschmähen, ungefähr gleich, und dieser einförmige Jahresverlauf eines einförmigen Sinnens und Trachtens ist das Allgemeine und Gewöhnliche in allen diesen Liedern. Dieses ewige Annähern und Abstoßen, Freuden und Leiden, Klagen und Hoffen wird späterhin mechanisch, und dadurch quälend und peinigend, bei diesen ist Alles noch frischer, neuer, schwungreicher; voller an Gedanken und Bildern, überzeugender, eindringender, durch seltnere Kühnheit anziehender; und wenn man auch selbst bei ihnen noch wie in der Wüste nach Oasen suchen muß, und in luftigen Gebieten umwandelt, so fesselt und rührt doch Morungen öfter oder leichter, weil seine Schwermuth und seine Freude häufiger in einem faßlicheren Körper erscheinen. Wer auch noch so nachtheilig über den Minnegesang selbst von moralischer Seite urtheilen, und Schillers empfindliche Vergleichung nicht allein von ästhetischer Seite durchführen wollte (was nur allzu leicht ist, da die Stellen nur gar zu sehr vorstechen, wo die Minne nicht in dem zarten Sinne der Gedanken- oder Herzensliebe genommen ist, sondern in dem physischen des Physiologus), der wird dennoch bei diesen reineren und edleren Dichtern zugestehen müssen, daß in einem naiven Zeitalter, in dem die Geschlechtstriebe das Gesetz und die Sünde nicht kennen, nie so zart und heilig von diesen Regungen gesungen ward. Heiterer, freier, sinnlicher geht es schon in den Liedern eines schwäbischen Dreiblatts zu, die wir zur Unterscheidung neben die obigen stellen wollen. Gottfried von Nifen ist schon ein übermüthiger, stürmischer Dienstmann der Minne, und seinen Liedern sind die des Ulrich von Wintersteten und Burkart von Hohenfels am verwandtesten. Alle drei stehen auch landschaftlich zusammen und ihre Familien kommen in Urkunden häufig nebeneinander vor. Neben die höfischen Lieder stellen sich hier muthwillige Schwänke, neben die

elegischen Liebesklagen frohe Tanzleiche und Reihenlieder, neben das Ritterliche das Ländliche, neben den anständigen Frauendienst im adligen Kreise Brunnenliebschaften, neben den zierlichen und feinen Ton ein derber und volksmäßiger. Die muthwilligen Schwänke und Minnefreibeutereien sind häufiger bei Nifen, rasche, knappe, reimjagende Tanzlieder mehr bei Ulrich, dessen Lieder man gern im Volke sang. Auch Burkart von Hohenfels hat diesen ländlichen Anstrich, jedes Bild verräth den Jäger, die Lebendigkeit und Beweglichkeit seiner Reihenlieder haben wir schon oben vorübergehend gerühmt. Alle drei liegen zwischen der ernsteren Haltung des gewöhnlichen höfischen Minneliedes und der freieren des baierisch-östreichischen Kreises um Nithart und Tanhuser herum, genau in der Mitte.

Ganz eine andere und neue Seite der ritterlichen Lyrik öffnet Walther von der Vogelweide. Neben seine minniglichen Lieder in dem gewöhnlichen Style stellt sich eine größere Zahl mehr didaktischer Spruchpoesie, zu der unsere deutsche Dichtung von jeher eine außerordentliche Neigung, und dadurch den Zug der Nation mehr zu moralischer als ästhetischer Bildung verrieth. Gleich unter den ältesten Sängern, die nach ihren alterthümlichen Formen und assonirenden Reimen noch in das 12. Jahrhundert gehören, haben wir einen Meister Spervogel, wahrscheinlich bürgerlichen Standes, der an der Spitze unserer Gnomiker erscheint, der eine kleine Reihe solcher Spruchgedichte über allerhand häusliche und öffentliche Tugenden und Gebrechen, voll gesunder Natur, gedichtet hatte, die nicht verloren waren, die sich fruchtbar weiter bildeten, aus denen die Gattungen von Gnomen, Beispielen und Fabeln sich entwickelten, mit denen wir zur mehr bürgerlichen Dichtung übergehen. Diesem Zweige Ansehn, der ganzen didaktischen Dichtung die mächtigsten Impulse zu geben, war Niemand geeigneter, als Walther, an den sich nachher einer der ersten Gnomiker, Reinmar von Zweter, nur mit geänderter Manier und Geschmack anschließt, auf den die Didaktiker wie Thomasin sich dem Geist und der Sinnesart nach beziehen, an den der Freidank so angelehnt ist, daß Wilhelm Grimm vermuthete, die Sammlung von Sprüchen unter diesem Titel rühre von Walther her. Dem ganzen Eindrucke nach, die Walthers sämmtliche Liederdichtung macht, erscheint dieser Mann nur in einer allgemeinen Aehnlichkeit mit den übrigen Minnesingern, vor denen ihn

auch Gottfried von Strasburg [297]) nächst dem Hagenauer als die Meisterin aller lebenden Nachtigallen auszeichnet [298]). Der Mannichfaltigkeit seiner Dichtungen, der verständigen Ansicht von allen Lebensverhältnissen, der Einmischung in die öffentlichen Dinge, der Vielseitigkeit des Geistes nach ist er den Troubadours näher, die er mit seiner ächt deutschen Natur an Tiefe des Gemüths und der Einsicht, an schlichter Natur und Würde des Charakters im Allgemeinen überbietet. Kaum kann eine Vergleichung statt haben zwischen dem großen Reichthum des Stoffes in dem Büchlein seiner Lieder, das in jedes guten Deutschen Hand sein sollte, und der beschränkten Armuth in den Minneliedern des gewöhnlichen Schlags, in den endlos gedehnten Epen und welchen andern Werken der Zeit. Wie wäre diese ganze Welt voll von Gegenständen aller Art, des Heiligen und Weltlichen, des Großen und Kleinen, des Ernsten und Heiteren, aus Staat und Himmel, aus den fernsten Gründen des menschlichen Herzens und der näheren Quelle tändelnder Erholung, wie wäre dies Alles zu vergleichen mit der selbstgenüglichen Beschränktheit der meisten übrigen, mit der flachen Allgemeinheit ihrer Kunst, mit der Enge ihres Gesichtskreises? Wie wäre dieser wackere und tüchtige Charakter, der von der Kirche kein Dogma, von der Fremde keine Sitte, von der Heimath keine Fessel erträgt, der von seinem Herzen keine Verweichlichung duldet und keine Entfremdung von der Welt, aber eben so wenig der traurigen Zeit und ihrem Einfluß erliegt, zu betrachten neben der verschwimmenden körperlosen Natur der Anderen, deren Klagen und Freuden, deren Liebe und Haß in nebliger, eintöniger Höhe schweben, die ihre dunklen Gefühle auf einem dunklen

297) Tristan 4794.

Wer leitet nu die lieben schar?
wer wîset diz gesinde? ich wæne ich sî wol vinde,
diu die baniere vüeren sol: ir meisterinne kan ez wol,
diu von der Vogelweide; hei wi diu über heide
mit hôher stimme schellet, waz wunders sî gestellet,
wie spæhe si organieret, wie si ir sank wandelieret!
ich meine aber in dem dône dâ her von Cîterône,
dâ diu gotinne minne gebiutet ûf und inne:
diu ist dâ ze hove kamererîn — u. s. w.

298) Ich begnüge mich mit Wenigem über diesen Mann, da die Urtheile von Uhland über ihn, die Ausgabe seiner Lieder von Lachmann, und deren Uebersetzung durch Simrock und Wackernagel Alles an die Hand geben, was man über ihn sagen kann.

Gegenstande haften lassen, oder ihre Helden aus dem Kreise der Wahrheit und der bestehenden Wirklichkeit wegrücken, in der sich Walther in seinem wahren Elemente findet. Es gibt keine wahrere Bezeichnung der Werke dieser Lyriker, als die Grimm gegeben hat, daß ihnen die Besonderheit abgeht; bei Walther kann man es ungefähr umkehren. Selbst seine Liebeslieder werfen uns nicht ewig so eintönig von Freud zu Leid, von Klage zu Hoffnung, von Muth zu Unmuth, sondern wo sie Liebe und Liebesgefühle dichterisch schildern, leiten sie auf die Quelle derselben zurück; wo sie das Wesen der Liebe betrachten, weisen sie grundsätzlich auf ihren Werth zur Sittigung des Menschen, kennen ihre Macht und ihre Natur nicht in unklaren Bildern, sondern nach deutlichen und faßbaren Eigenschaften und Aeußerungen. Die Liebe beherrscht ihn nicht, er setzt die Tugend nicht in sie allein, überhaupt nicht, wie das Weib, ins Gefühl, sondern männlich in Grundsatz und Einsicht. Bei ihm ist des Mannes und Weibes unterscheidende Zierde, was stets den ächten Charakter in beiden Geschlechtern allein gründen kann, beim Manne die Eigenschaften des Geistes, bei dem Weibe die der Seele; wie er selbst überall mit offenem Sinn und freiem Geiste die Erscheinungen des Lebens wägt und mißt, mag er als Muster einer kräftigen und doch innigen Mannesnatur gelten; seine Frauen haben den Sinn, mit der Erscheinung sittlicher Reinigkeit in schöner Form, mit Sitte, Anstand und Schicklichkeit triumphiren zu wollen, Zucht und Treue ist ihr Stolz, Verständigkeit und redliches Bestreben der der Männer, und dazu tritt dann froher Verkehr und Frauendienst erhöhend und verschönernd hinzu. Ich wüßte nicht, daß ein Veldeke, den die damaligen Dichter darum preisen, oder daß überhaupt irgend ein Anderer den Werth der Frauen so groß und schön gefaßt, so innig und warm gesungen hätte wie er. In diesem Manne ist das die große Seite, daß er das, was dem gemeinen Menschen widersprechend scheint, auf seiner Höhe umspannt und versöhnt. Mit seinem Ernste könnte es sonst streiten, wenn er, der sonst in der Natur sich Trost holt im Liebesgram oder in der seligen Erinnerung, auch einmal zum unschuldigen Spiel der Kinder greift; es könnte streiten mit der großen Heiligkeit, mit der er von der Liebe spricht, mit der Blödigkeit und Scheu, die er vor der Angebeteten empfindet, wenn er ein andermal mit Glück nach Gabe und Gunst ringt, wenn der Genuß ihn freut, wenn er jene Lieder singt, die keiner mystischen Deutung

und keiner moralischen Vertheidigung bedürfen. Als die Liebe und der Liebesgesang seine alte Würde verlor, und Unsitte eindrang, da zog er sich, der nie den schlimmen Frauen Lob gesungen hatte, aus dem Minnegesang zurück[299]. Daß die trüben Blicke Walthers auf die Vergangenheit launische Ausbrüche des hohen Alters sind, das auf das Treiben der jungen Welt mißfällig herabzusehen pflegt, könnte wohl sein; den Jüngling Walther sieht man in seinen Gedichten Mann und Greis werden; man erkennt den Muthwillen der Jugend, den Ernst und die Reife des Mannes, den rechnenden Ueberblick auf den zurückgelegten Lauf durchs Leben, als er im Greisenalter angelangt war. Daß aber in der That das zarte Verhältniß dieser höfischen Dichter zu den Frauen, das im ersten Keim dieses Gesanges eine reizende Blüthe gehabt haben mochte, sehr bald ausarten mußte, wird wohl jedermann aus der Natur der Sache von selbst erklärt finden. Auch behagte ihm die düstere Ansicht der Welt nicht, und er wehrte sich lange gegen Anderer Klagen über die schwindende Zucht, allein er mußte zuletzt seiner eigenen Ueberzeugung weichen; auch klagte er nicht über die verfallene Liebe aus Unglück im Lieben, noch über die verfallene Dichtkunst aus der grämlichen Unzufriedenheit der Dichterlinge, von deren Machwerken sich das Volk hinwegwendet mit Verachtung. Er ist überhaupt kein schwarzsichtiger Ascet; vielfach getäuscht von der Welt zieht er sich resignirend auf sein Inneres zurück und sagt der Trügerin Lebewohl, aber ohne Verachtung und Geringschätzung, ohne Bitterkeit und Härte; er lebt arm in Zufriedenheit[300], ohne des Wohlstands Vortheile zu mis-

299) p. 48. Hie vor dô man sô rehte minneclichen warp,
dô wâren mîne sprüche fröidenrîche;
sît daz diu minneclîche minne alsô verdarp,
sît sanc ouch ich ein teil unminneclîche.
iemer als ez danne stât,
alsô sol man danne singen.

300) Sein Schüler Ulrich von Singenberg, der um 1228 den Tod Walthers beklagt, den er ausdrücklich seinen Meister nennt und in ernsten Dingen wie in Formen und Reimspielen nachahmt, spricht sich mit einem Unberufen ein besseres Schicksal zu; bei von der Hagen I, 294.
Mîn meister klaget sô sêre, von der Vogelweide,
in twinge daz, in twinge jenz, daz mich noch nie betwank,
den lânt si bî sô rîcher kunst an habe ze kranc,
daz ich mich kûme ûf ir genâde von dem mînen scheide.
sus heize ich wirt, unt rîte heim, da ist mir niht wê,

achten, aber wohl wissend, daß ein Kameel eher durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Himmelreich komme. Er hat der Welt Freuden genossen und wendet ihr mit Bewußtsein und Ueberzeugung, mit ruhiger Ueberlegenheit den Rücken zu; ihn hört man gerne Moral predigen, denn es predigt kein blutloser Pedant, dem das Märtyrerthum ein Spiel ist, es lehrt kein scrupulöser Moralist, kein Tugendheld, kein Frömmler; er läßt die Welt auf sich wirken, und tritt ihr entgegen, wie sie ihn anregt; gerichtet aufs Gute, gibt er sich doch nicht zum Spielzeug der Schurken hin; er hat bittre Erfahrung mit Freunden gemacht, dem treuen bleibt er „einlöthig und wohlgevieret," den treulosen ballt er sich in der Hand und rollt ihnen dahin. Ihn hört man gerne von Mäßigung und Bezähmung reden, der die Leidenschaften kennt; und wenn er seinen Blick auf die Gewalt der menschlichen Natur wirft und die Kraft der Erziehung erwägt, bewundern wir die Tiefe seiner Einsicht, die jetzt Convenienz und Anstand mit dem Stocke lehrt und dann sich unwillig wegwendet, wenn man Sitte und Ehre mit Schlägen hervorzurufen denkt, wo sie auf Worte nicht folgen. Ein Bewunderer der Milde und Freigebigkeit, misbilligt er das wirre Gedränge an Landgraf Herrmanns Hof, wie auch Wolfram mit ihm thut; ein deutscher vaterländischer Mann, nicht weil ihn der Zufall auf diese Scholle geworfen hatte, sondern weil ihn seine Weltkenntniß und Wahl auf die biedere Nation zurückwies[301]), tritt er mit Heftigkeit und Bitterkeit gegen die Herrenlosigkeit, die Unordnung und Schwäche des Reichs; vertheidigt dessen Unabhängigkeit von der Kirche und trotzt dem Banne mit Christus Lehre: Gebt dem Kaiser was des Kaisers, und Gott was Gottes ist. Mit Kraft und Zorn tritt er gegen das Pfaffenwesen, die Gleisnerei und Weltlichkeit der Geistlichen, gegen das Unwesen des römischen Hofs, sonst aber treu der Kirche, ein frommer und heiliger Mensch. Zufrieden lobt er an sich seine gutartige Natur, die ihn selbst, wenn er die Macht dazu hat, nicht der Rache gedenken läßt, und dann betet er mit erschütternder Innigkeit, daß ihm die Feindesliebe fehle und daß er Gott nicht preise, und

---

dâ singe ich von der heide unt von dem grüenen klê,
daz soltû stæten, milter got, daz ez mir iht zergê.

301) Das herrliche Lied auf p. 56 sq., das nach einer Anführung bei Ulrich von Lichtenstein schon damals in verdientem Ruhm gestanden zu haben scheint.

blickt dabei mit eben solcher Schärfe in sein Herz, als er mit kindlicher Offenheit berichtet, ohne den kräftigen Ton der Männlichkeit zu verlieren. Seine Mystik ist voll Bestimmtheit und Schärfe; versenkt in die Gedanken über das Wesen der Gottheit verlacht er die Grübler, die da wissen wollen, was niemals gepredigt und gekündet ward. Herrliche Feierlichkeit und ein ungetrübter unerschütterlicher christlicher Glaube spricht aus dem Leich, der das Büchlein eröffnet; doch ist er von keinem Dogma beschränkt, Christ, Jude und Heide gilt ihm gleich, wenn er dem Einen dienet. Die Werke, nicht die Worte sind ihm werth; er predigt die Kreuzfahrt, und er macht sie, und weigert selbst den Erzengeln seinen dichterischen Preis, wenn sie der Christenheit sich nicht annehmen wollen, die sie Macht dazu haben.

Ganz ein anderes Bild von der ritterlichen Poesie erhalten wir wieder, wenn wir von diesen bisher genannten Dichtern zu den bairischen und östreichischen übergehen, die sich an dem babenbergischen Hofe zusammenfanden und in die Zeit Rudolfs von Habsburg hinüberleiten. Dort tritt jene Gemüthlichkeit und jenes Wohlbehagen, verbunden mit einer laxen und toleranten Ansicht des Lebens, die leicht das Burleske und Obscöne begünstigt, jener Charakter, den das eigentliche Oestreich und seine Hauptstadt auch in der neuen Literatur in der Richtung seines Geschmacks behauptete, schon in der damaligen Zeit ganz deutlich hervor. Derbere, gröbere, bürgerliche und bäurische Züge, die in den Liedern und größeren Werken der östreichischen Dichter unter den Babenbergern gewöhnlich sind, zeigen uns einen wohllebenden Mittelstand und unabhängige reiche Gutsbesitzer im Bauernstande, die den Neid und die Misgunst der zum Theil armen und weiterhin immer mehr verarmenden Rittersleute erregten. Ganz eigenthümlich ist daher die Färbung der Lieder des Nithart, der noch in die beste Zeit gehört, schon 1217 dem Wolfram von Eschenbach bekannt war, und in den historischen Beziehungen seiner Lieder nicht weiter als 1234 zu verfolgen ist. Er ist ein Baier von Geburt und ritterlichen Geschlechts, scheint in Baiern durch Nachstellung eines „Ungenannten" die Huld des Herzogs und ein Lehen verloren zu haben, und wird dann an dem Hofe des letzten Babenbergers, Friedrichs II. († 1246), gefunden, in dessen freigebige Nähe sich auch die Tanhuser, Pfeffel, Bruder Wernher u. a. drängten. Unter seinen Liedern finden sich wie überall die conventionellen Minne-

gesänge, schöne und zarte Mai-, Sommer- und Tanzlieder, klingende, fließende, in Form wohlgerathene Klaglieder von edlerer Haltung; aber diese machen nicht seine eigenthümliche Seite aus. Neben sein Frohgefühl, neben seine idyllische Naturfreude, drängt sich Grämlichkeit über die Zeit, Herbheit und Bitterkeit, Neid über den Luxus der Bauern, deren prunkende Tölpelei er dem Spotte der Hofleute preis gibt. Diesen Zug faßten die Rittersleute auf und rühmten den Nithart um sein Verspotten maßloser Ueppigkeit und des Ueberhebens über den Stand, was ohnehin bald ein stehender Artikel der Lehre und Satire wird. Bei all' dem müssen sich die verstimmten Hofleute doch an die ländlichen Feste der Bauern und Dörfer zugedrängt haben, denn dort finden wir unsern Nithart in seinen Liedern am öftersten, bei Tanz und Spiel, und diese Lieder stechen gegen die herkömmliche Zartheit der übrigen Minnedichtung grell ab. Er ergießt frei seine Schmähungen gegen Nebenbuhler; er läßt in den Ton der ländlich häuslichen Unterhaltung blicken, der jenen zarten Frauenbildern und weichen Sängern, die man sonst hinter den gewöhnlichen Minneliedern sucht, unfein und gemein wie er ist, so wenig ansteht, wie der Ton der Unzucht und die Obscönitäten der handgreiflichsten Liebe, die hier im Umgang von Mann und Weib wie im Herbort von Fritzlar erscheinen. „Zuweilen nähern sich diese Lieder dem Tone der wahren Volkspoesie, und diese Farbe steht Nithart um so natürlicher, als ihre Grundlage und Veranlassung sicher in der ländlichen Volkspoesie zu suchen ist. Die Bauern in Oestreich und dem Kuhländchen besitzen heute noch Kirmslieder und Lieder zum Spotte über Kleideraufwand, die sich der Weise Nitharts kaum enger anschließen könnten.“[302]) Diese Derbheit und Volksmäßigkeit, das Ländliche, das Allegorische (in vielen Namen, die man verkehrterweise auf der Landkarte gesucht hat) machte ihn beliebt; eine Reihe von Nachahmern wie Göli, Stamheim, Geltar, Kirchberg und Scharfenberg gruppiren sich um ihn her; namentlich empfahl er sich der Folgezeit, die das Narrenwesen ausbildete, durch seine Bauernschwänke; seine Lieder überlieferten sich bis ins 16. Jahrh. und seine Person ward in der Ansicht der späteren Zeit zu einem Hofnarren unter Otto dem Fröhlichen. — Zu Nithart gehört un-

---

302) Wackernagel über Nithart, in den Lebensbeschreibungen der Minnesänger in von der Hagens Sammlung.

trennbar der Tanhuser, der gleichfalls ein Baier und in Oestreich wohlbekannt ist, und der seinen Preis zwischen Friedrich II. von Oestreich und Otto II. von Baiern theilt, unter dem er in Nürnberg schöne Zeiten gehabt hat, die ihm später verloren gingen, wo seine guten Bekannten Seltenreich, Unrath und Schaffenichts sind. Auch er scheint die Zeiten Rudolfs von Habsburg nicht mehr erlebt zu haben, doch schlägt er einen Ton an, der sehr deutlich die Zeiten des Verfalls der Minnedichtung und der alten Innigkeit des Frauenverkehrs ankündigt, so daß sich ihm spätere Dichter wie Steinmar und Hadloub näher rücken in Manier und Sinnesart, als die früheren. Wir gleiten bei ihnen aus dem feinen höfischen Leben der Ritterschaft in ein gemeineres herab, was sich überhaupt in der östreichischen Dichtung am besten beobachten läßt. So werden wir finden, daß der Stricker mit Mühe den Ton der ritterlichen Dichtung zu halten sucht, und daß er auf des Ritterlebens Ausgang und Untergang klagend hinblickt; und Ulrich von Lichtenstein, der zwar in diese Klage einstimmt, öffnet uns dieses Ritterleben in einem Zustande, der zwischen Ueberspannung und Abspannung in der Mitte liegt. Die idealen Vergnügungen des sittsamen Minnedienstes genügten nicht mehr, die materiellen selbst widerten unter dem einreißenden Verderbniß und der Sittenlosigkeit der Weiber an, und die roheren Freuden des Mahls und des Weins treten an die Stelle der früheren Unterhaltung. Wir erwähnten schon vorhin die Wiener Meerfahrt zu einem andren Zweck, sie gehört wie der Weinschwelg chronologisch erst an das Ende des 13. Jahrhunderts und bahnt uns bequem den Weg zu dieser neuen Erscheinung, daß man jetzt auch anfängt, Gelage und Zechereien zum Gegenstande der Dichtung zu machen. Dies ist im Tanhuser am deutlichsten und tritt bei ihm zuerst vor. Weiterhin trug Steinmar, ein Schweizer, der in Oestreich wohl bekannt war, da er 1276 bei Rudolfs Heerfahrt gegen Ottokar und bei der Belagerung Wiens gegenwärtig war, diesen neuen Styl in die Schweiz, wo an der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts Hadloub[303]) ihn fortsetzt und gewissermaßen so ausbildet, daß er uns auf die spätere Uebergangslyrik zwischen Minnelied und Volkslied im 14. und 15. Jahrhundert hinführt. Alle drei preisen Gelage und Mahle, und im Gegensatze zu den früheren

303) Joh. Hadloubis Gedichte ed. Ettmüller 1840.

Minnesingern erheben sie dabei den Herbst und den Winter mit diesen ihnen eigenthümlichen Freuden, und dies geschieht dann leicht mit einem Uebermaß, das ekelhaft wird [304]); sie liefern uns Zech= und Schmauslieder, gemein und plump, wie nur möglich, und man sieht wohl, daß die Klage des Suonenburgers einen Grund hat, daß nämlich jetzt Zucht und höfischer Sang der jungen Welt lästig und daß ihnen Schelten auf die Weiber beim Wein angenehmer sei. Alle solche Lieder haben durchweg die Farbe des Burlesken und der Parodie und stellen sich in sofern, wie so manches Andere, was wir bald werden erscheinen sehen, gegen den alten feierlichen Ton der Ritterdichter; und diesen Ton theilen im Allgemeinen auch andere unbedeutendere Meister, wie der von Scharpfenberg, Goeli, Gedrut u. a. In den Tanzliedern, die bei diesen Dichtern sehr gewöhnlich sind, zeigt sich ihr Talent mit am schönsten; außer Burkart von Hohenfels hat deren Niemand lebendigere und schönere gemacht, als der Tanhuser und der bewährte Ruhm der Oestreicher im Fache der Tanzmusik wird sich vielleicht als lange verdient und sehr alt heraus= stellen lassen. Ueberall tragen diese Tanzlieder jene behagliche Sinn= lichkeit, jene leichtsinnige Frivolität und Ueppigkeit, jene gutmüthige Obscönität an sich, die den Anspruch macht nicht verargt zu werden, und die auch von den meisten Menschen nicht verargt wird. Dabei ist die ganze Manier im schärfsten Contrast gegen die ernste Minne= poesie; hier wimmelt z. B. alles von Frauennamen, die dort so vor= sichtig vermieden werden. Alles was sich mit dem Tanzliede berührt, trägt dieselbe Art. Hadloub in seinen losen Ernteliedern [305]), die wie die Festivität selbst einen ganz freien Charakter haben, in seiner Hirtentenzone, die wie ein knorriger und wilder Nebenschößling der französisch=italienischen Idylle und Schäferpoesie sich ganz sonderbar ausnimmt, in seinen Liebschaften zwischen Knechten und Mägden; Steinmar in einem ungemein rohen Tagliede [306]), wo des Hirten Ruf einen Knecht bei seiner Dirne weckt; Tanhuser in seiner paro= dischen Anwendung französischer Wörter [307]), Alles arbeitet auf das

304) Maneff. Samml. II, p. 185.
305) Mann. Samml. II, 193 a.
306) Ebend. II, 107.
307) Ebend. II, 61 a.

Ir persone diu was smal, wol geschaffen über al,
ein lüzzel grande was si dâ, wol geschaffen anderswâ,

Herabziehen pathetisch behandelter Gegenstände ins Gemeine und Burleske hin. Das eigentliche Minnewesen kommt bei diesen Männern nicht besser weg. Zwar werden die Minnelieder grade dieser Dichter nicht so flach, wie bei anderen, doch aber bringt die Gedankenlosigkeit oft auch schon bei Tanhuser jene prosaische Versmacherei, jenes Zusammenreihen von Worten und Reimen hervor, die ganz ohne rhythmischen Sinn in höchst unmusikalische Töne gebracht sind und die an die Reime und Texte italienischer Volkstanzlieder erinnern. Eigenthümlich ist Hadloub durch einen gewissen Körper, den seine Liebeslieder tragen: es ist hier ein eigentlicher Liebesverkehr, es gibt hier poetische Situationen, die uns theilweise ansprechen, das ganze Lied verliert das Unbestimmte und Nebelhafte und wird materieller; die Sentimentalität tritt unserem Geschmacke näher. Bei Steinmar ist der Minnedienst ganz ins Bäurische herabgezogen, man wirbt hier um gemeine Dirnen, die nach Kraute gehen, mit Geschenken von Schuhen und Linnen. Ebenso zieht der Tanhuser den Liebesdienst herab: „er erzählt, wie er sie auf blumiger Haide, im Walde getroffen, mit ihr gekoset und gethan habe, wie man den Frauen zu Palermo thut" [308]). Oft übertreibt er verspottend die alten Abentheuerlichkeiten der Frauenbewerbung: Er möchte seiner Geliebten einen Berg aus Galiläa bringen, auf dem Adam gesessen, als einen allerhöchsten Liebesdienst; sie verlangt von ihm einen Baum aus Indien, und den Gral, und Paris Apfel, Venus Mantel und Noahs Arche. Aehnlich wird auch bei Boppo und Steinmar der Uebermuth der Frauen und das Gelübdenwesen verspottet. Anderswo spricht sich die Richtung gegen die ernste feierliche Minne in Lied und Roman darin aus, daß Tanhuser mit großer Belesenheit ganze Schaaren von Romanheldinnen, von wirklichen und geträumten Ländern und Localitäten der Romane anführt, die er gegen seine ländlichen Tänzerinnen und seine wohllebige Gegenwart verschmäht. Auch seine Poesie des Unsinns zielt hierhin, die Lügenmährchen [309]), die doch wohl eine Parodie des Unglaublichen

an ir ist niht vergezzen. Lindiu diebel, slehtiu bein,
ir fueze wol gemezzen, schöner forme ich nie gesach,
diu min Cor hât besezzen. An ir ist ellinvolle,
dô ich die werden erest sach, dô huop sich min parolle.

308) Von der Hagen, im Leben des Tanhuser.

309) Tanhusers Lieder schließen mit einem Stücke dieser Art, und diese Zeilen

sind, dessen die epische Literatur so Vieles brachte, oder auch nach einer Stelle des Marners ein Spott auf verbreitete Lügensagen und Mährchen in der wirklichen Welt. Wenn uns der frühe Abfall von der hochtrabenden und sublimen Manier der Minnedichtung zu dem Vulgaren, Spaßhaften und Materiellen im Tanhuser auffallend scheint, so dürfen wir nur einen Blick auf den ernsten, eß- und trinklustigen Minnehelden Ulrich von Lichtenstein werfen, der eben dieser östreichischen Zeit und Literatur angehört, um dies sogleich ganz begreiflich zu finden. Er lehrt uns am besten, wie bald der Minnedienst ins Abentheuerliche ausartete, der Minnegesang seine erste Bedeutung verlor, Sinn und Gefühl aus dem Frauenumgang und Geschmack aus der Poesie schwanden.

Ulrich von Lichtenstein († 1275 oder 76) ist der Minnesinger, von dessen Leben wir am meisten wissen, eine geschichtlich berühmte Figur, dessen äußere historische Verhältnisse uns einen Blick auf die politischen Verhältnisse in Oestreich in einer Zeit reicher Bewegungen thun lassen, so wie seine Gedichte [310]) auf die höfischen, ritterlichen, poetischen und minniglichen Dinge. Ottokar von Hornek war sein Freund und liefert uns die geschichtlichen Notizen zu Ulrichs Leben, eine Reihe von ritterlichen Sängern lassen sich äußerlich an ihn anknüpfen, die ihm befreundet, oder die mit ihm bei Rudolf zusammen waren: Herrand von Wildonie, ein Steiermärker, wie Ulrich, von dem auch Schwänke erhalten sind, deren einen ihm Lichtenstein erzählt hat [311]); der von Scharfenberg; vielleicht auch die von Sunecke und Stadegge, und der Schweizer Konrad Schenk von Landegge. Ulrich selbst schrieb sein ritterliches Leben in einem gleichsam encyclischen Gedichte, unter dem Titel Frauendienst (1255 vollendet), und er hat darin alle seine Lieder verwebt, als ob sich die Minnepoesie zuletzt eben so zur epischen Form umbilden wollte, wie der Roman immer mehr lyrische Elemente in sich aufnahm. Wie in dieser Zeit schon Alles anfängt, herzlose Nachbeterei zu werden, so ist das auch schon hier der Fall; wenige seiner Lieder haben in sich einen Werth, viele zeichnen sich durch Gewandtheit und Uebung aus, keines durch wahrhaftes Gefühl, das die Kälte der

---

zeigen dergleichen zuerst, was sich weiterhin in den Schwänken von der verrückten und verkehrten Welt sehr verbreitet findet.

310) Vrowen dienest, ed. Lachmann. 1841.

311) Er wird in von der Hagen's Gesammtabentheuer gedruckt erscheinen.

Künstelei überböte. Die Gewöhnlichkeit und Armuth in diesem Buche sind über die Maße; in seiner Erzählung übersetzt er die Lieder, in seinen Liedern paraphrasirt er die Erzählung, die in Reimpaaren und achtzeiligen Strophen gehalten ist; die Langeweile in der Beschreibung seiner Ritterschaft und seiner Tioste wetteifert mit der in der Geschichte seiner Liebe; und dazu kommt die eingebildete Freude über seine Poesien, die ihm manchmal in Wort und Weise unverbesserlich dünken, während wir zugleich ein Beispiel finden, wie kleine Dinge, wenn sie nur neu sind, in diesen Liedern angenehm berührten [312]. Wie hart zugleich die alte Weichheit und Zartheit, die in der Form des Ganzen gewahrt sind, jetzt mit den rohen, indelicaten Zügen des neuen Geschmackes hier zusammenstoßen, zeigt ein Blick in den Gang der Geschichten, die uns der Dichter erzählt. Ein Mann, dem Gemach und Gut, reine Weiber, gutes Essen und Trinken und schöne Waffen, Kleider und Zierat zum Leben unentbehrlich scheinen, macht uns bekannt mit seiner Herzensgeschichte, oder daß ich wahrer sage, mit der Art, wie ein Mann jener Zeit der ritterlichen Sitte und Regel nachzukommen strebt. Früh als schmachtender Knabe schon hat er der Alten Rede von Frauendienst und seiner Beglückung mit gespannter Achtsamkeit gehört und also das Gift der rücksichtslosen Unterhaltung der Erwachsenen eingesogen, das auch an unserer Jugend von früh auf die schönsten inneren Blüthen anfrißt. Früh nimmt er sich denn nach dem Beispiele Aller eine Herrin, der er seinen Dienst widmet, weil es so Mode war. Er bezieht hinfort Alles was er thut auf sie, er sieht sie als seinen Trost in jedem Unfall und als die Quelle alles seines Glückes an, er bildet sich auf seine Ausdauer mehr ein als auf Heldenthaten, er trägt von ihr Alles was ihr einfällt mit Geduld, er wird zum Kopfhänger und Mundstillen, er trinkt ihr Waschwasser, er läßt sich ihr zu Gefallen eine Ueberlippe operiren, er schlägt sich ihr zu Liebe einen krumm gewordenen Finger ab und schickt ihn ihr und sie bewahrt ihn gerührt auf und betrachtet ihn alle Tage. Dann macht er verkleidet als Venus eine stumme Landfahrt ihr zu Ehren und tiostirt als solche mit allen Rittern durch 29 Tage; man sieht, daß die Freude am Allegorischen jetzt sogar in die Handlungen eingeht, und die Liebesquälerei eben so. Noch aber prüft ihn seine Frau und zweifelt an

---

312) Bei Lachmann p. 442.

seiner Treue, worüber ihm Thränen und Blut ausbricht. Dann erhält er endlich Erlaubniß, sie zu besuchen; er erscheint erst als Aussätziger verkleidet, mit einer Wurzel im Mund, die bleich und geschwollen macht. Als er am Ziel seiner Werbung zu sein meint, nimmt die ganze bisher bitter ernsthafte Erzählung eine gemein komische Wendung, ein possenhafter Fall bringt den Ritter um die Frucht seiner Dienste, er will sich ertränken, allein ein Kissen, das ihm ein Knappe von seiner Frau bringt, heilt ihn noch ein wenig von seiner Tollheit. Von da an verläßt er sie jedoch und widmet sich einer anderen. Ein solches Gedicht oder ein solcher Roman (oder wie soll man das Zwitterding nennen) konnte bei uns Lobpreisungen *ernten*! ein Liebespaar, wo auf der Seite des Weibes nichts ist *als eine* höhnische Laune und ärgerliches Spiel mit dem Gimpel, der sie zu seiner Gebieterin schwur, und auf der Seite des Mannes, der sein Eheweib zu Hause hat, wie seine Geliebte ihren Mann, nichts als Unzucht und unsittliche Werbung einer sinnlich begehrlichen Natur und Streben nach rohem Genusse. Dazu kommen dann die ekelhaften Opfer in diesem saubern Dienst und die Wunderlichkeiten des ascetischen Minneceremoniels der Zeit, was dies Kunstwerk vollends aufs Häßlichste entstellt. Ein solches Herzensleben ist nur dann von Interesse, wenn es auf Herzensreinigung hinausgeht, wie in Dante's neuem Leben, wenn nicht die Abentheuer eines routinirten Weiberjägers, sondern die sinnigen Träume eines unschuldigen Jünglings der Gegenstand der Erzählung sind; und selbst dann, wenn alle jene heiligen Gefühle und träumerischen Regungen, alle Feierlichkeit mit der man sie pflegt, alle Selbsttäuschung mit der man sich quält, alles Bedeutungsvolle, was man in jeden seiner Schritte und jeden seiner Gedanken legt, geschildert werden soll, muß „Vernunft bei der Liebe schon in solcher Jugend, und sie muß Meisterin der Leidenschaft sein"[313]. Bekommt man schon hier von der platonischen Gedankenliebe dieser Rittersleute einen schlechten Begriff, so noch mehr in dem zwei Jahre später (1257) geschriebenen Frauenbuche. Dies ist ein Gesprächstück, (gegenseitige Klage der Frauen und Männer), wie wir sie bei dem Stricker, in Form und Inhalt gleich, näher kennen lernen. Hier wird die Vernachlässigung der Frauen durch die rohen blos der Jagd und dem Wein ergebenen

313) Dante in der vita nuova.

Männer beklagt, die Unsitte der Frauen, ihre feile Minne und die Sodomie der Männer aufgedeckt[314]). Von den ersten zarten sinnigen Minneliedern bis zu diesem Punkte übersehen wir in unseren Andeutungen den ganzen Verlauf der Minnegeschichte der Zeit, und die Entwicklung der Epopöen und Romane wird uns denselben Weg führen. Ehe wir scheiden, werfen wir nur noch einen allgemeinen Blick auf die beste und reinste Seite des Minneliedes und dessen poetischen Werth zurück.

Jede lyrische Kunst liegt von Natur zwischen den zwei gefährlichen Klippen, daß sie entweder von wirklichen Empfindungen singt, die in dem dichtenden Subject herrschen, oder daß sie solche Empfindungen affectirt. In diesem letzteren Falle war z. B. unsere nachgeahmte Liederpoesie im 17., in jenem war die Minnepoesie des 13. Jahrhunderts. Ein gewisser poetischer Strich lag über dem ritterlichen, höfischen Frauenverkehr dieser Dichter, und dies glänzende poetische Leben wollten sie unmittelbar abschildern in ihrem Gesang. Allein das poetische Leben, dies müssen wir oft wiederholen, macht noch keine poetische Kunst, ja es scheint ihr ganz eigentlich entgegenzustehen, und dies haben die späteren Dichter die zuerst von der Romantik zur classischen Literatur zurückführten, am lebhaftesten gefühlt, wie man z. B. in der Poetik des Juan del Enzina erfahren kann, wie man auf jenen von dem Leben unmittelbar erborgten Vortrag der Troubadours beim Erwachen des Studiums der Alten herabzusehen begann. Solche Zeiten eines gehobenen poetischen Lebens haben gewöhnlich Dichtung aber keine Dichter, so wie es andere Verhältnisse und Perioden gibt, die Dichter besitzen aber keine Dichtung. Die Hand, die vom Fieber der Leidenschaft zittert, hat ein oft scharfsinniger ästhetischer Denker gesagt, kann nicht über die Leidenschaft schreiben. In der Nähe des Gegenstandes läßt sich kein Gemälde aufnehmen, und jene Zeit hatte auch nicht die Bildung, sich, wie unsere neuere Literatur that, sagen zu können, wie man es anfangen müsse, um sich in eine Ferne zu rücken. In Italien aber, wo unter dem frühen Aufblühen städtischer Industrie und republikanischer Formen das Ritterthum und seine Eigenheiten immer in eine gewisse Ferne gestellt war, und wo das Studium der Alten früher

---

314) So auch bei dem Stricker, und vergebens wird also S. Helbling dies leugnen. S. Karajan zu dem Frauendienst p. 676.

eine künstlerische Bildung und Aufklärung reifte, konnte man sich bequemer aller der Vortheile bemächtigen, die die frühere Dichtung der Franzosen und Deutschen nachwies, aber nicht benutzte, an die Hand gab, aber nicht selbst gebrauchte. So wie Ariost und Tasso im Rufe der Welt die ganze erzählende Ritterpoesie verdunkelten, mit eben denselben Werken, die ohne die Vorarbeiten der ritterlichen Erzähler nicht existiren könnten, wie die ganze französische Dichtung des Mittelalters nur eine Vorschule für diese großen Italiener ward, welche auf ihren Häuptern fast allein den Ruhm versammelt haben, der ganzen Jahrhunderten vor ihnen dem Stoffe nach zugesprochen werden muß, so steht Petrarca mit seinen Dichtungen auf der Höhe des Minnesangs, und an seine Liebe und seine Klagen blieb *vielfache* Erinnerung oder dunkles Vernehmen auch da, wohin nie ein Lai oder ein Leich drang. Dies behauptet nicht, daß seine Sonette und Canzonen überall und in allen Theilen vorzüglicher seien, als die Lieder und Leiche der Minnesänger, allein im Allgemeinen kann man sagen, daß er in dieser Art Dichtung die formelle Gestaltung vollendet und geschlossen, und ihren Stoff am reinsten und heiligsten in sich getragen hat. Was das Formelle betrifft, so ist die ganze reiche, volle, mannichfaltige Kunst der Töne bei ihm in das eine Sonett krystallisirt, das sich in der dichterischen Welt erhalten hat, während Niemand zu den schwierigen, nicht weniger gekünstelten Maßen der Minnesänger zurückgekehrt ist. Diese Form, nach der manche der Weisen unserer ritterlichen Sänger gleichsam hinringen, steht mit dem allgemeinen Inhalt des Minneliedes und mit den Empfindungen, die ihm zu Grunde liegen, in einem so engen und ächten Verbande, daß man sich daher wohl ihre Ausdauer erklärt. Sie spricht gleichsam jene unendlich glühende Sehnsucht des Herzens innerhalb der Schranken des Kopfes aus, weil hier so oft dem Herzen kein anderer Verkehr gestattet ist, als mit dem Bilde im Kopfe, indem kein sinnlicher Gegenstand für eine sinnliche Liebe und den Erguß in sinnlichen Empfindungen gegeben ist; es will eine innere Flamme über alle Schranken weg, und diese Schranken bildet gleichsam die künstliche und scharfe Form des Maßes ab. Dieses Maß, das jene Flucht aus dem Besonderen ins Allgemeine, aus der äußeren Umgebung in das Innere, aus dem plastischen Gelegenheitslied in den eintönigen Monolog, so sehr begünstigte, legte sich natürlich jenem reineren Minnegesang an, der mehr die sinnige als die sinnliche

Liebe schilderte; diese letztere ging klüger in den Schwank über, dessen Bocaccio eben so Meister ward, wie Petrarca des platonischen Minnelieds. So rein diese Form bei Petrarca ist, so rein ihr Stoff. Bei ihm dulden sich die Zweifel nicht, ob wir mit einer sinnlichen Leidenschaft oder einem sinnigen Zuge des Herzens zu thun haben: diese Entschiedenheit ist eben so sehr, wie ihr Gegentheil, der unverholene sinnliche Liebesschwank, ästhetisch besser, als das unbestimmte Schwanken zwischen Seelen- und Fleischesliebe, das in unseren Minneliedern herrscht. Bei Petrarca gehören diese Empfindungen der Lebensperiode an, der sie eigenthümlich sind; mit dem männlichen Alter trat er aus diesen dunkeln Empfindungen heraus, und den patriotischen, tief gebildeten, der Welt und des Buches kundigen Mann hören wir lieber seine mit dichterischem Bewußtsein geschriebenen Lieder über seine Jugendliebe vortragen, als unsere Ritter ihre minniglichen Freuden und Leiden, die den Schein gewinnen, als ob ihr ganzes Leben unnatürlich von dem Einen Ringen und Jagen nach dem Preis der Minne wäre ausgefüllt gewesen. Dies macht uns den ewig wiederkehrenden Inhalt ihrer Gesänge zuwider, und wer auch ästhetischerseits sich mit ihnen vertrüge, der würde leicht von Seiten des allgemeinen Eindrucks gestört werden, den dieser ganze Liebesverkehr auf uns macht.

Denn wenn die Liebe das ganze Wesen eines Mannes im eigentlichen Sinne dauernd beherrscht, dann verleugnet er seine Mannesnatur und geräth in die Sphäre des Weibes, das von diesem Einen Gefühle sein ganzes Leben bestimmen läßt. Den allgemeinen Charakter des Weiblichen trägt aber die Cultur der Zeit, mit der wir uns beschäftigen, die ja selbst einen weiblichen Gott anbetete, im Gegensatze zu der männlichen griechischen, ganz entschieden in allen ihren Theilen; und so hat auch diese lyrische Dichtkunst die Züge der Weiblichkeit, die sich in Empfänglichkeit und Reizbarkeit, in der Richtung nach dem Allgemeinen, in der Freude an dem Ganzen der Natur, in selbstgenüglicher Beschränktheit, im Gefühlsleben und in tausend anderen Zügen (man dürfte in der Form den Reim, ein ganz weibliches Prinzip, hinzurechnen) kund geben. Ganz anders die griechische Lyrik. Der Grieche, um im Bilde zu bleiben, war ganz Knabe; in seiner jungen Einbildungskraft wälzte sich in Vorahnung schon das ganze Leben, in schaffender Thätigkeit suchte sie den großen Stoff zu bewältigen, warf sich mit ungemeiner Ener-

gie auf jede Erscheinung, und zog Alles in den Kreis der Dichtung und Kunst. Die Poesie schuf die Göttergestalten und legte die erste Hand wieder an sie; sie führte fremde religiöse Vorstellungen ein und warf sie in einer Reformationsperiode wieder ab; nichts war dem künstlerischen Genius der Griechen zu hoch und heilig, er ordnete sich Alles unter und webte über ihrem ganzen Treiben und Leben, denn seine Productivität übertraf die einer jeden andern Geisteskraft unter ihnen. Hier rang sich die Kunst empor zu einer gesetzgebenden und sittengestaltenden Macht, in Deutschland und überall in der neuen Zeit kam sie nie fast aus der Dienstbarkeit; Christenthum, Ritterthum, Frauendienst lenkten die Poesie auf eine vorgezeichnete Bahn, während sie in Griechenland je schrankenlos blieb. Den erobernden, männlichen Charakter hat die Lyrik der Griechen, wie ihre gesammte Kunst, und jenes Element der Liebe, das bei ihnen nur nicht das Vorherrschende, geschweige das Einzige ist, hat ihn eben so. Sie steht nicht in bestimmter Beziehung mit dem geistigen Leben des Griechen, aber sie steht in der engsten mit seinem Auge und seiner sinnlichen Empfänglichkeit, was, wir mögen von welcher Seite wir wollen, auf den Grund der Verschiedenheit alter und neuer Kunst zurückgehen, immer das unterscheidendste Merkmal bleiben wird. Diese Lieblinge der Natur sahen und hörten und empfanden ganz anders als wir, die glücklichste Mischung von Allgemeingefühl und individueller Selbständigkeit gab den Werken ihrer Kunst und Literatur jene Grazie und Freiheit, jene Ruhe und Bewegung zugleich, nach denen wir Späteren nur ringen und streben können, ohne je auf den ähnlichen Erfolg hoffen zu dürfen. Gegen diese ihre feine Sinnlichkeit haben die Deutschen ihre Gemüthlichkeit zu setzen, und wenn wir streng scheiden wollen, so können wir sagen, jene fehlt den Germanen und diese den Hellenen. Wenden wir das auf die Liebe an, so finden wir, daß die sinnige des Deutschen mehr dem Weibe, die sinnliche des Griechen mehr dem Manne entspricht. Wir finden hier in dem Weibe eine Strenge, die ein Grieche nie hätte schildern können, die auch mehr ist als die natürliche Sprödigkeit und Passivität des Weibes, und an die karrikaturartige Uebertreibung dieses Zuges erinnert, der in dem hohen Norden noch in den Sitten der Völker heimisch ist; den liebenden Männern fehlt hier die Eroberungslust, sie sind immer die Besiegten, mistrauen sich selbst und verzweifeln am Gelingen;

dies aber scheint ein verkehrtes Verhältniß, und das stolze Vertrauen und die Siegeslust im Anakreon scheint der Natur näher und der Kunst günstiger. Dieser tändelt mit seiner Liebe, aber er heiligt seine Kunst; der Minnesinger heiligt seine Empfindung, aber er tändelt mit seinem Gedichte und spielt in Reimen und Worten und Tönen. Jene Selbstquälerei in der Liebe, wie sie hier in ewigem Klagen und Freuen bis zum Ueberdruß vorkommt, ist mehr Weiberart; der Mann quält sonst eher die Geliebte oder der Edlere fühlt sich über Mistrauen und dergleichen erhaben, ist im Siegesbewußtsein eingebildet auf seinen Werth, und bricht stolz, wo er sich zurückgesetzt sieht. Das treue Anhängen an dem Einen Gegenstande der ersten Wahl, das hier durchgängig in allen Liedern vorausgesetzt wird, ist ein weiblicherer Zug, das unstete Flattern des Anakreon ist männlicher. Die Heiligkeit, die von der Jungfrau Maria auf das weibliche Geschlecht überging, trug dazu bei, jene Scheu wenigstens im äußeren Verkehr im Manne aufrecht zu halten, von der der Grieche seiner Stellung zu dem Weibe nach nichts wußte; daher ist fast nirgends bei den ritterlichen Sängern das Feuer glühender Leidenschaft. Es herrscht in ihrer Lyrik überall stille Glut; ihrer hohen Lieder selbst sind Erinnerungen voll Sehnsucht und Wehmuth. Gröbere Sinnlichkeit und wahre ideelle Größe ist in der Liebe dieser Ritter selten ausgedrückt; Beides ist dem Manne eigen. Selten sind solche Erscheinungen, wie wenn bei Walther das im Genuß der Liebe glückliche naive Mädchen freudig daran zurückdenkt, oder wenn der ernstere Mann seine Liebe höheren Principien unterordnet. Das wahrhaft geschlechtliche Verhältniß, wo das Weib nicht streng, sondern pflegend zu dem Manne steht, nicht abstoßend, sondern nur weichend, nicht finster und streng, sondern heiter, nicht stolz, sondern eher eitel und kokett, ist hier nicht zu finden; bald ist das Weib hier abweisend und unbesieglich, bald dem Genuß rasch hingegeben. Die Ursache des Einen und den Weg zum Anderen, was beides eigentlich der wahre Vorwurf für die Dichtung wäre, erfährt man nirgends, als etwa im Tristan; diese Künstler wählen sich das Unvortheilhafteste, sie schildern Wirkungen ohne die wirkenden Kräfte, Erfolg ohne Anstrengung, so wie unzählige Lieder eine Klage erheben, ohne daß man ein Hinderniß sähe oder ein Leid. Die Weiber sind hier Männer in der Liebe, die Männer sind Weiber. Im Epos werfen sich die Heldinnen ohne Weiteres

gemein weg, oder sie stoßen wie Männlinge ab und kämpfen und balgen. Die griechische Kunst überließ mit unendlich feinem Geschmack die Amazonen der Skulptur, wo neben den Hermaphroditischen Bildungen, neben Artemis und Dionysos diese Figuren treffliche Aufgaben waren, aber aus der Poesie blieb die Sage von ihnen verbannt. Wie wenig erfahren wir von diesen Dichtern, deren ganzes Leben dem Dienste der Frauen gewidmet war, über das Wesen der Liebe und ihre verborgeneren Eigenschaften, wie wenig über weibliche Natur und Sitte. In Griechenland, wo sich das Weib in so ungünstigen Verhältnissen sah, welchen Tiefblick können wir da in der Zeichnung jener Helena entdecken! wie fein sind die Züge schnell geschmeichelter Selbstgefälligkeit und Sittsamkeit bei überströmendem innerm Gefühle in jener Nausikaa angedeutet; in Penelope, wie zieht durch die andauernde Treue zu dem Gatten im fernsten, kaum mit unbewaffnetem Auge zu erkennenden Hintergrunde das kleine Wohlgefallen der Eitelkeit durch, sich von so vielen edlen Jünglingen so stürmisch begehrt zu sehen, ein Wohlgefallen, das sie selbst in ihrer eigenen Seele nicht entfernt finden oder gar sich gestehen würde, die von Pflichtgefühl und Stolz auf den löwenherzigen Gemahl so voll ist.

Diese Gegeneinanderstellung will nicht sagen, daß die Minnepoesie unserer Ritter ganz arm an Zügen sei, die der Natur mit Glück abgelauscht sind. Weil eben dies feine Gefühl herrscht und dauert, so ist es innig und weit; weil ihre weltliche Liebe so nahe Verwandtschaft mit der himmlischen zu der Gottesmutter hat, so ist sie heilig und hehr; weil die Dichter in ihrer größeren Empfänglichkeit keinen starken gröberen Reiz ertragen, halten sie sich mit ihren Gesängen von dem wirklichen Leben fern, schwärmen ganz in ihrer unendlichen Empfindung, schweben nur im Allgemeinsten, kennen im Walde nur Einen Baum, unter allen Vögeln nur die Nachtigall, unter allen Blumen nur die Rose, im Sommer den Mai, auf dem Anger den Klee, an der Geliebten den Mund, der ihren Grüßen und Küssen die rosige Farbe mittheilt. Sie halten sich in sinniger Versenkung, aus der ihr momentaner Jubel sich nur mäßig aufschwingt; sie schwelgen in der Erinnerung an schöne Stunden und Ein solcher Tag der Gunst ihrer Geliebten (den der von Nifen Leidvertreib nennen möchte) gibt ihrer stillen Nachempfindung Stoff auf lange Zeiten und zu Hunderten von Liedern.

Dies gibt ihrer Lyrik einen Zug von Stetem und Sanftem, und dadurch im stricten Gegensatze zu den lyrischen Epen einen Anstrich von Epischem; der sonst ganz persönliche Affect der Liebe ist hier gleichsam ein allgemein nationaler. Im Allgemeinen ist glücklich die verborgenere und rückhaltendere Liebe des Weibes gegen die zudringliche des Mannes, aber jene nur zu grell, diese zu matt geschildert; man merkt die ideellere Natur des Weibes in dem Abweisen der sinnlichen Begierden des Mannes. Ist einmal des Mannes Neigung fixirt, so ist das Vernachlässigen anderer Frauen ihm eigen; das Weib sieht neben dem Manne ihres Herzens die Aufmerksamkeit der Anderen noch gerne; obgleich sie wärmer ihr ganzes Leben an das Gefühl der Liebe und den Gegenstand derselben knüpft, so behandelt sie es gleichwohl nicht mit dem heiligen Ernste und der feierlichen Innigkeit, die dem Mann, obwohl nur in neuerer christlicher Zeit, eigenthümlich ist: dies ist ein vortrefflicher Grund, auf den jene ewigen Klagen in den Minneliedern gebaut sind, nur Schade, daß man ihn hinzudenken muß, daß er nirgends aus Ungewandtheit, oder aus der Einwirkung des Gefühls auf die Dichtung, in der ästhetischen Form ausgedrückt ist. Wo aber einmal gereizte Eitelkeit und Eifersucht deutlich ausgesprochen wird, da wird die Wirkung sogleich vollkommener; nur fallen sie dann leicht, bei ihrer sonst herrschenden Scheu vor dem Materiellen und Bestimmten, ins Gemeine, wovon uns Nithart ein Beispiel war. Ein gleichmäßiger Grundton in der Liebe der Frauen, dem leidenschaftlichen Affect des Mannes gegenüber, ist hier und da fein, aber eben selten angedeutet. Das Unbegreifliche, Plötzliche, Unerklärliche der Liebe sprechen sie naiv und wahr aus; ihre Herzen liegen offen, alles Aeußere ist nur ein dünner Duft, der den inneren Zustand der Seele nirgends verdeckt, nirgends aber auch bestimmt und klar vorhebt. Wollen wir uns endlich in die Natur der sogenannten ersten Liebe versetzen, so werden wir finden, daß grade diese es ist, welche jenes Geschlecht durchdrang und beherrschte; diese aber ist eine vorübergehende, und irrt von dem allgemeinen Charakter der Liebe vielfältig ab. Daß diese Liebe damals das ganze Leben ausfüllte, die Thätigkeit des Mannes ganz durchdrang, der Mittelpunkt seines inneren Seins, Mittel und Zweck für das moralische Leben zugleich war, dies hatte auf die Gestaltung der Lyrik den schädlichsten Einfluß. Diese Dichter redeten meist in Gefühlen, von denen sie selbst

voll waren; sie malten eine Leidenschaft, in der sie selbst glühten. Daher rührt in so vielen Gedichten das Ringen eines wallenden Gefühles mit einer stockenden Sprache, denn das offenbare Vorwalten der im Gedichte erscheinenden Empfindung in dem Dichtenden kann nie in einem wahrhaft dichterischen Genius statt haben. Ein Catull steht überall über seiner Liebe: an Gegenstände, an Begebenheiten knüpfen sich seine Freuden und Leiden, bestimmt sind seine Hoffnungen und Wünsche, sein Schmerz ist von Selbsttrost und Aufrichtung, seine verschmähte Liebe von Fassung, von männlichem Stolz sein Kummer über die Untreue seiner Lesbia begleitet, die freilich keine der ätherischen Figuren unserer Sänger ist. Spielt unklar die zweispaltige Liebe mit seinem Herzen, und er schwankt zwischen Haß und Neigung, so spiegelt das nicht sein Lied so ab, daß seine Empfindungen wider seinen Willen gleichsam sichtbar werden, sondern er kennt diesen inneren Streit, er sucht seine schwer erklärliche Natur zu schildern. Diese Klarheit der poetischen Gestaltung macht hier alle Wirkung; die sinnlichere, obgleich nicht gemeine Natur seiner Liebe könnte sie nicht machen. Fast alle poetische Wirkung aber, die diese deutschen Gedichte machen, schreibt sich von dem Antheil her, den jeder Fühlende oder Liebende an dem Fühlenden und Liebenden nimmt, jeder Traurige an dem Klagenden, jeder Freudige an dem Frohen; es ist die innige warme Empfindung, der reizende Stoff, der kindliche Ausdruck offener Herzen, der uns gefällt; allein in der Poesie soll nicht die Materie und die Empfindung wirken, sondern die Form und die Phantasie.

Aber noch haben diese Dichter, so weit man aus diesen Liedern schließen darf, keinen Begriff von Kunst: was sich selbst unter den Troubadours findet, Wetteifer im Gesang, Vergleichung, Kritik, davon sind hier so gut wie gar keine Spuren, außer ganz im Allgemeinen zwischen Volksgesang und Ritterepos, zwischen Altem und Neuem, und dann zwischen Wolfram und Gottfried. Wo aber ist jemals etwas Tüchtiges geworden, ohne eine solche Rivalität, die den Blick schärft, die die Kräfte reizt, die das Wahre und Vortreffliche enthüllt? Weit entfernt, aus Drang und Kunsttrieb zu dichten, was nur erst mit Gottfried kam um sogleich wieder zu verschwinden, sangen diese Dichter blos um die Gesellschaft zu ergötzen, sie werden von conventionellen Gesetzen in dieser Gesellschaft gebunden und dies drückt sich selbst in allen ihren Gedichten ab,

sie weichen nicht von den üblichen Stoffen, die arm und nicht glücklich gewählt waren; sie wankten nicht von der hergebrachten Manier, die noch minder fähig war, den mislichen Stoffen durch poetische Behandlung aufzuhelfen. Man hat diese Beobachtung, daß nur ein erkünsteltes Leben der Ceremonie und der Standessitte dem ganzen Treiben der Ritter zu Grunde liege, auch auf die Kunst ausgedehnt, hat bei dem völligen Mangel aller tieferen Gedanken, bei der steten Wiederholung derselben Motive, auf erkünstelte Empfindung in den Liedern geschlossen. Allerdings scheinen die französischen und italienischen, es scheinen auch eine Masse von deutschen Minneliedern ohne Theilnahme der Empfindung im Dichtenden gedichtet zu sein; dies wäre nun an und für sich nicht eben ein Vorwurf, wird aber dazu, weil diese Künstler zu einer poetischen Gestaltung noch gar so wenige Anlage zeigen, so daß, wie ich andeutete, in dem Deutschen das Gefühl, das ihnen die Hand führt, ihr Verdienst zugleich und ihr Schade ist. Bei den Romanischen Dichtern, deren Liebesempfindungen man mit Recht mehr Angelegenheit des Kopfes als des Herzens genannt hat, ist es ungefähr, wie in allen Beziehungen umgekehrt. Man muß aber in Beidem nicht eben Unnatur suchen, sondern gerade dies merkwürdige Uebergehen von Empfindung zu Gedanken, dies Schwelgen in Beiden[315]), das größere Vergnügen in dieser Ausschweifung als in der physischen und materiellen, dies eben ist das Räthselhafte und das Unerklärliche in jenen Regungen der ersten jugendlichen Liebe, der es eigen ist sich Gefühle gleichsam zu schaffen. So ist z. B. jener im Orient und Occident, in Geschichte und Gedichten wiederkehrende Zug, daß der Held zu einem nie gesehenen Weibe auf bloßes Hören-

315) Gleich weiter unten führe ich eine Stelle von Gottfried von Strasburg an, die dies andeutet, mit mehr Verweilen auf der Empfindung. Ich setze eine andere von Robert de Blois entgegen (aus seinem Chastiement des Dames)

Par le desir vient au pensser, lor est il pris sans echaper,
par tant li est plesanz et douz li penssers, et tant saverouz,
tant li agrée, tant li plest, que toutes autres choses lest;
boire, mengier, dormir, jouer, entrelesse por le pensser.
Li penssers li fet si grant aise, qu'il n'est chose qui tant li plaise;
com plus pensse, plus le debris li penssers, et plus le combrise,
qu'en penssant souspire sovent.

sagen sehnsüchtige Liebe faßt, ein Zug, der die Natur dieser Jugendempfindungen, die den steten Einwirkungen der ungestümsten Einbildungskraft ausgesetzt sind, so scharf charakterisirt, dieser Zug ist durchaus nicht eine schlechte Erfindung der Poeten, sondern beruht auf der wirklichen und ächten Natur. Die Alten hätten so etwas nie aufnehmen können, denn sie würden einer Leidenschaft ohne Gegenstand gelacht haben; sie kennen nicht das sehnsüchtige Wesen der neueren Welt, das sich so oft auf ein dunkles Etwas richtet, aus einer Unbefriedigtheit mit dem äußeren Leben, von der der Grieche keinen Begriff hatte. Bei allen den wesentlichen Fehlern, die diesen Dichtungen anhängen, gewinnen sie uns auf diese Art ein historisches Interesse ab, und wer für Sinn, wer für die Feinheit und den lieblichen Reiz unserer alten Sprache Ohr und Verständniß hat, wer mit offener Seele sich seiner Jugendempfindungen erinnert und gerne nachempfindet, was er damals von Gram und Lust durchlebt hat, der wird gerne einstimmen, daß dieser Minnegesang, voll der geheimsten Züge der Wahrheit, jenen schwer zu erfassenden, gegen jede Bezeichnung in Worten sich sträubenden Zustand des ersten Seelenlebens in einer Wärme und Tiefe ausspricht, die nur künstlerisch von Petrarca übertroffen ist, bei dem dagegen die Naivetät und Harmlosigkeit unserer sanften Meister bereits verloren ging. Er wird einstimmen mit Gottfried von Strasburg, „daß diese Nachtigallen ihres Amtes wohl pflegten, und lobwürdig ihre süße Sommerweise mit lauter Stimme sangen, das Herz mit Wonne füllten, und der Welt hohen Muth gaben, die alles Reizes entblößt und sich selbst lästig wäre, wenn nicht der liebe Vogelgesang dem Menschen, dem je nach Liebe sein Herz stand, die Freude und Wonne und die mancherlei Lust ins Gedächtniß riefe, die edele Herzen beseligt; daß es freundlichen Muth und innigliche Gedanken weckt, wenn der süße Gesang der Welt ihre Freuden zu sagen beginnt". Gerne wird man einmal aus dem Anspruch an männliche Gedanken und Gesinnungen weichen und dem Klageton zarter Herzen lauschen und dem Ausdruck empfindsamer, reiner Sinnesart; und wo wir nicht die Muse verehrt finden, werden wir doch den Altar der Minne um so reicher von Opfern gekränzt sehen, der Göttin, von deren Allmacht und Gewalt diese Sänger so ehrfürchtig zu singen wußten, „die alle Enge und Weite umspannt, die auf Erden und im Himmel thront, die überall, nur in der Hölle nicht, gegen-

wärtig ist''; und wenn auch nicht ein heiterer Cultus ihren Dienst feiert, so ist es doch ein inniger, ein heiliger und frommer. Es ist eine Verehrung des weiblichen Geschlechts mehr, als einzelner Frauen, die wir hier finden; dies zeugt von der Tiefe, es eröffnet uns die Quelle, und deutet uns die ungemeine Bedeutsamkeit dieses Gesanges in der moralischen Geschichte unserer Nation an. Dies Eine Gefühl der Liebe, diese Bereitwilligkeit in einem rauhen Geschlechte von Männern, von dem edleren Geschlechte, dem Zucht und Sitte eigener sind, Sitte und Zucht zu lernen, milderte damals die Rohheit des Lebens, warf die erste Freude in eine monotone Existenz und es ist eine herrliche Seite unseres deutschen Lebens und unserer Kunst, daß diese Freude des Frauenverkehrs hier nicht zu oberflächlicher Lust allein misbraucht, sondern innerlich bei den Edleren auf die Reinigung der Seele bezogen ward, wodurch das süße Leid, von dem diese Lieder ewig klagen, eine so schöne Bedeutung gewinnt; was Alles in der angeführten Stelle aus Gottfried, bei dem all das Dunkle des Lebens und der Kunst jener Zeit zum hellsten Anschauen kommt, auf das Vortrefflichste ausgedrückt ist. Selbst die ungeheure Verbreitung, die allgemeine Theilnahme an dem Verfertigen solcher Lieder, die ganz offenbar der künstlerischen Ausbildung derselben das größte Hinderniß und an ihrer schnellen Ausartung die vornehmste Ursache war, selbst diese Verbreitung gewinnt von dieser Seite her betrachtet ganz ein anderes Licht. Der Ernst, die Würde, die Ehrbarkeit aller dieser Gesänge stellte für die langen Jahrhunderte des Meistergesangs diese zierenden Eigenschaften als unverbrüchliches Gesetz auf, und wie viel späterhin Fremdes und Frivoles von Außen sich eindrängte, so hielt das Volkslied, welches meist in dem alten Charakter fortdauerte, ein Gegengewicht, und niemals verlor unsere Lyrik, auch wo sie in Uebermuth ausschweifte, die Zucht und die Würde der Kunst ganz aus den Augen. Wie sich in dieser Hinsicht die französische Lyrik zu dem Gesang der Troubadours verhält, so die unsere zu den Minnesingern; und auch das wird sich hier vergleichen lassen, daß sich nie unsere Liederpoesie so in alle Lebensverhältnisse eingedrängt hat, wie die französische und wenn in dieser Beziehung im Mittelalter von uns zu wenig geschehen ist, so geschah dagegen in der neueren Zeit von den Franzosen darin zu viel. Die Kunst soll sich nicht auf ein vages Idealleben beschränken, wie damals in Deutschland geschah, sie soll sich aber auch nicht in den

ganzen weiten gemeinen Lauf des gewöhnlichen Lebens eindrängen, wo sie sich niemals rein halten wird. Alles daher, was damals auf die Sphäre der Liebe und den Minnegesang Bezug hat, ist in den deutschen Dichtern um so viel zarter und schöner, als das, was das äußere Leben berührt, bei den Troubadours reicher ist. Die Tenzonen und die Liebeshöfe kennt der Deutsche nicht, der nicht seine Herzensangelegenheiten der Reflexion und dem Scharfsinne unterwerfen will; die deutschen Frauen dichteten nicht selbst, sondern überließen das den Männern, von denen sie nur Lieder verlangten, die sie zu Liedern begeisterten, so daß diese „für ihren Habedank ihnen dann Rosen und Lilien aus ihren Wangen scheinen lassen." Was die provenzalischen Sänger in der Staatsgesellschaft thaten, thaten diese in der Frauengesellschaft: sie schreckten mit ihrem Tadel die, welche ihren Unwillen erregte, und priesen, wer ihnen würdig erschien. Das eigenthümlichste Merkmal deutscher Natur tritt in dem Minnegesang, wenn man ihn mit dem Troubadourgesang vergleicht, zum erstenmal in dichterischen Productionen im Extrem deutlich dem Charakter unserer Nachbarn entgegen. Das Rückziehen aufs Innere, die ausschließende Beschäftigung mit dem Innern, die sanfte und gleichmäßige Ruhe, die dies mit sich führt, steht der Aeußerlichkeit, der Zertheiltheit, der leidenschaftlichen Unruhe der Franzosen aufs entschiedenste hier gegenüber.

2. Nibelungen und Gudrun.

Grade als die ritterliche Lyrik ihre schönste Blüthe entfaltete, als Hartmann, Wolfram und Gottfried ihre erzählenden Werke schrieben, als Alles um die Einführung fremder Stoffe und um die höchste Glätte der formellen Ausbildung wetteiferte, kam um 1210 [316]) die Sammlung der Nibelungenlieder zu Tage, die wir besitzen, die ehrwürdigen Reste einer heroischen Poesie, zu denen kein Dichter genannt war, die einen uralten einheimischen Stoff behandelten und in dessen Behandlung wenig Verhältniß zu der neuen

316) Ueber diese Zeitbestimmung siehe Lachmanns Anmerkungen zu den Nibelungen.

Hofdichtung zeigten, wie sie denn bisher immer im Munde der Volksſänger und im Besitze der großen Volksmasse gewesen waren. Wir begegnen dieser unserer ächten alten Nationalsage hier wieder nach langer Unterbrechung; wir hatten Anfangs nur von der materiellen Grundlage nach Zeugnissen der Geschichte und nach Vermuthungen aus der letzten formellen Gestalt reden können, die wir nun in der Zeit ihrer Abfassung erreicht haben und mit der wir uns daher nur in formeller Hinsicht hier beschäftigen. Welche Metamorphosen die Sage seit ihrer ersten Begründung in der Geschichte durchlebt hatte, ließ sich in einer historischen Darstellung, die überall das sichere Allgemeine dem unsicheren Besonderen vorzieht, nur von weitem andeuten; auf die verschiedenen dichterischen Gestalten und Farben, die sie angenommen haben mochte, ließ uns zuerst das Hildebrandlied, dann der Waltharius rathen. Von da an haben wir kein Mittelglied bis zu unserer Sammlung, die wir noch heute lesen. Wir haben oben gehört, daß im 12. Jahrhundert die Zeugnisse in Gedichten und Geschichten häufiger wieder kehren: sie scheinen sich immer auf einzelne Lieder zu beziehen, die von blinden, von fahrenden Sängern noch wie vor Jahrhunderten umgetragen wurden. Daß diese verloren gingen ist wohl erklärlich; ihr Verlust aber ist im höchsten Grade zu beklagen. Wie sie beschaffen sein mochten, ob sie sich schon in größere Gruppen verbunden, in wie weit sich Lieder von Siegfried schon mit denen von Dietrich, Gunther und Attila vereint hatten, darüber fehlen uns sichere Nachweisungen.

Aus dem Zustande aber, in dem wir unsere Sammlung von Nibelungenliedern kennen, lassen sich nicht geringe Vermuthungen ziehen über die Gestalt, die unser Gedicht einige Jahrzehnte rückwärts gehabt haben mochte. Wir wollen auch hier, wo ein so scharfsinniger Forscher wie Lachmann die Hauptautorität ist, unsere eigne Meinung um so mehr im Hintergrunde halten, und mehr die neuesten Resultate der kritischen Untersuchung berichten, als diese von den früheren Ansichten desselben Forschers wesentlich verschieden sind. Dies ist so natürlich, wie daß Niebuhrs Urgeschichte von Rom zu anderer Zeit anders lautete; solche Regionen gestatten keine andere Orientirung; jeder einzelne, der sie durchstreift, geräth auf andere — Richtwege und Irrwege; ein und derselbe Mann, der bei einem zweiten Entdeckungszuge den Ariadnischen Faden verschmäht, den er

sich beim ersten Male geknüpft hatte, wird dasselbe Schicksal haben; die Verschiedensten sehen dies labyrinthische Gebiet von den verschiedensten Seiten und können nur über die allgemeine Beschaffenheit desselben nicht streitig sein, die sie alle auf ähnliche Weise erfahren haben; im Einzelnen einig zu werden können nur Zwei nicht hoffen, da es Einer und derselbe zu verschiedener Zeit nicht kann, es müßte sich denn der Zweite dem Ersten ganz vertrauen. Diese letztere Parthie zu ergreifen, sich der Führung des Kundigsten ganz hinzugeben, rathen wir jedem, der sich nicht mit uns bei einer Ansicht dieser Gegenden in Vogelperspective beruhigt; wir führen ihn zu dem Eingange und dem Führer und harren seiner Wiederkehr, um ihn unsererseits in hellen Gebieten der eigentlichen Geschichte weiter zu geleiten. Da Lachmann nun die Nibelungenlieder nach seiner kritischen Scheidung und Reinigung zusammengestellt hat, so wird Niemand zweifeln, diese neue Sammlung in die Hand zu nehmen und den reinen Genuß, den ihm diese gesichtete Materie bereiten wird, der klippenvollen Lectüre der nachlässigen Texte vorzuziehen, die uns überliefert sind; der Unterschied wird Keinem entgehen, der das Ausgeschiedene mit dem ganzen Wust vergleicht, wenn er auch noch so wenig in die Besonderheiten der Kritik und des ästhetischen Taktes, die bei der Ausscheidung leiteten, eingehen kann oder mag. Die Gedichte, denen ein so schlechter Sammler im Anfang des 13. Jahrhunderts zu Theil ward, verdienten es, daß nach sechs Jahrhunderten in der Zeit eines reineren Geschmacks ein feinerer und ehrfürchtiger Ordner sie aufs neue sichtete. Diesen Ehrennamen hat Lachmann an dem Nibelungenliede verdient; die Geschichtschreibung der Literatur kann ihn nicht würdiger ehren, als wenn sie ihn, auf diese Weise betrachtend, in eine organische Verbindung mit der Geschichte dieser Gesänge bringt, die mit durch seine sorgsame Pflege eine Bedeutung für unsere Nation erhalten haben, die man ihnen im 13. Jahrhundert nicht versprochen hätte. Ueber diese aus den Resultaten der Kritik gewonnene Frucht freuet man sich ungestört, wie an diesen allgemeinen Resultaten selbst. Daß die Nibelungen nicht das Werk eines einzelnen Dichters, daß sie eine Sammlung im Volke umhergetragener Lieder seien, wird nun so wenig mehr bestritten, daß es des Eifers gegen die Widersacher nicht mehr bedürfte. Im Detail der Kritik und Forschung werden, wo so viele Vermuthungen statt haben, die nur dem Vermuthenden zur Ueber-

zeugung werden können, Anderen andere Vermuthungen ohne Eifer zu gestatten sein.

Daß die Gestaltung unserer Poesie im 12. Jahrhundert dahin leiten konnte, wenn nicht mußte, einzelne Nibelungenlieder zu sammeln, auch wenn in früherer Zeit durchaus noch gar kein Versuch zu einer solchen Sammlung gemacht worden wäre, der erleichternd entgegen kam, liegt am Tage. Die Kunst der Erzählung und der Antheil an fesselnden Begebenheiten kam sich entgegen, die Achtsamkeit auf fremde Dichtung und Dichtungsstoffe führte von selbst zu der Aufnahme der einheimischen, und wir sahen diese letzteren schon oben in rohen Versuchen, in willkührlicheren Gestaltungen sich neben den übersetzten Werken aufpflanzen. Möglich genug, daß die Reihe hierzu jene vageren Gegenstände der Volkssage zuerst traf, die in sich mehr Anlage trugen, ganz nach dem Style der neuen Erzählkunst und im Ton der französischen Dichtungen vorgetragen zu werden. Möglich genug, daß erst die schon reifere und vielseitiger gewordene Zeit zu dem Versuche schritt, auch die allbekannten, dem Volke liebgewordenen, uralten Lieder von Dietrich aufzugreifen, sie vorsichtig und schonend nur so umzugestalten, daß sie sich auch in höfischer Gesellschaft konnten hören lassen, und endlich in Eine Reihe zu versammeln, daß sie als eine geordnete, vollständige Erzählung sich neben die fremden wagen konnten. So könnte unsere Sammlung eine ursprüngliche sein; sie könnte zuerst getrennte Lieder zusammengestellt haben, die nach Lachmanns Bemerkung um 1190—1210 ungefähr die Gestalt wie die meisten Stücke unseres Gedichts haben mußten. Auf diese Art erklärten sich die Widersprüche, selbst die handgreiflichsten, freilich am einfachsten, was schon schwieriger wäre, wenn dem Sammler bereits eine schriftliche Quelle, eine andere Sammlung vorgelegen hätte. Auf eine solche Quelle beruft sich das Gedicht nirgends, und man wird wohl geneigt, sie am kürzesten mit Lachmann zu leugnen, obgleich das Ungeschick der Dichter jener Zeiten so augenscheinlich groß ist, und das unseres Sammlers groß genug bleibt, um auch das Ungeschick eines Umdichters sein zu können; obgleich es auch an einem gelegentlichen Widerspruche in der Gudrun nicht fehlt, worin man sich doch an einer verlornen Stelle auf ein Buch beruft, die auch in einem anderen Sinne verloren sein könnte. Wie es auch sei: der Ton dieser Gedichte liegt in einem solchen Gegensatze gegen die Literatur des

12. und 13. Jahrhunderts, daß man immer auf die Klage und den Wunsch geführt wird, es möchte uns doch aus frühern Zeiten, und wenn nur aus dem Anfang des 12. Jahrhundert irgend ein Document erhalten sein, das uns eine Vorstellung gäbe, wie diese Lieder lauteten, ehe sie in Opposition zu der höfischen Dichtung kamen, wie sie sich gegen die Färbung des 13. und 12. Jahrhunderts erhielten (welcher letztern die Gudrun nicht so sehr entging), und wie sich die große Kluft ausfüllt zwischen dem Hildebrandliede und den Nibelungenliedern, die wir besitzen. Denn die Stumpfheit und dorische Schwerfälligkeit des Vortrags in diesen Liedern der südlichen Gegenden, die die Sage pflegten und die noch so gern ihre Mundart in den Nibelungen finden, ist auffallend genug, wenn man bedenkt, daß gerade in der Schweiz die zierlichsten Minnedichter, in Oestreich die gewandtesten Erzähler zu Hause sind, eben in jenen Gegenden, die am natürlichsten in jenen Zeiten der Zähringischen und Babenbergischen Blüthe sich der alten Stammsage wieder annahmen. Je schwerer es fällt, auf die Entdeckung einzelner älterer Lieder zu hoffen, die ihrer Beschaffenheit nach leichter verloren gehen mußten, desto mehr hängt man dann an dem Wunsche, es möchte uns noch eine ältere Sammlung aufgefunden werden, die ja auch in anderer Gegend entstanden unserem unabhängigen Sammler unbekannt geblieben sein könnte.

Und dies ganz besonders der Winke wegen, die uns das Lied von der Klage gibt, das die Sage anders gestaltet kennt [317]), als unsere Nibelungen. Ueber dieses Gedicht ist Lachmann nunmehr der Meinung, daß die geschriebene Quelle, die der Dichter vor sich hatte, nicht mehr und nichts wesentlich anderes enthielt, als unser erhaltenes Gedicht auch. Auch dieses frühere wahrscheinlich strophische Werk hält er nicht für freie Dichtung eines Einzelnen, sondern für eine Sammlung verschiedener Lieder, weil auch hier sich ähnliche Widersprüche finden, wie in unserer Nibelungensammlung. Die Form der umgearbeiteten Lieder, die Reimbildungen würden alterthümlicher gewesen sein, als in den erhaltenen, aber die Lieder selbst nicht wohl älter als aus den 80er höchstens 70er Jahren, denn es ist ihm nicht wahrscheinlich, daß die Nibelungenstrophe viel früher in Gebrauch gewesen. Das Gedicht ist nun in jedem Falle

317) Vgl. F. Sommer in Haupts Zeitschrift III. 193.

am wichtigsten durch die Andeutungen, nach denen ihm eine andere Gestalt der Sage vorlag, als uns in unseren Nibelungen. Weit das Wichtigste ist darunter, daß der Dichter der Klage nur in dem letzten Theile des Liedes, dem Untergange der Burgunder, im Wesentlichen mit unseren Texten, oft wörtlich, übereinstimmt, daß er dagegen von der Werbung um Kriemhilde und der Reise der Burgunder nur summarische Anzeigen hatte. „Wenn wir das durchgehen,“ sagt Lachmann, „was in der Klage von den früheren Schicksalen Kriemhildens und ihrer Verwandten vorkommt, so wird daraus klar, daß der Dichter nicht den ersten Theil unseres Liedes, sondern nur einen kurzen hin und wieder auch abweichenden Auszug der Geschichte desselben vor sich hatte [318].“ Nirgends ist von Siegfrieds früheren Thaten oder von seiner Beziehung zu Brunhilden die Rede, dagegen scheint der letzte Theil, vorzüglich im Kampf mit den Berner Helden, reicher an Besonderheit, an Kenntniß des Einzelnen und wie es aus den Personen des Irnvrit und Irinc hervorgeht reicher an historischer Anlehnung gewesen zu sein. Lag dem Dichter der Klage schon eine Sammlung von Liedern vor, so würden wir in ihr also eine Zusammenstellung besitzen, die vor der Einführung der vollständigen Siegfriedsage läge, und es wäre auch natürlich genug, daß diese erst in jenen Zeiten allgemeiner Sagenverknüpfung vorn wäre angefügt worden, eben wie der Gegenstand der Klage, die Botschaft an die Verwandten der Erschlagenen und die Bestattung, von hinten angefügt ward. All das Störende und Ungleiche, was die Zusammenfügung dieser beiden Theile mit sich führt, würde also wegfallen; schon dies würde uns von dem Werthe dieses verlorenen Gedichtes günstiger denken lassen, als von dem erhaltenen. Allein der Dichter der Klage erlaubt uns noch tiefere Blicke in die innere Structur jenes Gedichtes zu thun. Was nämlich die ungeheure tragische Katastrophe selbst in ganz anderem Lichte erscheinen läßt, ist, daß der Untergang der Burgunder in dem alten Gedichte als Strafe alter Vergehung dargestellt ist und als ein Fluch der auf dem Raub des Nibelungenschatzes lag, so wie wieder Etzel das Unheil, das ihn selbst betrifft, von Gottes Haß herleitet, der ihn verfolge, weil er das Christenthum verlassen habe, dem er fünf Jahre gehuldigt. Jene Bedeutung des Schatzes

318) Lachmann über die urspr. Gestalt der Nibelungen p. 63.

aber ist in unserem Texte ganz verwischt, obgleich sie immer noch so leicht hineingelegt werden kann, daß mehrere Aeußerungen des Dichters der Klage blos persönliche Ansichten sein könnten [319]). An einer anderen Stelle aber beruft er sich ausdrücklich auf einen Ausspruch seines alten Dichters, der die That der Kriemhilde mit ihrer Treue entschuldigt [320]), und dieser Ausspruch wie diese Ansicht findet sich allerdings in unserem Gedichte durchaus nicht, wo der Dichter sichtbar gegen das Ende eine feindselige Stimmung gegen Kriemhilde annimmt. Wenn ferner die Schuld der Kriemhilde dadurch gemäßigt wird, daß ihr die bestimmte Absicht beigelegt ist, nur an dem Einen Hagen den Mord ihres Mannes rächen zu wollen, und daß nur ihre Absicht — da Weibessinn nicht über eine Spanne reiche [321]) — fehlgeschlagen sei, und das Verhängniß aus der ersten unüberlegten Nachgiebigkeit gegen das Rachegefühl das schrecklichste Elend wie eine Lawine anwälzend über die Rächenden selbst hereinbrechen läßt, so könnte auch dies wohl in unseren Nibelungen gelegen scheinen, wo sich auch namentlich die damit eng verbundene Ansicht, daß wenn Etzel von dem wahren Verhalt der Dinge unterrichtet gewesen wäre, die furchtbaren Vorfälle hätten vermieden werden können, daß ihm aber die Burgunder aus Uebermuth das Wort nicht gegönnt hätten, fast mit den nämlichen Ausdrücken wie in der Klage vorfindet [322]). Allein es ist eben in unserem Texte so

---

319) Klage V. 96.
Krimbilde golt rôt
heten si ze Rîne lâzen. diu zît si verwâzen,
daz sis ie gwunnen künde. ich wæne si aller sünde
engulten und niht mêre. — Vergl. V. 113 sq.

320) V. 285.
Des buoches meister sprach daz ê. dem getriwen tuot untriwe wê.
sît si in triwe tôt gelac, an gotes hulden manegen tac
sol si ze himel noch geleben. got hât uns allen daz gegeben,
swes lîp mit triwen ende nimt, daz der dem himelrîche gezimt.

321) V. 954.
Ez hæte wol gescheiden
Crîmhilt Hagen von in drin, niwan daz lüzel wîbes sin
die lenge für die spanne gât.

322) Nibelungen Str. 1803. —
Hete iemen geseit Etzeln diu rehten mære,
er hete wol understanden daz doch sît dâ geschach:
durch ir vil starken übermuot ir deheiner ims verjach.

charakteristisch und man könnte das aus den Varianten auch an einzelnen Fällen zeigen, daß er zwar eine Menge solcher innerer Verhältnisse der Sage berührt oder ahnen läßt, nirgends aber deutlich ausspricht, und ich würde darin gerade das Charakteristische unserer Nibelungen suchen, indem man auch in anderen Fällen, am deutlichsten in den späteren Bearbeitungen des Alexanders, wenn man sie mit Lambert vergleicht, ganz in derselben Weise höchst deutlich erkennt, wie Alles was noch den Dichtern des 12. Jahrhunderts klar und bestimmt vorstand, denen des dreizehnten anfing unbegreiflich zu werden; die innere Bedeutung von Alexanders Leben und Treiben, die noch Lambert mit solcher Schärfe durchschaute, verschwand vor dem Sinne der Rudolfe und Ulriche.

Bei diesem Verhalt der Sache darf man, scheint es, zwischen zwei Wünschen schwanken: möchte doch entweder ein älteres Gedicht in noch strengerer und anspruchloserer Form, diesen einfachen Gang der Fabel wie man ihn aus der Quelle der Klage erräth, verfolgend, uns erhalten, oder möchte es dem letzten Bearbeiter geglückt sein, mit der Einführung von so vielem Schmucke, der an seine ritterliche Zeit erinnert, zugleich Sprache und Vortrag höher zu heben; ich meine, möchte er lieber das Alte unverändert gelassen, oder wollte er einmal ändern, möchte er doch geradezu etwas kecker geändert und wenn auch nur mit so viel Geschick gearbeitet haben, wie, scheint es, der dem die Gudrun zuletzt durch die Hände ging. Einen letzten Dichter von einigem bedeutenden willkührlichen Einfluß anzunehmen, scheint mir in einer Zeit ganz subjectiver Dichtung natürlich, so wie nach allen angegebenen Schicksalen unserer Poesie fast unerläßlich; jede andere Vorstellung führt auf eine wunderbare Entwickelung des Volksgesangs, die kein Geschichtschreiber brauchen kann. Dieser letzte Dichter oder Ordner hinterließ uns das Gedicht in einem Zustande, in dem es wie die ritterlichen Romane einen schneidenden Contrast zwischen Form und Stoff in sich trägt, der nicht weniger unangenehm fällt, obgleich das Verhältniß das umgekehrte ist. Dort finden wir die größte Armuth im Stoffe, aber den prächtigsten

---

Und Klage V. 142. —

Der Etzeln hete kunt getân
von êrst diu rehten mære, sô het er di starken swære
harte lîhteclîch erwant, die von Burgondelant
liezenz durh ir übermuot.

Reichthum in der Darstellung; hier aber ist der Stoff viel mannichfaltiger und größer, aber die Darstellung desto dürftiger. Hier dürfen wir nicht über kleinliche, armselige Gegenstände klagen, eine einzige gewaltige Handlung eröffnet sich großartig in allen ihren Theilen. Dort sahen wir die Dichter mit pomphaften Worten ihrer mageren Erzählung vorangehen, hier leiht das Gedicht demüthig den kolossalen Begebenheiten ein allzubescheidenes Kleid. Dort lächert uns der Dichter mit seinem Feuer, dessen Wärme wir nicht mitempfinden, hier ärgert uns die Kälte und Eintönigkeit des Vortrags in einer Materie, die uns ergreift und fesselt. Die Gegenstände begeistern uns hier, aber der Dichter sollte uns die Worte dafür leihen; allein sie scheinen ihn selbst kalt gelassen zu haben, weil er kein Publikum mehr fand, und keine begeisterte Aufnahme. Wir möchten gern den ungeheuren Sturz der Ereignisse begleiten, wir möchten uns mit den großen Gegenständen auf gleicher Höhe halten, allein der fast pedestrische Sermon schneidet uns die Flügel, hält uns am Boden und vergönnt uns keinen freieren Aufschwung. Im Tristan reißt die Lectüre von Vers zu Vers, zieht immer neu an, ladet uns von Scene zu Scene, aber wenn wir geendigt haben, erstaunen wir über die Kleinheit und Niedrigkeit der Materie, an die so viel Kunst verschwendet ist; in den Nibelungen ermüden wir über dem Lesen, über den armen Reimen und der trockenen ton- und klanglosen Sprache, aber wenn wir das Ganze überschauen und überdenken, so erkennen wir befriedigt die Gewalt und Größe des Stoffes und tragen einen reinen Eindruck davon. Wir vermissen in der Sprache, vermöge jenes Mangels an Reife des Seelen- und geistigen Lebens, jenen vollen und schwellenden Strom, auf dem sich reiche Empfindungen und große Leidenschaften offene Bahn zu brechen vermöchten. Wir vermissen in ihr die Bildung der damaligen ritterlichen Dichter, und dies gibt diesen ein Recht, sich dagegen zu erklären. Ein Volksgedicht, wie dieses, hätte lange Zeit noch in jener Periode poetischer Cultur von Mund zu Mund gehen sollen, allein damals und wohl schon früher, mochte die Schreibkunst die feine und unermüdete Feile der mündlichen Ueberlieferung vielfach hemmen, die Tausende von Worten und Ausdrücken in glücklichen Momenten glücklich änderte. Man sollte denken, auch später, auch in unseren Tagen noch, hätte die Größe der Sache gerade neben der lallenden Sprache von selbst einen Dichter auffordern sollen, sich wie Göthe an Reineke Fuchs,

wie Heiberg und Andere an der nordischen Mythologie daran zu versuchen, allein Tieck, als er dies zu unternehmen dachte, mochte es wohl gefühlt haben, daß hier Lücken auszufüllen seien, denen heute Niemand mehr gewachsen ist.

Sobald wir uns aber über diesen Zwiespalt wegsetzen, sobald wir das äußere Gewand wegdenken und auf die Sache selbst gehen, so erscheint uns das Gedicht in jeder Hinsicht überlegen und groß. Das Außerordentliche in der deutschen Dichtungsgeschichte ist, daß sie überall einen so vollkommnen Abriß des Ganzen der Dichtungsgeschichte überhaupt bildet, und einen Abriß, der mit einer seltenen Bestimmtheit ausgezeichnet ist. Wir finden in diesem Nibelungenliede die rein plastische objective Kunst der Alten, die reinere Wirkung auf die Sinne und die Phantasie, ohne Einmischung der Persönlichkeit des Dichters, ohne eine ausschließliche Einwirkung auf eine Empfindung des Lesers oder auf seinen Verstand. Kein Volk des neueren Europa hat hiermit etwas zu vergleichen; und wenn auch die Erfolge dieses Gedichtes und unsere ganze Natur uns sagt, daß wir nicht bestimmt waren, in dieser Gattung eigenthümlich ausgezeichnet zu sein, so steht doch dies Werk in seiner grandiosen Anlage ganz allein neben dem griechischen Epos und beweist unsere Vertrautheit mit der allgemeinen Entwicklung der Menschheit, die wir in allen ihren Theilen zu vollenden strebten, auch wo wie hier äußere Hindernisse sich entgegenstellten. Wir gingen von dieser Art der Dichtung auf die am meisten entgegengesetzte über, von den äußeren Formen auf die inneren, von der objectiven epischen zur subjectiven lyrischen Kunst. Während wir am meisten unter den neueren Völkern uns in unserem Volksepos dem einfachsten Begriffe der Kunst, der in der Sculptur liegt, näherten, so fielen wir jetzt umgekehrt dem entferntesten zu, der in der Musik liegt, mit der unser Minnegesang, der so ganz Empfindung ist, die engste Verwandtschaft hat. Wir sollten und wollten den ganzen Kreis der Dichtung beschreiben; wir verstiegen uns in die äußersten Extreme fast zu einer und derselben Zeit. Die größeste und entschiedenste Anlage gab sich in beiden kund; kein epischer Stoff that es dem unseren an Großartigkeit, kein lyrischer Gesang an Tiefe der Empfindung gleich. Allein es fehlte an der Reife der Einbildungskraft, um in beiderlei Art vollkommenere Kunstwerke zu gestalten. Es schien, als ob wir auch das Unerlernbare uns erst durch Lernen aneignen müßten. Es erforderte Jahr-

hunderte der einseitigeren Cultur des Verstandes, die uns in jederlei Art von Erkenntniß weiter brachten, ehe wir im Stande waren in einer neuen Periode jene Extreme zu versöhnen und die eigenthümlichen Vorzüge der antiken Kunst mit denen der neueren zu vereinigen. Wir nahmen das ganze Reich der Gefühle und Ideen in unsere neuere Kunst auf, und daß sie mit diesem erschwerten Körper noch einen so hohen Flug nahm, dies zeugt von der ungemeinen geistigen Biegsamkeit und Energie der Nation.

Vergleichen wir die Nibelungen mit den ritterlichen Epen der Zeit, so erscheinen sie von jeder Seite ehrwürdiger und poetischer. Es sind nicht zufällige Begebenheiten, die hier neben einander gestellt und durcheinander geworfen sind, sondern es ist, zwar *nicht streng* eine einzige epische Handlung, sondern eigentlich zwei getrennte dramatische, aber es sind doch eben Handlungen, deren Anfang, Mitte und Ende, deren Entstehung und Fortbildung so verfolgt wird, daß alle einzelnen Ereignisse einfach und nothwendig auseinander entspringen, daß Weniges von äußerer Maschinerie, nichts von Willkühr des Dichters, nichts von seiner Betrachtung oder seiner Empfindung erscheint, daß Alles, jeder Umstand, jede Begebenheit, jede Verschlingung und Lösung aus den handelnden Charakteren und aus dem Gegenstande selbst fließt, der sich vor uns wie von selbst darstellt, ohne daß wir dabei an den Dichter oder an uns selbst störend erinnert würden. Mit dem griechischen Epos verglichen führt uns das Gedicht mehr auf unser Inneres, verglichen mit dem ritterlichen führt es uns aus uns heraus; gegen das Antike wirkt es mehr auf die Empfindung, gegen das Ritterliche auf die Phantasie; gegen das Alte verliert es an Fülle der Gestalten und an Reichthum der Verhältnisse, worin es gegen das Romantische gewinnt; gegen jenes steht es an reicher Menschenkenntniß eben so im Schatten wie gegen dieses im Licht; dem Homer gegenüber schadet ihm die Heroensitte, die roher und nicht so gleichmäßig gebildet ist, wie die achäische, den britischen Romanen gegenüber wird es dadurch gehoben, weil sich gegen die verfeinerte Rohheit dort die gute Einfachheit der Natur zeigt. Weder ist die menschlich reine Natur der Achäer noch die Wunderlichkeit der Tafelrunder hier; weder die Luftgestalten der bretagnischen Gedichte noch die festen Formen der Griechen; weder die kleinlichen Verhältnisse jener, noch der gewaltige Umfang der Verhältnisse bei diesen; weder die historische Helle hier, noch der un=

durchdringliche Nebel dort. Wir folgen nicht einem einzelnen Helden, der uns ein dürftiges Interesse abgewinnt, durch Begebenheiten, die durch Sonderbarkeit und Fremdartigkeit reizen wollen, sondern wir stehen, wie es das ächte Epos verlangt, in einer Welt von Menschen, die nicht die Minne bewegt, sondern der Zwang der Verhältnisse, die nicht mit Chimären im Kampfe liegen, sondern mit dem Fatum, die nicht blind in Abentheuer stürzen, sondern in ein großartiges Verhängniß von einer außer ihnen liegenden Gewalt gestürzt werden. Hätten wir das alte Gedicht übrig, in dem jener Fluch auf dem Nibelungenhorte ruht, so würden wir noch bestimmter das aus dem Dunkel treffende Schicksal der Alten erkennen, das jetzt in unseren Texten mehr in den handelnden Personen selbst liegt, obwohl wieder, wie wir sehen werden, sehr merklich verschieden von der Art, wie auch Parzival sein eignes Geschick mit sich trägt. Bei Homer erscheinen die Figuren, die gleichsam die Träger des Schicksals sind, eine Helena und Paris, mehr im Hintergrunde, aber Kriemhilde und Hagen stechen hier gerade hervor vor den Andern. Sie reißen durch Eigenwillen sich und Freunde und Feinde in das Verderben, und wie ihre Handlungen den Verhältnissen gegenüber wechselseitig diese und sich selbst aus diesen entwickeln, ist mehr in tragischer als in epischer Weise geschildert, ist aber, wenn wir uns dies einmal gefallen lassen, ganz vortrefflich. Wie Kriemhilde, nachdem ihr Siegfried ermordet ist, im ersten Schmerz sich versöhnlich zeigt, sich wirklich versöhnt, bis dann der verhängnißvolle Schatz wieder anfängt hereinzuspielen (dessen Bedeutung sich noch überall erkennt), wie dann das treu bewahrte Gefühl für den todten Gatten, das keinem neuen Gefühle weichen will, dem Gedanken der Rache weicht, zu der ihr die Möglichkeit in der Ehe mit Etzel geboten wird, wie nun der weiblichste Charakter allmählig abgelegt wird, wie das Weib, das früher die unbesonnenste Offenheit, die größte Hingebung, die zarteste Versöhnlichkeit besaß, nachtragend (lancräche) über Racheplanen jahrelang sinnt, wie sie diese Rachsucht bei steigender Macht und Ansehn nährt, wie sie endlich im losgebrochenen Unheil, das zunächst nur auf den einen Mörder berechnet war, sich allmählig in größeren Grimm und, nachdem ihr Kind gefallen war, in völlig blinde Wuth bis zum eigenhändigen Brudermord verliert, dies Alles ist zwar nicht mit jenen tausend individuellen Zügen charakterisirt, aber doch in großen Umrissen deutlich gezeigt, und beweist wie frühe

uns unsere ganze Eigenthümlichkeit darauf hinwies, die äußeren Gestalten unserer poetischen Geschöpfe aus der inneren Form errathen zu lassen, statt daß das griechische Epos aus jenen diese errathen läßt, was dem Begriffe des Epos ebenso zusagt, wie jenes dem Drama. Ihr gegenüber steht dann Hagen in einem Gegensatz, den kein Genius erster Größe vortrefflicher hätte ausbilden können. Der trotzige Mann sucht von dem Augenblick an, wo seine Ahnung und die Weissagung des bevorstehenden Schicksals ihn grimmig, wild, gottlos und rücksichtslos macht, Alles auf, was ihn und seine Gesellen recht tief in das unvermeidliche Geschick stürzt, als wolle er wenigstens ihren Fall so kolossal als möglich machen. Er versucht den Mord des zur Rettung bestimmten Kaplans, er zertrümmert das Schiff, er trägt in seinen Mienen die Furchtbarkeit, die Rüdigers Tochter bleich macht, als sie ihn küssen soll, und die Reizbarkeit, die ihn den Helm fester binden läßt, als Kriemhilde den Giselher allein zum Willkommen küßt, er unterläßt nichts was sie reizen kann, er zeigt ihr Trotz und Geringschätzung und erinnert sie geflissentlich an Siegfried, er gesteht ihr den Mord, er regt die Hunnen selbst zu Argwohn und Spannung auf und beginnt, nachdem die Losung gegeben war, mit dem Mord von Kriemhildens Sohn, der den Schaden unheilbar macht. Wie sich nun unter dem Kampfe und unter der Verwüstung selbst sein Charakter groß erhebt, in dem Maße wie Kriemhilde sinkt, wie er dem Rüdiger gegenüber edel erscheint, wie er Dietrichs ehrenvolles Anerbieten ausschlägt und jetzt gestählt ist, sich selbst mit diesem zu versuchen, dies ist sogar in der Ausführung theilweise eben so vortrefflich, wie der letzte Theil der Nibelungen überhaupt immer darum ausgezeichnet worden ist, weil das hereingebrochene Unheil sich bis zum letzten Momente so trefflich steigert, daß nachdem schon die ungeheuersten Niederlagen erfolgt sind, noch auf den Kampf der Berner Helden alle Lebhaftigkeit, alle höchste Wildheit der Kampfschilderung gespart ist, wo dem fast ermüdeten Leser durch die wohlthuende Kürze, mit der der Fall der wackersten erzählt wird, ein neues Grauen bereitet wird, das endlich der schauderhafte Untergang Gunthers und Hagens noch überbietet.

Man sieht wohl, dies ist die Katastrophe einer Tragödie mehr, als der ruhige Ausgang eines Epos; nach dem äußersten, zu dem wir hier geführt werden, bleibt uns nichts mehr zu hoffen noch zu fürchten. Im Homer ist der unendliche Hintergrund das Große;

die Aussicht auf den Fall Trojas, auf den Untergang eines großen Volkes, auf die Strafe des Verbrechers, auf Achills und Priamus Tod mit allen Söhnen, auf Hekubas Verzweiflung und Andromaches Sclaverei, Alles arbeitet zusammen, uns auf dem außerordentlich weiten Gebiet der Sage den Gegenstand der Ilias als eine einzelne Episode betrachten zu lassen, die wie sie selbst aus Rhapsodien zusammengesetzt ist, uns wieder als bloße Rhapsodie in einem noch ungeheurern Cyclus erscheint. Allein der Stoff der Nibelungen hat noch etwas von der Eigenheit der poetischen Sagen vor der Völkerwanderung an sich, die sich überall mit einer geschlossenen einzigen Begebenheit beschäftigen. Nehmen wir Gunther und Attila als historische Personen, so sieht man auch, daß der Ursprung der Sage gerade auf der Grenze jener Zeit liegt, von der wir behaupteten, sie habe den Sagen den weiteren epischen Charakter gegeben. Jenen engeren behielt, sahen wir, die Siegfriedsage im Norden; diesen weiteren erhalten die Nibelungen nur durch die allmählige Anknüpfung der Helden des letzten Theils. Dietrich, Hildebrand und Etzel sind, man möchte sagen, schon darum die rein epischen Charaktere dieses Gedichtes, weil der tragische Fall sie nicht einschließt. Und dennoch würden sie uns wenig interessiren, wenn wir sie nicht aus anderen Gedichten kennten, worin wieder, was wir so oft finden, ein Beweis liegt, daß diese Dichtwerke alle erst in ihrer Gesammtheit und nach dem Studium der ganzen Geschichte der Poesie, in ihrer rechten Bedeutung erscheinen. An und für sich könnten Dietrich und Hildebrand keine große Theilnahme erregen, ja sie müßten dem, der außer den Nibelungen nichts aus unserer Sage kennte, ganz wunderlich erscheinen, da in dem Gedichte selbst nichts liegt, was uns ihre entscheidende Wichtigkeit erklärte. In unserem Gedichte, obgleich es gegen die Enge der Romane so weit scheint, ist nicht wie im Homer die Gelegenheit gegeben, den Leser für die Helden durch die weiten Verbindungen zu interessiren, in die sie gestellt sind. Homer hat die ganze ruhmvolle Vergangenheit von Griechenland, Thracien und Kleinasien zu seiner Verfügung; wir kennen die Väter, die Ahnen und Urahnen seiner Helden. Er darf uns jene Helena in den Hintergrund rücken, wir wissen, welchem großen Geschlechte sie angehört, wer ihre Brüder sind, wie sie die Quelle der Geschicke der Völker ist. Er zeigt uns kaum in mehr als einer Scene die Andromache, allein wir wissen dann ihre Herkunft, das schreckliche Schicksal ihrer

Verwandten und ihrer Heimath, ihren gegenwärtigen Ruhm, ihre Hoffnungen, ihre Freuden und Leiden und wir erfahren den Anfang und ahnen das Ende ihres traurigen Loses. Ja selbst mit dem Innern weiß er zu fesseln, oder wer wäre nicht gerührt von der kaum erscheinenden Nausikaa, die spätere Dichter trösten zu müssen glaubten, indem sie ihr den Telemach zum Gatten gaben. Allein ein ähnliches Interesse uns einzuflößen, gelingt nicht einmal der so mächtigen Brunhilde, die wir theilnahmlos vergessen, gelingt auch Dietrich und Hildebrand nicht, oder erst dann, wenn wir gelehrte Kenntniß anderswoher mitbringen. Der Reichthum der Verhältnisse, der Umfang der Sage, die Mannichfaltigkeit der Episoden, Alles was einem epischen Gedichte erst Leben gibt, geht den Nibelungen ab, und damit dem Dichter das Mittel, auf so endlos verschiedene Weise zu fesseln, und seine Erzählung mit immer neuen Reizen zu schmücken. Der griechische Dichter verweilt auf dem, was uns das Wichtigste scheint, auf dem Tode des Hektor oder dergleichen, nicht länger oder nicht so lange als auf mancher unwesentlichen Episode, das Große liegt immer nur in den Verhältnissen, in denen wir uns umdrehen, nicht in den geschilderten Begebenheiten, nicht in künstlich geschürzten Knoten, nicht in spannenden Erwartungen, nicht in der Entfaltung der Charaktere, was Alles das ist, womit die Nibelungen wirken. Hier soll uns immer Alles zugleich, ein Vollendetes dargestellt werden, und wir hören von Siegfrieds Jugend und Tod, wie von Kriemhildens. Offenbar wäre, was die Burgunden angeht, diesem Mißstand abgeholfen, sobald in dem älteren Gedichte die Begebenheiten in dem ersten Theile wegfielen und blos angedeutet und vorausgesetzt würden; in Bezug auf Dietrich und Hildebrand aber müßte ein Blick auf die Zukunft, wie auf ihre Vergangenheit geworfen werden. Dies sollte nicht allein durch Andeutung ihrer Schicksale, es könnte auch durch die Zeichnung ihrer Charaktere geschehen. In der Ilias werden wir schon auf den Odysseus gespannt, der in der Odyssee auftritt; wir könnten ihn errathen aus den wenigen Zügen, die ihn dort schildern. Man rufe sich den Telemach ins Gedächtniß, ob wir ihn nicht als Knaben, als Mann uns denken können. Man versuche dagegen das Aehnliche mit den Helden unseres Epos, wie viel schwerer dies sein wird, man versuche es mit einem Tristan, wo man es geradezu unmöglich finden wird. Dennoch muß man gestehen, daß die Charaktere, oder die Gruppe von Charakteren, welche

in den Nibelungen auftreten, ihr größter Vorzug sind. Stellen sie auch nicht in der Mannichfaltigkeit, wie das homerische Gedicht, den menschlichen Charakter überhaupt in seinen Haupteigenschaften dar, so kann man uns doch schwerlich ein anderes Gedicht nennen, worin dies annähernd so sehr geschieht wie hier, und ich zweifle, daß man selbst den Ariost hier nennen darf. Wenigstens erscheinen die Hauptseiten des Nationalcharakters vortrefflich: in dem jungen Siegfried arglose, harmlose Ehrlichkeit, in dem männlichen Dietrich die weise, ruhige, fast bedächtige Ueberlegung und besonnene Kraftübung, im greisen Hildebrand berathende Treue und Gerechtigkeit, zu der, wenn man die Züge aus anderen Gedichten anführen darf, derbe Geradheit und natürliche Heftigkeit hinzukommt.

Wer unsere obigen Erörterungen über das Entstehen des Volksepos in Deutschland im Gedächtniß hat, und die wenigen Betrachtungen hier mit dem dort Gesagten vergleicht, dem glauben wir hinreichende Winke gegeben zu haben, um über den Werth der Nibelungen, und über die Umstände, die diesen erhöhen und beschränken können, richtig zu urtheilen. Soll ich auch noch ein Wort über ihren Gebrauch und über die gewöhnliche Beurtheilung sagen, so möchte ich denen, die blos poetischen Genuß und Unterhaltung suchen, es nicht so unverträglich verargen, wenn sie sie gering schätzen, desto mehr aber denen, welchen die Gelegenheit zur Erwerbung der Hülfskenntnisse gegeben ist, die hier unentbehrlich sind, und die aus Bequemlichkeit und Oberflächlichkeit auf unser ehrwürdiges Volksgedicht vornehm herabsehen und je unwissender sie sind, desto anmaßender aburtheilen. Was den Gebrauch angeht, so hat Schlegel[323]) ganz vortrefflich darauf hingewiesen, daß dieses Gedicht und die damit verwandten vorzüglich gut dazu dienen könnten, den alten Geschichten unseres Volks einen poetischen Hintergrund zu geben, daß durch sie dem Alterthume der Nation die Seele wieder eingehaucht werden könne, die wir in den lateinischen Chroniken vergebens suchen. Allein was damit gemeint war, das blieb den Leuten überhaupt, und wie es anzufangen wäre, unseren deutschen Geschichtschreibern, scheint es, ein Räthsel. Wenn Schlegel dabei zugleich verlangt, daß man das Gedicht in Schulen einführen, ein Hauptbuch der Erziehung daraus machen, es dem Gedächtniß der Jugend einprägen

323) Deutsches Museum I, p. 32. sqq.

solle, so möchte ich dabei zur äußersten Vorsicht rathen und es höchstens in der obersten Klasse räthlich finden, wo schon die Vorkenntnisse da sind, die dem Werke seinen historischen Werth absehen können. Zur Bildung der Frühjugend halte ich seinen Gebrauch — um es offen zu sagen — eher für schädlich als für nützlich. Die Jugend, aus sich selbst, nimmt keinen Antheil daran, wie an Homer. Und wer dem widerspricht, der wird seine Erfahrung unter dem Bedenken zurücknehmen müssen, daß, wo ja die Nibelungen erklärt werden, es meist durch einen begeisterten Kenner geschieht, dessen Antheil und vielleicht geistvolle, gewiß aber liebevolle Behandlung mehr fesselt als die Sache selbst, während Homer das einzige Buch der Welt ist, dem in einem irgend sinnigen Knaben auch die Mishandlung des ärgsten Pedanten nur wenigen Schaden thut. Wenn man uns doch nicht mit dem schönen Gedanken einer Nationalerziehung födern und fangen wollte! Eine Nation, die die Bibel und den Homer zu ihren Erziehungsbüchern gemacht hat, die sich am besten Mark der ganzen Menschheit nähren will, eine solche Nation kann einem solchen Werke, wie die Nibelungen, keinen so bevorzugenden Rang unter ihren Bildung- und Unterrichtsmitteln gönnen; sie bleibt trotz ewigen Widersprüchen der Klüglinge auf dem betretenen Wege mit fester Ausdauer, während die Begeisterung für unsre alten Poesien von heute und gestern ist, und aus Zeiten, die von einer Deutschthümelei befallen waren, über die wir mit kaltem Blute lachen. Man versuche nur den Geist unserer Jugend, ob es ihr nicht wie angeboren scheint, das engere Nationale zu verspotten; sie lernt erst dann ihr eignes Volk schätzen, wenn sie ihrem Alter nach die Erfahrung gemacht haben kann, wie viel Tüchtigkeit, wie viel gesunder und kräftiger Sinn, wie viel besonnene Weisheit in diesem Volke ist; und erst wenn sie dies beurtheilen kann, kann sie auch richtig von dem Werthe unserer alten Dichtungen urtheilen, die sie dann mit all der herzlichen Einfalt und Schmucklosigkeit, mit all dem frischen unverwüstlichen Kerne, mit all der unschuldigen Zucht und Ehrbarkeit der faden, trockenen und oft schmutzigen Versmacherei der fremden Nationen damaliger Zeit gegenüber betrachtet wird. Aber verrücken wir ja nicht diesen Gesichtspunkt, den einzigen, der der Sache gemäß ist; und trachten wir nicht mit eitlen Lobeserhebungen einen Werth zu geben, der nicht da ist: die Folge ist immer, daß man statt der Liebe, die man bezweckt, das gerade Gegentheil her-

vorruft. Dem Knaben, dem werdenden Menschen, können die Helden der Nibelungen die achäischen des Homer nicht ersetzen. Die Strebsamkeit, das Feuer, das Vertrauen auf menschliche Kraft, von dem diese beseelt sind, kann allein Menschen von tüchtiger Art bilden, die Passivität dieser alten Germanen, die ihre heidnische Unruhe schon mit einer gewissen Schläfrigkeit vertauscht haben, kann uns nicht das Geschlecht schaffen, das den gegenwärtigen Zeiten gegenüber nothwendig ist. Wie auch Nationalsinn durch dies Gedicht geweckt werden soll, wäre mir ein Räthsel, und die Hoffnungen, die man darauf in dieser Hinsicht baute, konnten nur in einem so begeisterten Manne wie Johannes von Müller, oder in einer so begeisterten Zeit wie 1813 aufkommen. Wir fühlen uns schwerlich diesen Burgundern verwandter, als den Achäern des Homer, die uns doch noch Liebe zum Vaterlande lehren können, für das im ganzen Mittelalter nicht einmal der Name existirt. Wenn man vollends den poetischen Werth im vaterländischen Dünkel dem Homer entgegenzustellen kühn genug war, so muß man bedauern, daß so wenig Kunstsinn unter uns herrscht, daß Aussprüche der Art nur eine Möglichkeit sind und man wird aufs neue darauf aufmerksam, wie ganz entschwunden in uns Neueren das Verständniß und die Erkenntniß der sinnlichen Formen ist und wie nur in wenigen Einzelnen (doch vorzugsweise in unserer Nation) der Schönheitssinn der Alten in entschiedener Schärfe ausgebildet ward. Homer hat im Gebiete der Künste die Rolle des prophetischen Offenbarers gespielt, und mit entschiednerer Wirksamkeit, als vielleicht irgend ein anderer Prophet im Gebiete der Religion. Wenn man auch seine Spuren aus Schwäche und Verkehrtheit vielfach verließ, so wagte man niemals sein geheiligtes Ansehn und die ewige Gültigkeit seiner Gesetze anzutasten oder zu bezweifeln. Welcher Religionslehrer könnte sich rühmen, so gleichmäßige Anerkennung für so unendliche Zeiten gefunden zu haben? Wie er in seiner Nation auf die Erziehung, wie er in dieser Hinsicht neuerlich unter uns wirkte, kann man mit nichts vergleichen, als mit den Schriften der Juden und mit Recht hat man ihm hart neben diesen seine Stelle unter uns gegeben. Was aber die griechische Poesie, Sculptur und Malerei ihm zu danken hat und welche herrliche Revolution er in unserer Poesie des vorigen Jahrhunderts hervorgebracht hat, das wird ihm die Geschichte der Dichtung nie vergessen. Ihn nur zu fassen (dieser alte Ausspruch des Quintilian gilt heute in

noch viel höherem Grade) ist schon die Sache eines großen Geistes; unsere ersten Dichter und Kritiker, unsere Göthe und Schiller, unsere Lessing und Humbold müssen erst die ganze Herrlichkeit des nie ergründeten und nie zu ergründenden Dichters unseren stumpferen Sinnen erschließen und ehe wir diese gehört und verstanden haben, sollten wir uns nicht anmaßen, keck zu urtheilen über Dinge, für die nur wenige rechtmäßige Richter bestellt sind. Wenn man zu Vergleichen mit solchen Erscheinungen zwingt, wohin sinken dann die Nibelungen herab, die an ihrer bescheidenen Stelle für sich nur den gerechten Anspruch machen dürfen, das Bestreben anerkannt zu sehen, daß sie mit Homer in seiner plastischen Kunst wetteifern wollten. Dies ist großartig genug, sobald man die ungünstigen Umstände bedenkt, und darum wiederhole ich, daß ohne ein historisches Studium die Nibelungen wie fast alle Dichtungen jener Zeiten viel unter ihrem allgemeinen Werthe erscheinen müssen.

Den Nibelungen setzen wir die Gudrun[324]) entgegen oder zur Seite, die deutsche Odyssee zur deutschen Ilias, wenn ich diese beliebte und allerdings anwendbare Bezeichnung gebrauchen soll. Noch liegt der Ursprung dieses merkwürdigen Gedichtes in tiefem Dunkel. Entschieden ist, daß schon im 12. Jahrhunderte Bearbeitungen existirten; unser Lied selbst weist auf ältere Quellen[325]) und mehrere deutsche Gedichte dieser Zeit enthalten Zeugnisse, die auf mehrere sehr verschiedene Recensionen deuten. Auf einzelne Züge in unserem Gedichte finden sich überdieß ältere Anspielungen[326]), so daß die volksmäßige Ausbildung außer Zweifel ist, obgleich die Mittel dürftig sind, sie zu verfolgen[327]). Der Schauplatz der Sage weist uns auf Friesland, Dietmarsen, Dänemark, Irland, Seeland und die Normandie, und merkwürdig genug ist's, daß bald der Ton, bald der Inhalt des Gedichtes nordische, britische, dänische und deutsche Züge verräth. In allen Theilen erinnert es an den Zusammenfluß von Menschen und Nationen an der Nordsee, ein seefahrendes Volk ist

---

324) ed. Vollmer, mit Einl. von Alb. Schott. Leipzig 1845. — Uebersetzt von Ad. Keller. Stuttgart 1840.

325) Außer mehrfachen Berufungen auf mündliche Ueberlieferung, einmal: als uns diu buoch kunt tuont.

326) Siehe die Zeugnisse gesammelt bei Grimm p. 325 sqq.

327) Vgl. die Abhandlung in San Marte's Bearbeitung der Gudrun, und Alb. Schott l. l.

der Pfleger der Sage und die genaue Bekanntschaft mit dem Schiff- und Seewesen ist einmal in unsern deutschen Gedichten eine ganz neue Erscheinung. Daß mehrfacher Nationen Sagen zu der heutigen Gestalt des Gedichtes wirklich Beiträge geliefert haben mögen, scheint um so wahrscheinlicher, als der Anfang ein leicht abzutrennender, britischen oder willkührlichen Ursprung verrathender Theil, die Mitte mit einem eigenthümlichen Schluß im Norden eine vielfach bekannte selbständige Sage, die letzte Hälfte aber, der Kern des deutschen Gedichts, wieder etwas ganz für sich bestehendes ist. Würde man nun jemals den Quellen dieser einzelnen Theile des locker verknüpften Gedichtes auf die Spur kommen, so zweifle ich nicht im Geringsten, daß man in diesem Gedichte im Norden, wie an der Graalsage in der Provence, die zwei merkwürdigsten Beispiele von der Wirkung dieses Zusammentreffens fremder Nationen auf die Dichtung haben würde und von dem Zusammenschmelzen ausländischer und einheimischer Sagen; und die Bedeutung, die wir immer in dieser Vermischung der Stämme für die romantische Dichtung suchten, würde sich bestimmter herausstellen lassen. Wie wir hier scandinavische Kenningar (die wasserkühle, die blutfarbige Sälde u. a.) treffen und den Ton dänischer Kämpeviser, den Styl des deutschen Epos und die Lieblingsfabeln der Waliser mit einigen noch entlegneren Zügen, so würden wir dort arabische Astrologie, britische Irrende, neben den französischen Heidenkämpfen und dem sonst Einheimischen beisammen finden. Wie die Tafelrunde des Arthur schon einen weltlichen Gegensatz zu den Graalrittern, ja schon zu den frommen Gotteshelden Karls bildet, so würden diese Raubfahrten der Normannen in Gudrun die weltliche Seite der Kreuzzüge darstellen, wie die Graalsage ihre ideellere erfaßt. Man würde die totale Entfernung der Graalsage von jeder Erinnerung an Karl und Roland mit der ähnlichen in Gudrun von dem übrigen deutschen Sagenkreis vergleichen; man würde in der genealogischen Form in beiden eine auffallende Aehnlichkeit finden; die sittliche Reinigung des Mannes dort und des Weibes hier würde sogar ein entsprechendes Thema sein, und ganz eigen hat es mich immer beschäftigt, woher die auffallende Annäherung im Aeußeren und Inneren der Darstellung in Gudrun und dem Wolfram'schen Bruchstück des Titurel rühre, ohne daß ich darüber zu einer Befriedigung hätte kommen können, so nahe es liegt, viele ganz Wolfram'sche Wendungen und Eigenheiten geradezu aus ihm

herzuleiten. Einen durchgreifenden Unterschied bedingt immer die außerordentliche Einfachheit unseres Nordens und die größere und unmittelbare Volksmäßigkeit, obgleich man auch hier bemerken muß, daß die Gudrun eine viel kunstmäßigere Feile erhalten hat als die Nibelungen, daß poetischer Ausdruck, sprachliche Gewandtheit, Reichthum der Gedanken, der Wendungen, der Reime, kurz alles was formell ein Gedicht auszeichnen kann, vorzüglicher sind als in den Nibelungen, daß alle Situationen lebendiger, die Charaktere theilweise noch fester gezeichnet, wenn auch nicht so großartig entworfen sind, daß überall dies Gedicht wieder eine ganz eigne Mitte zwischen Kunst- und Volksepos einnimmt, wie auch die Sitte moderner ritterlich ist, wie auch der letzte Dichter zwar im Ganzen gleich dem der Nibelungen aus dem Werke entfernt bleibt, aber doch zuweilen hervortritt, ich möchte sagen wie Lamprecht, im kritischen Eifer[328]) und in dem Ton des inneren Verständnisses der Sage, was in den Nibelungen gerade das umgekehrte ist.

Bei den Nibelungen fand ich es überflüssig, von einem bekannteren Gedichte eine Analyse zu geben; bei der Gudrun glaube ich dies nicht versäumen zu dürfen. Einmal würde ich die Aehnlichkeit und Unähnlichkeit dieses Gegen- oder Seitenstücks der Nibelungen nicht besser anschaulich machen können und dann scheint dieses vortreffliche Gedicht, das mehr wie irgend ein anderes zu einer neuen Bearbeitung hätte auffordern sollen, das wenn es in unserer guten Dichterzeit bekannt gewesen wäre, wohl zuverlässig einen kühneren Mann zur völligen Umdichtung bewogen hätte, die es mit vollem Rechte verdient, dieses Gedicht, sage ich, scheint unbillig vernachlässigt und selbst Männern unbekannt zu sein, denen es nicht hätte entgehen sollen. So vielen Einfluß, sieht man, hatte die dichterisch begeisterte Schule der Romantiker und die vaterländisch begeisterte Zeit der Befreiung auf die größere Verbreitung der Nibelungen und unserer alten Dichtung überhaupt, daß alles später bekannt Gewordene, eine Gudrun, ein Alexander, unbeachteter liegen bleibt.

Ger's und Ute's Sohn Sigebant ist König von Eyrland (man hat die Wahl zwischen Irland und Eierland, wie in den Nibelungen

328) An einer Stelle, wo er die Länge einer Meerfahrt auf 1000 Meilen angegeben findet, ruft er:

si liegent tobeliche, ez ist dem mære niht geliche.

zwischen Island und einem näheren Local in den Niederlanden). Sein Sohn ist Hagen. Einst hält König Sigebant ein großes Fest; neun Tage währte die Freude, am zehnten aber folgt auf Aller Wonne Mancher Klage, auf große Freude herzliche Schwere: mitten unter den Festlichkeiten, da die Magd mit dem kleinen Hagen vor dem Hause allein stand, kam ein Greif und nahm das Kind weg, das die Magd flüchtig verläßt. Der Knabe wird von dem Greifen in sein Nest getragen, wo sich ein junger Greif mit ihm zu schaffen macht, aber mit ihm zu Boden fällt, was dem Hagen Gelegenheit schafft, sich zu verkriechen. Er findet in der Nähe drei Königstöchter, die sich auch vor dem Greifen erhalten hatten und jenen nun kümmerlich mit sich ernährten. In der Wildniß wuchs Hagen so auf und lernte von den Thieren körperliche Gewandtheit. Die Ausgesetzten werden nachher durch das Schiff eines vorübersegelnden Grafen von Garadie gerettet, eines Feindes der Familie des Hagen, den er mit Gewalt zwingen muß, das Schiff nach Eyrland zu richten. Hier wird Hagen von seiner Mutter erkannt; wächst nun zu einem Helden heran, von dem man im Lande sagte und sang, und vermählt sich einer der drei geretteten Jungfrauen, Hilde von Indien. Sigebant tritt ihm seine Regierung ab und auf großem Festtag gibt Hagen seine Lehen aus, hält im Lande strenges Gericht und wehrt die Feinde ab. Wie jene früheren streng romantischen Züge an Britisch-Antikes erinnern, so diese letzten ganz aus dem Kreise des Lebens genommenen an angelsächsische und romanische Dichtungen, wie wir sie z. B. in unserem Wilhelm von Orleans erscheinen sehen.

Ein zweiter Theil beginnt nun. Hagens Tochter ist H i l d e. Er zieht sie so sorgsam auf und ist auf sie so eifersüchtig, daß er nicht einmal der Sonne und dem Wind gönnt sie zu berühren, geschweige einem Manne. Keiner soll sie haben, der nicht ihm selbst an Stärke überlegen ist; er läßt die Boten hängen und bringt die Bewerber um Ehre und Leben. Auch König Hetel in Hegelingen trägt zweien seiner Recken, Frute und dem berühmten Sänger Horrand auf, für ihn um Hilde zu werben, allein sie wollen das Wagstück nicht ohne die Hülfe des alten Wate übernehmen. Dieser also wird beschickt und vernimmt nicht ohne Zorn das schwere Geschäft zu dem ihm jene empfohlen. Mit Widerwillen geht er in den Vorschlag ein, in kaufmännischer Verkleidung nach Eyrland zu gehen

und sich für geächtet von Hetel auszugeben. Sie gelangen unter Hetels Segen nach Eyrland, gewinnen mit dieser Täuschung, mit ihrem Reichthume und ihrer Freigebigkeit Hagens Gunst. Die drei wurden an den Hof geladen, die Frauen mochten sie gerne sehen, besonders den alten wunderlichen Wate, der ihnen doch ins Gesicht sagt, daß ihm nie bei schönen Frauen so sanft gewesen als in der Schlacht. Als die Leute des Königs Waffenspiel treiben, fragt ihn dieser, ob so tüchtiger Kampf auch in seinem Lande zu finden sei; da lächelte Wate spöttisch, er habe es nie gesehen, wünsche es aber wohl zu lernen. Der König selbst versucht ihn zur Kurzweile zu lehren und gesteht bald, daß er nie einen so gelehrigen Jünger gesehen. Nachdem Wate auf diese Weise den Hof mit seiner Stärke, und Frute mit seiner Pracht in Erstaunen gesetzt, thut's Horrand durch seinen Gesang. Wie er anhebt, schweigen die Vögel, Hilde und ihre Mägde saßen und lauschten, die Schlafenden ermunterten sich, der König trat auf die Zinnen, und als er aufhört, bittet Hilde ihren Vater, ihn mehr singen zu heißen. Dies ist eine jener lieblichen Scenen voll Duft, wie die in den Nibelungen von Volkers Geigenspiel, die so schön die unheimliche Stille der Nacht und jener Nachtwache malt, wie nur immer jene Doloniade im Homer. Auf Hilden hatte die Sehnsucht nach dem holden Gesang solche Wirkung gemacht, daß sie den Horrand zu sich rufen läßt und diesem Gelegenheit gibt, Hetels Werbung vorzubringen. Sie willigt in Entführung, sie besucht das Schiff der Helden, die verborgenen Recken treten heraus, scheiden Tochter und Mutter, zucken die Segel auf, stoßen die Fremden aus dem Schiff und gelangen nach Hegelingen. Der verfolgende Hagen erscheint, ein Kampf erhebt sich, in dem Hetel verwundet wird, Wate aber den Hagen besteht, und der mit einer Versöhnung endet. Nun saß Hilde mit hoher Ehre auf dem Brautstuhl und als ihr Vater scheidet, läßt er ihr eine jener Königstöchter, Hildburg von Portugal, die Gespielin seiner Frau, zurück. Dies ist die zweite Sage von Högni und Hedin, die im Norden mehrfach sich erwähnt und verschieden erzählt findet.

Jetzt erst beginnt eigentlich unser Gedicht, zu dem das Bisherige ebenso ein Vorspiel bildet, wie die Episode von Rivalin und Blancheflur zu Tristan; die Geschicke der Eltern wiederholen sich wie ein Erbschicksal im größeren Maße bei ihrem Kinde. König Hetel gewann zwei Kinder, den Ortwin, den der alte Wate erzieht, und

die Gudrun, der schönen Mutter schönere Tochter. Und sie läßt Hartmut, König Ludwigs von Normandie Sohn, werben, wird aber abgewiesen. Unerkannt besucht er seinen Hof, gibt sich der Gudrun zu erkennen, die ihn aber weggehen heißt, obwohl sie ihm doch gewogen ist. Dies hebt nachher ihre weibliche Tugend in ein höheres Licht. Von da an denkt er darauf, die Schöne zu erwerben, sich an Hetel zu rächen, ohne doch die Gunst der Gudrun darüber zu verlieren. Zu gleicher Zeit hatte ein König Herwig auch vergebens um sie geworben und sich darauf entschlossen, mit den Waffen seine Werbung selbst anzubringen. Eines Morgens ruft der Wächter von dem Thurme Hetels Mannen zu den Waffen, er sah den Helmglanz der Feinde. Herwig dringt in die Stadt, Gudrun aber scheidet den Streit und wird Herwigs Braut. Als aber Vater und Bräutigam im Kampf gegen einen eingebrochenen Feind liegen, landet Hartmut, von Spähern benachrichtigt, in Hegelingen, und sendet zu Gudrun, die ihm ihr Verlöbniß ankündigen läßt. Hierauf dringt er in die Stadt und raubt die Gudrun und Hildburg und läßt Hetels Stadt und Land verwüstet zurück. Hetel und sein Heer, sobald sie dies vernehmen, verfolgen Hartmut und ereilen ihn auf dem Wülpenwert[329]: dort erfolgt ein trefflich geschilderter Kampf, auf den sich auch Lamprecht in seinem Alexander bezieht, wo Hetel dem Vater des Hartmut erliegt, wo Wate wüthet wie ein Eber und Manchen dahin bringt, wo er immer bleiben sollte, wo bis in die Nacht gestritten wird, daß selbst die Waffen gegen die Freunde gekehrt werden. Alles ist hier in der Lebendigkeit, wie in dem Besten des 12. Jahrhunderts und in der mehr nordischen Kraft gehalten, an die uns alle diese vom Niederdeutschen herstammenden Dichtungen erinnern. Am andern Tage ist die Frage, ob die Feinde den Raben und Wölfen zur Beute sollen liegen bleiben, oder begraben werden; man räth, den Christen diese Ehre anzuthun; man singt den „Sturmtodten" sorgfältig Messen und baut ihnen ein Kloster auf dem Wulpensande. Hier sieht man deutlich, daß auch dies Gedicht wie Karl und Alexander durch die Hände eines Geistlichen gegangen ist, der sich auch gleich im Anfange durch seine Scheu vor Meerwundern und dergleichen unchristlichem Volke verräth. Die Hegelinger fahren

329) Nach J. Grimm an den Ausfluß der Schelde, auf den sogenannten Cassand zu setzen. S. Haupt's Zeitschrift II, p. 4.

heim; der gerade Wate verkündet schonungslos ihr Mißgeschick und heißt Hilden ihr Klagen zu lassen, sie erwecke die Todten damit nicht wieder. Wenn das junge Geschlecht erwachsen sei (ein ganz nordischer Zug wieder), dann wollten sie sie rächen.

Indessen sucht der alte Ludwig die gefangene Gudrun für Hartmut zu gewinnen, und als sie ihn entschieden abweist, wirft er sie in die See, aus der sie Hartmut an den Haaren herauszieht. Dies ist den harten Zügen der älteren Sage ganz gemäß. Vielleicht sollte mit dieser Rettung dem Hartmut ein Verdienst beigelegt werden, um ihn Gudrunen annehmlicher zu machen, allein es ist nichts der Art erwähnt, wie auch kaum jene anfängliche Gewogenheit der Gudrun gegen ihn, was Beides vortrefflich gedient hätte, ihre Treue gegen Herwig zu heben. Allein dies ist wieder Verdienst und Mangel dieser Dichtungen, daß sie dergleichen feine Züge stets andeuten, nie aber ausführen, so wie ihre Charaktere oft mit den versprechendsten Linien zu zeichnen angefangen sind, aber nicht beendet. Da Gudrun nicht in die Ehe mit Hartmut willigt, so zwingt sie die wölfische Mutter Hartmuts, die Dienste der Wäscherin zu thun, ihre treue Hildburg theilt ihr Schicksal, und Niemand als Hartmuts Schwester Ortrun nimmt an ihr Antheil. In Hegelingen aber rüstet sich nach dem Verlaufe der Zeit auf Hildes Betrieb ein neues Heer zur Rache. Sie landen nach einer gefährlichen Meerfahrt in Normandie, waffnen sich, üben die Rosse, die sich „verstanden" hatten, und Ortwin und Herwig, Bruder und Verlobter der Gefangenen gehen aus, als sich die Sonne senkt, Kunde über die Gefangene einzuziehen. Den waschenden Jungfrauen erscheint am Strande in Vogelgestalt ein Engel, der sie anredet und ihnen die Ankunft des Heeres und zweier Boten verheißt. Die Sehnsucht, mit der sich die gerührte Gudrun, ehe sie für die freudige Aussicht auf die Lösung ihres elenden Geschickes einen Sinn zeigt, nach ihrer Mutter, nach Bruder und Geliebten, nach dem biederen Horrand und dem alten Wate erkundigt, ist ganz vortrefflich behandelt. Als die Mägde Abends nach Hause kommen, werden sie mit Schmähungen von Gerlinde empfangen, die sie heißt, morgen mit dem Frühesten an ihr Tagewerk zu gehen; Festzeit nahe und Gäste sollen kommen, wie sie wohl vernommen hätten. Es war Winterszeit, gegen Ostern; Nachts fiel noch ein tiefer Schnee, baarfuß müssen die Gequälten ihre Wäsche zum Strande tragen. Als sie vielfach nach den verheißenen Boten ausgespäht und

sie herbeigewünscht hatten, erscheint die Barke, und weibliche Scham heißt die Jungfrauen vor den Männern fliehen. Sie rufen sie zurück, befragen sie nach dem Gebieter des Landes, bieten den vor Frost starrenden vergebens ihre Mäntel an; Ortwin fragt auch nach Gudrun, während Herwig oft ihre Züge mit denen seiner Freundin im Gedächtniß vergleicht, und ausspricht, sei Gudrun noch am Leben, so müsse es diese sein. Zugleich nannte er Ortwin beim Namen, und Gudrun, sie zu prüfen, gibt sich für todt aus. Die Erkennungsscene ist an Wirkung dem beliebten Gegenstande der griechischen Tragiker, dem Wiedersehen der Elektra und des Orestes, gleich. Ortwin will sie nicht auf der Barke mit sich nehmen: die man ihm im Sturme nahm, mag er nicht stehlen. Sie fahren hinweg, im stolzen Selbstgefühle wirft Gudrun die Kleider, die sie waschen sollte, in die See, und als sie heim kommt, wendet sie die drohende entehrende Strafe ab, indem sie sich willig erklärt, dem Hartmut anzugehören. Sie badet und kleidet sich, sie heißt Hartmut listig Boten nach seinen Freunden aussenden, um die Zahl der Vertheidiger zu schwächen, ihr freudiges Lachen verräth sie der Gerlinde. Als die zwei jungen Helden zu ihrem Heere zurückkommen, verkünden sie, wie wunderbar sie auf Gudrun gestoßen, und wie sie sie waschend gefunden. Die Kriegsleute weinen; der alte Wate sieht sie zornig an und sagt: ihr geberdet euch wie die Weiber; sorgt vielmehr, daß ihr die Kleider roth macht, die ihre Hände weiß gewaschen haben. Des Nachts noch sollen sie aufbrechen nach Hartmuts Burg, die Luft sei heiter, der Mond scheine hell. Dies geschieht; als der Morgenstern aufgeht, späht eine von Gudruns Frauen, die den Preis verdienen wollte, den sie derjenigen versprochen hatte, die ihr des nächsten Tages Schein zuerst verkünden würde, aus dem Fenster und sieht Helme und Schilde vor der Burg leuchten; der Wächter ruft die Helden Ludwigs zu den Waffen, Gerlinden ahnt, daß sie heute der Gudrun Lachen theuer bezahlen müsse, und Hartmut zeigt ihr jetzt zum erstenmal seinen Zorn über Gudruns Mishandlung, und weist sie an ihr Weibergeschäft, als sie ihm räth sich belagern zu lassen und nicht auszuziehen. Er beginnt den Kampf mit Ehre, verwundet Ortwin und Horrand, und auch Herwig besteht schlecht beim Zusammentreffen mit dem alten Ludwig, aber das zweitemal schlägt er ihm das Haupt ab. Den Hartmut schneidet Wate von dem Thore ab, als schon das Wehegeschrei aus der Burg über

Ludwigs Fall ihm Böses verkündet; Gerlinde bot großen Lohn, wer ihr die Gudrun erschlüge und schon wollte einer ihrer Leute diesen Preis verdienen, als ihm auf das Hülfgeschrei der Gudrun in den Fenstern Hartmut edelmüthig von unten wehrte. Ortrun bittet die Gudrun im Jammer um ihren gefallenen Vater, den Wate und Hartmut zu trennen, sie fordert dazu den Herwig auf, der aber mit Worten und Waffen den alten Wate vergebens zur Schonung zu bewegen sucht. Hartmut wird gefangen, Wate stürmt die Burg und grundsätzlich schont er nicht die ungeborenen Kinder: denn wüchsen sie auf, „so würde er ihnen nicht mehr trauen, als einem wilden Sachsen." Ortrun und Gerlinde suchen Schutz bei Gudrun; als der grimmige Mann mit knirschenden Zähnen, mit forschenden Augen, mit ellenbreitem Barte naht, gelingt es ihr die Ortrun zu retten, aber die Gerlinde wird ihm verrathen und büßt mit ihrem Leben, und so übt er auch an Hergart, einer der Dienerinnen Gudrunens, welche die Rolle der Melantho spielte, die Rache des schonungslosen Rächers. Es folgt dann die Heimfahrt nach Hegelingen und die dreifache versöhnende Verbindung zwischen Hartmut und Hildburg, Herwig und Gudrun, Ortwin und Ortrun.

Man wird aus dieser kurzen Angabe des Gangs der Handlung, so wie aus den wenigen Zügen, die ich aus der Darstellung einfließen ließ, die Aehnlichkeit und Hinneigung zu der Manier des Lamprecht und jener Zeit nicht verkennen, während im Ganzen die volksthümliche Manier der Nibelungen herrscht. Es ist eine gewisse Lockerheit in der Zusammensetzung der verschiedenen Theile des Gedichtes, aber die Handlungen selbst hängen fest zusammen, wie auch die Charaktere, und von den Widersprüchen in den Nibelungen findet sich nichts, wenn man nicht jene ähnliche ewige Jugend in der Hildburg wollte geltend machen, eine Freiheit, die sich doch die Dichtung überall nahm. Viele Eigenschaften dieses Liedes möchte man den Nibelungen wünschen; es legt die trockne Farblosigkeit mehr ab, ohne die leere Prunksucht der Hofdichter anzunehmen. Beide Gedichte dürfen für die Nation ein ewiger Ruhm heißen. Sie reichen gleichsam in jene alten Zeiten mit ihren Thaten, Sitten und Gesinnungen hinüber, aus denen die Stimme der misgestimmten römischen Feinde die Tapferkeit, die Wildheit, aber auch die Treue und Verlässigkeit, die Zucht und Keuschheit unserer ehrwürdigen Ahnen rühmten. Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer wenn auch

rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte betrachten neben dem schamlosen, eklen und windigen Inhalt der britischen und neben den schalen, läppischen und zuchtlosen Stoffen der französischen Romane, ja neben dem bigotten fränkischen Volksepos, so werden wir ganz andre Zeugnisse für die angestammte Vortrefflichkeit unseres Volkes reden hören, als die dürren Aussagen der Chronisten, und im Keime werden wir bei unseren Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit, und alle die ehrenden Eigenschaften finden, die uns noch heute im Kreise der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter Dichtung lassen, wenn sie auch nicht geistige Routine zur Schau tragen, wie das die fremden Poesien jener Zeiten besser können, auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine gesunde Beurtheilung aller menschlichen und göttlichen Dinge schließen, die ein Erbtheil der Nation geblieben sind, das mit jedem neuen Umsatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächst.

3. Hartmann von der Aue und Wirnt von Gravenberg.

Der Contrast der epischen Volkslieder gegen den neuen Minnegesang konnte kaum stärker sein, als der des Nibelungenliedes, wie es uns im Ganzen vorliegt, gegen die französisch-britischen Romane und Rittererzählungen oder Epopöen, wie sie gleichzeitig von den bedeutendsten und größten Dichtern jener Zeiten bei uns behandelt wurden. Wir gehen zu diesen über und dürfen ihnen jetzt unsere Aufmerksamkeit ungetheilt widmen. Drei Männer vor Allen haben wir hier zu betrachten, die uns die höfische Kunst auf ihrer höchsten Spitze, die Richtungen der Zeit in ihrer größten Schärfe, die Ideen, die sie bewegten, in ihren reinsten Entfaltungen zeigen, und denen an Werth nur Walther als Vierter zugefügt werden darf. Diese sind Hartmann von der Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Alle drei haben Dichtungen aus dem Sagenkreise des Königs Artus nach französischen Originalen behandelt, und unter ihren Händen bildete sich rasch jene Gattung einförmiger Romane, die wir oben in roherer Gestalt in den Händen des Ulrich von Zazichoven und Eilhart von Oberg sahen, zu der möglichsten Vollendung, deren sie fähig war. Bei diesen Behandlungen schreiten

die Dichter regelmäßig in Geschicklichkeit, Selbstvertrauen und Kühnheit bis zum Uebermuthe fort. Ulrich hatte noch ganz sein Auge auf dem Buche und er und Eilhart hatten noch viel zu sehr mit ihrer eigenen Sprache zu ringen, um sich freier zu bewegen. Hartmann folgt im Erek und Iwein seinen französischen Quellen[330]) mit gewandter Treue, und flicht blos solche leise und unmerkliche Wendungen ein, die ihm sein ungemein zartes und feines deutsches Gefühl eingab. Er läßt die Erzählung unangetastet, trägt aber seine Seele hinein. Bei Wirnt ändert sich dies; er läßt sich den Stoff zu Wigalois blos mündlich erzählen[331]), er bekämpft und wehrt sich gegen die Sage, unterbricht die Erzählung, tritt überall mit seiner Person keck in das Gedicht, was Hartmann nur sehr wenig gethan hat, jeden Augenblick läßt er recht arg den deutschen Dichter neben der fremden Materie hören, und es begreift sich wohl, daß sein offenbarer Leichtsinn uns fatal sein muß, wenn wir gern von der Treue jener Dichter und ihrer Achtung vor dem Stoffe größere Begriffe fassen möchten. Bei Wolfram und Gottfried ist dann das Hervortreten der Persönlichkeit am entschiedensten; bei ihnen verschmilzt die Lebensansicht mit dem Sagenstoffe, dieser wird sichtbar in Folge von jener gewählt oder gar in allen Beziehungen gestellt und gestaltet. Weiterhin schwindet diese kühnere Behandlung wieder aus diesen Stoffen, die auch nur dem eigentlichen Genius eignen konnte.

So lange noch in der epischen Erzählung nichts gesucht ward als Unterhaltung und Zeitvertreib, so hielt man es in der Wahl der Gegenstände gerade wie im vorigen Jahrhundert nur mit der Neuheit des Stoffes und obwohl die subjectiven Einflüsse der jedesmaligen Richtung der Zeiten auch früher die Aufnahme oder Verschmähung dieses oder jenes Zweigs der Dichtkunst bedingte, so war man doch noch weit entfernt von dem Punkte, wo die einzelnen Dichter aus einem Begriffe von der Würde oder Bedeutung ihrer Kunst, von einem eigentlichen Kunstprinzipe aus, ihrer Dichtungen Materie

330) Chretien von Troyes hat beide Gegenstände behandelt. Den französischen Erek wird Haupt herausgeben; er hält ihn bei zwar großen Uebereinstimmungen nicht für Hartmanns Quelle.

331) Vers 11686.
Ich wil daz mær volenden hie, als michz ein knappe wizzen lie,
der mirz ze tihten gunde. Niuwan von sînem munde
enpfie ich die âventiure.

gewählt und geformt hätten. Die Zeit ist aber nun gekommen, wo die Ahnung des Mangels eines solchen Prinzips dämmert und wo man diesem unverstandenen Mangel oft unverständig abzuhelfen strebte. Es trat diese Zeit offenbar erst mit der ausgebreiteteren lyrischen Kunst ein, die, da sie die höfische Gesellschaft unmittelbar berührte, erst dem Sänger Ansehn und Würde zu geben anfing. Die größere Würde des Standes, der sich in Deutschland auch damals erst emporarbeiten mußte, wie neuerlich, (der auch damals, wie Diez bemerkt hat, von unten herauf, von Bürgerlichen und vom niedrigen Adel ausging, während in Frankreich, wie auch später, die Fürsten den Ton angaben und daher auch dort ein Rangunterschied zwischen Troubadour und Jongleur allgemein wird, der in Deutschland nur in der Ferne sichtbar ist) diese größere Würde also, welche der Stand jetzt allmählig erhielt, lehrte die Sänger mehr auch auf die Würde der Kunst achten, so wie umgekehrt deren innige und edle Richtung auf das, was die Gemüther damals am heiligsten bewegte, ihnen zuerst den Zugang in die höhere Gesellschaft und die ehrenvollere Stellung eröffnete. Was nun zur höheren Reinigung der Dichtung geschah, war zuerst die Einführung einer angemessenen Sprache, einer neuen Vers- und Reimkunst, an die Stelle der Volkssprache im alten Nationalepos und seiner vierzeiligen Strophe. Wie schnell und entschieden Beides verlassen und abgelegt werden mußte, indem man vom Epos zur Lyrik, vom strengen einfachen Styl der Erzählung ferner Begebenheiten zum weichen mannichfaltigen Ausdruck gegenwärtiger Empfindungen überging, ist von selbst klar; dennoch blieben nach der Einführung der kürzeren Verse und Reimpaare im Epos auch nach Veldeke noch bedeutende Fortschritte zu machen. Was Veldeke für Reinheit des Reims und der Sprache und Lambert für Sagenkritik angefangen hatten, das setzten nun die folgenden Dichter schon auf einer höheren Stufe fort. Bei Hartmann und Wirnt sieht man jedoch noch ganz deutlich, wie wenig bis dahin innerer Beruf zum Dichten auch in diesen bedeutenderen Männern war, und möchten doch das diejenigen recht überdenken, die allzu freigebig die Ehrentitel der größten Dichter an diese und Aehnliche verschwenden. Kann man ein schönes Talent und eine ehrenwerthe Gesinnung nicht ehren, ohne daß man gleich in lauter Superlativen davon redet? hieße das nicht selbst allem Interesse der Gepriesenen schaden, weil es der Wahrheit geschadet ist? An das Größte zu rühren, war in

allen Fächern, in jeder Entwickelung jeder Geistesrichtung, zu jeder Zeit nur das glückliche Geschick ganz Weniger. Wie sollte aber ein Hartmann nach so hohen Ehren streben können, der, mag er noch so schöne Verdienste haben, doch selbst seine dichterische Beschäftigung für nichts anders als einen Zeitvertreib müßiger Stunden ansah, in denen er nichts besseres zu thun wußte[332]? Diese Dichter haben alle noch ganz die furchtsame Bescheidenheit, von einiger Selbstgefälligkeit oft begleitet, welche wir auch in den Anfängern unserer Dichtkunst des 18. Jahrhunderts gewahren; und was jeder neueren Kunst, im Gegensatze zu der älteren, schadete: es war nicht lebhafte Aufmunterung genug da, die dem Sänger zu einem freien Aufschwung die Flügel geliehen hätte. Bei Wirnt kann man es bemerken, wie er seine Unfähigkeit zur dichterischen Rede ähnlich empfindet, wie unsere Lyriker des 18. Jahrhunderts, die mit vollem Vertrauen ihre Gedichte dem kritischen Ramler zur Feile zuschickten, wie er deshalb den Wolfram um seinen kühneren und kecken Flug beneidet. Erfüllt von dem Gedanken, der jeden kräftigeren Rittersmann der damaligen Zeit, die so sehr der ritterlichen Thatkraft des 12. Jahrhunderts zu ermangeln begann, hätte bewegen sollen, daß das thatenlose Verliegen und die Hingebung an Gemächlichkeit und Muße um Ehre und Ruhm bringe[333]), von diesem Gedanken voll, sah er die Dichtkunst als Allotrien an und schwankte natürlich zwischen dem Drang seines wirklichen Talentes und seinen ihm nicht genügenden Producten, auf die ihn zwar seine Neigung hinwies, die Standespflicht aber nur halbe Kräfte verwenden ließ, ein Zug, der sich auch im wälschen Gast in einem Gespräch zwischen dem Dichter und seiner Feder nur etwas anders gefaßt findet, und der abermals im vorigen Jahrhundert namentlich unter unseren theologischen Dich-

332) — swenner sîne stunde niht baz bewenden kunde,
daz er ouch tihtennes pflac —.

333) Wigalois V. 2873.

Wan mit gemache niemen mac grôze êre erwerben;
von rehte sol er verderben, der dâ heime sich verlît,
und sich flîzet zaller zît, daz sînem lîbe sanfte sî;
wan bœser gmach ist êren frî. Swer sich an êren wil erholen
der muoz benamen kumber doln und under wîlen arbeit.
ez wirt vil selten hirz erjeit mit slâfendem hunde.
træges wolves munde geschiht von spîse selten guot.

tern sich wieder zeigte. So las Wirnt einen Roman von Lifort Gawanides, der ihm zu sonderbar, zu wunderlich und schwierig dünkte, als daß er ihn mit seinen Dichtergaben zu bemeistern hoffen konnte, der ihm eine Aufgabe für die ganze Entfaltung eines ausgezeichneten Talentes schien, zu der er sich selbst zu schwach fühlte, zu deren Quelle er lieber einem tüchtigen Manne die Nachweisung geben will; und doch macht er es nur von der Aufnahme seines ersten Jugendgedichtes abhängig, ob er sich nicht dennoch an das schwere Problem wagen werde[334]). Wir werden es also begreifen, wenn man damals und in neuerer Zeit im Anfange sich auf dem betretenen Pfade hielt und vorsichtig lieber das leichtere Gleichgültige als das schwerere Große wählte. Daher liegen denn die Stoffe der beiden Männer, von denen wir hier reden, und von denen der zweite des ersten Nachahmer, jedoch bei sehr verschiedener Personalität, ist, nebeneinander und sind fast alle aus dem Kreise der britischen Dichtung gewählt. Denn diese Erzählungen sind das einfachste, was man damals wählen konnte; sie nahmen eigentlich kein anderes Talent in Anspruch als das des Erzählens, und diese Kunst zu ihrer klarsten und lautersten Entfaltung gebracht zu haben, ist das hauptsächlichste Verdienst Hartmanns.

Hartmann, Dienstmann zu Aue (im Schwäbischen) reicht noch in die Zeit der älteren Minnesänger zurück, und hat Friedrichs I. Zug nach dem Orient mit gemacht. Wir besitzen, seitdem Haupt seine „Lieder und Büchlein"[335]) neben dem armen Heinrich herausgegeben hat, seine Werke sämmtlich im Druck. Seine Lieder treten nicht aus dem allgemeinen Charakter des Minnegesangs heraus; sein Büchlein (so benennt er eins dieser Stücke selbst) beschränken sich auf einen Minnemonolog und auf ein Gespräch zwischen Leib und Herz (wer von beiden Ursache und Kummer einer nicht begünstigten Liebe mehr trage); sie zeigen, wie diese mehr redseligen als singseligen Dichter ihr Lied bald zur Rede auszudehnen strebten, und das letztere konnte etwa als ein Anfangspunkt der Allegorien, Lehr- und Streitgedichte bezeichnet werden, die in späteren Zeiten eine herrschende Gattung werden. Wir wollen uns bei diesen kleineren Werken nicht

---

334) Siehe den Schluß des Wigalois.

335) Die Lieder und Büchlein, und der arme Heinrich von Hartmann von Aue. ed. Haupt. 1842.

aufhalten, sondern sogleich zu den größeren Erzählungen Hartmanns übergehen. Wenn wir diese ohne Rücksicht auf ihre muthmaßliche chronologische Reihe und der geringeren oder größeren Reife der Erzählgabe, nach ihren Stoffen betrachten, so weist uns der Gregor vom Steine[336]) seinem legendarischen Inhalt nach noch ganz in den Geschmack des 12. Jahrhunderts zurück. Ganz so wie in einigen Legenden, die wir dort fanden, sind hier neuere Verhältnisse und ein neuerer Held, die Ketzerei der Blutschänder im 11. Jahrhundert und Gregor VII., der ihr gesteuert haben soll[337]), in ein fabelhaftes Gewand gekleidet, wie es in der Kaiserchronik mit der römischen Kaisergeschichte, in den Gestis Romanorum mit der römischen Rechtsgeschichte geschah. Ein Geschwisterpaar zeugt in unnatürlicher Gemeinschaft einen Sohn. Der Vater geht ans heilige Grab und stirbt, die Mutter setzt das Kind, den guten Sünder, der unschuldig seiner Eltern Erbsünde zu tragen hat, auf die See aus und legt ihm eine Tafel bei, die da besagt, daß seine Mutter seine Tante sei und sein Vater sein Oheim. Das gerettete Kind wächst auf, erfährt sein Schicksal, will erfahren wessen er sei, zieht aus, und Wind und Wetter tragen ihn in seiner Mutter Land. Die unglückliche Frau ward gerade von einem unwillkommenen Bewerber belagert, er befreit sie, und sie heirathet ihn, ihren Sohn, da sie doch vorher ihre Kleider an ihm wieder erkannt hatte! Zu spät entdeckt sich das Verhältniß beider; sie bleibt in Buße; Gregorius wandert im armen Gewande weg, duldet jede Schmach, läßt sich zuletzt von einem Fischer mit einem Fußeisen an einen Felsen im See festschmieden, und lebt hier 17 Jahre ohne Speise. Jetzt ward der Papststuhl ledig und eine Stimme Gottes bezeichnet den Römern unsern armen Büßer zum Nachfolger. Sie holen ihn; und zum Glücke hatte gerade der Fischer den Schlüssel zu dem Fußeisen in einem Fische wiedergefunden. Dies und der Wiederfund jener Tafel bestimmt ihn den Ruf anzunehmen; er ward als Papst Trost und Rath aller Sünder, und dies bewog denn auch seine Tante, Mutter und Frau zu ihm zu kommen: so sehen sie sich noch wieder. Wem ein solcher Gegenstand erbaulich ist, mit dem ist nicht über den Werth von

---

336) Im spicilegium Vaticanum von Carl Greith. 1838. Gregorius, ed. Lachmann. 1838.

337) S. bei Greith p. 158.

dessen Behandlung zu streiten; der wird dann Philosophie und Weisheit hinter dieser kahlen Erfindung suchen und die alten Oedipusgedichte gegen die ungelenke Legende herabsetzen. Geschichten dieser Art, ganz abgesehen von aller legendarischen und religiösen Beziehung, sind an sich immer ekel; die Alten versteckten sie in ihren Tragödien, gingen rasch an dem widerlichen Factum vorbei, und verweilten auf den entsetzlichen Empfindungen und Leidenschaften der Menschen und auf dem Fall des Schicksals, während hier ein so grausiger Stoff mit den gewöhnlichen Reim- und Verständeleien dieser Dichter, und in einer behaglichen ebenen Erzählart vorgetragen ist, die nur darum nicht Prosa ist, weil sie in Versen auftritt, und die es sehr wohl verräth, warum sie gerade die britischen Romane so vorzüglich gerne aufsuchte.

Passender für diesen Erzählton und für die sanften Gemüther dieser Dichter ist schon die schwäbische Volkslegende vom armen Heinrich [338]) die kürzere Erzählung eines heimischen Stoffes, wie sie die späteren Konrad und Rudolf von Ems gerne wählten. Ich will mich nicht allzuweitläufig dabei verweilen, indem durch vortreffliche Ausgaben und auch durch Modernisirung für Verbreitung und Verständniß gesorgt ist, und da auch namentlich für dieses Werkchen sich mehrere Stimmen so vortheilhaft ausgesprochen haben, daß man nur mit Scheu ein etwas mäßigeres Lob wird äußern dürfen. In der That, die Liebenswürdigkeit dieser Dichter hat jeden feiner fühlenden Leser der neueren Zeit so bestochen, daß man eine so gelinde Beurtheilung an ihre Werke legte, wie sie die frauenhafte Zartheit der Sänger selbst von jedem galanten Kritiker zu verlangen schien. Auf Frömmigkeit und Güte ist das Gemüth dieser sinnigen Menschen gerichtet und auch den Hauch des Falschen und des Bösen verträgt ihre reizbare Sinnesart nicht. Ergreifen sie die Feder zum Dichten, so kehren sie den Lästerern und Tadlern den Rücken, sie wenden sich mit ihrer Erzählung blos zu den Guten, die Gutes und Gutgemeintes gut aufnehmen, und ein Gottfried von Straßburg deutet das Böseste aufs inniglichst Gute und will es allen Harmlosen und Biederen als das Beste empfehlen. Sie

338) Ausgabe von Grimm; oder in Lachmanns Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des 13. Jahrhs. Berlin 1820. Uebersetzt von Simrock und früher von Büsching.

wollen den guten Willen wie die gute That betrachtet wissen, sie wollen an jedem zweifelhaften Thun die beste Seite herausgestellt haben, sie wollen das Böse verschwiegen, das Gute laut gepriesen haben, sie wehren sich gegen jede harte Weltansicht, gegen jedes zwistige Wesen, und wer dergleichen nur mit Klarheit auffassen, ihm ins Auge sehen sollte, der mußte schon ein Wolfram von Eschenbach sein. Die Einleitung des Tristan darf man als den Schlußstein und als die bewußteste Ausführung alles dessen ansehen, was seit Ulrich von Zazichoven jeder dieser Dichter, nur der kräftige Wolfram nicht, bald minder bald mehr deutlich im Eingange seiner Werke sagte, jeder von den Dichtern, die eine leichtere Weltansicht liebten, denen der Friede der Gesellschaft und der ungestörte Fluß des gewöhnlichen Lebens lieber war, als große Collisionen und enorme Begebenheiten. „Gedächte man ihrer nicht in Güte, sagt Gottfried, von denen der Welt Gutes geschieht, so wäre Alles was Gutes geschieht so gut wie nicht vorhanden. Wer was der Gute in guter Absicht der Welt zu Gute thut anders als in Güte aufnimmt, der thut Unrecht. Man tadelt wohl Vieles, was man doch gern mag, und bald ist einem das Wenige zu viel und bald will man was man nicht will; es ziemt aber das, dessen man doch bedürftig ist, zu loben und sich wohlgefallen zu lassen, was uns wohl gefallen soll. Theuer und werth ist der, der Gutes und Böses unterscheiden und jeden nach seinem Werthe beurtheilen kann. Ehre und Lob unterstützen die Kunst, die zu Lobe geschaffen ist, die, wo ihr Preis und Ermunterung zu Theil wird, mannichfach aufblüht. Wem Ehre und Lob nicht wird, das wird uns gleichgültig, lieb aber, was geehrt wird und seines Lobes nicht verlustig geht. Es sind aber deren so viele, die nun die Art oder die Unart haben, das Gute übel, das Uebele gut zu deuten.“ Wenn wir vorher Gelegenheit hatten, in den Dichtungen dieser Zeiten etwas früher den frommen christlichen Glauben und religiösen Sinn zu bewundern, wenn wir dann die schönen und sanften Regungen in der Herzenswelt dieser Dichter beobachteten und lieb gewannen, so haben wir hier die weichsten und feinsten Gesinnungen in Bezug auf das gesellige Leben, auf den menschlichen, und, wenn man es sagen darf, auf den literarischen Verkehr. Nirgends sind diese Gesinnungen nach allen diesen Richtungen so innig, so warm und so unschuldig dargelegt, als in Hartmanns Werken, den man überhaupt unter

den epischen Kunstdichtern ebenso dem Morungen und den reinsten Minnesingern der besten Zeit vergleichen möchte, wie sich im Wirnt eine gewisse Verwandtschaft mit Walther erkennt. Hat nun dieser Dichter, mit dem kurzen Eingangsspruch seines Iwein zu reden, so sehr an rechte Güte sein Gemüth gewendet, so wird ihm mit Fug das Glück zu Theil, daß er ehrende Anerkennung dafür findet. Und was eben seine Gesinnung angeht, wer würde sich da nicht angezogen fühlen von der außerordentlichen Sanftmuth, die über seinen Dichtungen liegt und der großen Innigkeit, die ihn auszeichnet? Wer sollte sich nicht an der Tiefe erfreuen, mit der er im armen Heinrich „die üppige Krone weltlicher Freuden" ohne Bitterkeit herabsetzt gegen die Krone des Himmels? Wer nicht an der Züchtigkeit, die ihn im Erek lockere Stellen des Originals, die vergleichmäßig noch unschuldig zu nennen sind, übergehen läßt? Wer nicht an der Gutmüthigkeit, die ihn von aller Herbheit der Ansichten auch völlig frei hält, wie er denn z. B. den Wankelmuth der Weiber aus der Quelle ihrer allzugroßen Güte herleitet, ohne den Ausfall zu machen, der bei ähnlichen Entschuldigungen anderer Dichter den Männern gewöhnlich die Sündenschuld für die Fehler der Frauen aufbürdet? Wer sollte sich nicht an der Lauterkeit weiden, die in diesen Dichtern gleichsam aus der ganzen Zeit spricht, an eben jenen schönen Gesetzen der Verträglichkeit, der friedfertigen Duldung, der Bescheidenheit, und jeder geselligen Tugend, die hier gelehrt und beobachtet ist? Und wer würde nicht fühlen, wie sich das ganze edle und schöne Naturell dieses Mannes in der ganzen Form seiner Werke abspiegelt, in seinem netten und reinen Vortrage, seinem bewundernswerthen Reime, in seiner gewandten, zierlichen, schlichten Sprache, was Alles der feine Gottfried so schön charakterisirt, wenn er die Klarheit der Hartmannischen Poesie und ihre zuthunliche und eindringende Wirkung auf natürliche Gemüther hervorhebt [339]), als

---

339) Tristan V. 4619.
Hartman der Ouwaere, ahî wie der diu maere
beide ûzen unde innen mit worten und mit sinnen
durchverwet und durchzieret! wie er mit rede figieret
der aventiure meine! wie lûter und wie reine
sîn kristallîniu wörtelîn, beidiu sint und immer müezen sîn!
sî koment den man mit siten an, si tuont sich nâhe zuo dem man
und liebent rehtem muote.

die Eigenschaften, die ihm den Kranz sichern, eben Er, der schon gleichsam vom Baum der Erkenntniß gegessen hatte, als er noch die ungetrübte Reinheit dieser unschuldigen Zeit und Kunst festzuhalten suchte.

Aber wenn man sich alles dies anzuerkennen mit Freuden bereit erklärt, würde nicht unser Hartmann selbst zufrieden und befriedigt sein? würde er seine Kunstwerke noch aus weiteren Gesichtspunkten angepriesen verlangen, aus Gesichtspunkten, die weder er selbst noch seine Zeit kannte oder berücksichtigte? oder sollen wir umgekehrt, nachdem wir aus dem Standpunkte jener Zeiten diesen Dichtungen ihr Recht widerfahren ließen, sie nicht auch aus unseren [340]) — weiteren oder engeren — ansehen dürfen, da doch jene Zeit und jenes Geschlecht verschwunden, da doch jene Dichtungen nur eben noch für uns und für die nach uns existiren, die sie ihrerseits wieder nach ihren Ansichten beurtheilen werden? Und hier werden wir eben bedauern müssen, daß alle diese und ähnliche Kunstwerke allzusehr die Producte einer abgeschlossenen Menschenclasse und einer beschränkten Zeit sind, als daß sie allgemeinen Werth und Reiz auch bei späteren Geschlechtern hätten haben können. Den Griechen war es gegeben, in ihren Dichterwerken einen Götterhimmel zu öffnen, der sich in den christlich-orthodoxesten Zeiten in der Kunst behauptete; sie stellten eine Weltansicht auf und lehrten eine Moral, die sogar

340) Dies heißt nun freilich nicht, aus meinen, einzelnen, zufälligen Ansichten. Ich urtheile in den einzelnen größeren Perioden unserer Dichtungsgeschichte aus dem jedesmaligen Höhepunkte, der erreicht worden ist; in dem Ganzen stehe ich zugleich auf dem Standpunkte, den die ästhetische Bildung und Wissenschaft in unserer Zeit, nicht in meinen, sondern in den Ansichten unserer größten Dichter erhalten hat. Jede Geschichte muß von einem solchen höchsten Standpunkte aus urtheilen, wie mich auch dies Gesetz, wenn ich es nicht selbst finden konnte, der größte unserer Dichter gelehrt hat. Für das philologische Verständniß hat Lachmann in der neuen Ausgabe des Iwein (p. III.) ein anderes Gesetz aufgestellt, unter dessen Herrschaft die Kenntniß unserer alten Sprache und Literatur vortrefflich gediehen ist, das Kunsturtheil dagegen unstreitig gelitten hat. Und dies wohl natürlich. Denn alles Urtheil bildet sich aus Vergleichung; es wird sich nirgends sicherer bilden, als wo es auf dem weiten historischen Boden, auf dem Gesammtgebiete der Vergleichung, gewachsen ist; das philologische Verständniß aber hat seine glänzende Höhe gerade nur unter der liebevollen Hingebung an die Werke Einer Zeit, unter dem Verweilen auf antiquarischem Boden erreichen können.

den tüchtigsten Männern dieser ritterlichsten Zeiten und den wackersten Charakteren der Reformation imponirte, in Zeiten also, wo man gewiß in jener verschiedene Weltansichten, in dieser eine verschiedene herkömmliche Moral hatte. Allein wenn es uns heute schon schwer hält, jenes ascetische Christenthum selbst von religiöser Seite her nur zu begreifen, sollen wir es denn moralisch gut heißen oder gar ästhetisch bewundern? Wenn wir uns heute bestreben, endlich und endlich den Menschen wieder von all der Unnatur, die das Ceremoniel und Rang und Titel seit dem heidnischen und dem heiligen römischen Reiche in die Welt brachten, zu entkleiden und das Leben von all der Jämmerlichkeit zu befreien, die daran klebt, sollen wir da das schönste Hofleben, das immer auf nichts als auf Ceremoniel ruht, preisen, wo es uns gilt, endlich wieder die Handlungen der Menschen frei aus dem reinen Quell der Natur fließen und von Grundsätzen geleitet zu sehen, aber nicht von Regeln, die, ob sie auch noch so richtig und vor jedem Richterstuhle gültig sind, doch nur eingelernte Verhaltungsbefehle sind, denen im Inneren von zehn Menschen gegen Einen nichts entspricht! Jede Kunst, die bildende wie die redende, soll darauf ausgehen, den Menschen, oder was sie sich sonst zum Vorwurfe wählt, von dem Zufälligen zu reinigen und ihn in seiner Urform darzustellen. Der Grieche litt schon nicht die natürliche Hülle der Individualität zu stark über seinen dichterischen Gestalten, was würde er aber sagen, wenn er hier die paradoxen Eigenheiten des orthodoxen christlichen Glaubens und seine wunderthätigen Einflüsse auf die menschliche Seele in der Dichtung fände, wenn er die ohnehin so schwer zu ergründende Natur des Menschen hier mit der Decke der religiösen Schwärmerei oder des ritterlichen Hofgesetzes so verhängt fände, daß sie fast jeder Betrachtung ganz entzogen wird? Für unseren heutigen Verstand ist es (mit Ausnahme derjenigen, deren eigene innere Organisation sie mehr zu Menschen der vergangenen als der gegenwärtigen Zeiten macht) nichts als ein Wunder, wenn in dem armen Heinrich das kindliche Geschöpf, das mit seinem Blute seinen aussätzigen Herrn retten will, nicht sowohl aus Mitleid, oder aus einem natürlichen Gefühle oder Antheil, als vielmehr aus der Grille, daß dies Opfer zu seinem eigenen Seelenheile gereichen werde, sich zum Tode drängt, wenn es, nachdem es unter dem Schlachtmesser schon gewesen und wieder erhalten wird, über diese Rettung verzweifeln will,

wenn es sich von den heiligsten Banden der Natur, von Vater und Mutter lossagt, deren Stütze es sein sollte, um des ewigen Lebens desto schneller theilhaftig zu werden, wenn es jede jugendliche Lebenslust auch nicht der Spur nach kennt, wenn es zum Tode wie zum Tanzsaale geht und indem es seine Eltern von der Nothwendigkeit des Schrittes überzeugt, eine Beredtsamkeit entwickelt, die ihm nur der heilige Geist eingeben konnte; für uns, sag ich, ist dies Alles nicht allein wunderbar, sondern Wunder; Wunder aber duldet die Poesie, wie die Geschichte, nur da, wo sie selbst nicht weiß was Poesie und Geschichte ist, und selbst das Wunderbare ist schwerlich erträglich, wo es aus gefabelten und unbegreiflichen Kräften hergeleitet ist, die nicht gemeinsame Sympathien der Menschen anerkennen. Nicht, als ob ich die Legende so gar verwerflich fände; sie ist vielmehr eine so schöne Seite in der alten Volkssage, und Hartmann hat für sie einen so offenen Sinn, und trifft gerade den Geist dieser Sage von Häuslichkeit und Treue und Hingebung so schön mit dem idyllischen Ton seiner Erzählung, daß, wenn man einmal diesen Stoff als gegeben und als unantastbar betrachten müßte, man die sinnvolle Behandlung bewundern würde. Allein der Dichter soll den Stoff an und für sich erst gestalten und wie man aus dem Schlechtesten mit wahrer Kunst das Beste zu machen fähig ist, hat Gottfried in seinem Tristan bewiesen. Wie reine poetische Wirkung die Legende machen kann, haben so verständig-sinnige Männer wie Göthe und Hans Sachs gezeigt, die aber gerade ihre Göttersöhne und Wunderthäter dann in die gewöhnlichsten Tagsgeschäfte und Begebenheiten versetzten. Die zu große Achtung vor dem Stoffe hat in dem Mittelalter aller Dichtung, und man möchte fast sagen bei uns der Kritik dieser Dichtungen geschadet. Und doch ist es eine ganz evidente Thatsache, daß je weiter unsere oben berührte Dichterreihe sich von ihrem Stoffe entfernt, um so trefflicher ihre Werke wurden. Im armen Heinrich ist jedes Einzelne vortrefflich; mit einer Rückführung der wirkenden Motive auf menschliche Empfindungen, durch Vertauschung der miraculösen Entwickelung mit einer psychologischen, wäre vielleicht dem Gedichte als Ganzem abzuhelfen gewesen, obgleich ich mich wohl erinnere, daß Göthe schon an dem ekeln Gegenstande des Miselsüchtigen und gewiß nicht mit Unrecht Anstoß genommen, was dem Geschmacke eines noch höfischeren Dichters gleich sieht, der diesem Lieblingsgegenstande damaliger Volkssage und

Hofpoesie abgeneigt ist, der sich in so mancherlei Gestalt damals eindrängte; wie denn Reminiscenzen an Aussätzige, die mit Kinderblute geheilt wurden, in vielen Erzählungen sind, die bei Grimm und Simrock angezeigt findet, wer von dieser Seite unser Gedicht zu betrachten liebt.

Diesen beiden Legenden liegen nun die zwei Romane von Erek[341]) und Iwein[342]) (um 1203) gegenüber, bei denen sich uns ganz ähnliche Bemerkungen aufdrängen. Beide gehören zu jenen britischen Romanen der gewöhnlichen Art und beide liegen wohl an den Grenzen der Hartmann'schen Dichtung; im Erek ist die formelle Vollendung noch nicht, wie im Iwein. Der Herausgeber hat schon hervorgehoben, daß im Versbau noch Härten unterlaufen, daß auch die Sprache nicht die Reinheit zeigt wie im Iwein, wo unhöfische Ausdrücke und französische Worte, die hier noch vorkommen, mehr vermieden sind. An die Beschreibung eines Pferdes werden im Erek gegen 500 Verse gewandt; und so würde auch die Lobpreisung eines Pflasters, das die Feimurgan hinterlassen hatte, und die Schilderung dieser Zauberin nicht mehr in dieser Weise im Iwein vorkommen. Die Charakteristik des Keye in beiden Gedichten lehrt wohl am besten, wie der Dichter im Zeichnen innerer Zustände und Charaktere, und überhaupt an Tiefblick und Einsicht zunimmt. Beides war bei diesen Stoffen so nöthig, die so viele Lücken im innern Zusammenhang ließen und so vieles Unverstandene darstellten und erzählten, so daß man über den Mangel an hinreichenden Motiven den deutschen Dichter schwerlich tadeln darf. Es ist ganz eigen, wie sich Hartmann hier bei den Unwahrscheinlichkeiten der Erzählung wendet und windet. Der Kern des Erek deutet wie der Lanzelot und Parzival auf einen tiefern Plan, der aber so wenig wie im Lanzelot ausgeführt ist. Der Held erwirbt sich ein Weib, Enide, die Tochter eines „Edelarmen"; und in den ersten Freuden der Ehe geht mit ihm eine Aenderung vor. Er verlag sich bei seiner Lieben und verlor Ruhm und Namen. Man gab es ihr Schuld, sie grämt sich darüber und läßt es ihn wissen. Da reitet er auf Abentheuer und Thaten aus, und zwingt die Tadlerin mitzugehen, und verbietet

---

341) Ausg. von Moritz Haupt, 1839. Eine verdienstliche Arbeit, da nur eine Hs. aus dem 16. Jahrh. existirt.

342) Ausg. von Benecke und Lachmann.

ihr zu reden. Es bedrohen ihn drei Räuber, die er nicht gewahrt; sie warnt ihn. Weil sie geredet, muß sie die Pferde der Getödteten pflegen. Diese Geschichte wiederholt sich mit fünf anderen Räubern und so fort, und Erek wird stets zorniger über den häufigen Bruch ihres Versprechens. Nun fragt sich der Dichter, warum doch die Frau immer besser hörte, als der Mann; weil er bewaffnet war am Haupte, sie nicht, erklärt er es. Aber warum sie ihn nicht mit Zeichen bedeutete, dafür wußte er wohl selbst keinen pragmatischen Grund, und so schwieg er darüber. In einem Kampfe wird Erek auf den Tod verwundet; Enide beklagt ihn, und will sich in der Verzweiflung umbringen, da kommt gerade ein Graf Oringles, der es verhindert. Diese bequeme Maschinerie fällt dem nüchternen Bearbeiter auch auf und er kann eine Bemerkung darüber nicht unterdrücken. Der Hauptfehler des ganzen Romans fiel wohl dem deutschen Dichter gar nicht ein. Offenbar ist am Schlusse das Abentheuer vom Baumgarten in einen beabsichteten Gegensatz zu dem Hauptinhalte gebracht. Mobonagrin ist der Held dieses Abentheuers. Sein Weib wollte ihn nicht ausziehen lassen, und nahm ihm das Gelübde ab, daß er hier mit ihr wohne, und sie seine Liebe genießen lasse, bis er vor ihren Augen besiegt würde. Sie weiß den Liebesgenuß so hoch zu schätzen, daß sie ihrem Manne lieber Abentheuer zu Hause bereitet und ihn grausam werden läßt, wenn nur in ihrer Nähe. Enide, weiblicher und zugleich auf den wahren Ruhm ihres Mannes sorgsam bedacht, will ihn und den Genuß der Liebe eher entbehren, als seinen guten Namen. Durch die Maßregeln jener ging die Freude des Hoflebens verloren, durch Enide's Ehrgeiz der Friede, in dem sie lebte. Beides soll, scheint es, nicht das rechte sein und jede erleidet ihre Strafe; aber Alles liegt ohne Verhältniß da. Ob nun dies in Chretiens französischem Gedichte, das auch in Paris zum Drucke vorbereitet wird, Alles so gelegen ist, muß man abwarten. In dem wälschen Mährchen von Geraint dem Sohne Erbin's, im dritten Bande von Lady Guest's Sammlung, findet sich diese feinere Auffassung der Sage, und folglich auch der gegensätzliche letzte Theil derselben noch nicht. Es ist das Misfallen Enid's an dem Verliegen ihres Gatten allerdings angedeutet; dieser aber legt ihr ihren Tadel so aus, als ob sie einen Anderen liebe und seine Entfernung wünsche, um andere Gesellschaft zu haben. Die Eifersucht des Gatten ist dann das Thema. Darum zwingt er sie mit

ihm zu gehen, und darum gehn die Abentheuer hier dahin, sie von anderen Liebhabern bedrängt und ihrem Gemahle treu zu zeigen; was diese Erzählung einfacher und zusammenhängender macht, als die von Owain und Peredur.

Was den Iwein[343]) angeht, so wollen wir auch seinen Inhalt, da das Werk, wie es überhaupt in alle Welt und bis nach England, Schweden und Dänemark Zugang gefunden, auch bei uns in verschiedenen Drucken und zahlreichen Handschriften verbreitet ist und da es durchweg den Charakter dieser britischen Dichtung trägt, nicht näher analysiren. Von epischer Anlage oder innerer Bedeutung ist darin nichts zu suchen, und wenn ich bei wiederholter Anerkennung der schönen Natur des Dichters und seines schönen Talentes wiederholt den poetischen Werth dieses seines jüngsten Werkes gering anschlage, so glaube ich, daß beides sich einfach aus der Art dieser Dichtungen herleitet, die mehr durch das Gemüthvolle der Dichter als durch deren Kunstsinn wirken. Täuscht mich nicht das Gedächtniß, so hat auch Grimm in kurzen Zwischenräumen ein ungünstiges und ein günstiges Urtheil über den Iwein gefällt, und nichts scheint natürlicher als dies, bei den meisten Werken jener Dichter, zu denen man durchaus glücklich die rechte Stimmung mitbringen muß, da sie selbst nicht im Stande sind, in die bestimmte Stimmung zu versetzen, die sie verlangen. Dies liegt darin, daß neben der durchaus schwachen und matten Form zugleich der ähnliche Inhalt uns abstößt, der jene bedingte. Alles Große in Thaten, alles Hohe und Kräftige in Worten, alles Erhabene in Gesinnungen muß man in dieser Dichtungsreihe vergessen, wie sollte der beste Dichter hier etwas Gutes leisten? Alle gewaltsamen Eingriffe des Schicksals, jede Furchtbarkeit des Unglücks, alle Gefahr des Glücks, Alles was große Situationen, was interessante Wendepunkte, was bedeutende Charaktere, was merkwürdige Collisionen in der Poesie wie im Leben schafft, Alles ist hier ganz verschwunden, und Nichts bietet nicht allein dies Eine, sondern auch die ganze Masse dieser britischen Epen, was ein kräftiges Herz locken oder begeistern könnte. Eine Liebesintrigue, so matt, so leicht wie sie nur eine dürftige Romanphantasie ersinnen kann, ist Alles;

---

343) Die wälsche Quelle in Lady Guest's Mabinogion. t. I. Ebenda auch der Chevalier au lion von Chretien von Troyes aus der Hs. der k. Bibl. N. 1891. Suppl. fol. 210.

die Wunden der Liebe sind hier gefährlicher als die durch die Schwerter, und die Niederlage durch sie rühmlicher als der Sieg mit den Waffen. Und selbst hier ist wieder die beleidigende Gemeinheit in den weiblichen Charakteren dieser britischen Dichtungen abschreckend, die auch die Kunst des Chretien von Troyes und das Wenige, was Hartmanns Eigenthum dabei ist, nicht ganz verdecken konnte; und schon Dichter jener Zeiten haben sich bei seiner Entschuldigung des Wankelmuths der Laudine, die so schnell den Mörder ihres Mannes heirathet, nicht beruhigt, obwohl man zugeben muß, daß diese Stelle bei Hartmann wie bei Chretien von Troyes durch die schalkhaft-gutmüthige Behandlung vortheilhaft vorsticht. Im übrigen aber bewegt sich das Gedicht ganz in dem Gleise, in dem wir seine Vorgänger gehen sahen. Es ist, als ob ein Ceremoniengesetz auch hier jeden Schritt der Abentheuer vorgeschrieben hätte; es darf nur eine Begebenheit anfangen, so weiß man auch schon das Ende; es darf nur ein Unglück hereinbrechen, so weiß man schon, daß es sich in Glück auflösen, es darf eine Gefahr drohen, so weiß man, daß sie überwunden wird; man nimmt daher weder an Glück noch an Unglück Theil. Weder natürliche Leidenschaften im Menschen, noch natürliche Verwickelungen in den äußeren Verhältnissen sind hier die Triebfedern der Handlungen, sondern die Launen der Frauen, die Grillen der Männer, die Convenienz der Cirkel. Man würde diese Eintönigkeit oder den Geschmack der Menschen an dieser Eintönigkeit nicht begreifen, wenn man nicht wüßte, daß es für Vielleser einen ganz eigenen Reiz hat, eine Romanintrigue zu errathen, so wie umgekehrt solche verirrende Compositionen, wie sie z. B. Hermes in neuerer Zeit gemacht hat, wirklich so unleidlich wie unnatürlich sind. Es paßte ganz zu dem Sinne jener friedlichen, mit wenigem vergnügten, stillen Menschen, daß sie an diesen gleichen und ruhigen Erzählungen ein mäßiges Gefallen lieber suchten, als sich von Fremdartigem (man sieht hier die Bedeutung von fremder, wilder Mähre) unangenehm berühren und leidenschaftlich aufregen zu lassen. Dieser von socialer Stille ausgehenden, auf ruhige, gesellige Unterhaltung abzweckenden Dichtungsart ist es daher ganz anpassend, daß ihr z. B. in der Zeichnung von Charakteren nichts gelingt, als der des Friedenstörers und des Feindes der Gesellschaft. Es ist nichts interessanter, als sich von Zeit zu Zeit vergleichend nach den Figuren umzusehen, die sich in den mittelaltrigen Poesien ähnlich sehen: hier

gewahrt man am deutlichsten ihr gegenseitiges Verhältniß. Im alten Volksepos sehen wir überall ein böses Prinzip eingreifen; bei Griechen und Deutschen ist es das Schicksal, was den Samen der Zwietracht ausstreut, in den Nibelungen ist es Hagen, der seinen Arm leihen muß; die Verhältnisse, seine Neigung, menschliche Schwäche, Diensttreue, das Verschiedenste greift zusammen, seine Handlungen zu bestimmen und die ganze Gestalt ist bekanntlich eine der bedeutendsten und trefflichst gehaltenen, die irgend eine Poesie aufzeigen kann. Wie gewaltig ist dieser Hagen noch gegen den Ganelon des französischen Epos! Und dennoch sahen wir, daß auch dieser noch in wahrer Heldennatur auftritt. Nun halte man aber die jämmerliche Figur des Keye dagegen: er hat weder die Tugend noch die Laster von jenen, aber er ist ganz eigentlich das böse Prinzip der guten Gesellschaft. Nichts charakterisirt die abgeschwächte Natur dieser britischen Dichtungen so genau. Im deutschen Epos ist es offener Verrath und Mord, der Völker gegeneinander aufregt und die eigene Kraft des Verräthers adelt ihn gleichsam noch in seinem Verbrechen; im Ganelon ist schon heimtückische Verrätherei an der Stelle, aber immer noch große Verhältnisse; dieser Keye aber ist ein Prahler, ein Neider, der nur mit der Zunge Schaden übt, der von Ginevra vortrefflich bezeichnet wird, als der sich mit seinem Hasse gegen jeden Guten am meisten selbst schadet, der dadurch, daß er den Bösesten zum Besten, den Besten zum Bösesten macht, es dahin gebracht hat, daß sein Lob ein Tadel und sein Tadel ein Lob ward. Dazu ist dann dieser Keye schon ein stehender Charakter, wie auch alle Begebenheiten hier stehend sind. Wie wunderbar ist die Zeichnung des Hagen nach den verschiedenen Stufen seiner moralischen Würde; Ganelon's Verrath wird zwar seiner Natur zugeschrieben, aber wie vortrefflich motivirt das äußerlich Bestimmende, daß diese Anlage zur Verrätherei, zur That wird; allein in Keye gibt es keine große That, für die eine bloße innere Anlage ohne äußere Triebfedern zu schwach wäre, sondern blos der gemeine Fehler der Klatscherei, der freilich keine andere Anregung bedarf, als den Impuls des giftigen Herzens [344]).

---

344) Iwein Vers 190.
Ez ist umbiuch alsô gewant, daz iu daz niemen merken sol,
sprechet ir anders danne wol. Mir ist ein dinc wol kunt:
ez enspricht niemens munt wan als in sîn herze lêret.

Wir lassen absichtlich diese Sätze der früheren Ausgaben dieser Geschichte im Wesentlichen unverändert stehen und fügen einfach hinzu, was die Vergleichung der seitdem bekannt gewordenen wälschen und französischen Vorbilder des Iwein ausweist. Das walisische Mährchen von der „Frau des Brunnens“ zeigt uns die Erzählung von dem Löwenritter in der nationalen und ursprünglicheren Gestalt; es ist die nähere oder entferntere Quelle Chretien's von Troyes, und von dessen englischer (Ywaine and Gawin, bei Ritson) und deutscher Bearbeitung. Bis auf das letzte Viertel des Iwein, das eine ganz müßige, unnütze Erweiterung, ein eitles Hinziehen der Erzählung, Anhäufung von Abentheuern, Verlängerung ohne Zweck ist, zum Theil aus der Freude an den Heldenthaten des Löwen entsprungen, zum Theil aus der Absicht, Gawan (hier Gwalchmai) und Iwein im Kampf gegeneinander zu stellen (was die walisische Erzählung schon bei einer frühern Gelegenheit angebracht hatte), bis auf den Inhalt dieses letzten Viertheils ist die Anlage des wälschen Mabinogi im Wesentlichen dieselbe, wie noch die in unserm deutschen Gedichte. Nur ist der Vortrag kurz, roh, einfach, ursprünglich, in nichts den Bearbeitungen des Franzosen und Deutschen gleich, aber zu Allem den Anlaß bietend, was den germanischen Vortrag in diesen Romanen charakterisirt, der in den ersten Versuchen jener Eilhart und Ulrich noch ganz auf die Stumpfheit, Knappheit, Lückenhaftigkeit und Ungelenkigkeit dieses prätensiösen zugleich und rohen, altklugen und dürftigen Styles rathen ließ. Alles Detail, Reden, Scenerie und was man Alles Form und Ausführung nennen kann, lautet anders und ist anders gefärbt, aber durchaus so, wie man es sich nach den übrigen Quellen walisischer Dichtung, Sage und Legende denken konnte: wunderlich im Thatsächlichen, wie in der Art des Denkens und Empfindens, etwas feierlich und gespreizt, wie man es von der ursprünglichsten Ritterdichtung erwartet. Es ist selten, aber es kommt doch vor, daß sich Ausdruck und Sinn der Reden

Swen iuwer zunge unêret, dâ ist daz herze schuldec an.
In der werlde ist manec man valsch unt wandelbære,
der gerne biderbe wære, wan daz in sîn herze enlât.
Swer iuch mit lêre bestât, deist ein verlorn arbeit.
Irn sult iwer gewonheit durch nieman zebrechen.
Der humbel der sol stechen; ouch ist reht, daz der mist
stinke, swâ der ist; der hornuz sol diezen u. s. w.

noch bis in den deutschen Iwein hin erhalten hat. Die Freude an Beschreibung, Putz und Waffenzier ist von hier aus der Ritterdichtung vererbt. Die epische Erzählform ist hier und da ursprünglicher; wiederkehrende Vorfälle werden gewissenhaft in wiederkehrendem Vortrage ausgeführt. Die bekannte Liebhaberei der Walisen an Triaden und Trilogien spielt auch in diese Erzählungen herein; als Iwein die Laudine (die hier keinen Namen trägt) erworben hat, sucht ihn Arthur nach drei Jahren (im französisch-deutschen Iwein nach 14 Tagen) auf; drei Jahre hat Iwein ein Empfangfest zubereitet, es dauert jetzt drei Monate; dann zieht Arthur ab und Iwein auf drei Monate mit ihm, bleibt aber statt dessen drei Jahre bei ihm. Was den Bau der Erzählung angeht, so ist im Wälschen weit mehr Einheit darin. Nachdem der Haupttheil der Geschichte, die Verbindung Owain's (= Iwein's) mit der Dame des Brunnens, erledigt ist, folgt die Erzählung von dem Bruch und der Versöhnung zwischen Beiden rasch und kurz, so daß man den Mittelpunkt der Sache nicht im geringsten verliert, der in den fränkischen Bearbeitungen ins Irre schweift. Man gewahrt die geschichtliche Erweiterung, das Einschieben fremder Abentheuer, das Ausmalen und zwecklose Verfolgen von Nebenscenen schon hier, das im Verlauf der Romanbildungen so ungeheuer überhand nahm. Was den Punkt der Seelenmalerei angeht, so wird auch in dieser Beziehung, nur immer noch einen Grad tiefer, bestätigt, was wir in der Analyse des Lanzelot beibrachten. Es ist eine Absicht da, psychologische Probleme zu lösen, allein die Kenntniß der Seele ist nur in ihren rohesten Anfängen bei diesen Dichtern zu finden. Die ganze Aufgabe: die schnelle Verbindung Owain's mit der Gräfin vom Brunnen, deren Mann er getödtet hat, ist an sich selbst ein psychologisches Problem. Hier hat Chretien von Troyes seine Kunst entfaltet. Wie nach dem Falle des Grafen vom Brunnen die Dienerin Lunete, die den Sieger und Mörder begünstigt und verbirgt, ihrer Herrin die Heirath mit einem Ritter Arthur's zum Schutze ihres Gebietes anräth, geberdet und spreizt sie sich bei Chretien und sucht allerhand feine Windungen, die hier allerdings nicht zu finden sind. Doch ist andererseits in rohen Versuchen der Weg zur Gemüthsmalerei gezeigt. Bei dem ersten Wort der Dienerin zum Nachtheil des gefallenen Mannes verbannt sie die Gräfin, ruft sie aber gleich wieder, da sie etwas verlauten läßt, als hätte sie ihr zum Vortheil rathen wollen. In dem französisch-deutschen Iwein

schlägt die Dienerin (Luned im Wälschen, wie bei Hartmann Lunete) gleich den Mörder des Mannes vor, und stellt sich dann, als lasse sie ihn von Arthur's Hof in Caerlleon (= Karidol) berufen; im wälschen stellt sie sich, als reise sie dahin, um irgend einen passenden Ritter zu holen, und als sie Iwein bringt, erräth die Gräfin gleich, daß es der Sieger ihres Mannes ist, und macht übrigens weiter keine Schwierigkeit ihn zu nehmen. Die Gewalt der Liebe ist auch hier schon betont, aber ohne den sentimentalen Nachdruck der Minnedichtung. Es ist Alles stumpfer, Gemüth, Geist, Gesichtskreis; und es hat sich ganz richtig bewährt, daß die vielfachen pragmatischen Wendungen der französisch-deutschen Bearbeiter der Arthurromane den Motivenmangel in diesen walisischen Quellen zu ersetzen *streben*. So ist Kai's Charakter hier nur angedeutet, der im französischen Iwein schon ganz ins Feine ausgemalt ist; übrigens tritt der Grundzug seines Wesens auch in unserm Mabinogi gleich anfangs bei der Erzählung Kalogreant's (hier Kynon, Clydon's Sohn) deutlich heraus. Durch den Abdruck des französischen Löwenritters von Chretien von Troyes in der Sammlung der Lady Guest können wir nun auch Hartmanns Bearbeitung vergleichen und dadurch ihren Werth und Verdienst besser bestimmen. Wenn unser Urtheil über diesen Uebersetzerdichter früher hier und da beleidigt hat, so muß man sich nun wohl überzeugen, nicht allein daß ihm kein Unrecht geschehen, sondern daß ihm, wenigstens in Bezug auf den Iwein, sogar noch etwas zu viel eingeräumt war. Ein jeder wäre bisher gewiß der festen Meinung gewesen, daß jene zarten Erörterungen und Ergüsse über die Macht der Liebe, jene feinen Bemerkungen über das Verliegen aus Liebe (empirer per amor), jene subtilen Spiele der Rede, jene zarte Verdeckung der Härten und Blößen der walisischen Sage Hartmann's Eigenthum seien, da sie mit dem züchtigen und reinen Gemüthe des Dichters', wie man es allerwege erkennt, so innig verwachsen scheinen, wie nur ein Eigenthum sein könnte. Dies erweist sich anders; und aus Scheu vor der Vergleichung, wie einmal Lachmann zu vermuthen geneigt war, hätten die Franzosen ihren Löwenritter allerdings nicht so lange zurückzuhalten brauchen; denn fast Alles, was im Iwein durch Bildung, Geist, Menschenkenntniß oder irgend ein anderes Verdienst anzieht, gehört dem Franzosen. Das Raisonnement über die Minne und ihre Art (von V. 1537 an), die Seelenschilderung in dem sich anspinnenden Verhältnisse Iwein's und Lau-

dinens in ihrem ganzen Umfange, ihre erste Unterredung, die warnende Rede Gawein's an Iwein (mit Ausnahme der Citation des Erec), der Inhalt des Gesprächs mit der Minne (V. 2971 ꝛc., das sich im Französischen viel natürlicher mit den Worten cors und cuer fortspielt), und ebenso das zweite (V. 7027 u. ff.), Alles findet sich dem Wesen nach bei Chretien und nur die Form des Gesprächs mit Frau Minne ist Hartmann eigen: das hatte er aus dem Minnelied und aus Veldeke gelernt. Die Art der Erzählung ist copirt; Reim und Vers, ihr Bau und ihre Reinheit haben bei Chretien ihr Vorbild; alle Einzelnheiten der Manier, die kurzen Wechselreden und Stichomythien, die Häufung von refrainartig gebauten Versen, das Ballfangen mit diesem oder jenem Worte, Alles ist dort wie hier. Nur ist in dem Vortrage größere Weichheit, wie in dem durchscheinenden Gemüth des Deutschen, sogar die Sentimentalitäten, die Freude am Vogelgesang, die Minnegefühle sind bei aller Uebereinstimmung etwas verschieden gefärbt, und man kann sagen, daß in dem Bilde und Begriffe von Amor und Minne der ganze Unterschied von Handlung und Färbung der erotischen Scenen und Empfindungen bei dem Franzosen und Deutschen gelegen ist. Einzelne Abweichungen in dem Thatsächlichen und der Auffassung fehlen nicht. Sie erklären sich zum Theile aus dem größeren Zartgefühle und der Gutmüthigkeit Hartmann's[345]). Doch konnte dieser auch eine andere Recension des französischen Gedichtes vor sich gehabt haben; die vielen Handschriften sollen in Kleinigkeiten von einander abweichen. So stimmt der Name des erschlagenen Gatten (Ascalon bei Hartmann, Elcador bei Chretien) nicht; so ist die Episode (V. 4530 ff.) von der Entführung der Gynover (Gwenhwyvar im Wälschen) bei

345) Wie Lunete ihrer Herrin räth, sich einen neuen Vertheidiger zu wählen, sagt Chretien:

La dame si sest bien et pense,
que cele la conseille a foi.
Mes une folie a en soi,
que les autres dames i ont,
et a bien pres toutes le font,
que de lor folies s'escusent,
et ce qu'eles volent refusent.

Der Franzose läßt es bei diesem Tadel; der Deutsche kehrt aber diese Thorheit den guten Frauen zum Guten, und wirft einen Seitenblick auf die, die es übel deuten.

Hartmann weit ausgeführt, bei Chretien nur kurz berührt. Wäre die in anderen Artusromanen viel behandelte Scene von Hartmann zugesetzt, so gäbe auch dies von seinem Talente, eine Erzählung, über Periodenbau und Vortrag hinaus, in höherer Form zu bilden und zu führen, nicht eben das beste Zeugniß.

Wir gehen zum Wigalois[346]) des Wirnt von Gravenberg über. Es wird erlaubt sein, in Bezug auf das Wenige, was wir von den Lebensumständen des Dichters wissen, was wir auf die Zeit der Abfassung des Werkes (vor 1211) schließen können, in Bezug auf seine Quellen, Verbreitung und spätere deutsche Behandlungen auf die Einleitung des trefflichen Herausgebers zu verweisen. Ueber das Verhältniß der Bearbeitung des Wirnt zu *älteren* Quellen bemerken wir, was schon oben berührt ward, daß unser deutscher Wigalois von einem englischen Gedichte, das über diesen Gegenstand existirt, durch Umfang und Zusätze verschieden ist, und daß wir hier das erste Beispiel haben, wie sich eine britische Sage mit Eigenheiten fränkischer oder antiker Dichtungen schmückt und wie das Kreuzwesen und die Sarazenenkriege in dem Schlusse, dem Kriege gegen König Lion zur Rache des Amire, Eingang finden. Eigen trifft dies mit der freieren und subjectiveren Behandlungsweise des Dichters zusammen, der nicht einmal einem Buche folgt, der sich von einem Knappen oder Pfaffen die Geschichte erzählen läßt, nach mündlicher Quelle also frei arbeitet, der auch, wo er von seiner Absicht redet den Roman vom Gawanides zu behandeln, äußert, er werde ihn mit seiner Zunge zerlegen und ganz neu herstellen, und der in Wigalois dem berühmten Grafen Hoyer von Mannsfeld, einem deutschen in Liedern berühmten Helden aus dem Anfange des 12. Jahrhunderts, ein Denkmal setzte, indem er ihm in diesem Romane eine Rolle zu spielen gibt. Dazu kommt dann seine Manier, die Erzählung seiner Quelle mit steten Bemerkungen, wie sie ihm Menschenkenntniß, Sagen- und Dichterkunde und moralische Prinzipien eingeben, zu begleiten. Dieser Zug unterscheidet ihn von seinem Vorbilde Hartmann wesentlich, so wahr es ist, wenn ihn Benecke den treuesten Widerschein[347]) desselben

346) ed. Benecke. Berlin 1819.

347) Dieser Ausspruch wird nun eher auf den Dichter der „guten Frau" (ed. E. Sommer, in Haupt's Zeitschr.) übergehen, einer an die karolingische Sage gehefteten Erzählung von Entsagung und freiwilliger Hingabe weltlicher Freuden und Ehren, die ganz in Hartmann's Spuren zu treten sucht.

nennt, wenn er „dieselbe reine und richtige Sprache, dieselbe Klarheit, Einfalt und Anmuth", wie im Iwein auch hier findet, wenn er die Uebereinstimmung vieler einzelner Stellen und mehr noch im Ton des Ganzen hervorhebt, und kein „Paar zu nennen weiß unter unseren altdeutschen Gedichten, das uns mit einer solchen Familienähnlichkeit überraschte, wie der Iwein und der Wigalois." So enthält gleich sein Eingang eine Variation von dem Thema sämmtlicher Einleitungen in diese Gedichte, allein mit vielfachen Beziehungen auf den Dichter selbst. Er wendet sich, wie seine Vorgänger, zu den Guten und Reinen, und weg von den Falschen. Sogleich aber geht er über auf seine Fähigkeiten und Bestrebungen. Es fehle ihm am Sinne; mit nicht großem Erfolge habe er von früh auf nach der Gunst und dem Beifalle der Weisen gesucht; sein großes Unheil und seine geringen Geistesgaben hätten das gemacht. Dankend müsse man sein gutes Bestreben aufnehmen, der Gedanke habe ihn gefödert, daß mancher Reiche seinen Schatz verschließe, und daß, wenn er, der Arme, etwas Gutes leiste, man es darum um so mehr anerkennen werde. Auch er will nicht „sein Gold vor die Schweine werfen," er spricht zu denen, die gute Rede lieben; die ziehen daraus Gewinn für ihr geistiges Heil; zu den Bösen will er nicht reden, die wohl die Ohren her- aber das Herz wegwenden, lieber will er seine Rede in den Wald schreien und sich am Echo ergötzen. Da alle diese Männer an Besserung der Bösen verzagen, so ist die einzige Aufgabe ihrer Kunstwerke, den Guten gute Lehre zu geben, und den Trauernden süße Linderung zu schaffen. Nicht einmal die Franzosen haben den Zweck ihrer Poesien so eingeschränkt; im Gerard de Roussillon leiht man den Romanen eben so die Wirkung auf Besserung der Schlimmen; und dies ist auch der Zweck der Griechen, wie ihn Aristophanes dem Aeschylos in den Mund legt, der die Poeten als die Lehrer der Erwachsenen ansieht, der sie strafen und ermahnen und auf Besserung der Menschen ausgehen läßt und jede gute und weise Einrichtung und jede edle und schöne Tugend von ihnen und ihren Lehren herleitet. Man sieht, es ist das duldende weibliche Prinzip in dieser Dichtkunst, was hier im Moralischen an jeder kräftigeren Wirkung verzweifelt und was die poetische Wirkung angeht, hier, wie bei Hartmann, aus dessen armen Heinrich jene letzten Worte des Wirnt entnommen sind, geradezu die Dichtung wie für eine trauernde, versenkte, sinnige, beschauliche Stimmung vorzüglich berechnet nimmt.

Die Erzählung — ich will nämlich einen blos fragmentarischen Auszug geben, nur um zu zeigen, wie oft und vielseitig der Dichter seinen Stoff verläßt, um sich seinen Betrachtungen zu überlassen — die Erzählung beginnt mit dem Erscheinen eines Ritters an Artus Hofe, der die Ritter auffordert, ihm einen kostbaren Gürtel abzufechten. Er wirft alle, auch den Gawein, den er gefangen mit sich führt. Auf seiner Burg findet der Gefangene guten Empfang von der Königin und des Siegers Schwesterkind, Florie, deren Schönheit und reicher Schmuck mit so vielem Aufwande beschrieben wird, daß sich Wirnt veranlaßt findet, ähnlich wie Gottfried zuweilen, über dies Herkömmliche in der poetischen Erzählung zu scherzen; man solle es ihm nicht übel deuten, daß er sie so schön kleide: es schade ja Niemand, wenn er noch so viel Seide und Borden und Zierat auf sie häufe — mit Worten. Zwischen dieser Jungfrau und Gawein kommt, wie häufig schon da war, eine schnelle Heirath zu Stande, schnell aber auch wieder eine Trennung, denn einst reitet er weg ohne jenen Gürtel mitzunehmen, den ihm der Schwiegerohm geschenkt hatte und ohne den das wunderbare Land nicht zu finden ist, wo Florie wohnt. Diese erhält nachher einen Sohn, unsern Wigalois, den sie erzieht, und mit dem Gürtel aussendet. Er kommt an Artus Hof, empfiehlt sich gleich durch Bestehung einer Tugendprüfung und wird dem Gawein zu besonderer Pflege übergeben, ohne daß ihn dieser kennt. Einmal erscheint eine Magd, die zu einem Abentheuer einen Ritter auffordert; Wigalois erbittet sich die Uebertragung, jene aber verschmäht ihn wegen seiner Jugend. Er reitet ihr aber nach, legt ihr erst in Bekämpfung eines Ritters, dann in Befreiung einer Jungfrau von zwei Riesen Beweise von seiner Tapferkeit ab. Schon bei dieser Gelegenheit legt Wirnt seine zarte Bewunderung der Frauen an den Tag, „von denen uns alle Freuden kommen.“ Ein Hündchen läuft vor ihnen her, und da dergleichen eine Passion der britischen Heldinnen ist, so fängt es Wigalois und gibt es der Jungfrau, und ersticht sogleich einen Mann, der es in Anspruch nimmt und ihn ausfordert, wobei doch Wigalois einige Worte erst fallen läßt, daß man sich doch nicht um eine solche Kleinigkeit das Leben nehmen solle, ein Zug, der ohne Zweifel von Wirnt herrührt, der an seiner Sage gerne rückt und stellt, der einmal selbst sagt, daß er mit dem Pfaffen, dessen Erzählung er sie verdanke, gehadert habe, ob sich dies oder jenes wirklich so verhielt. Wirnt

preist die Treue jener Zeiten, wo der eine besiegte Riese die Jungfrau unversehrt an Artus Hof bringt, wo Jungfrauen allein und ungefährdet durch das Land reisen konnten, ohne daß es auch ihrem Rufe geschadet hätte und blickt dabei scheel auf die Gegenwart, in der bei jedem Schritte der unbescholtensten Frau gleich Spötter und Verläumder wach werden. Der Dichter führt den Helden jetzt in das Abentheuer mit dem Grafen Hoyer dem Rothen, bei dem er gleich eine schöne Anmerkung hat über den Volksglauben an ein falsches Herz im Rothhaarigen, die neben anderen Stellen ihn, wie Walther, als einen Mann darstellen, der von Aberglauben frei ist. Von Hoyer ist auch die schon oben ausgehobene schöne Stelle über das Verliegen ausgesagt, an der er wie unzähligemal sonst seine Menschenkenntniß verräth. Sieht man, wie überall da, wo diesen Dichtern Sätze aus eigener Lebenserfahrung aus der Feder fließen, die Darstellung frisch, der Ausdruck bezeichnend, der ganze Vortrag saftig und kräftig ist, so bedauert man stets neu, daß sie an so elende Stoffe gerathen mußten. Nachdem endlich die Jungfrau dem Wigalois mittheilt, daß es sich darum handle, ihrer Herrin Gamanie und deren Tochter Larie ihr verlorenes Land von einem Heiden Roaz wieder zu gewinnen und wo der Held diese Larie zu Gesicht bekommt, sieht man, wie erfolgreich der Dichter die ekle Art verdeckt, mit der auch hier die beiden sich sogleich und ohne Weiteres im Original genähert haben werden, und die feinen Bemerkungen, die er dabei macht, die ganze Ausstattung der Scene, die Sicherheit und Wahrheit der Ausführung nähert ihn mehr dem Gottfried. Nun zieht Wigalois zum Abentheuer auf Burg Korentin gegen den zauberischen Helden, erhält vom Priester den Segen, nimmt Lariens Herz mit sich und läßt das seine bei ihr, eine kürzere und wirksamere Nachahmung einer Stelle in Hartmanns Jwein, wo sie in ein Gespräch zwischen der Minne und dem Dichter eingekleidet ist, eine Form, die hernach Wirnt in einer Erörterung (zwischen ihm und dem Sinne) über den Vorzug des Verstandes und des Reichthums anwendet. Hier berührt sich Wirnt wieder mit Walther, nur daß er nach einer anderen Stelle in Walthers strenge Ansicht nach jener biblischen Stelle (daß eher ein Tau durch ein Nadelöhr gehe u. s. w.) nicht ganz eingehen will. Eine klare und aufrichtige Seele leuchtet an Wirnt überall hervor und ein erleuchteter, heller Kopf, was beides ihn ungemein liebenswürdig macht. Es scheint, bei so vielen Remi-

niscenzen, bei seiner Bewunderung des Wolfram neben der Nachahmung des Hartmann, daß große Selbständigkeit, vielleicht seiner Jugend wegen, noch nicht sein Eigenthum war, allein seine Unbefangenheit und seine noble Gesinnung entschädigen dafür in aller Weise. Es mag ihm an einer strengen Richtung, wie Wolframs oder Gottfrieds, fehlen, wie auch sein Gedicht nichts von der Gleichmäßigkeit und Geschlossenheit des Iwein, von der Herrlichkeit und Tiefe des Parzival noch von der Vollendung des Tristan hat, er mag nicht die consequente Lebensphilosophie des einen noch des andern besitzen, allein er erkennt das herkömmliche, volksthümliche Sittengesetz einer so schön auf das Sittliche gerichteten Nation, die damals einen Schatz von Lebensweisheit schon besaß, aus dem für das reichste Gemüth noch Bereicherung zu schöpfen war. Es ist eine Neigung zu lehrhafter Betrachtung in Wirnt, aber sie kleidet ihn sehr gut: denn das Sittenrichterliche, das auch dem Walther, um von Thomasin zu schweigen, eignet, ist damals das einzige, was in unserer Poesie neben dem Volksepos eigenthümlich ist und original, und bekanntlich zeichnet sich hier unsere Dichtkunst so sehr vortheilhaft aus. Wirnt hat daher auch schon Hartmanns Vergnüglichkeit nicht mehr, der noch keine Klage und keine finsteren Grillen kennt; mit dem Didaktischen tritt hier zugleich Mismuth über die Gegenwart ein und der sehnende Rückblick in die alte Zeit. Noch ist es aber nicht eine so aufgebende und verzweifelnde Ansicht wie bei den späteren Dichtern, sondern das unter den Umständen angemessene Misfallen an dem einreißenden Geiste des Interregnums. Noch theilt sich Walther und Wirnt und Thomasin zwischen Strenge und Milde der Beurtheilung und der letztere wie der Winsbeke tadelt das Finstersichtige und Herbe namentlich in der Verleumdung des geistlichen Standes und tadelt darum auch den Walther. Diese Männer berühren sich daher in ihren Ansichten beständig, und wo Wirnt klagt, daß das höchste Leben der Erde, das Ritterthum, in Räuberei ausgeartet ist, daß der einfältige alte Minnedienst verschwindet, daß Beständigkeit nun zum Spotte wird, die Gottesliebe aufgegeben, die Gewalt gekrönt, die Treue schartig, die Habsucht eingerissen, das Recht verhöhnt, die Welt durch Reichthum und Ruhmsucht verändert ist, da erinnert sein Ton weit entschiedener an Walther als an Hartmann; und wo er, den Gawein seinem Sohne gute Lehren ertheilen läßt, redet er, wie auch in der schon angeführten Stelle über das

Verliegen aus den Ansichten und sogar mit einzelnen Ausdrücken des Winsbeke. Ja eben das Ritterthum, das in diesem schönen Reste ritterlicher Moral gelehrt wird, scheint mir am meisten noch im Wigalois erkennbar. Es ist das Charakterlose der älteren britischen Romanhelden durch den deutschen Dichter oder irgend einen Vorgänger etwas vertilgt, es herrscht auf der anderen Seite weder die Frivolität und Weichlichkeit des Tristan, noch der mysteriöse Zug nach einem heiligen Ritterthume wie im Parzival. Der Winsbeke[348]) ist unstreitig einer der theuersten Reste unserer ritterlichen Poesie, weniger als poetisches Werk, denn als eine Reihe von Lebensregeln und Maximen, die dem schönsten, dem edelsten und allgemeingültigsten an die Seite gesetzt werden dürfen, was über Moralität und würdiges Leben gesagt ist. Vielfach kommt die Sammlung weiser Sprüche der Lebensphilosophie im Mittelalter in diese Form der Ermahnungen eines Vaters an seinen Sohn gekleidet vor, eine Form, die vielleicht durch die Disciplin des Petrus Alfonsi und die Distichen des Dionysius Cato, die auch in Deutschland mehrfach bearbeitet oder vielmehr ganz ins Unkenntliche entstellt sind, Verbreitung fand. Die Franzosen haben ihre eigenen und entlehnten Chastiments, die Nordländer das Sonnenlied, die Italiener kennen das ähnliche in prosaischer Form, die Deutschen haben, außer dem schwächeren Seitenstück der Winsbekin, den Segen des Tobias, die Lehren des Königs Tyrol[349]) und mehrere Nachahmungen dieser Art z. B. in Ulrichs Alexander am Ende, in einem Gedichte der Tugendspiegel u. s. w. Nirgends aber trifft man auf eine so sinnvolle Behandlung wie die im Winsbeke, die so tief den ganzen Menschen erfaßt, die das Gleichgültige der äußeren Sitte und Convenienz so verlassen und den Blick auf das Ewige gerichtet hätte. Es liegt etwas ungemein Rührendes und Erhebendes zugleich in dem sanftfeierlichen Tone dieser Ermahnungen, mit dem der greise Vater den Sohn ins Leben

---

348) In Beneckes Beiträgen Bd. 2. und ed. Haupt. Leipzig 1845.

349) Der König Tyrol von Schotten und sein Sohn Fridebrant sind Figuren, die auch einem erzählenden Gedichte zum Gegenstande dienten, auf welches mehrfache Beziehungen existiren, und wovon J. Grimm geringe Fragmente bekannt gemacht hat, in der Strophe des Lehrgedichtes, das aus der guten Zeit des 13. Jahrhs. und älter ist als das epische Fragment. Das erzählende Gedicht berührt sich mit den Geschichten Gamuret's. S. Haupt's Zeitschr. I, 1.

schickt; es redet der ehrwürdige Alte, der die Rechnung seines Lebens abgeschlossen hat, dessen ganze Freude und Hoffnung hinfort auf den Sohn gerichtet ist, der sein Leib, der sein Trost, dessen Leiden sein eigener Kummer ist, dem er, nachdem er selbst mit Ehren seines Hauses gewaltet, die Pflege desselben vertraut, mit herzlicher Innigkeit; mit edler Bescheidenheit ihm die Erfahrungen und das Beispiel seines eignen Lebens vorhaltend, und ohne fürder eine andere Sorge zu haben, als daß es seinem Erben auf Erden und im Himmel nicht missegehe, ohne einen anderen Wunsch, als daß sein Name und seines Namens Ehre auch im Sohne erhalten werde. Jene höchste Religiosität spricht aus ihm, die der Welt Wandel gering achtet, die uns, wenn wir scheiden, nichts mitgibt als ein linnenes Tuch unsere Blöße zu decken, ohne darum aber die irdische Laufbahn grollend zu verachten. Es ist jene schöne und seltene Frömmigkeit, die herzliche und innige Liebe und Vertrauen auf Gott festhält, auch nachdem sie den Lauf der Welt hat kennen gelernt und die geheimsten Falten des sündigen Menschenherzens durchspäht, diese schöne Verbindung von tiefer Menschenkenntniß mit der Richtung auf das Ewige und Innere, die stets zu Geringschätzung des alltäglichen Treibens der gewöhnlichen Menschen, aber nie zu Verachtung der Menschheit und des Lebens führt, die das Besondere und die falsche Richtung des Theiles erkennen, aber nie das Ganze und seine Bedeutung verkennen kann, die nie erlaubt, das Leben mit frivolem Leichtsinn zu vertändeln, noch ihm mit bitterer Verhöhnung den Rücken zu kehren, die stets jene wechselnden Eindrücke von Vergänglichkeit der weltlichen Dinge und der Existenz ewiger Zwecke nährt, die dem vollkommeneren Menschen gleichmäßig nicht fremd sein dürfen und die zusammen jenen Ernst des Lebens hervorrufen, der ein so edles Eigenthum unseres Volkes ist. Am Gottesdienste, empfiehlt der weise Vater seinem Sohne, sollen ihn nicht die Werke der Priester irren; ihre Worte seien gut, auf die soll er achten und um ihre Thaten sich nicht kümmern. Im Frauendienste sollen ihn die Sitten der Vielen nicht stören, um des Geschlechtes willen soll er sie ehren, seinen Dienst ihnen weihen und nur Gutes von ihnen sprechen. Nirgends ist die Frauenliebe und die Verehrung dieses Geschlechtes schöner gefaßt, als hier: sie sind der Welt Zierde und Würde, die Gott mit seiner Gnade, als er sich dort Engel erschuf, uns hier zu Engeln gab, an denen alle unsere Seligkeit liegt, die mit der Krone geschmückt

sind, in die viel edle Steine mit Tugenden gesenkt sind, deren Liebe unsere Herzen heilt und reinigt und heiligt, vor der unser Gram und Kummer wie Thau vergeht. Dabei ist es hier klar ausgesprochen, was in allen ächtdeutschen Gedichten liegt, was der kerndeutsche Lampert im Alexander eben so klar sagt, daß die sinnige und heilige deutsche Frauenliebe jener Zeit auf dem Stamme der Mutterliebe gewachsen ist[350]), daß sie ihren Bezug auf das häusliche Glück nimmt, und nicht auf sinnliche oder gesellige Freude, wie bei Franzosen und allen Südländern. Hier ist auch einmal Ritterlichkeit und Waffenkampf und Verschmähen des guten Gemachs und des weichlichen Verliegens gepredigt, mit dem nicht Ruhm und Ehre zu gewinnen sei. Es sind nicht chimärische Tugenden, die der Vater dem Sohn empfiehlt, sondern was das Leben fördert und Ehre des Hauses mit sich führt. Mit den Armen soll er sein Brot brechen, am Fremden und Reisenden gastliche Freigebigkeit üben, an Jedermann höfliche Sitte, Dienstfertigkeit an den Freunden und am Feinde Großmuth. Den Hochgeborenen ohne Tugend soll er geringer achten als den Niederen, der nach Ehre strebt, denn die Tugend mache den Adel, und Hochgeburt ohne sie sei wie das Korn in den Fluß gesäet. Hoffahrt und Habsucht soll er schwinden lassen, das Gut möge er lieben, aber sich nicht von ihm beherrschen lassen, denn Wahnsinn sei's, das Gut über Gott zu lieben und sich um beides zu bringen, ehe man das eine aufgibt. Den Zorn soll er zäumen, das Innere vom Gift der Untreue reinigen und in Maße leben; ehe er sich der Lüderlichkeit und dem Spiele ergäbe, liege er besser im Grabe. Sein Wort soll er in Ehren halten, seine Rede sei Ja und Nein. Vorsicht der Welt gegenüber wird mit feinen Vorschriften empfohlen; nie soll er thun wie der Vogel, der fliegen will ehe er kann, und was zu schwer ist solle er liegen lassen. Aber frühe solle

350) ed. Haupt Str. 11. Sun wilt dû zieren dînen lîp
sô daz er sî unfuogen gram,
sô minne und êre guotiu wîp.
ir tugent uns ie von sorgen nam.
si sint der wunne ein berender stam,
dâ von wir alle sîn geborn.
er hât niht zuht noch rehter scham
der daz erkennet niht an in,
der muoz der tôren einer wesen,
und het er Salomônes sin.

er die Kräfte regen, denn früh brenne was eine Nessel werden will und dreißig Jahre ein Thor bleibe für immer ein Narr. Er soll gutem Rathe folgen, auf Verleumder nicht horchen, „zu rechte schweigen, zu statten reden“, nicht zudringlich sein, den Riegel vor die Zunge schließen, und der Rede Ausgang bewachen und nicht anderes sprechen als was den Weisen behage, und das Geheimniß soll er wahren, denn leicht sei Dreien zu eng was Zweien gerecht sei.

Das Alles, diese praktische Weisheit, diese milde und zugleich kräftige Gesinnung, theilt — um doch endlich auf unsern Wirnt und sein Gedicht zurückzukommen, dieser Dichter als Person, allein wie ist es doch Jammer und Schade, daß von diesem tüchtigen Geiste in die Gedichte dieser letzten Dichter nichts übergegangen, daß von einer so durchempfundenen Gesinnung so wenig aus dem Leben in die Poesie überging, daß wir sie nur eben in Lampert hervorscheinen und sogleich verschwinden, daß wir sie im Wigalois nur gleichsam außerhalb des Gedichtes hingestellt sehen, um ihren Mangel in dem Gedichte selbst desto schmerzlicher zu empfinden. Wenn ja Wirnt seinem Wigalois grundsätzlich diesen edlen Frauendienst leiht, wo könnte er in diesen Stoffen Gelegenheit finden, ihn auch so zu charakterisiren, wie er ihn sich denken mochte? wenn er ihm die fromme Ritterlichkeit leiht, die auch mit dem Gebete außer dem Schwerte Wunder verrichtet, wie sollte das nicht mitten in den Abgeschmacktheiten verloren gehen, in denen er die wunderlichen Abentheuer erzählt, die Wigalois auf Burg Korentin zu bestehen hat, bis er den Heiden Roaz erlegt und dessen Weib aus Herzensliebe oder Herzeleid über ihm gestorben ist? Wer würde je eine so totale Scheide zwischen der Gesinnung in dieser epischen und jener didaktischen Kunst für möglich halten, wenn man nicht die Documente vor sich sähe? Wer würde selbst dann die Thatsache begreifen, wenn man nicht bedächte, daß die ganze Ritterwelt in ihren Thaten durch die Bücherwelt und das Reich der Phantasie gehemmt ward, daß von Stufe zu Stufe seit den alten Heroenzeiten die äußere Thätigkeit und Waffenmacht absank, daß mit dieser die ächtepische Poesie ihren Werth stets mehr verlor, daß man sich kaum in der Zeit der Hohenstaufen ein wenig wieder zusammenraffte, um sogleich die einen in Rohheit zu versinken, die anderen erschreckt sich auf sich selbst zurückzuziehen, daß man sich nun hinter Grundsätze flüchtete und diese desto reiner bei den Besseren ausgebildet erscheinen, je mehr sich Andere der Charakterlosigkeit, die herrschend

war, frei überließen, daß dem entsprechend die Poesie nun keinerlei Bedeutung mehr in den Handlungen suchte, sondern blos in der Denkungsart und Gesinnung, wie z. B. im Parzival man den Helden im Hintergrunde Thaten verrichten hört, aber nicht sieht —, oder auf der Gegenseite blos in der Darstellung von Handlungen, abgesehen geradezu von aller und jeder Gesinnung, sie sei gut oder schlecht, wie im Tristan der Held ein bloßer der Anrechnung unfähiger Spielball des Glückes wird. Diese Gegensätze scheinen sich damals in aller Welt ausgebildet zu haben, aber doch hat keine Nation zwei so merkwürdige Dichter aufzustellen, wie Wolfram und Gottfried, die jene so vollendete Opposition bildeten, wie sie in allen Zeiten einer hohen Bildung sichtbar wird, zwischen der strengeren Lebensansicht, die im Sparen der Bedürfnisse, und der leichteren und gefälligern, die im Reichthum der Bedürfnisse und deren Befriedigung das Heil und Glück der Menschen sucht.

4. Wolfram von Eschenbach.

Je mehr nun der Sagenstoff in den Dichtungen unserer ritterlichen Sänger unter dem Hervortreten größerer Subjectivitäten und einer strengern künstlerischen Behandlung unbedeutend wird, je freier man damit verfuhr und je mehr die dichterische Form über die Materie ihr Recht zu behaupten anfängt, desto schneller gehen wir über die Quellen der Sage des Parzival und Tristan, der zwei Hauptgegenstände, die wir zunächst betrachten, so wie über die ausländischen Behandlungen hinweg. Daß ich auch auf das Biographische der Dichter wenig oder keine Rücksicht nehme, mag der Plan meiner Arbeit und das Mangelhafte der Notizen, die wir darüber besitzen, entschuldigen; ich verweise auf einen Aufsatz von von der Hagen über Wolfram [351]), wüßte aber in einer Arbeit, wie diese, nur dann von den Lebensgeschichten der Dichter einen Gebrauch zu machen, wenn sie einen deutlichen Einfluß auf die Werke derselben verriethen. Was die Quellen des Parzival angeht, des Hauptwerks Wolframs, so trifft es sich glücklich, daß die Ausgabe von Lachmann, der wir

---

351) In der Sammlung seiner Minnesinger Th. IV. Vergl. die Einleitung zu der Uebersetzung des Parzival, von San Marte. 1836; und das Leben Wolframs in dessen 2. Theil, Buch IV.

die eigentliche Wiederbelebung dieser Gedichte zu danken haben, die früher nur in völlig ungenießbaren Drucken existirten, zugleich in der Einleitung die nöthigen Ausweisungen darüber gibt. Es würde eine vergebliche Mühe sein, der Gralsage auf den Grund kommen zu wollen [352]), denn nach meinem Urtheile hatte sie keinen anderen als die Phantasie eines wahrscheinlich südfranzösischen oder spanischen Poeten, der etwa eine kostbare Reliquie den ersten Anstoß gab. Wilken mochte vielleicht erwartet haben, daß er im Laufe seiner Untersuchungen über die Kreuzzüge Aufklärungen über diese Sage erhalten werde, weil er ein indirectes Versprechen gab, auf dieselbe zurückzukommen, was nicht geschehen ist und schwerlich geschehen konnte. Aller Bezug auf die Ritterorden und auf die smaragdene Schale von Cäsarea ist durchaus ins Mystische und Symbolische gezogen, und beruht auf nichts anderem, als auf der Einführung von neuen Zeiterscheinungen in alte Gedichte, die den Franzosen so eigen ist, wie den Deutschen die Anknüpfung alter Heroen an neue Namen. Nichts scheint klar, als daß das Gedicht einer früheren Gestalt nach dem britischen Kreise und der britischen Manier angehört hat, wo der Parzival ganz eine solche Figur gespielt haben mag wie Lanzelot oder Wigamur oder Fergus. Diese Sage aber möchte, wenn man aus dem Mittelpunkte des Locals, aus dem sacro catino, aus der Verehrung des Tempelordens, aus der Verherrlichung des Hauses Anjou und dergleichen mehr schließen sollte, eine begeisterte Aufnahme in dem ganzen Strich der hochfranzösischen Dialekte gefunden haben, wo alle diese Dinge angeknüpft wurden, die uns jetzt der Mittelpunkt der Sache scheinen, und die wohl zuverlässig früher so wenig der Sache angehörten, wie der Gral der Tafelrunde Arthurs, mit der man ihn später verband. Gewiß ist aber, daß diese Sage durch unendlich viele Hände muß gegangen und vielleicht ähnliche Schicksale muß gehabt haben, wie die Rolandsage in ihrer Ausbildung bis zu Ariost, in der man ebenso von der ältesten Grundlage entfernt ist, wie wir uns im Parzival von der muthmaßlichen britischen Urquelle entfernt sehen würden, wenn uns diese erhalten wäre. Ein ungeheurer Wust von Geschich-

---

352) Wenigstens wäre es gewiß weise, daß man Urtheil und selbst die bloße Zusammenstellung versparte, bis man des vorhandenen Materials mächtig wäre. Ein Fragment ohne viel Belang hat Fr. Michel, le roman du St. Graal, Paris 1841, herausgegeben.

ten und Sagen muß darin zusammengetragen gewesen sein, wenn wirklich, wie es mehr als wahrscheinlich ist, Alles was wir jetzt im Parzival und Titurel getrennt gelesen und vielleicht noch Mehreres dazu, in dem Werke des Kyot, Wolframs Quelle, beisammen lag, und mit Recht sagt Lachmann, daß schon unserem Dichter das „Ganze, wie uns, ein Gewirr unverständlicher schlecht verbundener Fabeln scheinen mochte", so daß er daraus die ansprechendere Episode des Parzival sich zu abgetrennter Behandlung herausnahm, die auch Chretien von Troyes, dessen Parzival erhalten ist, und bei vielfacher Uebereinstimmung der Abentheuer doch Alles das entbehrt, was den Wolfram'schen auszeichnet, allein bearbeitete, dessen Behandlung übrigens von Kyot, wie es Wolfram bezeugt, angegriffen ward[353]). Was übrigens das Werk vor Kyot und Chretien für Schicksale gehabt, ist nicht auszumitteln; der Dichter weist uns hier auf Quellen, die man wohl nicht für etwas anders als eine Fiction halten wird, indem er die heidnische Schrift eines Flegetanis in Toledo, wie es scheint, als die Verkünderin des Geheimnisses des Grals und, wie der Titurel, lateinische Chroniken von Britanien, Frankreich und Irland nennt, die Kyot nach der Geschichte von den Gralpflegern durchsucht hätte, die er in Anjou gefunden habe[354]). Es ist Schade, daß das Werk des Kyot verloren ist, das hier vielleicht mehr Licht schaffte, als Wolfram thut. Wir kämen dann vielleicht auf mannichfaltige Spuren vielfacher Quellen, die es noch besser zeigen würden,

---

353) Parzival 827, 1.

Ob von Troys meister Cristjân
disem mære hât unreht getân,
daz mac wol zürnen Kyôt,
der uns diu rehten mære enbôt.

354) Parzival 454, 17.

Flegetânîs der heiden sach, dâ von er blûweclîche sprach,
im gestirn mit sînen ougen, verholenbæriu tougen.
er jach, ez hiez ein dinc der grâl: des namen las er sunder twâl
inme gestirne, wie der hiez. „ein schar in ûf der erden liez:
diu fuor ûf über die sterne hôch. op die ir unschult wider zôch,
sît muoz sîn pflegn getouftiu fruht mit alsô kiuschlîcher zuht:
diu menscheit ist immer wert, der zuo dem grâle wirt gegert."
Sus schreip dervon Flegetânîs. Kyot der meister wîs
diz mære begunde suochen in latînschen buochen,
wâ gewesen wære ein volc dâ zuo gebære,
daz ez des grâles pflæge unt der kiusche sich bewæge etc.

daß man auch in diesem encyclischen Gedichte, wie im Ariost, die Sagen aller Welt benutzte, so daß man nun den Ursprung desselben bald aus Spanien, bald aus Frankreich, bald aus Arabien und Griechenland holt. Bei dieser Lage der Sachen kann ich nichts thun, als sie auf sich beruhen lassen, und den neugierigen Leser auf Büschings Auszug der Gralgeschichte aus unseren beiden deutschen Gedichten[355]), dem Parzival und Titurel, oder auf Görres Einleitung zum Lohengrin verweisen, mit welchen Aufsätzen, wie auch mit dem was Hammer und Andere geschrieben haben, ich für meine Zwecke gleicherweise nichts anzufangen weiß. Wenn schon Wolfram selbst, so wenig wie sein Vorgänger, die geheime Bedeutung des Grals und den Zusammenhang der Sagen verstand, wie man annimmt, so mußte ihm ja für den Plan seines Gedichtes durchaus nichts darauf ankommen, und somit kommt mir für den Plan meiner Geschichte noch weniger darauf an.

Auch diese Sätze über die Gralsage haben wir unverändert aus den ersten Ausgaben beibehalten, um unsern Lesern wo möglich fühlbar zu machen, daß auf dem so sehr unsichern Boden der Mythen- und Sagenforschung, vielleicht selbst mit dem vagen historischen Tact mehr ausgerichtet wird, als mit der angestrengtesten antiquarischen Untersuchung. In die Geschichte und die Verhältnisse dieser räthselhaften Sage vom Gral ist durch die Auffindung des walisischen Mährchens von Peredur, dem Sohne Faraw cs[356]), ein natürliches Licht gekommen, welches mannichfaches Dunkel zerstreut und die Erleuchtung der symbolischen Ausleger weit überstrahlt. Diese britische Erzählung rechtfertigt auf eine ganz eclatante Weise unsere dreist ausgesprochene Behauptung, daß diese Sage „in einer frühern *gänzlich* verlorenen Gestalt dem britischen Kreise und der britischen Manier angehört hat, wo der Parzival ganz eine solche Figur gespielt haben möchte, wie Lanzelot oder Wigamur oder Fergus"; daß dieser Sage dann in der Provence erst die Herrlichkeiten von der Reliquienlegende, dem sacro catino, dem Tempelorden, dem Hause Anjou u. s. angeknüpft wurden, die uns der Mittelpunkt der Sache scheinen. Man könnte in der That keine Quelle zum Parzival erfunden haben, die diese Aussprüche besser bewährte, als es das gefundene Mährchen

355) Im altdeutschen Museum I.
356) Im 2. Bande der Mabinogion von Lady Guest.

von Peredur thut. Die tiefsinnigen Forschungen und Görres'schen Phantasien über die Gralsage fahren damit zum größten Theile in alle Lüfte. Als ich diesen ganzen Plunder schon mit aller Bestimmtheit verwarf und die ganze Grallegende im Wesen auf die Fiction eines phantasievollen Kopfes schob, so konnte dies die mittelalterigen Mythologen nur entsetzen und San Marte [357]) erörterte die ganze Sache noch einmal mit aller Ausführlichkeit, in Görres' Spuren fortgehend. Doch ist er unbefangen genug, nach der Erscheinung der Mabinogion die Sache zum guten Theile aufzugeben; denn in dem Mährchen von Peredur ertappt man leider den höchst elenden Anlaß, der zu der ganzen Anknüpfung der sangreal Legende auffoderte. Wäre diese Legende, für sich, in selbständiger Abtrennung, irgendwo vorher nur einigermaßen ausgebildet oder gepflegt gewesen, so würde man sie gewiß nicht an eine so äußerst dürftige und geringe Erzählung wie die von Peredur angeknüpft haben, und es wird wohl dabei bleiben, daß irgend ein großer Geist die zwei vielleicht gleich unbedeutenden Sagenelemente mit einander zu verbinden wagte, weil er sich bewußt war, eines mit dem andern adeln und zur Würde eines wahrhaften Gedichts emporheben zu können. Noch im Parzival des Chretien von Troyes soll der Gral eine sehr untergeordnete Rolle spielen; in einer englischen metrischen Romanze über diesen Helden, in dem Thoratenmanuscript der Lincolner Cathedralbibliothek ist gar nichts davon zu finden; man sieht also, wie diese Anknüpfung in verschiedenen Gegenden auf verschiedene Weise Statt gehabt hat. Die Kenner des Parzival mögen aus der Analyse des walisischen Mährchens von Peredur, die wir nothwendig finden im Anhange zu diesem Bande beizufügen, urtheilen, aus welch geringen Anfängen sich das ungeheure Werk des Kyot von Provence aufgebaut hat. Die ganze Richtung unserer deutschen Alterthums- und Dichtungsforscher, nach der sie gerne im Hintergrunde unserer alten Epen eine Reinheit der Sagen suchen, in ältern Quellen auf den „ursprünglichen Sinn“ einer Sage hindurchzuschauen hoffen, erhält hier einen argen Stoß, und der historischen Ansicht bleibt der Sieg, die den Sagen erst in den abschließenden Behandlungen überlegener Dichter Sinn und reine Gestalt geliehen findet und in den ältern überall nur die rohern Elemente sucht. Es ist vergebens, nach der Auffindung des Peredur

357) Der Mythus vom heil. Gral, von San Marte. 1837.

noch auf andere Quellen zu warten, die vielleicht den Sinn der Sage von Parzival ursprünglicher darbieten würden; denn leider bieten sich hier die Anfänge aller der wesentlichen Fäden dar, aus denen das Thatsächliche im Parzival fortgesponnen ist, und überall finden sich in dem sinnlosen Rudimente dieser Sage die Schlingen, an die sich gerade das Sinnvolle der Gralgeschichte erst später angeknüpft hat. Wenn die bösen Hexen von Gloucester noch immer spukten und dem Tiefsinne unserer Mythologen hätten Streiche spielen wollen, so hätten sie es nicht besser und einfacher machen können, als daß sie dieses Mährchen von Peredur ans Tageslicht förderten.

Wenn wir in der Behauptung nicht irren, daß vielfache Berührung verschiedenartiger Völker und ihrer Vorstellung das Romantische nährten, so werden wir uns leicht erklären, warum gerade eine in diesen Gegenden gereifte Sage plötzlich einen ganz anderen Charakter, eine viel größere Pracht, einen viel bedeutenderen Aufwand, einen viel weiteren Umfang annimmt, als alle die britischen Romane, unter denen die erste Grundlage des Parzival eine Stelle einnimmt. An diesen Ufern des mittelländischen Meeres hatten ja schon in Urzeiten jene Iberer gesessen, die schon in ihren phantastischen Mährchen, die Strabo erwähnt, ganz orientalischen Charakter verrathen; hier drängten sich zu Land und See neben ihnen Kelten, Phönicier, Ligurer, Phokäer, Tyrrhener, Karthager und Römer. Die Herrschaft der Gothen, der Mauren und Franken folgte einander und erhielt sich nebeneinander. Die Kriege mit den Sarazenen führten zu den engsten Verbindungen mit Mauren, mit Afrika, Aegypten, Syrien und Griechenland; die Catalonier gehörten zu den frühesten See- und Kaufleuten, die alle Welt befuhren, die Kreuzkriege in Spanien führten zahllose Massen von Rittersleuten aus aller Welt unter die zahllosen kleinen Lehnsleute und Fürsten von Südfrankreich und Nordspanien. Was Wunder, wenn die Provence, deren eigenthümliche Lyrik wir schon kennen gelernt haben, keine britische Dichtungen von jener Einförmigkeit vertragen konnte, die wir hier überall antrafen und die ja selbst in der Normandie und in England von den Trouveres gleich erweitert und verändert wurden, wo wir einen ähnlichen, nur nicht einen gleich glänzenden Zusammenfluß von Stämmen gewahrten, wie hier. Ueberall hin, wo eine solche Mischung der Nationen nicht Statt hatte, drang der Geschmack an dieser romantischen Kunst weniger, oder erst nachdem sie anfing in classischere Form gebunden zu werden. Diese Dichtungen, auf sol-

chem Boden entstanden, wo kein ungemischter, altnationaler Stamm als Träger einer Sage da war, wo alle alte Sage eigentlich fehlte und nur neue Begebenheiten den Stoff hergaben, bilden daher den strengsten Gegensatz gegen alle eigentliche Volksepen, gegen Homer oder die Nibelungen. Was zuerst die Dichter angeht, die sich dieser Stoffe annahmen, so ist in ganz Europa damals ein einziger großer Rückgang von der Objectivität der alten Kunst zu der vollendetsten Subjectivität erkennbar. In den Nibelungen, oder noch mehr im Hildebrandliede und im Walther führt der Dichter, wie Homer, den Leser nur ein, dann läßt er ihn mitten unter seinen poetischen Gestalten allein, die sich von selbst vor ihm bewegen, deren Handlungen sich aus sich selbst entwickeln. Im französischen Epos gleitet die plastische Schilderung der sinnlichen Gestalten schon auf die der Charaktere über und der Dichter wird laut dabei. In den britischen Romanen ist weder das eine noch das andere, weder anschauliche, sinnliche Figuren noch psychologische Wahrheit der Charaktere. Wo also ein Geschlecht so sehr dem Leben entfremdeter, aller Wirklichkeit entfernt stehender, nur in der Welt des Gemüths lebender und von da aus ihre dichterischen Schöpfungen gestaltender Poeten, wie unsere Minnesinger, war, wie froh mußten diese nach einem Stoffe greifen, wo ihnen Raum gegeben war für Alles was sie nur ändern, weglassen oder einschieben wollten, wo keine Handlungen von solcher Größe waren, daß sie ihren tiefen Empfindungen imponirt hätten, wo keine festen Gestalten eines Nationalepos sie verscheuchten, sondern wo sie bloße Nebelfiguren trafen, denen sie jede beliebige Seele einhauchen konnten! Wir sehen daher Franzosen und Deutsche gleich wohlgemuth in diesen Gebieten wirthschaften und im Parzival und Tristan ists so weit gekommen, daß die deutschen Dichter ganz unverholen ihre eigne Weltansicht ihren Helden leihen, und im Dante hat dies Alles seine höchste Spitze, wo geradezu die Seelengeschichte des Dichters selbst den Stoff des Gedichts macht. Sein großes Werk bildet daher auch zu aller antiken Kunst den grellsten Gegensatz und wie sich die Extreme überall nahe liegen, so beginnt auch geradezu mit ihm selbst und mit Petrarca die Rückkehr zum Altclassischen in ähnlicher Stufenfolge wie bis zu ihm die Entfernung davon zugenommen hatte.

So ists mit den Dichtern; mit den Gegenständen ists nicht anders. Wir rücken beständig aus der alten, heroischen, wirklichen

Welt in die neue, ideale Gemüthswelt; die alte Heldenzeit der Nibelungen, die alte Glaubenszeit des Kaiser Karl geht verloren; in den britischen Gedichten ist alle sinnliche Anschaulichkeit wie aller historische Boden verschwunden, im Tristan zieht durch Gottfrieds Kunst das getreuste Abbild des feinsten gegenwärtigen Lebens ein, in Wolfram das der größten gegenwärtigen Ideen; so wie Dante unverholener sich selbst zum Mittelpunkt seines Gedichtes macht, als jene, so nahm er auch unverholener die Gegenwart auf und schied aus seinem Gedichte das sinnliche Object gerade aus oder behielt es nur in Episoden. Die Wahrheit in allen diesen Dichtungen ist hinfort nicht mehr jene gleichsam historische im Homer und wenn man will in unserm Nationalepos, die sich strenger an den Gang des gewöhnlichen, wirklichen Lebens hält und an dessen Gesetzen selbst im Gebrauch des Wunderbaren festhält, an jene Wahrheit, die gleich jedem gesunden Verstande verständlich und faßbar ist, sondern es tritt eine andere Wahrheit ein, die sich diese Männer, abgesondert von eben jener wirklichen Welt, vertieft in ihr Inneres, schufen, die erst historisch psychologisch erforscht werden muß, durch Studium jener Zeit oder durch allgemeine Menschenkenntniß; die so ächt und groß sie sein mag, doch nie eine allgemeine, sondern nur getheilte Anerkennung finden kann, was diesen Gedichten, den Dante nicht ausgenommen, als Kunstwerken sowohl ihren Werth als ihre Verbreitung nothwendig schmälern mußte, so hoch das Interesse der Zeit und des historischen Forschers der Nachwelt immer daran war. Nur ein Geschlecht, das so allmählich und so gründlich von der äußeren Welt und jeder alten Erinnerung, die daran fesselte, sich entfernte bis zu seiner Umgebung, und das sich selbst in dieser in Orden und Einigungen und Stände, und endlich jeder Einzelne in sich selbst verschloß, nur ein solch Geschlecht konnte zu solch einer totalen Entfernung von dem sinnlichen Elemente aller Kunst gelangen, und konnte wieder auf der anderen Seite seine neue Art von Kunst an den alten Stoffen unmöglich, sondern nur an jenen britischen Werken ausüben, die, selbst ohne historische Wahrheit, jede beliebige hineinzutragen gestatteten, die selbst von allen Ideen und Empfindungen wie entblößt jede beliebige aufnahmen, die als eine Reihe von zweck- und planlosen Begebenheiten die Veränderung derselben zu planmäßiger Handlung einer geübten Hand und einem glücklichen Kopfe möglich machten. Man kann nächst Lampert erst bei diesen zwei Dichtern Wolfram und Gott-

fried sagen, daß sie mit einem bestimmten Gedanken die Theile ihrer Gedichte zu einem Ganzen binden, und nur darum kann man ihren Gedichten den Namen eines Epos beilegen, den in den fremden Behandlungen weder Parzival noch Tristan erhalten können. Dort sind sie Novelle und Roman, und der Uebergang von Epopöe in Roman, wie von Roman in Epopöe ist überall klar. Vielleicht nur mit Ausnahme der Roncevalschlacht tragen alle französischen und britischen Romane diesen Namen mit vollem Recht, sie sind auch eben darum alle in prosaischer Gestalt beliebter geworden, die dem Romane weit besser ansteht, als die poetische; die Trojaner= und Alexandersage war zum Roman geworden, Lampert aber gab ihr den Anspruch auf den Namen eines epischen Gedichtes, wenn auch eines unvollkommenen, wieder, und es ist das größte Zeichen von der genialen Tiefe unserer trefflichen Meister, daß sie der Sage von Tristan und Parzival eine solche Seite abzugewinnen wußten, von wo aus behandelt, sie als eine ganz eigenthümliche Gattung der Epopöe betrachtet werden müssen. Wie wenige Anlage dazu in den Quellen unserer Dichter lag, können wir, was den Tristan angeht, an Eilharts Bearbeitung sehen, und was den Parzival angeht, so liegt das in unseres Wolframs Werke (1212) selbst klar am Tage [358]).

Denn in seinen meisten Theilen finden wir all das Planlose der britischen Gedichte wieder. Vieles was hier geschieht und vorfällt, scheint kein Ziel und kein Ende zu haben; Begebenheit reiht sich an Begebenheit ohne inneren Zusammenhang; wir sehen Menschen bald in diesem Zustande bald in jenem, sie benehmen sich in dieser Lage und in jener, ohne eine Tendenz, ohne bestimmte Motive. Eigentliche Charaktere gibts hier nicht; die Menschen unterscheiden sich zwar durch Verhältnisse, Naturen und Ansichten, allein es fehlen die tausend Züge in Ausdruck, Meinung, Handlung, im Aeußeren und Inneren, die eine Individualität erst zeichnen; es fehlt zwischen dem inneren und äußeren Leben der Helden und Heldinnen jener geistige Verknüpfungspunkt, der jene griechischen Heroen zu so herrlichen Figuren macht, der jenen schönen weiblichen Gestalten die schönen Seelen einhaucht. Alles Handeln ist daher hier charakterlos, alles Gefühl ohne Wahrheit, alles Thun fließt aus Launen, wie jede Bege=

358) Wolfram von Eschenbachs Werke, ed. Lachmann. 1833. — Parzival und Titurel, übers. und erläutert von Karl Simrock. 2 Thle. 1842.

benheit aus Zufall. Die Liebesempfindungen der Besungenen entstehen und vergehen, man weiß nicht wie, jede einzelne ist eine Kirke und Kalypso, ohne als solche einem Zwecke des Dichters zu dienen. Alle Kraftäußerung der Männer, unmotivirt wie sie ist, ist darum weder geeignet, unsere Bewunderung als Tapferkeit, noch unseren Abscheu als Rohheit auf sich zu ziehen, so wenig wie ihre erhörte oder nicht erhörte Liebe eine Theilnahme erregt; es sind Automaten, deren Handlungen wir selten aus einem inneren Triebe vor unseren Augen entstehen sehen. Wie der Dichter mit seiner Erzählung, so prahlt der Held mit seiner Tapferkeit, die uns ganz gleichgültig läßt, weil wir die Quelle nirgends sehen, aus der sie fließt, während im Homer bald die Rache, bald die Ehrsucht, bald die Noth die lebensfrohen Helden zur Todesverachtung treibt. Alle Fehler ferner, die uns an den britischen Romanen und an dem Meisten was das Mittelalter hervorgebracht hat, misfallen, stören uns auch hier. Ueberall treffen wir auf die stolze Beschränktheit des Standes, der diese Dichtungen pflegte. Die Staaten des Mittelalters waren überall auf Unterdrückung der Menge gegründet; diese Menge ward grausam verachtet, und so ward sie auch aus den Gedichten verdrängt. Die Griechen, die zwar auch die unteren Klassen drückten, aber in älterer Zeit das Sklavenwesen nicht so ausgebildet hatten wie später, lassen selbst den Sklaven und Knecht im Epos eine Rolle spielen und das Volk ist überall der Hintergrund im Gedichte. Wenn bei aller Ueberlegenheit an Poesie und Natur die Fabel der Ilias sich nur unter den Hauptfiguren herumdrehte, wenn wir alle Kämpfe der Heere, alle Heroen des zweiten und dritten Ranges, alle kleine Episoden, alle Stimmen der Völker, alle Klagen der Weiber wegdenken müßten, was würde uns übrig bleiben? Es würde mit dem Vortreten Einer ausschließlichen Kaste eine ähnliche kastenartige Dichtung verknüpft sein, die uns mishagen müßte, denn die Dichtung sehen wir am wenigsten gerne sich in Einem und demselben, und gar in einem so beschränkten Kreise bewegen. Dazu kommt dann, daß auch hier überall der Glanz und die Pracht, der Adel der Sitte, die Convenienz hervorscheint, während im Homer der ganze Anstrich des Lebens, das uns geschildert wird, auf Armuth, Naturzustand, kindliche Einfalt, große Unschuld und wenn man will selbst auf Rohheit hindeutet. Wenn wir im Homer durch die grade und einfache Natur der Helden hier und da die Stimme zarter Empfindung, durch ihre rohe

Tapferkeit das Mitleid und die Schonung, durch ihre einfachen Mahle ein kostbares Gefäß, durch ihre ledernen Waffenstücke ein goldnes Rüstzeug durchblicken sehen, so finden wir uns überrascht, aber auch befriedigt, denn die Natur der Menschen und die Verhältnisse ihres Lebens erklären das Eine wie das Andere; bei Homer ist Armuth des Lebens, aber Reichthum des Geistes; hier aber öffnet sich durch die Prachtmahle, die herrlichen Feste, Waffen, Kleider, Edelsteine, die Aussicht auf geistige Dürftigkeit; die äußere Erscheinung spannt stets die Erwartung, die immer getäuscht wird, während sie bei dem Griechen durch die industriellen, künstlerischen, intellectuellen Vollkommenheiten, die aus dem einfachen Naturstand hervortauchen, freudig überrascht wird. In diesem ärmlichen Stolze des Ranges und Standes, bei weniger Bildung, liegt ein Hauptgrund unseres Mißfallens an diesen ritterlichen Erzählungen, und Cervantes konnte nicht meisterhafter den hohlen Dünkel dieser Klasse persifliren, als indem er die praktische Realität recht derb daneben stellte. So günstig die Quellen dieser ritterlichen Dichter ihrer subjectiven Behandlungsart waren, so schroff hielt sie doch eben dies in einem Contraste mit ihrem Stoffe. In diesem herrscht die spärlichste Armuth, in ihnen selbst aber das Streben nach dem größten Glanz. Für sinnliche Erweiterung des Stoffes haben sie kein Geschick; für Einschränkung ihrer Prachtsucht, ihres lebhaften Antheils, ihrer hochtönenden Worte haben sie keinen Sinn; sie bleiben also mit ihren warmen Gefühlen, oft mit reicher Gedankenfülle und mit sprudelnder Redseligkeit dem trockenen und schalen Stoffe gegenüber stehen; sie wollen aufhelfen und können nicht; sie gehen immer mit einer Begeisterung dem Leser voran, die dieser nicht versteht, weil sie nicht in der Sache liegt, sondern blos in dem Dichter. Da diese nicht alte halbvergessne Zustände objectiv ausmalen, sondern neue allbekannte subjectiv andeuten, so fehlt die sinnliche Belebtheit und Vollständigkeit; wie in neueren Geschichtswerken wird stets etwas vorausgesetzt, und dies ist freilich in Werken der Phantasie noch viel weniger zu dulden, als in Werken des Verstandes. Der Dichter spricht zu Lesern, die halb errathen, was er ihnen nur immer zu sagen unternimmt: er leiht ihnen gleichsam nur Pinsel und Farbe und läßt sie selbst ausmalen. So liegt in Form und Fabel und Charakteren nichts als Zwiespalt und Widerspruch.

Dies träumerische Hinleben ohne Prinzip, dies dünkelhafte Wesen

ohne Grund, diese tapferen Thaten ohne Zweck, dies Gewirr der Abentheuer ohne Ende, dies innere Drängen ohne Ziel und Gegenstand, was Alles wir so stehend finden in diesen Romanen, ist also auch im Parzival zu treffen. Wie also sollte sich damit das Verdienst, das man dem Wolfram als Dichter einräumt, verbinden lassen? Sollte es nicht? Oder wäre nicht etwa auch, bei zwar größerer Bewegung, bei sinnlicherer Behandlung, dasselbe Gewirr planloser Abentheuer und das Treiben prinziploser Helden im Ariost, der doch heutzutage für einen großen Dichter unbestritten gelten wird! Wie, wenn unser Dichter sich in einer ähnlichen Art wie Ariost, dieses ganzen Chaos bedient hätte, recht eigentlich mit der Absicht, dies Chaos beizubehalten, um das ganze vage, wilde, ungezähmte Getriebe dieser ritterlichen Welt eben zum Gegenstande seiner Muse zu machen? Bewundern wir eigentlich im Ariost etwas anderes, als daß er uns jene Ritterwelt eben mit all den tausend sich durchkreuzenden Launen der Geschicke wie der Menschen so meisterhaft schildert? Er, der mit dem Einen Fuße noch in diesen Zuständen weilte, indem der andere schon in die neue Zeit der erfundenen Buchdruckerkunst, der Feuergewehre, der classischen Gelehrsamkeit, der veränderten Kriegs- und Staatskunst, der entdeckten neuen Welt überschritt, Er konnte es unternehmen, von seinem höheren Standpunkte in Italien aus, das diesen Zuständen des Ritterthums ohnehin am frühesten entwuchs, der neuen Generation diese Welt der Contraste mit den kühnsten Strichen und hellsten Farben zu schildern, mit all ihrem Freud und Leid, mit ihren schönen und dunklen Seiten, in ihrer Schuld und Unschuld. Indem er auf die Materie gewandt ist, greift er mit erstaunlicher Sicherheit aus dem ungeheuren Meere der Sagen den charakteristischsten Stoff und trifft mit gleicher Gewandtheit den rechten Ton für das Geschlecht, dem er sein Gedicht bietet und hinterläßt, dessen geheimste Empfindungen er mit meisterlicher Geschicklichkeit zugleich mit seiner Materie regiert und in Einem Zuge dahinreißt. Betäubt er uns mit der Pracht seiner Feenreiche, mit der üppigsten Sinnenlust, mit der tollsten Welt der Wunder, so leitet er uns winkend an, dies allegorisch zu deuten, falls wir nicht im Stande sind, uns in diesen fremden Räumen einzubürgern, und diesen Gestalten Leben und Wirklichkeit zuzuschreiben. Breitet er recht das grellste Gemälde von Uebertreibungen, von Monstrositäten und Riesenkämpfen vor uns aus, daß auch der glühendste Leser aus der Mancha den Kopf schüt-

teln müßte: plötzlich kreuzt er die Erzählung mit einem scharf überraschenden Zug des Witzes und des komischen Effects, wir brechen in Lachen aus und verzeihen ihm jede Tollheit. Leiht er am kühnsten den Menschen und der Natur übernatürliche Gestalten und Kräfte, so läßt er ihnen innerliche Wahrheit und versöhnt eins mit dem andern; schlingt er seine Abentheuer am beschwerlichsten in einander, dann eben muß man sich nur in die Ferne stellen und achten, wie er damit Licht und Schatten in seine Gemälde bringt; regt er Empfindungen und Gedanken mit seiner Materie in uns an, so schenkt er uns selten die Befriedigung, daß wir sie deutlich werden lassen und aussprechen können: ehe wir so weit gelangen, erschreckt er uns durch die magische Geschicklichkeit, mit der er uns die Gedanken und Gefühle aus dem Gemüthe und die Worte von der Zunge nimmt; wenn eben es scheint, als ob er mit gewaltsamem Effect die Phantasie aufrege, dann bricht er gewandt ab und leitet uns auf eine andere Empfindung ohne uns wehe zu thun. So überlegen und so sicher lenkt er die Einbildungskraft des Lesers nach seinem Willen und hinterläßt ihr dafür am Ziel den schönsten und wahrsten Ueberblick über eine Welt die scheinbar und wirklich nur nicht ganz voll planlosen Gewirrs ist, mitten im dunklen Drang die höchsten Ideen nährt, mitten im Taumel der Sinne die schönsten und innigsten Empfindungen pflegt. So hoch über diese Welt konnte sich freilich ein deutscher Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts nicht stellen, der noch mitten darin befangen war; so sinnlich belebt und so mannichfaltig gestaltet, konnte er diese Welt nicht malen und bilden, die er wie den alltäglichen Lauf betrachtete und nicht aus so großen Zügen und langen leicht übersehbaren Erfahrungen, nicht aus so endlosen und schon zum Theil vortrefflichen Dichterwerken kannte wie Ariost. Allein er konnte sie, wenn er anders das Geschick dazu hatte, den Verhältnissen nach besser in seinem Gemüthe abgespiegelt zeigen, als Ariost, und damit freilich nicht einen so großen poetischen, aber doch immer historischen und psychologischen Werth erhalten, und es kam nun nur darauf an, ob dies Gemüth des Dichters reich genug und menschlich genug gestimmt war, um die ganze Fülle der Bestrebungen seiner Zeiten ihrem tiefsten Gehalte nach aufzunehmen. Es kam auch darauf an, ob er die wirkliche Welt treu aufzunehmen, sie mit seiner Kunst in das Reich der Ideale zu rücken verstand, und da sein Gemüth dabei einmal betheiligt sein sollte, ob er dazu eine Rei-

gung in sich trug; oder ob er sich Ideale in sich gebildet hatte und diese in die wirkliche Welt tragen wollte, die ihm, wie sie war, misfiel; ob er sich also mit der Wirklichkeit in Harmonie oder in Opposition setzen, ob er sie aus einem heiteren oder ernsteren Gesichtspunkte, mehr für die Phantasie oder für den Geist und das Herz auffassen und darstellen wollte. Man wird errathen, daß der Erstere der liebenswürdigere Dichter, der Andere der achtungswerthere Mensch sein wird, daß Jener eine lockendere, Dieser eine strengere Weltansicht darlegen werde. Wir haben in Deutschland an Gottfried von Strasburg und Wolfram von Eschenbach die schönsten poetischen Vertreter dieser beiden Lebensansichten, wie in neuerer Zeit, unter sehr bedeutenden Modificationen natürlich, an neueren Dichtern.

Gottfrieds Tristan schwimmt mit der Welt, aber Wolframs Parzival steuert ihr entgegen. Dies Eine erlaubte jenem Dichter, die höchsten Reize zu versammeln, die schönsten Genüsse zu bereiten, die heiterste Umgebung aufs lachendste zu gestalten, dies Eine nöthigte diesen, mit allen Kräften des Geistes zugleich zu spähen, Kopf und Herz fast mehr zu beschäftigen, als die Phantasie, und angestrengter auf ein bestimmtes Ziel loszugehen, da ihm bei seiner Fahrt nicht ein natürliches von selbst verstandenes gegeben ist. In dem Parzival liegt denn auch viel deutlicher ein bestimmter Gedanke zu Grunde, als im Tristan; dadurch, daß die Handlungen des Parzival aus einer einzigen Quelle fließen, in einem einzigen Zusammenhange stehen, mit dem Schicksale im Kampf liegen, wird dieser ein vollkommen epischer Charakter, wenn man auch im strengsten Sinne das Gedicht selbst nicht eine Epopöe nennen wollte (was es doch wenigstens so gut verdient wie Miltons und Klopstocks Dichtungen); im Tristan auf der anderen Seite ist der Charakter des Helden und die Materie überhaupt dem Begriffe eines Epos strict entgegen, es ist eine ausgedehnte Novelle, der aber durch die ungemein kühne Behandlung ächt episches Interesse verliehen ward. Die künstlerische Behandlung und der ästhetische Werth zeichnet auch den Tristan vor Allem aus, den Parzival aber die Tiefe des Plans und die Größe der Ideen. Ehe ich aber hier weiter gehe, will ich versuchen, diesen Plan darzulegen.

Ist es erlaubt, des Menschen Natur und Leben in Völkern so gut wie im Einzelnen in ihren allgemeinen Zügen gleichmäßig zu suchen, so würde ich wiederholen, was bereits angedeutet ward, die

Zeit der Minnesänger und ihr geistiges Treiben ist ein solches, das den Regungen entspricht, welche sich in dem Individuum bei der ersten Entfaltung des Jünglingsalters einstellen. In das wilde Spiel der Frühjugend mischt sich plötzlich eine Sehnsucht nach einem unbestimmten Etwas, neue fremde Empfindungen drängen sich in die ungestüme Lust, in die rohe Uebung der physischen Kraft spielt geistiges Bedürfniß über, und sinnige Versenkung lähmt und spannt abwechselnd die frühere Thatkraft. Wer auf der Einen Seite das äußere thatenreiche Leben unserer ritterlichen Welt in jener Zeit und auf der anderen ihr Gemüthsleben zusammenhält, wer sich erst in ihren Sagen und in der wirklichen Geschichte umsieht und diese Männer bald egoistisch rauben, plündern und unterdrücken, bald in Selbstverleugnung für das allgemeinste Wohl der Christenheit Gut und Blut opfern sieht, wer sich dann vertieft in ihr geistiges Leben und Weben, wo sie bei erwachender Sinnlichkeit in aller Unschuld reiner Liebe bald freudig bald trauernd dahinträumen, der wird nicht verkennen, daß hier alle Kennzeichen und Symptome einer solchen Periode erscheinen. Gesetzt nun, der Parzival strebe in der Form und dem Plane, wie er uns von Eschenbach gegeben ist, die allgemeinste Seite der zwiespältigen Natur einer solchen Periode zu schildern, jenen Kampf der individuellen Richtung mit der universellen, der in den Jugendjahren, wenn sich die weltumfassenden Träume strebender Jünglinge mit dem Egoismus der Knabenjahre und die Prosa des männlichen Alters mit den Idealen des Jünglings streiten, so gewöhnlich ist, gesetzt dem Dichter gelänge es, einen Charakter zu zeichnen oder doch anzudeuten, der diesen Kampf darstelle, ihn vom Verhängniß so führen zu lassen, daß dieser Kampf zugleich groß und fesselnd würde, gesetzt, wir erhielten auf diesem Wege, wenn auch mehr durch die Einkleidung und den Entwurf, als durch die Ausführung und Darstellung, mehr durch das Verdienst des behandelnden Dichters als der behandelten Sage und wieder mehr durch die bloße Anlage der Dichtung als durch poetische Veranschaulichung ein treues Abbild der allgemeinen Natur jener Menschen und jener Zeiten, dies würde doch gewiß ein sehr großes Lob sein, das wir einem dichtenden Manne sprechen könnten, und wir würden uns vor dem Genius in einem solchen Werke ehrfürchtig neigen müssen. Der Parzival aber scheint diese Aufgabe zu lösen, und Jedermann wird Lachmann gerne beistimmen, wenn er den epischen Plan dem deutschen Bearbeiter, und

nicht dem provenzalischen Dichter vindicirt, unter dem schwerlich der bekannte Guiot de Provins zu verstehen ist, der seiner Bibel nach ein Mann von ganz anderem Sinne war, oder wenn ja beide Werke von ihm sein sollten, ein Mann von gewaltigen Eigenschaften sein müßte, wogegen freilich in jener Bibel nichts spricht. Der rohen Kraft der Ritterlichkeit nun, ihrer ziellosen Thätigkeit, dem Egoismus, der Gewalt und Ueberlegenheit wird im Parzival ein Gegengewicht gegeben, indem jene Kraft einer größeren untergeordnet, jene unbestimmte Thätigkeit mit Bewußtsein auf einen Zweck gerichtet, jener Egoismus einem allgemeinen Interesse zum Opfer gebracht, die Rauhheit des kriegerischen Lebens von dem Sinnigen des Seelenlebens, von der Hinwendung zum Uebersinnlichen gemildert, indem das Irdische nicht mehr genügend gefunden, sondern ein höherer Bezug auf ein Unendliches gesucht wird, welches letztere in einer solchen Ungewißheit und Unklarheit bleibt, wie sie eben der Sache einzig gemäß ist; das Ahnungs- und Geheimnißvolle, das diesen inneren Bewegungen eigen ist, liegt über dem Gedichte eben so vortrefflich, wie der grelle Widerstreit und Zwiespalt, der sie charakterisirt. Den Helden des Gedichtes zeugt ein tapferer Vater, einer jener Unbezwinglichen, vor dessen Sturm kein Herz und keine Rüstung besteht, und den die Unruhe jener Thatenlust von Ort zu Ort und zuletzt in den Tod treibt. Den ritterlichen Keim, den er mag auf den Sohn vererbt haben, hemmt die Mutter im Wachsthum, indem sie das Kind in der Einsamkeit erzieht und ihm die Welt und das Ritterleben verdeckt, wo seine sinnigere Natur in der Sehnsucht durchblickt, mit der er dem Gesange der Vögel lauscht, eine heilige Freude, die er sich aber durch Ungestüm und Einfalt, eben wie sein späteres Lebensglück, hier und da verscherzt, indem er die Sänger erschießt. Das Größte, was ihm in seiner Wüste den Geist beschäftigen konnte, war eine bildliche Belehrung, die ihm seine Mutter über Gott gibt, den sie ihm als den Inbegriff alles Lichtes und Glanzes nennt, und als den Allhelfer. So glänzend fuhr nun einst die ihm lange verhaltene und verborgene Wirklichkeit des Lebens streifend an ihm vorüber, als er die ersten Rittersleute an seinem Aufenthalte vorbeiziehen sah, die ihm strahlend schienen wie der Gott, von dem ihm seine Mutter gesagt. Nun hält ihn nichts mehr, sich in dies reizende Leben zu werfen, und seine bekümmerte Mutter denkt ihn wieder zu sich zurückzuführen, wenn sie ihn recht lächerlich in die Welt schickt, die ihm so feier-

lich lockend schien; sie legt ihm darum ein Narrenkleid an, empfiehlt ihm aber Achtung vor Greisen, und Bewerbung um Frauenkuß und Ring. In täppischer Unbeholfenheit wirft er sich nun in Abentheuer, voll des Thatentriebs frischer Jugend, voll großer Hoffnungen auf das neue Leben, und was mit der Narrenjacke angedeutet war, wird in der Zeichnung des Charakters des Helden und in den Situationen, in die ihn der Dichter bringt, trefflich ausgeführt: wie nämlich der erste Eintritt in die Welt wegen des Contrastes der Einbildung in dem Jüngling mit der Realität immer etwas Komisches und zugleich Rührendes an sich hat. Wie nun die Wirklichkeit des Lebens, in welches er eintritt, nirgends den glänzenden Bildern seiner jugendlichen Phantasie entspricht, zieht er sich bei der ersten Täuschung, als ihn an dem ersehnten Hofe des Artus das Betragen des Keye abstößt, in sich zurück und seine erste Unbefangenheit schwindet, da die Rathschläge des alten Gurnamanz auf vorbereiteten Boden fielen; zugleich regt dessen Tochter neue Gefühle in ihm auf, die nachher in Kondwiramurs einen edleren Gegenstand finden, dessen sie sich, aber noch mit der ganzen Unschuld der unverdorbenen Jugend, bemächtigten. So mit sich beschäftigt und in sich zurückgescheucht verträumt er das Glück, das ihm auf der Gralburg bereitet war, und recht schnell wird ihm dies verlorne Heil von Sigunen verkündet. Je greller die Täuschung, je näher der junge Abentheuerer dem gewünschtesten Ziele war, desto mehr warf er sich jetzt in Trotz und Unzufriedenheit, in Laune und stille Selbstversenkung. Wie ihn vorher das fromme Anhängen an die mütterlichen Vorschriften, das Streben nach weltlicher Ritterschaft, der Neroup, das Erwerben einer Gattin und seine keusche Liebe den Gesetzen nach des Grales bald würdig bald unwürdig machten, so wirft er jetzt die Liebe zu Gott, und das Vertrauen auf den Helfer ab, der sich ihm so wenig günstig zeigen wollte, bewahrt aber seine treue und reine Liebe, verschmäht andere Schönheit, und als Cundrie am Hofe des Artus die Tafelrunder zum Zuge nach Castel Marveil auffordert und zugleich, in Parzival das Andenken an den Gral erneut, treibt ihn seine sinnigere, gottesdienstliche Natur auf diesen ungebahnten Pfad, während Gawan nach Marveil auszieht. Der Dichter begleitet nun diesen, der mit irdischem Sinn, mit Kraft und Willkühr ausgerüstet, dem Parzival entgegengesetzt wird, so daß die lange anscheinende Episode in der That ein unverkürzbarer Hauptgegenstand des Gedichts ist. Ihn wirft der

Zufall und die Verhältnisse auf die Fahrt nach dem Gral, den Parzival aber sein innerer Drang; vor jenem gehen die Thaten her und der Ruhm ist sein Geleitsmann und das Glück, dem Parzival folgen wir bald in die Einsamkeit zu Trevrizent und hören die Geschichte seiner geistigen Reinigung und Zerknirschung; vor jenem thut sich die Welt voll Wunder auf, und voll lockender Abentheuer, den Parzival umgibt sie mit mehr Alltäglichkeit. Trevrizent wird Parzivals Lehrer und Erlöser; er klärt ihn über den Gral auf und über sein eigenes Innere; er lehrt ihn das Vertrauen zu Gott wieder finden und den Zweifel überwinden; er heißt ihn den weltlichen Rittersinn ablegen, indem er ihn sein Wegziehen von seiner darum gestorbenen Mutter und den an Ither begangenen Reroup bereuen heißt, er nimmt seine Sünden über sich[359]), wirksamer, als er es einst vermocht hatte, da er für seinen Bruder Amfortas der Welt entsagte. So wird er denn zum König des Grals bestimmt, und zum deutlicheren Zeichen, daß ihn nur der Trieb seiner edleren Natur und die Wahl von Gott des geheimnißvollen Glückes theilhaftig machte, wird er zuletzt in den Kampf mit den Weltkindern Gawan, Gramoflanz und seinem Bruder Feirefiz gebracht, die sich ihm sämmtlich an ritterlicher Kraft und Kunst gleich, ja überlegen beweisen, ohne darum jenen höheren Preis und Rang ihm ablaufen zu können.

Hier also sehen wir den Helden des Gedichts nicht, wie sonst im Volksepos, umgeben von einer Masse gleichstrebender Menschen mit ihnen gesammt im Kampfe mit dem Schicksale, sondern wir sehen ihn einzeln allen übrigen gegenüber und entgegen; nicht die Menschheit ist hier in ihrer allgemeinen Beziehung zur Welt gezeigt, sondern d i e s e r einzelne Mensch zu d i e s e r Welt, in der er gerade lebt. Dies macht ihn trotz der Subjectivität der Schilderung, die dies bedingt, so ganz episch, um dies zu wiederholen, falls auch das Ganze nicht streng episch scheinen sollte; er steht zwischen den steifen, bewegungslosen Figuren des Gedichtes mit einem seelenvollen Ausdruck, der so oft auch in altdeutschen Gemälden für die hölzernen Gruppen

---

359) Parzival 502, 25.

> Er sprach „gip mir dîn sünde her:
> vor gote ich bin dîn wandels wer.
> und leist als ich dir hân gesagt:
> belîp des willen unverzagt.“

entschädigen muß; und wie man diese über jenem vergißt, so interessiren uns auch die Episoden im Parzival gegen seine Seelengeschichte fast gar nicht, und es ist nur Schade, daß diese zwar wahr aber nicht scharf und klar genug geschildert ist. Es ist hier zum erstenmal eine innere Charakterform geschildert, und sahen wir dazu zwar in allen jenen Helden britischer Romane eine Anlage, so fanden wir doch zugleich, daß weder die geringste Kunst in der Ausführung da war, noch auch daß die Charaktere irgend großartig so gefaßt waren, daß sie als Repräsentanten großer Bestrebungen in der Zeit gelten konnten. Von jetzt an sehen wir in den Epen und Romanen Gegensätze in den Charakteren häufiger werden, und wie die britischen immer nur Einen zum Mittelpunkte nehmen, so werden seit Garin le Loherain bis zu den Amadis und Don Quixote nun häufig zwei Helden, oft Brüder, und meist in scharfen Contrasten nebeneinander gestellt, und man kann es in der französisch-italienischen Romanenliteratur sehr deutlich lernen, wie erst ganz allgemein die romantische Kunst des Ariost zu solch einer Mannichfaltigkeit der Individuen gelangen konnte. Wenn man neben alle diese Charakterschilderungen in den britischen, französischen und italienischen Gedichten unsern Parzival hält, so wird man erstaunen, wie überlegen dieser ist. Dieser Jüngling der Tölpeljahre ist ein Thema oder eine Hauptfigur zahlloser Romane jener Zeit. Noch in Wolframs Willehalm ist jener Rennewart eine, aus einem anderen, aber nicht minder vortrefflichen Gesichtspunkte angelegte Gestalt dieser Art, und von den ersten Anfängen etwa im Havelok, der ein Vorbild des Rennewart abgeben kann, bis zu Ariosts Roland, der diese Reihe schließt, können wir in einer großen Masse für eine physiologische Schilderung der Menschheit diese kritische Periode ihres Jünglingsalters studiren. Ich behaupte geradezu, daß für diesen Zweck der Parzival bei weitem die bedeutendste und am tiefsten erfaßte Figur ist; nur kostet es Studium und Anstrengung, einer so eigenen uns fremdartigen Zeit Productionen von solchen Seiten her kennen zu lernen. Man erräth, daß ich dem, der auf poetischen Genuß ausgeht, den Parzival nicht so sehr empfehlen will, als dem, dem es um Erkenntniß überhaupt zu thun ist; für einen solchen ist die tiefsinnige Behandlung berechnet, nur ein solcher wird die Geduld haben, sich durch die vielen Tausende von Versen und durch die schwierige, aber jede neue Anstrengung neu belohnende Sprache hindurchzuarbeiten. Gerade dies mühevoll errungene Verständniß aber

macht uns dann, weil es zugleich unsere moralische und intellectuelle Erkenntniß bereichert, Dichter wie diesen oder Dante so außerordentlich werth, und dies erklärt die ungemeine Wärme und Begeisterung der wenigen Kenner, neben der das grundlose Verschmähen der oberflächlichen Näscher nur ihre eigne Beschränktheit und Flachheit blosstellt, ohne daß ich damit den kunstsinnigeren Beurtheiler treffen wollte, der im Gedichte zuerst das Gedicht und erst dann Belehrung und Nahrung für den Geist sucht. Im Parzival geht auch jener nicht leer aus, doch ist dies sein kleinerer Vorzug. Es ist z. B. ganz überraschend, wie schön und wie entsprechend dem neueren Charakter der Dichtkunst, das Fatum im Parzival eingeführt ist. Der Held des Gedichtes trägt es in sich selbst mit sich; es liegt nicht außerhalb der Welt, in der er sich umtreibt. Dies ist der ganzen (damals so grellen) Ansicht der neueren Zeit höchst angemessen. Ganz vortrefflich ist dabei das scheinbar Zufällige in den äußeren Begebenheiten mit dem Nothwendigen in seiner inneren Entwickelung in Beziehung und Verknüpfung gesetzt, in der räthselhaften und geheimnißvollen Art, wie es dem Menschen so oft in der Wirklichkeit widerfährt.

Der Charakter, der dem Parzival geliehen ist, weist ihn von der wirklichen Welt mit einer eignen unbegreiflichen Sehnsucht, wie wir sehen, auf etwas außer dieser oder über dieser Gelegenes hin. Der Sitte und Gewohnheit nach gehört er noch ganz der Ritterwelt an, und bei den ersten Eröffnungen des Trevrizent freut er sich, daß die Gralpflege den Kampf nicht ausschließt[360]); dem Drang seines Inneren nach aber gehört er einer edleren höheren Richtung an: man möchte vergleichen, wie unser fränkischer Rittersmann und Dichter selbst sein Schildesamt vor seinem Sängeramte preist[361]), ohne ge-

360) 472, 1.
Mac rîterschaft des lîbes prîs unt doch der sêle pardîs
bejagen mit schilt und ouch mit sper, sô was ie rîterschaft mîn ger.
ich streit ie swâ ich strîten vant, sô daz mîn werlîchiu hant
sich næhert dem prîse. ist got an strîte wîse,
der sol mich dar benennen, daz si mich dâ bekennen:
mîn hant dâ strîtes niht verbirt. Dô sprach aber sîn kiuscher wirt:
ir müest aldâ vor hôchvart mit senften willen sîn bewart.
iuch verleit lîht iwer jugent, daz ir der kiusche bræchet tugent.
hôchvart ie seic unde viel.

361) 115, 11.

wiß das größere Glück seines Lebens jenem zu danken, geschweige seinen Ruhm. Nicht allein liegt in dem Alter das Parzival die Erklärung zu diesem Wegwenden vom äußerlichen auf ein innerliches Bestreben, sondern auch in dem Zeitalter der Menschheit die Erklärung der Entstehung eines Gedichtes, wie dieses, das gleichsam das erste Beispiel des vollständigen Wegwendens von aller sinnlichen, physiologischen Dichtkunst der alten zur geistigen, psychologischen der Neueren ist. Sobald die Dichter den inneren Menschen zu ihrem Gegenstande nahmen, mußten sie natürlich die äußeren Formen und die alte Plasticität verlassen. „Die Absonderung unseres Wesens von der Natur ist eine natürliche Folge der erhöhten Thätigkeit unseres Geistes, welche die sinnlichen Formen verlassend, sich allein an den reinen Gedanken hält. Aber sie wird zugleich manchmal durch zufällige, nicht immer günstige Umstände veranlaßt. Eine minder helle, freundliche, glückliche Stimmung kann uns gleichsam gezwungen in uns selbst verschließen und diese beiden Gründe wirken nothwendig zusammen, sobald die Menschheit ihr erstes Jünglingsalter verläßt. Aus diesem Zustande nun entspringt die Empfindung und die Stimmung, die man im Gegensatze der naiven die sentimentale nennt, und hier ist es, wo der Charakter der Alten und Neueren von einander abweicht. Diese Trennung konnte nicht anders als auf die Kunst einen entschiedenen Einfluß ausüben; sie mußte einen modernen Charakter annehmen, wenn sie von modern gebildeten Individuen bearbeitet wurde [362].“ Wie sehr aber dies letztre gerade in jener Zeit und wie ausschließlich es der Fall war, haben wir seit dem Absinken der antiken Stoffe in ritterlich-moderne Behandlung deutlich gesehen. Hier nehmen wir also wieder das Verhältniß des Parzival zum Alexander des Lambert auf. Hat dieser dem antiken Sinne und der antiken Form gleichsam noch das letzte Denkmal gestiftet, so stiftet der Parzival das erste dem modernen Geschmack. Wir hatten dort noch in dem Helden und in dem Dichter die ächt alte Gesinnung. Allein so wie Dante den strebenden Odysseus in der Hölle schmachten läßt, weil nicht die Liebe zum Sohne, zum Vater, zur Gattin, Alles was innere heilige Bande knüpft, ihn abhalten konnte, die äußersten

---

Schildes ambet ist mîn art: swâ min ellen sî gespart,
swelhiu mich minnet umbe sanc, sô duncket mich ir witze kranc.

362) Aesthetische Versuche von W. v. Humbold. p. 159.

Grenzen der Welt zu durchforschen und der Menschen Tugenden und Laster zu ergründen, so nannte auch Lambert den Alexander in seinem unersättlichen äußerlichen Bestreben dem Schlunde der Hölle gleich. Allein dieser erlesene Held ward, wie wir sahen, auf der Höhe seines sündhaften Begehrens einer besonderen Offenbarung werth gehalten, die ihn erlöste. Von nun an gibt er seinen weltlichen Sinn auf, er widmet sich dem inneren Wohl seines Volkes und dem Heil seiner Seele. Man sieht, wie dies nach einer Fortsetzung ringt. Wir fühlen, daß uns der Dichter einen tieferen Blick in die Natur dieser Veränderung, in ihre Quelle in dem Veränderten selbst hätte thun lassen sollen, er hätte uns zeigen müssen, wie sie vorgegangen sei, wie sie innerlichst in dem Menschen vorbereitet und nur durch jene Offenbarung vollendet war; denn in diesem so gezeichneten Helden wird uns der Uebergang vom Weltlichen zum Inneren allzuplötzlich und unerklärbar. Seit Lambert aber, sehen wir, änderte sich die Welt gewaltig; jenes innere Gähren nahm in der folgenden Generation so plötzlich überhand, daß wir nun so schnell einen großen Schritt weiter thun können. Der Parzival stellt also einen Jüngling auf, voll von dem äußerlichen Thatentrieb, voll von der Weltstürmerei der Heroenzeit, aber von seiner der Außenwelt entfremdeten Erziehung an lag in ihm der Keim zu einer ganz neuen Welt und zu ganz neuer Sinnesart. Es bricht sich daher in ihm dies Wesen; er gibt das Weltliche auf und opfert es einem höheren Streben; allein Schade, daß uns in ihm selbst dies streitende Wesen nicht genug versinnlicht ist. Der Dichter läßt uns seinen Helden in seinem ritterlichen Thun und Treiben nicht genug sehen, er rückt einen großen Theil seiner Thaten ganz außer unsern Gesichtskreis; gab Lambert die geheiligte Zeit des Alexander nur an, so deutet auch Wolfram auf die sündige des Parzival mehr mangelhaft hin, aber er läßt uns seine innere Reinigung und purgatorische Entsündigung sehen, indem ihm an der Menschwerdung Gottes und der Entsühnung des Menschengeschlechts die Hülfe Gottes, an der er verzweifelte, erläutert und der innere Sinn geöffnet wird. Dies macht ihn dann des Lohnes der Gralherrschaft werth. Aber hier stehen wir wieder, wie am Ende des Alexander. Wir wollen nun wissen, welches war das Heil, das hier verheißen, das Glück, das hier erlangt war? Wohin endlich führte dies mühselige Ringen den sinnigen Dulder? was gab ihm sein neues Leben zur Entschädigung für die Opfer, die er brachte? Allein auf

diese Frage, auf die Frage nach der Seligkeit des inneren Lebens konnte doch auch jene Zeit nicht antworten, die nur kaum anfing, den Geist und das Herz mehr zu beschäftigen. Allein Dante schloß diesen Kreis und erledigte diese letzte Frage. Erst ihm gelingt's, einen reinen Gedanken poetisch zu gestalten, diese schwierigste aller Aufgaben, die der neueren Poesie gegeben ward; er gibt dabei alles Objective ganz auf, macht sich, macht seine eigne Seelengeschichte zum Gegenstand. Man ahnt, daß die Theile seiner Komödie dieser Trilogie entsprechen. Lambert wies seinen Alexander von den Pforten seines irdischen Paradieses ab; Wolfram führt seinen Parzival bis zu der Pforte seiner wunderbaren von himmlischen Heerschaaren bewachten Burg; Dante schließt seinen höchsten Freudenhimmel auf. Das Irdische und Weltliche ist das Thema der Hölle, wie im Alexander; die Reinigung der Seele ist der Mittelpunkt des Parzival; das Paradies ist der Mittelpunkt des Dantischen Gedichts, nach dem alles Andere hinstrebt. Man ziehe auch den Eindruck auf die Leser zu Rathe: Man wird den Lambert'schen Alexander wie die Hölle mit dem meisten Vergnügen lesen, weil beide noch, treuer den Forderungen der Kunst, mit sinnlichen Gegenständen, mit einer Darstellung und weniger mit Abstractionen und Ideen zu thun haben; man wird über dem Parzival wie über dem Purgatorium leicht ermüden, und in dem Himmel werden die Meisten die Spur des begeisterten Dichters verlieren, und nur die werden ihn begleiten, „die früh den Nacken nach dem Engelsbrodte wandten, an dem man wohl auch hier sich laben, aber nicht sich sättigen kann.“ Diese Gedichte also bezeichnen den Uebergang von der alten plastischen Kunst zu der neuen geistigen, und von jetzt an war so ganz modernen Epopöen, wie dem Messias und dem verlorenen Paradies der Weg gebahnt, welche Gedichte wieder in einer ganz ähnlichen Beziehung unter sich liegen.

Aber sollte diese Zusammenstellung und Vergleichung vielleicht blos ein scheinender Gedanke ohne alle Realität sein? sollte nicht bloßer Zufall diese Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten hervorgebracht haben? Wohl schwerlich. Denn der Gedanke, daß äußerlicher und irdischer Wandel zu Sünde und Unthat führt, aber Reue und innere Weihe wieder versöhnt, ist ein Gedanke, den ja jede bedeutende Dichtung jedes Volkes irgend einmal erfaßt und sich an seiner Behandlung versucht hat. In der Orestiade des Aeschylos liegt dieselbe Idee ihrem ganzen Umfange nach, nur poetischer, sinnlicher, plastischer ge-

staltet, während im Dante alles geistiger, verflüchtigter ist, weshalb in der Orestiade Alles nach dem der Kunst viel günstigeren Anfange, im Dante Alles nach dem Ende drängt; das Handeln ist dort das Herrschende, wie es in aller epischen und dramatischen Kunst sein sollte, aber hier herrscht der Gedanke. Im Agamemnon ist die nämliche Herrschsucht, das Ueberheben der menschlichen Natur, die alle ihre Grenzen und ihre zartesten Bande überspringt und zerreißt; den kindermördrischen Habgierigen trifft dafür die Rache. Auch der Sohn verletzt die Bande der Natur im Muttermord, allein das Motiv gerechter Vergeltung und der Wiederbefreiung des Vaterlands, die ihn leiten, befähigt ihn zur Reinigung und er erhält Sühne und Lossprechung. Die alte Welt, die in ihrem ganzen Thun und Treiben und auch in ihrer Poesie von ruhiger Beobachtung ausging, kannte nichts von der Sehnsucht nach etwas Künftigem, sondern nur nach Erkenntniß des Jetzigen mittelst Erkenntniß des Vergangenen. Die Dichtung holte sich also aus der Vergangenheit ihre großen Ideen, fand sie dort begonnen und vollendet, und stellte sie vollendet dar. Allein gerade wie wir es im Volksepos fanden, wo sogar die Geschichte, die Fabel nach steter Erweiterung rang, so ist es auch hier noch viel erkennbarer mit der Idee in diesen Dichtungen. Wir verfolgen diese in ihrem Werden, von den Griechen besitzen wir nur das Fertige; dies stellt uns das Alterthum in ein so schönes Licht; die genauere Kenntniß der neueren Zeit, die uns Böses und Gutes aufdeckt, raubt dieser dagegen einen solchen Glanz; daher dort Alles, was mit der sinnlichen Erscheinung zusammenhängt, so unendlich herrlich ist, und für den ästhetischen Genuß nur dort der ächteste und würdigste Stoff gefunden wird, während umgekehrt für alles Erkennen und Forschen die neuere Zeit viel wichtiger bleibt, wenn auch zum letzten Zusammenfassen des Erforschten und Erkannten die Alten gewiß wieder viel bessere Anleitung geben. Ich wiederhole es hier auf einem anderen Gebiete, die Menschen nährten allerhand große Gedanken auch in den neueren Zeiten, allein sie sind ihnen häufig nicht gewachsen, bis der Glückliche zur rechten Zeit kommt, der sie bemeistert. Wer die neue Geschichte mit leichtem Blicke zu messen versteht, wird ihren Gehalt nur darum minder bedeutend finden, weil er nicht so concentrirt ist, wie in der alten Geschichte. Wer heute von Tag zu Tag lebt und sich in den öffentlichen Angelegenheiten der Staaten und Völker ungestümen Wünschen preis gibt, die die Zeit

nur langsam befriedigen kann, nicht weil sie träger schleicht als sonst, sondern weil sie größere Räume durchlaufen muß, der kann leicht an der Menschheit verzweifeln und dies mag eine Hauptquelle der neueren Unlust am Leben sein. Aber wenn wir den größeren Gang der Begebenheiten überblicken, trösten wir uns an dem riesenmäßigen Umschwung, dessen Bewegung wir uns selbst überlassen nicht empfinden: und dies macht uns uneigennütziger und läßt uns mehr im Ganzen der Menschheit leben. Bis etwas der Zeit nach bei uns erreicht wird, kann einen glühenden Menschen die Ungeduld hinraffen, aber wenn er besonnen überblicken könnte, wie viel dabei auch im Raume bewirkt wird, würde er sich gerne beruhigen. So ist's mit der Dichtung jener Zeiten. Betrachten wir diese drei verglichenen Gedichte einzeln, so werden wir sie kaum begreifen; im Zusammenhange bilden sie den schönsten Körper. Dazu stehen sie in keinerlei unmittelbarer Anlehnung zu einander: wir sehen also erstaunt, wie durch Jahrhunderte diese großen Gedanken in Europa verbreitet waren und sich fortbildeten. Ja sollten wir in unseren Tagen nicht das ganz Aehnliche erlebt haben? Oder wäre in Göthes Faust nicht derselbe Gedanke, nur von einer anderen Seite, aufgefaßt, und hätte der Dichter in seiner besten Zeit nicht, nachdem er den Helden seine höllische Laufbahn hatte durchgehen lassen, empfunden, daß die spätere reflectirende, in der er ihn aus dem Dunkel ans Licht führen wollte, keine Aufgabe für seine bildende, objective Kunst sei, und hat er nicht in seiner Fortsetzung bewiesen, daß diejenigen gar nicht so unverständig waren, die behaupteten, die Sache sei nicht fortzusetzen, nur daß sie freilich nicht oft wissen mochten, was sie eigentlich sagten.

Ueber die beiden anderen Bruchstücke, die wir noch von Wolfram besitzen, will ich kurz sein. Was den Titurel angeht, so werde ich nicht wiederholen, was Lachmann in der Einleitung über das Verhältniß dieser kleinen Fragmente zu dem jüngeren Titurel gesagt hat, und wie er Docen und Schlegel zurechtgewiesen. Es gehörte die Sprach- und Sachkenntniß uud der Scharfblick dieses Mannes dazu, um das Einfache und Wahre hier zu treffen, wie denn das Einfache und Wahre, je näher es liegt, immer am schwersten zu treffen ist, wo alte Vorurtheile es umstellt haben. Nachdem es ausgesprochen ist, ist es nun wohl keinem mehr schwer sich zu überzeugen, daß nur Wolfram der Verfasser von diesen Fragmenten sein kann, und wahrscheinlich nur diese Bruchstücke und nichts weiter in diesem Stoffe

arbeitete. Wie man, wenn man mit dem Parzival vertraut war, unserem Dichter an dem jüngeren Titurel, diesem horriblen, lichtlosen Monstrum, auch nur irgend einen weitern Theil zuschreiben konnte, ist allerdings schwerer zu begreifen, als daß man anfänglich über Alter und Verhältniß jener Fragmente irrte. Wunderbar, was Autoritäten nicht thun! Man sollte meinen, weil dieser Albrechtische Titurel am Ende ausruft, daß nichts so Würdevolles und Bedeutendes in deutscher Sprache jemals gedichtet sei, müsse nun jeder Kritiker, noch dazu in heiliger Scheu vor dem Mysteriösen des Inhalts, sich gefürchtet haben, anders als im Tone der tiefsten Ehrfurcht davon zu reden, wie das auch mit dem Wartburgkriege der Fall ist. Erklärlich ist's übrigens, daß ein Fragment, wie der Titurel des Wolfram jenes spätere Gedicht hervorrufen konnte, wie denn überhaupt seine dunklere Sprache, seine tiefsinnigen Gedanken, seine ernstere Haltung die spätere Zeit häufiger anzog, wo die Dichtung mehr auf Gelehrsamkeit ausging, die schon seine Zeitgenossen an Wolfram, wie kunstlos und ungelehrt er sich zwar selbst bekennt, rühmten und bewunderten [363]). So erhielten eine Menge späterer Dichtwerke Wolframs Namen und der jüngere Titurel brüstet sich recht auffallend damit und weiß wohl auch recht gut nachzuahmen, wie wir später sehen werden. Das Wolfram'sche Bruchstück ist unstreitig einer der herrlichsten, vielleicht der ausgezeichnetste Rest altdeutscher Dichtung. Ob man dasselbe behaupten würde, wenn Wolfram den ganzen Titurel behandelt hätte, zweifle ich sehr; selbst diese wenigen Strophen verrathen, daß dies im Ganzen ein steriler Stoff bleiben mußte. Es scheint höchst merkwürdig und für Eschenbachs Genius ein großes Zeugniß, daß der Mann in diesen Resten die Auswüchse seiner früheren Manier beseitigte. Darf man aus Fragmenten überhaupt urtheilen, so möchte man behaupten, daß dieser Gegenstand ihn aufrichtiger fesselte, daß er ihn lehrte, seine Person aus dem Gedichte zu entfernen, mit seiner Person zugleich seine ironische Behandlung und seine satirische Bitterkeit; selbst seine Bilder sind zwar noch so keck, aber nicht mehr so sonderbar, und wo noch sonderbar, möchte man

363) — Her Wolfram, ein wîse man von Eschenbach;
sîn herze ist ganzes sinnes tach,
leien munt nie baz gesprach.

Wirnt, Vers 6343 und dazu Benecke's Anmerkung.

meinen, dennoch schüchterner als sonst. Das Fragment entwickelt überall eine viel größere Objectivität, ja fast eine völlige Verleugnung des Dichters; seine Kunst zu charakterisiren ist unendlich vorgeschritten. Mit wenigen Worten, die die Anfangsstrophen dem alten Titurel in den Mund legen, welch ein Bild gibt er uns nicht von dem greisen Helden! Seine Sigune ist auch schon im Parzival so schön in ihrem Schmerze und ihrer Liebe geschildert, aber wie unaussprechlich zart ihre kindliche Jugendliebe hier. Man vergleiche nur diese Scenen mit ähnlichem in Flos und Blankflos, um zu sehen, mit wie feinem Sinne der Dichter vom Läppischen und Kindischen entfernt bleibt, in das hier so leicht zu verfallen war. An Wahrheit, an Innigkeit, an Empfindung, an wahrhaft dichterischem Ausdruck der Empfindung kann sich mit jenem Geständniß der sehnsüchtigen Sigune an Herzelaude von ihrer Liebe zu Schionatulander nichts in unserer alten Literatur, auch nichts im Tristan vergleichen und nichts unter allen Minnesingern. Es ist hier ein Thema behandelt, das die Minnelieder manchmal berühren: man halte nur Alles dagegen, was wir Aehnliches sonst besitzen, wie Alles zerstäuben wird vor dieser Kunst, die ahnende Angst und die liebevolle Theilnahme und aufopfernde Sorgfalt in der fragenden Herzelaude zu schildern, und in dem geständigen Kinde die wundervolle Unschuld, und den bitteren Schmerz, der ihr in die Augen tritt und das Antlitz entstellt, das entgegenkommende Vertrauen gegen die mütterliche Pflegerin, das verwirrte Bekenntniß und die quälende Unruhe; bei so voller überströmender Empfindung das Hervorblicken der Verständigkeit und des Anstands, was so wahrhaft weiblich ist, diesen schwermüthigen Blick auf den Verlust ihrer kindischen Freude und Harmlosigkeit gegen die peinvolle Angst, die sie nun fieberhaft durchglüht. Es war nur wenigen Dichtern gegeben, so zarte Seelenzustände so lebendig zu malen, so geschickt zu belauschen, und für so feine Empfindungen den rechten Ton, das rechte Wort, und das rechte Zeitmaas der Periode zu treffen, was Alles wir in den alten, den menschlichen, den naturvollen Griechen so hoch bewundern. Wie Schade, daß uns gerade dieses Fragment nur zeigt, wie nothwendig es war, das hergebrachte Maas der kurzen Verse zu sprengen, um dem genialen Schwung eines großen Dichters Raum zu schaffen, und daß man unter unsern Sängern gerade dann, wenn wir Gottfried hinzuziehen, größere und entscheidende Schritte, scheint es, in Vervollkommnung der poetischen Sprache

und Rückkehr zu objectiverer Behandlung machte, als die äußere Ermuthigung und Anregung bereits verschwand und vielleicht die beiden großen Sänger schon in hohen Jahren standen.

Im Willehalm (um 1215—20) wählte Wolfram einen volksthümlichen französischen Stoff (denn bekanntlich ist der heilige Wilhelm von Narbonne schon früh der Gegenstand von Volksliedern gewesen), und obgleich er in seiner Manier hier noch derselbe ist wie im Parzival, abgerechnet, daß die Ausführung, wie auch Lachmann bemerkt, feiner und gebildeter ist, so ist doch der Ton im Allgemeinen ein anderer und erinnert unmittelbar, nur auf einer andern Stufe, an den Pfaffen Konrad und den Ton der französischen Volksromane überhaupt. Es war wohl natürlich, daß dem frommen, christlichen Sänger diese fränkischen Sagen mehr anziehen mußten, als diese hohlen britischen Romane; und daß auch die Zeitgenossen diesen weitberühmten Stoff mit Liebe aufgriffen, beweisen zwei Fortsetzungen und eine lateinische Uebersetzung, die Wolframs Werke im 13. Jahrh. erfahren hat. Ich gehe übrigens auf den Willehalm um so mehr nicht näher ein, weil er unvollendet ist, indem nach dem was wir sahen, Plan und Anlage bei Wolfram die Hauptsache ist, die hier nicht überschaut werden kann. Zudem ist uns auch hier die unmittelbare Quelle, die Landgraf Hermann dem Dichter verschaffte[364]), verloren und aus den deutschen Fortsetzungen läßt sich natürlich nicht auf des Dichters Auffassung der Sage zurückschließen. Eschenbach hat nämlich auch hier, scheint es, seinem gesunden Sinne folgend, blos einen Theil der massenartigen Sage behandelt, so daß er deren Anfang mit Absicht ausschied[365]), das Ende aber liegen ließ. Ein Ulrich von dem Turlin hat nun dem Willehalm den Dienst erzeigt,

---

364) Willehalm 3, 8.

> Lantgrâf von Dürngen Herman
> tet mir diz mær von im bekant.
> er ist en franzoys genannt
> kuns Gwillâms de Orangis.

365) Lachmann bemerkt Einleitung p. 40, daß Wolfram gewiß nicht wegen der Existenz eines älteren deutschen Gedichtes den Anfang des französischen Wilhelms übergangen habe, obgleich zwischen dem Pfaffen Konrad und ihm kärlingische Sagen in Deutschland bearbeitet wurden. Bruchstücke eines niederrheinischen, auch aus dem Französischen stammenden Wilhelm sind in Kitzingen gefunden, (s. San Martes Wolfram II, p. 81) und in Gent, vgl. Willems im belgischen Museum 1842. 2. Lief.

ihn von vorn zu ergänzen [366]); ein so elendes, kaltes und mit Schweiß und Mühe ausgekochtes Ding, wie man nur denken kann; und Ulrich von Türheim hatte schon um 1250 das Ende weder in Wolframs Geiste noch Manier hinzugedichtet, zwei Arbeiten, auf die ich weiter keine Rücksicht nehme. Auch wenn wir sie ausscheiden, so bleibt doch der Willehalm in jener ungeheuren Breite uns beschwerlich, die den französischen Romanen eigen ist, und namentlich treffen wir hier auf jene Titurelschlachten, jenes Namen- und Völkergewirr, die ungeheuren Erweiterungen der Schlachtbeschreibung im Rolandsgedicht, zu dem sich dieser Willehalm und die romans de geste aus dieser Zeit des Anfangs des 13. Jahrhunderts so verhalten, wie etwa der Ruother zu den Nibelungen; so wie wieder die späteren Malagis und Ogier, die wir auch in Deutschland kennen, zu dem Roman des Hugo de Villeneuve und ähnlichen sich verhalten, wie der Wolfdietrich zu Ruother. Außer Schlacht und Belagerung finden wir im Willehalm nichts, als das nicht sehr rühmliche, noch auch sehr fein gehaltene Verhältniß des Wilhelm zu Arabele, die Vater und Gatten und Kinder und Götter verlassen hatte, um dem Christenthum und dem christlichen Gatten anzugehören, ein Verhältniß, das unter Modificationen eben so ein stehender Artikel in den französischen Romanen dieser Klasse ist, wie wir überall in den späteren Gedichten aller Stämme, an denen die Erdichtung Theil hatte, Wiederholungen dieser Art fanden. Das hier erwähnte hat etwas beleidigendes, da die Entschuldigung solcher Schritte mit dem Christenthume nothwendig zu so sittenlosen und frechen Dichtungen, wie z. B. die Heidin ist [367]), führen mußte, obgleich sonst in dem Gedichte eine mildere Ansicht von dem Heidenthume herrscht, als in der Roncevalschlacht. In einem Fürstenrathe vor der Schlacht spricht Arabele zu den Rittern und ermahnt sie der Heiden zu schonen. Ein Heide sei der erste Mensch gewesen, und Elias und Enoch, Noah und Hiob, die Gott darum nicht verstoßen; von den drei Königen aus dem Morgenlande habe Gott an Mutterbrust seine ersten Gaben empfangen. Der allerbarmende Vater könne nicht seine Kinder zum ewigen Verderben bestimmt haben; die Menschen seien durch Gott erlöst worden, weil ihr Sündenfall durch bösen

366) In Casparsons Ausgabe. Bd. 1. Wolfram hatte mehreren Aeußerungen zu Folge diese Anfänge absichtlich weggelassen.

367) Cod. Pal. Nr. 353.

Rath veranlaßt ward, nicht wie der der Engel durch eignen Anschlag. Sie sollen den Heiden gedenken, daß auch Gott seinen Mördern vergab, der für die Sündigen sein heiliges Leben dem Tode dargeboten, der Allmächtige, um dessen willen sie ihre Götter verlassen habe, deren Anbetern, ihren Angehörigen selbst, sie Haß trage: den Christen aber darum, weil sie wähnten, sie habe diesen Schritt um menschlicher Liebe willen gethan, sie hätte auch dort Liebe gelassen und holde Kinder bei einem Gatten, an dem sie keine Unthat gefunden; um Gottes Huld trüge sie jede Schuld, und einen Theil auch um den Marquis. Dies mag dem deutschen Dichter vielleicht mehr als dem französischen angehören; sonst finden wir alle Züge des alten Gedichtes von Roland wieder. Gepriesen wird, wer „um Gott sich in Noth läßt finden, denn ihm sind die himmlischen Sänger hold, deren Ton so hell erklingt." Dem Vivians erscheint ein Engel in seiner Todesstunde; Wilhelm trägt geweihtes Brod bei sich, von dem er dem Sterbenden mittheilt. Die Priester sind hier ganz verschwunden; wie im Parzival die Tempeleisen gottberufene Ritter sind, so macht dort der Laie Trevrizent den Priester, hier streben die Ritter nach dem Himmel und verheißen ihn, sie und die Frauen legen die Bibel aus, und Gyburg disputirt mit ihrem Vater Terramer über den rechten Glauben. Was das Königthum angeht, so sind die Verhältnisse geändert; der Marquis erscheint hier wie die späteren übermüthigen Vasallen, greift der Königin in die Haare im Zorn und zerbricht ihre Krone. Die feste Charakterzeichnung ist noch die alte. Dieser schwache König Ludwig, die liebliche Alyze, der stille, räthselhafte Rennewart sind mit Wenigem vortrefflich geschildert; auch die Wirkung, welche Arabele, diese christliche gerechtfertigte Helena auf die belagerten Helden mit ihrer bezaubernden Nähe ausübt, ist sehr fein beobachtet.

5. Gottfried von Strasburg.

Berühmt ist jene Stelle im Tristan[368]) (der um 1210 gedichtet ist), in der Gottfried von Strasburg mit einer Hindeutung auf die dunkle Einleitung in den Parzival dem Wolfram von Eschen=

---

368) Ausgaben von von der Hagen 1823; von Maßmann 1843; übertragen von Hermann Kurtz. 1844.

bach gegenübertritt, ihm gegen Hartmann den dichterischen Ehrenkranz weigert, und sich scharf gegen den barocken Vortrag und das Trockne und Dunkle der Eschenbachischen Manier erklärt[369]. Wie in den Fröschen des Aristophanes Euripides dem tiefsinnigen Aeschylos die Gewalt seiner Sprache und die ihm unverständlichen Bilder und Anspielungen vorwirft, so auch Gottfried dem Wolfram, dessen glühende Phantasie nichts von dem steten Feuer des Gottfried kannte, aber immer gewaltige Bilder entwarf, fernliegende Dinge in Gleichnisse band und für neue und fremde Gedanken eine neue und schwierige Sprache erschuf, statt daß Gottfried an den ächten Dichter verlangt, daß er in schlichter und einfacher Rede spreche, an der ein Mann mit schlichten geraden Sinnen nicht strauchle. Keine Forderung ist gerechter als diese; kein Fehler aber natürlicher und verzeihlicher, als der gerügte in einem Manne wie Eschenbach. Wenn wir uns den Dichter des Parzival ins Gedächtniß zurückrufen, dem der Widerspruch nicht entging, der zwischen der inneren träumerischen Welt des Gemüths und dem äußeren Leben ist, so werden wir sogleich begreifen, daß diese Einsicht sich irgendwie in seiner Darstellung nicht minder abspiegeln werde als in seinem Entwurfe. Je mehr sich die Zeiten über sich selbst aufklärten, je mehr man sich aus den alten Zuständen des reinen Ritterthums entfernte, desto klarer ward dieser Widerspruch und desto häufiger werden wir künftig auch von viel unbedeutenderen Dichtern Züge des Scherzes und der Contraste angewandt finden. Je heller die späteren diese Welt überschauten, desto entschiedener wählten sie die ironische und launige Darstellung mit Absicht. So in verhältnißmäßiger Steigerung Ariost

369) Tristan 4663:
Vindære wilder mære, der mære wildenære,
die mit den ketenen liegent und stumpfe sinne triegent,
die golt von swachen sachen den kinden kunnen machen,
und ûz der bühsen giezen stoubîne mergriezen:
die bernt uns mit dem stoke schate, niht mit dem grüenen linden blate,
mit zwîgen noch mit esten; ir schate der tuot den gesten
vil selten in den ougen wol. op man der wârheit jehen sol,
dane gât niht guotes muotes van, dane lît niht herzelustes an;
ir rede ist niht alsô gevar, daz edel herze iht lache dar.
die selben wildenære, si müezen tiutære
mit ir mære lâzen gân; wir mugen ir dâ nâch niht verstân,
als man si hœret unde siht: so enhân wir ouch der muoze niht,
daz wir die glôse suochen in den swarzen buochen.

und Wieland. Bei Wieland ist die Absicht, lachen zu machen; Ariost will nur heiter halten; Wolfram, indem er, ohne irgend einen dieser Zwecke zu haben oder auch nur haben zu können, klar und einfach die Natur seines Vorwurfs auffaßt, macht durch eben diese treue Schilderung denselben Effect, den eine ruhige Beobachtung des jungen Menschen in den Tölpeljahren auf uns macht, er hält zwischen Lächeln und Rührung; und das ist auch die Wirkung vieler Romane Jean Pauls, der eben darum eine so seltsame Erscheinung ist, weil er frühzeitig reif mit einem wunderbaren Bewußtsein dieses streitende Wesen der ersten Jünglingsjahre ins Auge faßte, ja zergliederte, und durch alle seine Werke fast hindurchspielen ließ, was uns in unserer Zeit weniger zusagen konnte. Es ist schon, eben weil die komische Seite mit dem ganzen Geschlechte jener Zeit und seiner Denkungsart besonders für uns, die wir unsere Subjectivität mit einmischen, ganz eng verknüpft ist, in der gewöhnlichen Schreibart theils jene rührende Einfalt und Unschuld sichtbar, theils wie bei Gottfried, jene Heiterkeit verbreitet, theils, wie fast in allen Gleichnissen und Bildern, durch das Zusammenhalten des Sinnlichen und Uebersinnlichen, die Elemente zum Witz gegeben, wie in ähnlichen in sich widerspruchsvollen Handlungen und Begebenheiten die zum Humor. Bilder und Vergleichungen sinnlicher und unsinnlicher Gegenstände sind in diesen Poesien, und in anderer Art in Jean Paul, eben so gewöhnlich, wie sie bei den Griechen unerhört sind. Bei Wolfram aber ist viel Komisches eigenthümlich, wie er denn z. B. das Jean Paulische „Ungleich" launig anwendet: „Ist etwas lichter als der Tag, dem glich nicht Belacane (die Mohrin)." Anwendung eines Besonderen statt eines Allgemeinen, eines Namens für eine Gattung steigert den komischen Effect; dergleichen findet sich mehrfach, wie wenn er von einem seiner Helden sagt: „Wo der Gefecht zu finden dachte, da mußte man ihn binden, oder er war dabei; nirgends ist der Rhein so breit, säh er am andern Gestade kämpfen, er würde das Bad nicht scheuen." Seine Uebertreibungen zielen bei ihm auf komische Wirkung; Gynover bringt es bei Artus dahin, daß Segramors mit Parzival kämpfen darf, „es fehlte nichts, als daß er vor Liebe zu ihr gestorben wäre." Wenn beim Homer Ajas mit einem Esel verglichen wird, denkt gewiß Niemand an Muthwillen des Dichters; aber ganz anders, wenn Wolfram Gesicht und Wuchs seiner Heldin mit Hasen und Ameisen vergleicht; oder die Arabel an Sanftheit mit einem jungen Gänse-

lein, das „an dem Angriff linde" ist. Wenn er den lächerlichen Contrast empfindet, der in der Aventiure liegt, wo Parzivals physische Kraft in demselben Augenblick zu einer ungewöhnlichen Höhe steigt, als er über den Anblick von drei Tropfen Gänseblut im Schnee seiner Kondwiramurs gedenkt und über minniglichen Gedanken brütet, und alle Seelenkraft dabei zu verlieren scheint, so hält er die Frau Minne an und fragt sie ernstlich, warum sie männlichen Sinn und herzhaften hohen Muth so „enschumpfire." Und endlich bekennt sich Wolfram selbst zu der Sünde des launigen Spottes, wo er von der ärmlichen Nahrung spricht, mit denen sich Trevrizent und Parzival im Walde begnügen mußten[370]; und seine eigne Unkunde des Französischen, sein krummes Deutsch, seine eigenthümliche Manier entgeht, wie bei so vielen witzigen Schriftstellern aller Zeiten, nicht seinen eigenen Bemerkungen[371].

Wenn nun so weit diese humoristische Manier, die von seinem sonstigen Ernste oft hart absticht und einen unversöhnten Contrast bildet, was allerdings jede ruhige Wirkung zerstört, etwa entschuldigt werden möchte, so läßt sich das gewiß nicht auf andere Stellen ausdehnen, wo auf das Allerunangenehmste und Grellste oft das höchst Zarte mit dem Allerekelsten, das Innigste und Ergreifendste mit dem stärksten Bombast und schlechtesten Geschmacke, das Entfernteste mit dem Entferntesten verknüpft wird. Wo er im Willehalm die Alyze

---

370) Swaz dâ was spîse für getragen,
beliben si dâ nâch ungetwagen,
daz enschadet in an den ougen niht,
als man fischegen handen giht.
Ich wil für mich geheizen,
man möhte mit mir beizen,
wær ich für vederspil erkant,
ich swunge al gernde von der hant,
bi selben kröpfelînen
tæte ich fliegen schînen!
— Wes spotte ich der getriwen diet?
mîn alt unfuoge mir daz riet.

371) Herbergen ist loschiern genant. sô vil hân ich der sprâche erkant:
ein ungefüeger Tschampânois, kunde vil baz franzois
dann ich swiech franzois spreche. seht, waz ich an den reche,
den ich diz maere diuten sol; den zæme ein tiutschiu sprâche wol,
mîn tiutsch ist etswâ doch sô krump, er mac mir lîhte sîn ze tump,
den ichs niht gâhs bescheide: dâ sûme wir uns beide.

so liebenswürdig einführt, unterbricht die zarte Stelle ein wunderliches Bild [372]). In die Klage des Wilhelm über Vivians Leiche, die aufs vortrefflichste ausgedrückt ist, mischt sich unter die ächtesten Empfindungen ein Bild wie dieses: solche Süße lag an deinem Leibe, des breiten Meeres Salzgeschmack müßte ganz zuckermäßig sein, wenn einer deiner zehn darein würfe! Anderswo soll der Glanz des Heeres von Poydjus beschrieben werden, das unter seiner Pracht erliegen würde, wenn jeder all seinen Reichthum angelegt hätte, das möchte der Dichter vergleichen mit dem Antvogel der an den Bodensee zu trinken komme „trünkern gar, daz taet im wê."

Wer nur wenige Seiten im Tristan zur Vergleichung mit dieser Wolfram'schen Manier gelesen hat, schon der wird begreifen, woher die feindselige Stimmung dieses klaren geschmackvollen Mannes rührt, der dem ritterlichen Stande nicht angehört zu haben scheint. Man darf nur sehen, wie weit er von der Unbeholfenheit in der Darstellung, die in allen Dichtern dieser Zeit nicht zu leugnen ist, entfernt steht, mit welcher beneidenswerthen Leichtigkeit er seine eintönigen Verse und Reime in einander schlingt und mit seinen künstlich und kühn zugleich gebauten Perioden und leichten Reimen das Langweilige und Eintönige dieser Versart fast vertilgt, welcher ungehemmte Fluß der Gedanken ihm mit welcher Fülle und doch Regelmäßigkeit entströmt, und wie wenig er von dem Zwang, der Aengstlichkeit, dem erkünstelten Schwung der übrigen hat, wie im Gegentheil die größte und leichteste Redseligkeit und Weichheit, die an und für sich gerade auch nicht zu loben ist, gleichsam durch seinen Plan und Gegenstand ebenso gerechtfertigt wird, wie die planlosen Abentheuer im Parzival. Allein sein Vortrag wäre offenbar das Geringste, wenn nicht hinzukäme, daß Gottfried offenbar der ganzen herkömmlichen Poetenmanier geradezu entgegenträte und überall oft den pikantesten Spott gerade über die herrschendsten Eigenheiten jedes ritterlichen Romanes ausgösse, die auch im Parzival noch so vielfältig begegnen. Bekanntlich ist die Art der beschreibenden Dichtkunst, die prächtige Gegenstände, oder glänzende Anzüge und Waffen, oder die schöne Körperbildung eines Menschen mit Aufzählen der einzelnen Theile derselben zu schil-

372) Man möht ûf eine wunden ir kinsche hân gebunden,
dâ daz ungenande wære bî: belibe diu niht vor schaden vrî,
si müese enkelten wunders . . .

dern sucht, eine Manier, die durchaus jede Wirkung verfehlt, und der ein Homer, wie Lessing im Laokoon so vortrefflich gezeigt hat, auf die poetischste Weise mit merkwürdiger Consequenz aus dem Wege geht. Diese Manier herrscht in allen ritterlichen Dichtern in der übertriebensten Weise. Gottfried ist der erste und letzte, der dies fühlte, ja einsah, obwohl die Uebertreibungen dieser Art auch schon Wolfram aufgefallen waren. Wo er seinen Tristan und Rual zur Schwertleite kleiden und festlich schmücken will, war die bequemste Gelegenheit, dergleichen anzubringen, allein er umgeht das Herkommen und setzt eine Allegorie an die Stelle, indem er den geistigen Schmuck und den Zierat der Seele seines Helden zeichnet. Dabei läßt er mit der ihm eigenen Milde den Dichtern die Gerechtigkeit widerfahren, daß man überall von weltlicher Zierde so schön gesungen habe und von reichem Geräthe, daß er mit zwölffachem Talente nicht beikommen, mit zwölf Zungen nicht erreichen werde, was man Herrliches gesagt. Dies schwankt zwischen Spott und Anerkennung und kann beides zugleich sein sollen, weil in der That an solche Stellen oft der schönste Fleiß der besten Dichter verschwendet ist. Der Dichter bahnt sich daher einen ganz neuen Weg zur Verherrlichung seines Festes, indem er gleichsam die berühmtesten Dichter seiner Zeit in die Gesellschaft ladet, in jener berühmten auch von Anderen nachgeahmten Stelle, der wir so manche schöne Notiz verdanken, die wir der außerordentlichen Feinheit und Bestimmtheit der Charakteristiken wegen so sehr bewundern, so daß wir z. B. aus seiner Schilderung von dem duftigen und harmonischen Gedichte des Blikker von Steinach[373]) (dem Umhang) mit Gewißheit schließen dürfen, unsere Literatur würde eine ganz neue Bereicherung erhalten, sollte dies je noch aufgefunden werden[374]). Wenn er alsdann den geladenen

---

373) Wackernagel wieß ihn in einer Lorscher Urkunde von 1165 nach.

374) Vers 4696.

Er hât den wunsch von worten;
sînen sin den reinen, ich wæne daz in feinen
ze wunder haben gespunnen, und haben in in ir brunnen
geliutert und gereinet; er ist benamen gefeinet;
sîn zunge diu die harpfe treit, sî hât zwô volle sælekeit:
daz sint diu wort, daz ist der sin; diu zwei diu harpfent under in
ir mære in fremdem prîse. der selbe wortwîse,
nemt war, wie der hier under an dem umbehange wunder
mit spæher rede entwirfet, wie er diu mezzer wirfet

Kreis durchlaufen und uns mit den großen Sängern seiner Zeit bekannt gemacht hat, so nimmt er die Wendung, daß ihm in der Nähe so redereicher Männer das Wort im Munde gar erlösche und er nicht wisse, wie er seinen Tristan zur Schwertleite bereiten solle. Er müsse denn sein Gebet zu dem Helikon senden, dem neunfältigen Thron, von dem der Quell rauscht, aus dem die Gabe der Worte und der Sinne fließe. Apoll und die Kamönen würden, da sie ihre Gaben so reichlich jetzt vertheilten, ihm doch einen Tropfen nicht versagen. Gesetzt aber, diese seine Bitte sei ihm gewährt und reichlich besäße er die Gabe, Aller Ohren zu entzücken, jedes Gemüth sanft zu stimmen, seine Rede von keinem Stäubchen hemmen und nur auf Klee und lichten Blumen einhergehen zu lassen, dennoch würde er sich nicht bestimmen lassen, sich an dem zu versuchen, woran sich so Mancher versucht und verpriesen hat: denn gäbe er sich alle Mühe, wie so Mancher gethan, und erzähle wie Vulcan dem Tristan die Waffen und Kassandra den Kleiderschmuck bereitet, so hätte dies Alles doch keine andere Kraft, als die Gesellschaft der Tugenden, die er bereitet habe. Man wird finden, welch ein selbständiger Kunstsinn und welche feine Begriffe von den Wirkungen der Poesie hier durchblicken, die es erklären, wenn er blos auf die Forderungen der Kunst gerichtet absieht von allem Moralischen und allem Hergebrachten, was man damals in den Werken der Dichtung zu finden und zu suchen gewohnt war. Ganz so wie an dieser Stelle die Festbeschreibung, so schiebt er sogleich auch die Beschreibung des Turniers bei Seite; wie viel Speere sie zerbrochen hätten, das sollen die Knappen sagen, die sie zusammentrugen. So will er sich auch nicht mit dem Preis von Morolts Stärke befassen, indem er, ohne es zu sagen, auf die gewöhnlichen Uebertreibungen der Körperkraft der Romanhelden, und im besonderen auf die des Morolt, dem die alte Sage, der er opponirt, mehrfache Manneskraft beilegt, stichelt und ausdrücklich beifügt, daß er seine Kunst nicht an dergleichen vergeuden will. Daß der Dichter, wo die Gelegenheit es will, nicht vor der Schilderung großen Schmerzes und inniger Klage scheut,

---

mit bebendeklîchen rîmen: wie kan er rîme lîmen,
als op sî dâ gewahsen sîn! ez ist noch der geloube mîn,
daz er buoch unde buochstabe für vederen an gebunden habe;
wan wellet ir sîn nemen war,
sîniu wort diu sweiment als der ar.

hat er in der ganz vortrefflichen Zeichnung von Blancheflours versteinerndem Schmerz über Riwalins Tod gezeigt, die ihres Gleichen nicht in der mittelaltrigen Poesie hat, allein darum verschmäht er doch, die hergebrachte Todtenklage in ewigen Wiederholungen wiederzubringen, und als Morolt fällt, lehnt er es ab, viele Worte über den Gram seiner Leute zu machen — was hülfe es? wer möchte Aller Leid beklagen? — Wenn er hernach von der Heilung Tristans redet, so wäre für einen Wolfram'schen Sinn die schönste Gelegenheit gewesen, mit Gelehrsamkeit und wunderlichen Worten über die Meisterschaft der Isold und die Zauberkraft ihrer Arzeneien zu prunken, allein er will nie ein Wort reden, das den Ohren misfalle, dem Herzen widerstehe, und will lieber kurz von solchen Dingen sprechen, ehe er die Erzählung widerlich mit unhöfischer Rede mache. Aus allen diesen Stellen leuchtet die bewußteste Richtung auf Seelenschilderung vor, die auf alles Aeußerliche, was damit nicht in enger Beziehung steht, einzugehen verschmäht. Seine Kunst, innere Charakterformen zu zeichnen, ist, wie wir noch näher sehen wollen, im höchsten Grade ausgezeichnet, ja er streift an die Kunst der Griechen, an der äußeren Gestalt die innere erkennen zu lassen und es ist meisterhaft, wie er in allen Gebärden und in jedem Zuge den jungen Tristan, als er in Marke's Jagdgesellschaft und dann an dessen Hof kommt, vortrefflich charakterisirt. Man darf ihn aber auch nur von den Musen und von Helena und Aehnlichem reden hören, um zu sehen, wie bekannt er wenigstens mit dem ächten Virgil war, wie viel Sinn er für die plastischen Figuren der Alten hat, wie lebendig diese vor seinen Augen stehen, wie richtig er ihre Grazie auffaßt, für was Alles keiner seiner Mitsänger vor und nach ihm einen Sinn zeigte.

Die Zierlichkeit und Lieblichkeit dieses Dichters, sein weicher aber reiner Geschmack, die reizvolle Form seines Werkes, die mit der Härte und der Strenge des Wolfram so gewaltig contrastiren, ruht auf der Lebensansicht des Dichters, die von der des Eschenbach eben so scharf absticht, und deren Verschiedenheit die Wahl des Stoffes ihrer beiden Hauptgedichte und ihre abweichende Darstellungsart bedingt. Je diametraler sich diese Weltansicht beider Dichter entgegensteht, je tiefer beide in der menschlichen Natur begründet sind, je totaler jede einzelne in Jedem der beiden Dichter hervortritt und Alles durchdringt, je mehr uns alles Ganze und von Halbheit Entfernte

anzuziehen pflegt, desto erklärlicher wird das verschiedene Urtheil, das man über Beide fällen hört, denn der Zwiespalt über den Werth solcher Werke und solcher Dichter wird so lange dauern, als Menschen Menschen bleiben. So lange es Menschen geben wird, die das Leben mehr von der ernsten Seite, und andere, die es mehr von der heiteren zu betrachten lieben, so lange das Ebenmaß zwischen moralischer und ästhetischer Bildung der Seele nur in so Wenigen bestehend gefunden wird, so lange werden sich die Urtheile über diese und ähnliche Dichter trennen, je nachdem der Beurtheiler Geist sucht oder Geschmack, Erhabenheit liebt oder Gefälligkeit, Tiefe vorzieht oder Reiz. Es gibt eine gewisse Trilogie künstlerischer Form, die darum sich in den Literaturgeschichten der Völker mehrfach wiederholt, weil sie eine natürliche ist und den Menschen gemeinsam. Die Dichtkunst erscheint anfänglich, den großen Bestrebungen und Gedanken der Völker angemessen, in schwerem und tiefsinnigem Ausdruck, und sucht mehr die Sache als die Darstellung; dieser erhabnere Charakter sinkt mit der Zeit zu seinem Gegentheil herab, die Form wird leicht und behaglich, der Sinn leidet; der bequeme dichterische Genuß steigt, die moralische Befriedigung und Erhebung fällt oft weg. Zwischen diesen beiden Extremen, dem Erhabenen und Gefälligen, dem Strengen und Weichen steht das eigentlich Schöne inne, erscheint aber wohl nie ohne eine Neigung nach einer der genannten Seiten. Doch scheint in Aeschylos, Sophokles und Euripides jene Dreiheit am vollkommensten ausgedrückt. Aehnlich würde ich Wolfram, Hartmann und Gottfried nebeneinander stellen, obgleich hier der Mittlere, was der häufigere Fall ist, mehr negativ die Extreme ausschließt als positiv in sich harmonisch verbindet. Es ist daher natürlich, wenn diese Mitte zwar von keiner Parthei je absolut verworfen, aber auch selten sehr leidenschaftlich bewundert wird, und wenn Aristophanes in seinen Fröschen zwischen den lauten Vertretern der alten und neuen Dichtkunst den nicht erscheinenden Sophokles in stiller Entfernung emporhebt, so ist das etwas, was unser inneres Gefühl mit eben der überraschenden Wahrheit trifft, wie wenn Göthe erzählt, daß er sich häufig um den Vorzug Buonarotti's und Raphaels gestritten; man habe sich nie verständigen können, aber am Ende habe man sich zum Lobe Leonardo da Vinci's vereinigt. So ist auch bei Aristophanes unter jenen Griechen Aeschylos zum Anerkennen des Sophokles eben so bereit, wie Gottfried den Hartmann

von der Aue rühmt, während Euripides unversöhnlich dem Aeschylos gegenüberbleibt, wie Gottfried dem Wolfram. Wollen wir ein Werk von seiner dichterischen Seite beurtheilen, so sehen wir von seiner mystischen und religiösen, moralischen oder wissenschaftlichen Weisheit und Werth ab und halten uns an Darstellung und Form. Wir begreifen dann, daß sich feinere Beurtheiler von Dante's furchtbarer Erhabenheit hier und da wegkehren, wir müssen einstimmen, wenn Gottfried sich gegen jene ausläßt, die „mit dem Stocke Schatten bringen, nicht mit dem grünen Lindenblatte," und wenn er ein mühseliges Glossenstudium der Schriften der „Vindære wilder mære" von sich weist. Suchen wir aber im Dichter den ganzen Menschen, im Gedichte die ganze Bedeutung des Lebens, dann schlagen wir uns entschieden auf die Seite der erstern, und verfechten mit Aeschylos, daß der Dichter, der Lehrer der Erwachsenen, das Gute nur lehren und das Unedle verbergen, daß er nur würdigen und großen Stoff behandeln solle. Dann spricht uns die Zucht und Sittenstrenge dieser Männer mehr zu, dann gerade erscheint ihr ernster Kampf mit dem ernsten Leben als der Ausspruch der ganzen Größe ihrer inneren Natur, und der ringende Ausdruck erhält eine tiefere Bedeutung, dann ersetzen wir uns die mangelnde Glut und Bewegung in den einzelnen Theilen mit dem consistenten und stillen Feuer, welches das Ganze erwärmt, den mangelnden melodischen Fluß der Rede mit der Harmonie der Erfindung, den fehlenden Reiz der Darstellung mit der Tiefe der Gedanken.

Um aber auf einen Blick die ungeheure Kluft zu überschauen, die unsere beiden Dichter von einander trennt, will ich so kurz als thunlich dem Tristan und seiner inneren Structur folgen, und der Leser möge meine Analyse dann nur mit der des Parzival vergleichen. Ich sehe hierbei noch mehr, als irgendwo sonst von den Quellen[375]) ab, weil in einem Gedichte wie dieses auf die Entlehnung des Stoffes gar nichts ankommt und weil dies geradezu als ein so original-deutsches Product angesehen werden darf, als ob dem Dichter selbst der Stoff eigen sei. Die Geschichte der Sage[376]) kann in der Dich-

375) Die wälschen Triaden kennen die glühende Liebe Tristans zu Ysault, das Weib seines Oheims March. Schon im 12. Jahrh. sind alle französischen Troubadours voll davon.

376) Neues und correcter edirtes Material für die Tristansage gibt: Tristan; recueil de ce qui reste des poëmes relatifs à ses aventures etc. par

tungsgeschichte nur als Stoff der Poesie interessiren und daher nur ein untergeordnetes Interesse haben; sie wird um so wichtiger, je unbedeutender die eigentliche Kunst noch ist; sie wird stets unbrauchbarer, je bedeutender die dichterische Thätigkeit der Individuen wird. Mein Vorsatz ist in dem einen wie im anderen dasjenige aushebend zu verfolgen, was sich aus dem Ganzen der Nationalgeschichte erläutern und herleiten läßt; die zufälligen Schicksale der Stoffe, wie die gleichgültigen Eigenthümlichkeiten der Dichter lasse ich bei Seite. Es ist ein mäßiges Interesse, was ich an dem geschichtlichen Stoffe von Göthes Werther nehme; die Stimmung im Volke, die ihn hervorbrachte und ihm seine Wirkung schaffte, ist dem Geschichtschreiber die Hauptsache; so ist's auch mit den Werken eines Wolfram oder Gottfried. Ich begnüge mich mit der Bemerkung, daß der Dichter die höchste Bewunderung verdient, wenn man sieht, welch ein bedeutungsvolles Gedicht er aus einer Materie bereitet, die noch in dem Tristan des Eilhart von Oberg so wüst und ekel daliegt und in sich von aller Größe und Würde vollkommen entblößt ist, die nichts ist als eine bloße Novelle, ein britisches Fabliau, wie denn auch z. B. in den armoricanischen Lais im Ywonec die Elemente des Tristan, ein Ehebruch, ein treuer Tod der Ehebrecherin über dem Geliebten, und in einem anderen auch ein einzelnes Abentheuer im Tristan vorkommt, indem Gottfried überhaupt mehrere allgemein verbreitete Lieblingsstücke der Art hat, die noch im Eilhart fehlen. Aus einer so niederen Sphäre, in der die Fabel des Tristan zu einem unterhaltenden leichtsinnigen Geschichtchen gemacht ist, rückte sie Gottfried in eine wunderbare Höhe, mit einer wahrhaft genialen Kunst. Wenn wir uns im Parzival in das Gedankenleben jener Zeit versetzt sahen, so versetzt uns Gottfried in die Mitte des Gemüthslebens der Ritter- und Hofwelt. Wenn sich Parzival mit dem äußerlichen, planlosen und wirren Wesen der handelnden Welt in Opposition setzte und uns gleichsam die vorher fast unverständlichen, weil eben so planlosen, Romane eröffnete und erklärte, so setzt sich Tristan mit dem inneren Gefühlsleben jener Zeit in Einklang und erklärt uns den Minnegesang und was Alles dabei uns fremd blieb, so lange wir mittelmäßige Gedichte mittelmäßiger Sänger unvoll-

---

Fr. Michel. 1835. 2 Thle. Chretien von Troyes' Tristan scheint verloren.

kommen davon singen und sagen hörten. Wir werden hier in die Erziehung und das Leben eines solchen höfischen Ritters eingeführt, der im Gegensatze zu dem einsam emporgewachsenen Parzival mit feinen Manieren, mit liberalem Unterricht, mit weltmännischen Sitten aufgezogen wird; der Dichter will ihn uns von jener einen Empfindung der Liebe beherrscht zeigen, von jenem so räthselhaften und für uns fremden Gefühle, das so manches unter sich Streitende versöhnt, so manches Heterogene verknüpft, das hier Treue und treulosen Verrath, Dienstpflicht und Verwandtenbetrug, Leichtsinn und Innigkeit in einem und demselben Herzen vereinigt. Glücklich, daß dieser Dichter mit fast unbegreiflicher Ueberlegenheit einen so schwierigen Vorwurf zu bemeistern das Geschick hat, uns würde die ganze Zeit ohne sein Gedicht viel unbegreiflicher sein. Er zeigt uns einen Jüngling in der Gewalt jener allmächtigen, wunderbaren, zauberisch wirkenden Regungen der ersten Liebe, er zeigt diese, mittelst des Zaubertranks, in ihrer unwiderstehlichen Stärke, er zeigt, wie sie den Todhaß zweier Seelen versöhnt, und an seine Stelle Treue bis zum Tode setzt, wie sie auf der anderen Seite den schönen Bund zweier Verwandten trennt und zu schmählichem Verrathe verleitet, wie sie den reinsten Charakter verdirbt, wie sie den thatenlustigen, umgeirrten Tristan, den Retter seines Oheims, den Eroberer seines eigenen Landes, den Schlangentödter, plötzlich der Welt entzieht, wie nun alle Thaten aufhören, alle Handlungen stille stehen, nur die kleinen Machinationen nicht, die ihm sein neues Bündniß mit Isold eingibt. Die geheime Kraft der Heiligkeit der Empfindungen dieser Jahre pflegt mit der Nichtachtung aller geselligen Bande gepaart zu sein und versöhnt oft das Schmählichste mit dem Erhabensten und Edelsten. Dies ist ein Zug vollkommener Naturwahrheit, den die Geschichte jedes innerlichen Menschen bestätigt. Der Dichter führt das liebende Paar zuletzt aus aller Welt ganz zurück in die Einsamkeit, wo er mit Ariostischer Laune sogar meint, sie hätten in ihrem Glücke nicht einmal mehr der Nahrung bedurft. Wie aber auch auf dieser Spitze des Glücks das an Täuschungen und Betrug gewöhnte Paar noch die Außenwelt zu täuschen sucht, bewirkt eben dies ihre Rückberufung in die Welt, zieht ihre Trennung nach sich, bewirkt die ärgere Entartung der Sitten: die Sophistik der Liebe treibt den Helden sogar zur Untreue und jetzt trifft ihn die Sophistik des Schicksals mit rächender Vergeltung. Das Ende des Gedichtes, wenn es erhalten wäre, hätte

uns sagen können, ob der Dichter wirklich die Absicht gehabt hatte, seinen Helden als das Spielzeug von Glück und Leidenschaft, als die Frucht und als das Opfer des Leichtsinns und der Eigenheit jener Zeit zu zeichnen, die, wie es im Tristan selbst heißt, Liebe für ein so seliges Ding hielt, daß Niemand ohne ihre Lehre weder Tugend noch Ehre habe, die also eine Leidenschaft an die Stelle eines Lebensgrundsatzes emporhob und darüber jede Würde, jede Kraft des Handelns vergaß. Sollte das Alles auch nicht in der Absicht des Dichters gelegen haben, worauf gar nichts ankommt, so liegt es in seinem genialen Gedichte um so deutlicher, nur daß selbst die warnende moralische Wendung vermieden ist, die wir gern dabei unterschieben möchten.

Doch den Dichter macht nicht sowohl der Plan, als die Ausführung; wir wollen daher noch einen Schritt näher treten, um auch hier seine unvergleichliche Dichtergabe kennen zu lernen. Die heitere Weltbetrachtung des Dichters spricht sich gleich im Eingang mit der Totalität aus, mit der sie das ganze Werk bis in die kleinsten Theile aufs innigste durchdringt. Er spricht sein Lied zu den Liebenden, auch er singt von Freud und Leid, aber er singt davon nicht in dem Tone Wolframs, „daß Jammer unser Beginnen sei und daß wir mit Jammer ins Grab kommen“, sondern er kennt nur das Leid der Liebe als eine Süßigkeit und als eine Würze der Freude. Sein Held wird geboren von einem Verführer und von einer Verführten, sein Vater fällt vor seiner Geburt, seine Mutter stirbt aus treuer Liebe zu dem Gatten bei seiner Geburt. Dies ist das Vorspiel zu seinem eigenen Schicksal und der Keim seiner Natur. Die erste Schule aber vollendet sogleich den Charakter. Ein treuer Diener des getödteten Rivalin erzieht den Tristan als seinen eigenen Sohn, und wendet alle Sorge für eine liberale Erziehung an ihn, die von aller verhätschelnden Zärtlichkeit eines treuen Dienstmannes begleitet ist. Er reist in fremde Lande, lernt fremde Sprachen und was Alles zu der Bildung eines höfischen Edlen oder im heutigen Ausdruck zu einem Gentleman oder Routinier gehörte. Das war, sagt der Dichter, das erste Opfer seiner Freiheit und er trat in den Jugendjahren, wo alle seine Freude und Wonne erstehen sollte, in peinliche Sorgen und sein bestes Leben war mit des Lebens Beginne hin; „da er mit Freuden zu blühen begann, fiel ihn der Reif der Sorge an, der so mancher Jugend schadet und er verdorrte ihm die

Blüthe seiner Freuden.“ Dies war die Folge der Bücherbeschäftigung, an die er gleichwohl Fleiß und Mühe kehrte. Welche richtige, tiefe Bemerkungen, die heute in unserer Welt der Prosa nicht scharf genug und oft genug gemacht und wiederholt werden können, die aber in dem Munde eines Mannes jener Zeit eigen lauten und mehr wie die leichtsinnige Klage unserer schwachen Väter und Mütter über die Strenge der Schule, auch wo keine Ursache zur Klage ist. So erscheint nun dieser Tristan mit jener Welttournure, mit jener glänzenden Außenseite, mit all den liebenswürdigen Schwächen, welche — wer kennt das nicht? — die Welt, wie sie nun ist, immer am bereitwilligsten tolerirt, die Jedermann und besonders die weibliche Gesellschaft einnehmen und gewinnen, wenn auch nicht innerlich fesseln, die Jeden, der sie besitzt zum Liebling Aller, wenn auch nicht gerade zum Gegenstand der Achtung machen. Die Zeichnung dieses Charakters sucht in aller Welt ihres Gleichen; die Art, wie er das redselige, gewandte, flinke, in jeder Lage gleich gerechte Bürschchen an Markes Hof einführt, ist ganz vortrefflich. Der Zug des guten Benehmens, der geselligen Toleranz und Bescheidenheit ist überall ins Licht gestellt; es ist ein allgemeiner Satz, den auch die Strengsten der damaligen Dichter und Moralisten loben, daß den Mante nach dem Winde hängen, aus dem Walde wiederrufen wie man hineinruft, recht ist, daß man mit dem Frohen froh, mit dem Traurigen traurig, dem Treuen treu, dem Falschen rund sein solle, eine Maxime, die nur ein Ascet und Einsiedler geradezu verdammen kann, die aber doch ihre sehr festen innerlichen Prinzipien verlangt, wo sie nicht zum Laster werden soll. Allein Gottfried sieht das für ein Glück an, das Gott gegeben, daß sein Tristan mit allen zu leben wußte, mit allen zu tollen, zu singen, zu lachen, und mit den Wölfen zu heulen, und alles mitzumachen was einer anhub, wie es die Jugend solle. Jugend hat nicht Tugend, ist seine Predigt; auch das ist recht; es ist ein Satz, dem ein gesunkenes, schwächliches, für seine Kinder ängstlich besorgtes Geschlecht wie das unsere so gern seine Wahrheit nähme, allein auch dies ist eine Einsicht, die in einem Zeitalter der Umbildung und roherer Kraft, wie jenes, auf einer gefährlichen Höhe steht, obgleich sie bei Gottfried durchaus rein ist, da er nicht so weit geht, daß er auch der Bösen Lied singen lehre, vielmehr den Haß der Bösen als nothwendige Bürde des Guten, den Neid als das Kind der Würde darstellt. Die Heldenthaten des

Tristan, die Wiedereroberung seines Landes, sein Sieg über Morolt und über den Drachen in Irland zeigen ihn noch als einen Jüngling, in dem noch keine innere Regung laut geworden. Er sieht jene Isold zum erstenmal kalt, er räth selbst dem Marke um sie zu werben, er selbst übernimmt die gefährliche Werbung bei dem ihm tödtlich befeindeten Weibe, er richtet sie treulich aus. Der Zaubertrank, der in der Sage mitspielte, überhob den Dichter freilich der Mühe, uns die allmählig erwachende Leidenschaft in dem feindlichen Paare auf der Meerfahrt zu schildern, allein er holt nach dem Tranke nach, was nicht vorherzugehen brauchte und versinnlicht das Plötzliche eines solchen Uebergangs von nothwendiger äußerer Versöhnung zu freiwilliger Hingebung und Liebe durch eben jenes Symbol vortrefflich. Seine Kunst der Seelenmalerei beginnt hier. Der Ausbruch der Gefühle in Isold ist ganz vortrefflich; die Kenntniß der Natur der Geschlechter, die dabei entwickelt wird, ist zum Erstaunen. Das Weib wallt zuerst über von ihrer Empfindung, sie hat volle Augen, sie läßt das Haupt auf Tristan sinken und sagt ihm ein Räthsel als halbes Bekenntniß, und der Mann, den gleiche Gefühle bestürmen, hat jetzt, seines Sieges sicher, noch die Kälte, die Umarmung zurückzuhalten, sie mit absichtlicher falscher Auslegung ihrer Worte zu quälen, sie zum vollen Geständniß zu zwingen. Was von nun an folgt, ist nicht geeignet, etwas anderes als unseren Abscheu zu wecken, obgleich es in der menschlichen Natur nur zu begründet sein mag, daß, wenn nun einmal namentlich im Weibe nach einem solchen Kampfe Scham und Zucht überwunden ist, dann keinerlei Hoffnung zur Heilung und Rückkehr übrig bleibt. Eine Reihe von Betrügen, Täuschungen und Vexationen des armen Ehemanns und Oheims Marke werden uns in ermüdender Menge und Ausführlichkeit vorgeführt, obwohl nicht zu leugnen ist, daß auch hier das ganze Talent des Dichters sich entfaltet. So ist die reine liebe gute kindliche Isold denn gleich, nachdem sie den Trank der Schuld gekostet, dazu gereift, dem neuen Eheherrn zum trauten Empfang den schmählichsten Betrug zu bereiten, und leichthin wird der schauderhafte Satz ausgesprochen, daß sie begann Tadel und Spott mehr als Gott zu fürchten, was denn als Einleitung zu dem grausigen Anschlag dient, den sie gegen ihre treue Dienerin, die Helferin bei jenem Betruge, faßt. Sie fängt nun an, in den Künsten der Schlangenlist und des Betrugs die raschesten Fortschritte zu

machen; bald macht sie eine Thorheit, die sie noch in alter Unbefangenheit beging, mit zehn abgefeimten Streichen gut. Sie läßt die Kunst der Weiber spielen, wie der Dichter sagt, daß sie weinen können ohne Anlaß und Ernst, so oft sie es gut dünkt. Bald bedarf sie der Belehrung nicht mehr, den gelegten Fallen zu entgehen, schnell weiß sie mit eigner Kunst die Lauscher zu täuschen (in Scenen, die des Pinsels der Cervantes oder Boccaccio, oder wer sonst hierin Meister ist, vollkommen würdig sind) und bereits überbietet die gelehrige Schülerin in Meisterschaft den Mann und die Freundin. Sie weiß mit Winken und Lächeln, mit Achselzucken und Seufzen den ängstlich schwankenden armen Ehemann in Zweifel und Pein zu erhalten, auf ihren Kummer anzuspielen und doch jeder Frage auszuweichen. Sie könnte den Marke, als sie ihm bei ihrer Zusammenkunft mit Tristan im Garten das Lauschen auf dem Baume ablauschte, mit der Wahrheit kirren, ihm die Scene eröffnen, die sie da mit Tristan zu seiner Täuschung spielte: nein, sie nicht; sie sagt ihm nur die leichte Lüge, daß Tristan das, was er ihr vor Markes Ohren selbst gesagt, zu Brangäne gesagt hätte, und reservirt sich also ihm gegenüber das Recht der Heimlichkeit vor dem Gatten. Es geht so weit, daß selbst das Gottesgericht und der Eid auf eine frevelhafte Art verhöhnt wird, mit einer listigen Erfindung der Isold, die ihr in Noth und Gebet und Fasten der gnädige Christ eingegeben hat! sie richtet die List zu, sie betet dann in „göttlicher Andacht", sie schwört dann den Eid, sie hält das glühende Eisen: da ward es offenbar, „daß der heilige Christ windschaffen wie ein Aermel ist!" Man sieht wohl, daß ein aufgeklärter Mann mit Heilthümern und Gottesgericht hier seinen Spott treibt und dies würde man am Ende heute so gut hingehen lassen, wie Friedrichs II. freigeistige Scherze über das gelobte Land[377]); aber wie ist doch auch die Ansicht von dem ganzen Verhältniß die sonst durchgeht! Wenn er von den untreuen Hausgenossen redet, die Honig im Munde und Haß im Herzen tragen, so sollte man Wunder meinen, welche treff-

377) Dâ wart wol geoffenbæret und al der werlt bewæret,
daz der vil tugenthafte Krist wintschaffen als ein ermel ist:
er füeget unde suochet an, dâ man'z an in gesuochen kan,
als gefuoge und alse wol, als er von allem rehte sol:
er ist allen herzen bereit, ze durhnehte unt ze trügeheit!
ist ez ernest, ist ez spil, er ist ie, swie man wil.

liche Anwendung werde gemacht werden: am Ende sind die Hofleute gemeint, die es mit Marke gut und ehrlich meinen. Wenn man Gottfried von der Liebe reden hört, von der Kraft und hohen Wirkung, die sie übt, von dem Verfall der ächten Liebe in der Zeit, und wie nur noch das zertriebne Wort, aber nicht die Sache übrig sei, so denkt man, die herrlichste Schilderung reiner und heiliger Gefühle solle das Alles bewähren, wo gleich hernach die schandbarsten Anschläge folgen, wo kurz vorher der Verrath an Marke begonnen war, und wo nun dies ganze Verhältniß als ein Ideal liebender Treue aufgestellt wird, weil auch freilich die Isold an dem Gegenstande ihrer sündigen Liebe mit all der Hingebung treu hängt, die sich sogar jede andere Freude versagt, ja zerstört. Als der betrogene Gatte mit Meineid und Allem getäuscht war, täuscht ihn doch sein eigenes gesundes Auge nicht länger, der gute Mann kann es nicht weiter mit ansehn, läßt die beiden Liebenden von seinem Hofe gehen und überläßt sie sich selbst. In der Schilderung ihres Zusammenlebens im Walde wandelt den Gottfried Ariostische Laune und Uebermuth an und er überläßt sich dem höchsten Schwung seines Genius. Die sinnige allegorische Deutung von der Höhle der Liebenden, das launige Mitspielen des Dichters, die außerordentliche Leichtigkeit des Vortrags, der hier mit dem reizendsten Schmucke bekleidet ist, Alles befähigt diese Stelle mit dem Höchsten der romantischen Poesie zu wetteifern. Man reiße dies einsame Leben der Liebenden heraus, betrachte es für sich und nur von Seite der poetischen Kunst, ob dies an Naturleben, an Innigkeit, an bezauberndem Colorit hinter Medor und Angelica zurücksteht; oder man nenne uns irgend ein Schäfergedicht oder eine idyllische Episode der Spanier und Italiener, in der ein so zarter Duft ungekünstelter Unschuld weht, über die so frische, gesunde Freude an dem Leben in der Natur und ein so reiner Hauch der Naivetät gebreitet ist. In diesem Leben der Wonne stört sie Marke wieder. Dieser arme Mann ist von dem Dichter vortrefflich gezeichnet; ein Gemälde menschlicher Schwachheit und Leidenschaft, das trostlos schön entworfen ist. Jetzt bereut er seine Großmuth; er fährt im Walde herum, und als das die Liebenden merken, wollen sie auch jetzt den Schein der Treue gegen ihn retten und legen zwischen sich ein nacktes Schwert als Symbol ihrer Unschuld. So ein kleiner Strahl von Hoffnung richtet den von Trauer und Einsamkeit gequälten Marke wieder auf und er nimmt sie wieder an den

Hof; geblendet von Liebe wußte er zwar, wie es um sie stand, aber wollte es nicht wissen. Das braucht nun der Dichter zur Entschuldigung. Wem soll man, fragt er, die Schuld an dem ehrlosen Leben der Beiden geben, da Begierde und Lust den Marke so blendeten, daß er Alles vergessen wollte, was sie ihm thaten? er wirft ihm den Fehler vor, daß er ihnen nun wieder ihr Spiel verderben will und sie damit nur um so mehr reizt; er wirft ihm das Hüten des Weibes vor, was in jedem Falle verloren sei, da man die Böse nicht hüten könne, die Gute nicht dürfe; sie hüte sich selber; jeder andere Hüter sei ihr verhaßt; und wenn gute Gesinnung auf diese Weise zum Uebeln gebracht werde, so trage sie noch üblere Früchte, als die stets übel gewesen ist. Die Liebe erzwingen sei ja nicht möglich, man lösche die Liebe mit dem Versuche; man müsse nichts verbieten, denn Manches geschähe durch Verbot, was außerdem nicht geschehen wäre: dies sei den Weibern angeboren, deren Urahnfrau gebrochen was ihr Gott verbot, und es gewiß nicht gethan hätte, wäre es ihr nicht verboten gewesen. Mit bloßem Verbieten könne man noch heute die Even zu Hunderten machen, die sich selbst und Gott verlören. Das Weib, das aus dieser Art schlägt, und die gerne Lob und Ehre bewahrt, sei ein Mann an Gesinnung und nur mit Namen ein Weib; an ein Weib dieser Art verschwendet er nun sein größtes Lob; nun sollte man meinen, dem Gedankengange zufolge müsse zwischen diesem Ideale der Weiblichkeit und der Isold geschieden werden, allein im Gegentheil, diese Isold wird als ein solches Muster geradezu aufgestellt. Vor einer solchen Logik des Frauendienstes jener Zeit muß die unsere natürlich die Segel streichen. Und man darf sich nur in dem welschen Gaste umsehen, um zu finden, daß diese Denkart damals die würdigsten Männer durchdrang. — Im Verfolge der Geschichte wird dann Tristan aufs neue überführt und macht sich nun vom Hofe fort. Er kommt zu der zweiten Isold. Leichter in seiner Leidenschaft als das Weib, wird der Mann von der Schönheit dieser angeregt, daß er sogleich beginnt, mit seinem Herzen zu spielen, sich sophistisch hinter den Namen zu verkriechen, um seine Treue ein wenig zu betäuben. Als er sieht, daß es in ihr Ernst wird, kommt er wieder zur Besinnung und nun hält er, ein eben so vortrefflicher dem Schwächling abgelauschter Zug, zurück; er sieht aber ihren Schmerz und ihre Liebe, und nun treibt ihn das Mitleid, sie mit Anderem, mit Gesang und allem

Möglichen zu entschädigen. Dennoch bringt ihn ihre entschiedner werdende Liebe zum Wanken; dreimal zieht ihn seine Treue ab; aber dreimal zieht die Lust, die ihm alle Stunden lachend unter den Augen lag und Aug und Sinn blendete, sein Herz wieder an. Ferner Liebe thut sich der Mann eher ab, sagt der Dichter, als er sich der nahen enthält. Mitleid und halbe Liebe kreuzt sich mit der Stimme der Treue in ihm bis zur völligen Unklarheit über das, was er thut. Er singt zweideutig seine Lieder einer Isold. Durch das ewige Nahen und Entfernen von der neuen Isold ward die alte starke Minne allmählig abgeleitet. Indem Tristan diese Entdeckung in sich macht, so macht er nun gleich seine Qual und die Trauer um die frühere Isold als Entschuldigung geltend, die, meint er, sich jetzt wohl nur mäßig nach ihm sehne, obgleich er noch im vorigen Augenblicke von ihrer unwandelbaren Treue fest überzeugt war; er ruft sogar die Eifersucht gegen Marke in sich hervor; er klagt sie sogar an, daß sie ihm keine Botschaft von sich gesandt habe — aber da ertappt er sich wieder: denn er besinnt sich doch noch, daß sie ja nicht weiß wo er ist — und doch, er lauscht seiner neuen Leidenschaft nur noch ein wenig und wird sogleich mit dem Unsinn vertraut, ihr zuzumuthen, sie hätte in Gottes Namen die ganze Welt nach ihm sollen durchsuchen lassen.

Hier endet Gottfried, wo er uns gerade in dem Theil der Sage, welcher der allerschwierigste ist, mit neuer unerwarteter Feinheit der Beobachtung, mit einer Kunst des Menschen Inneres zu durchforschen, überrascht, die man nicht in jenen Zeiten suchen würde. Seine beiden Fortsetzer verstanden nicht im entferntesten ihm zu folgen und ich will nicht erst den Leser mit Belegen für diese Behauptung aufhalten, die keinen Widerspruch finden kann. Soll ich zum Schlusse ein Urtheil über Gottfrieds Tristan beifügen, so weiß ich kein anderes über dieses Gedicht, als Dante über solche Gefühle: man muß verdammen, aber bewundern und bedauern. Ob dies Gedicht bei den damaligen Ansichten von Moral und Gesellschaft wohl verwerflicher erschien, als Werther in unsern Zeiten? ob nicht die Stimme eines so strengen Sittenrichters wie Thomasins, der den Tristan als ein Muster gerade von Seite seiner weltmännischen Gewandtheit aufstellt, für die damalige Ansicht von außerordentlichem Gewicht ist? ob nicht die Aufnahme den Dichter rechtfertigte, die sprüchwörtlich

Tristan und Isolde als Beispiele einer zarten Liebe nannte, wie der Orient Wamik und Asra oder Jussuf und Suleika, und wie die neuere Zeit den Werther, der so viele Anfechtung zu leiden hatte? und ob nicht der Dichter mit gleichem Rechte wie Göthe verlangt hätte, an ein Kunstwerk keine Forderungen der Moral zu stellen? Dies sind Fragen, die wohl immer von verschiedenen Menschen verschieden werden beantwortet werden.

Wir haben im Parzival und Tristan unsere damalige Kunst auf ihrer höchsten Höhe gesehen. Die Nation und ihre Dichtung ist aus dem Zustande des Gemeingefühls und der Unbewußtheit herausgetreten, dies setzte an die Stelle des Charakters des alten Volksepos einen geradezu entgegenstehenden. Statt daß früher die Menschen ihre moralischen Gesinnungen wie ihre poetischen Productionen ohne Befragung des Verstandes nach dem bloßen Triebe der Natur hegten und pflegten, so lernen sie sich jetzt erkennen und vergleichen und schaffen sich Grundsätze und Regeln. Allein bei dem ersten Verlassen der Natur und dem Uebergange zur Bildung, bei der Kluft der früheren Stärke des Instincts und dem Aufsuchen von Prinzipien, geräth der Mensch immer auf Abwege, traut auf die Eingebungen des einseitigen, erst thätig werdenden Verstandes, und verläßt die Einfachheit der natürlichen Empfindung, bis erst allmählig und spät sich die neu aufgehende Erkenntniß so ausbildet und erweitert, daß sie sich mit der ursprünglichen Natur und Einfalt wieder ausgleicht oder zu ihr zurückkehrt. Jene Uebergangszeit liegt in unseren beiden Gedichten aufs treueste und wahrste ausgeprägt; allein so wie wir diese Lebensperiode und den ihr eigenen Kampf auch im einzelnen Menschen nie ohne die Sorge betrachten, ob er sich auch zum Guten lösen werde, so hat auch diese ganze Zeit und ihre Literatur etwas Spannendes und Beängstigendes für uns, weil uns diese Uebergangsepoche in einer Art von Beharrungszustand hier vorliegt. Erst wir, die wir auf diese Zeiten zurückblicken, nachdem sich dieser Kampf in der Menschheit nach furchtbaren Umwälzungen wirklich löste, können diese Dichtungen in ihrem rechten Werthe erkennen. Unser Gefallen daran und unsere Bewunderung dafür ist aber nur zum Theil die Frucht des poetischen Genusses und mehr die des historischen Studiums.

6. Didaktische Poesien.

Vier Männer haben wir oben genannt als die, welche der Dichtung dieser Zeiten Werth und Charakter gaben; sie thaten noch mehr, sie bestimmten die Richtungen der Folgezeit genau und scharf, und haben mittel= und unmittelbar auf Jahrhunderte fortgewirkt. Der eine ist Walther von der Vogelweide, der sich mit seiner Didaxis gleichsam dem Leben und Handeln, dem Singen und Sagen dieser ritterlichen Welt gegenüberstellte, den Standescharakter ablegte, allgemein das Menschliche ins Auge faßte, und so eine gewisse Gattung von poetischer Lebenskritik, moralischer Didaxis und Satire eröffnete, die zunächst von zwei Hauptwerken fortgesetzt wurde, welche mit Walther gleichzeitig sind und in so offener Beziehung zu ihm stehen, daß wie schon gesagt von W. Grimm die Identität Walthers mit dem Verfasser des Freidanks behauptet ward. Diese Werke ihrerseits gruben sich in die Nation ein und bilden mit den ähnlichen Schriften, die sie anregten, eine Brücke bis zur Reformation hinüber, der ersten Zeit, die nach dieser ritterlichen Epoche wieder von neuer Bedeutung für unsere Culturgeschichte wird. Diese ganze Gattung lagerte sich der Erzählungspoesie gegenüber und zerstörte sie allgemach. Was diese selbst angeht, so bewegte sich das Volksepos in sich selbst und in dem herkömmlichen Style fort bis es sich alternd überlebte, und neben ihm gingen die französischen Volkssagen hin, die bei uns in Uebersetzungen niederländischer Gedichte unterhalten wurden. Diese beiden Zweige lassen sich nicht auf persönliche Manieren und Vorbilder zurückführen, alles Uebrige aber theilt sich in die zwei grellen Richtungen, die Hartmann, Gottfried und Wolfram angegeben hatten. Fast Alles, was der Blüthezeit der ritterlichen Kunst näher lag und der höfischen Sitte und Art treu blieb, schloß sich an den künstlerisch bedeutenderen Gottfried an und um ihn gruppirt sich die ganze Nachblüthe dieser Zeit. Alles was in Leben und Kunst tiefere Beziehungen nach Wissenschaft und Religion und mehr Verwandtschaft mit der didaktischen Poesie suchte, lehnte sich an Wolfram und schob in der Zeit vorwärts, so daß Wolfram und Walther im Andenken der Meistersänger noch lebten, als Gottfried und Hartmann lange vergessen waren mit aller Poesie, die sie gepflegt hatten. Die Wolfram'sche Richtung nach einer gewissen Mystik, nach Religiosität, nach einer Weihe des innern Lebens überwog gleich in den traurigen

Zeiten der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts so, daß ganz deutlich in den Dichtern Gottfriedischer Schule selbst noch eine Aenderung wenn nicht der Manier, so doch der Sinnesart, des Geschmackes und der Wahl der Stoffe sichtbar wird. Alles nimmt den Zug von dem Weltlichen weg nach dem Geistlichen, von der kräftigen Denkart eines Walther zu einer weichern und frommen, von der muthwilligen und freien des Gottfried zu einer verzagten und ängstlichen. Ehe wir diese Veränderungen in den erzählenden Poesien betrachten wollen, wo wir nur mehr das Thatsächliche beobachten können, machen wir uns mit den didaktischen Dichtungen, die ohnehin chronologisch folgen, zuerst bekannt, wo wir zugleich näher auf die Gründe dieser Wandelung hin geleitet werden.

Schon Lessing hatte zu der didaktischen Poesie unserer Vorfahren eine so große Vorliebe, daß er dagegen ihre übrigen Dichtungen in Schatten stellte. Dies kam nun wohl schwerlich aus einem anderen Grunde, als weil er von diesen übrigen wenig oder nichts kannte. Indessen wenn wir überlegen, daß schon im Walther jenes lehrhafte Element erschien, das sich bei dem weltkundigen Mann zum Theil als Satire darstellte, wenn wir uns erinnern, daß der erste Dichter, der in seine Ueberarbeitung eines fremden Romans seine eigne Weisheit einmischte, eine starke Neigung zum Moralisiren verräth, wenn wir an die Trefflichkeit des Winsbecke zurückdenken, wenn wir im Wolfram die Gelehrsamkeit des Laien rühmen hörten, so wird man schwerlich leugnen können, daß gerade die nationalsten und tüchtigsten Dichter schon damals allerdings einige Vorliebe für das Lehrmäßige erkennen lassen. Jeder Tiefere mochte das Ungenügende in den schalen britischen Romanen empfinden und jeder älter werdende Mann mußte zu Ansichten, zu Bedürfnissen, zu Einsichten kommen, denen die Romanlectüre keine hinreichende Nahrung und Befriedigung gab. Sobald sich einmal die Poesie den inneren Menschen ausdrücklich zur Aufgabe nahm, psychologische Probleme gleichsam zu lösen anfing, lag der Uebergang zum Nachdenken über menschliche Natur, über Beruf und Pflichten des Menschen nur gar zu nahe. Sobald ferner neben allen Zweigen geistiger Thätigkeit auch die Philosophie jetzt die lateinischen Schulen und den Klerus, denen sie bisher ausschließlich gehörte, verließ und in die Hände der Laien kam, so war es ganz natürlich, daß sich Mancher unter diesen, der sich vielleicht zum Lateinlesen aber nicht zum Lateinschreiben fähig

fühlte, oder der es auf die Förderung der Bildung der Laien und Ungelehrten absah, entschloß die Muttersprache zur Hülfe zu nehmen, um seine Weisheit durch sie zu verbreiten, und da er hier keine Prosa, wohl aber die vollendetste Vers- und Reimkunst vorfand, so war es nicht minder natürlich, daß er dieser Weisheit ein poetisches Gewand gab. Von diesem Gesichtspunkte aus, also von einem ganz anderen als von dem man andere didaktische Poesien ansehen muß, betrachten wir den wälschen Gast[378]), eines der bedeutendsten Werke, die uns aus jenen besten Zeiten, den zwei ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts (und dieses zwar in vielen und guten Handschriften), übrig geblieben sind. Dieses Gedicht überhebt uns der Mühe, zu Manchem, was uns in dem Geiste unserer ritterlichen Dichtungen bisher noch dunkel und räthselhaft und höchstens zu errathen war, die Erklärung weither in anderen, namentlich philosophischen Fächern zu suchen; indem es uns in den verschiedensten Punkten ein überraschend helles Licht anzündet, gibt es uns zugleich wie kein anderes Document aus jenen Zeiten einen Aufschluß über die Beurtheilungsart der Ritterromane in jener Zeit ihrer schönsten Blüthe selbst, die wenn sie nicht allgemein gültig ist, doch immer die Ansicht einer gewissen Klasse von Lesern ausspricht, die keineswegs eine verächtliche scheint. Der Dichter ist Thomasin Tirkler, oder Zerclar oder wie der Name sonst zu schreiben ist, aus Friaul gebürtig; er schrieb in wälscher Sprache ein Werk über höfische Sitte, was nicht, wie Eschenburg meinte, das nämliche mit unserm deutschen Gedichte ist, sondern woraus nur Einiges in dieses auch aufgenommen ward[379]) und dieses spätere deutsche Werk, das er, noch nicht dreißig Jahre alt, im Laufe des Jahres **1216** (**10** Bücher in **10** Monaten schrieb), benannte er seiner Geburt nach den wälschen Gast und bittet auch um Nachsicht für seine Sprache[380]). Eschenburg ist sehr irre[381]), wenn er meint, es seien keine Spuren zu finden, daß er der Sprache minder kundig wäre, als Andere seiner dichtenden Zeitgenossen in

---

378) Cod. Pal. Nr. 389. Wir haben eine Ausgabe von Frommann zu erwarten.

379) Fol. 19. Alsô ih han hie vor geseit an mînem buoch von der hüfscheit,
daz ich welihisehen hân gemaht —.

380) Fol. 2. — wan ich vil gar ein walich bin,
man wirt es an mîner tiusche in.

381) Denkmäler p. 121 sqq.

Deutschland, und wenn er deshalb die ganze Wendung sich für einen Fremden auszugeben für erdichtet nimmt. Vielmehr ist aus seinen historischen und localen Kenntnissen ganz klar, daß er in der Lombardei wie zu Hause ist, und was die Sprache angeht, so würde es einem Kenner nicht schwer fallen, die Eigenthümlichkeiten des Fremden und die ungenauen Reime, deren er sich selbst beschuldigt, aufzufinden, ja, hätte Eschenburg das Ganze gelesen, so würde er geradezu gefunden haben, daß dem Dichter deutsche Worte und Benennungen für entlegnere Gegenstände fehlen. Der Dichter gibt gleich im Eingange das Verhältniß seines Werkes zu den Dichtungen seiner Zeit an: nachdem er lange den poetischen Preis edler und schöner Thaten gehört, so wolle er nun verkünden, was Tugend, Frommheit und Zucht sei. Die Mährchen und Abentheuer der ritterlichen Poeten sind ihm wie Bilder und Beispiele, an denen man die junge Phantasie schulen mag, die aber dem gereifteren Alter unzulänglich sind. Von diesem Gesichtspunkte aus warnt er vor den Geschichten von Helena und jedem anderen bösen Vorbild, und empfiehlt stets das Beste zu lesen; die Jungfrauen möchten von Andromache hören und Enite, von Penelopen und Oenoe, von Galien und Blancheflur, die Jungherren aber sollen an Erek und Iwein, an Gawan und Karl, an Alexander und Tristan Beispiel nehmen. Wenn man hier vernimmt, daß diese Dichtungen durchaus blos vom moralischen Standpunkte aus aufgefaßt werden, so erinnert man sich sogleich, wie fast jeder einzelne Dichter, der sich über dergleichen ausließ, auch von keinem Anderen gefaßt zu werden verlangte, wenn man Gottfried ausnimmt, der unstreitig über diesen engeren Beruf der Kunst hinaus war. Sobald man sich ferner erinnert, wie oft nur junge Leute auf gutes Glück hin sich im Dichten versuchten, wie leicht es mit diesem Berufe genommen ward, so wird man auch die weiteren Ansichten Thomasins ganz folgerecht finden und schwerlich als die Einzelmeinung eines trockenen Moralisten ansehen, die wenig verfangen könne. Alles was von jenen Helden gesungen und gesagt ist, scheint ihm blos für die Jugend gedichtet. Als ob die ganze Dichtung jener Zeit, wie sie dem Jünglingsalter der Menschheit entsprang, sich um das Jünglingsalter der Romanhelden fast ausschließlich dreht, von Jünglingen hauptsächlich gepflegt worden zu sein scheint, so auch nur für die Jugend zur Lectüre bestimmt gewesen wäre! Wer zu Verstand gekommen ist, sagt Thomasin, der wird

billig in anderer Weise belehrt als die Kinder; er muß die unwahren Mährchen, mit denen man diese erzog, verlassen. Er tadle darum keinen Dichter von Abentheuern, denn sie seien zur Lenkung der jungen Seele wohlthätig; doch nicht auch für ein reiferes Geschlecht. Der Bauer, das Kind freue sich an den Bildern im Buche, wenn es nicht lesen könne; der Pfaffe aber sieht die Schrift an. So möge auch ein Mann thun, der tiefen Sinn nicht fassen könne; der solle die Abentheuer lesen und sich daran vergnügen, denn er fände auch hierin was ihn geistig bessere. Wer aber Schwieriges zu verstehen vermöge, der solle nicht seine Tage mit Mähren verlieren; er soll sich der Bildung von Herz und Kopf widmen. Die Abentheuer seien mit Lügen geschmückt, darum schelte er sie nicht eben, denn sie hätten „Bezeichnung der Zucht und Wahrheit;" ein hölzernes Bild sei kein Mann, Jeder aber wisse, daß es einen Mann bedeuten solle: so bezeichnen auch die Abentheuer was Jeder thun solle. Dankbar also nimmt er die Uebersetzungen aus dem Wälschen an, wollte aber doch noch dankbarer sein, wenn man gedichtet hätte, was ohne Lüge wäre, davon hätte man größere Ehre gehabt. Man sieht wohl, daß Thomasin den Bearbeitern der fremden Sage aus einem ganz anderen Gesichtspunkte gerade das vorwirft, was die lateinischen Geschichtschreiber dem deutschen Nationalepos; wir werden aber bald noch das viel Auffallendere finden, daß sogar in Dichtern, die sich in ihrer Jugend leidenschaftlich mit Dichtung von Mähren abgaben, später dieselbe Ansicht erwacht von der Unwahrheit und Lügenhaftigkeit dieser Romane, daß sie wie eine mahnende Stimme des Gewissens zu ihnen spricht und sie auf ihr früheres Treiben wie auf ein Sünderleben zurückblicken läßt. Schärfer könnte man wohl nirgends den nothwendigen Fortgang der Geistesbildung damaliger Zeit angegeben finden: der verständig gereifte Thomasin begnügt sich nicht mehr mit den Phantasiebildern, die seinem Jugendalter und seinen kindischen Vorstellungen genügt hatten, er sucht das Wesen der Dinge und den Menschen zu ergründen; er trifft dabei auf die Hauptgebrechen der ganzen Zeit und greift sie in ihrem Kern an. Er sah, daß die ganze Zeit leidenschaftlich fortgestürmt würde von einem zum andern, und daß nirgends ein sittlicher Halt war. Hätten wir Nachrichten von den Lebensschicksalen unserer Dichter, wir würden wahrscheinlich auch aus ihnen lernen, was sich in der neueren Periode unserer Literatur so deutlich darstellt: religiöse, moralische, ästhetische,

philosophische, politische Tendenzen durchkreuzten sich so arg, daß es die größten und tiefsten Charaktere am meisten irrte und oft erschütterte, und daß nur das leichtere Talent über alle und durch alle die Veränderungen sorglos hinschwebte. Dazu kam, daß damals in Empfindungen und Affecten das Mittel zur Sittigung gesucht ward, und dies war eben, was das Uebel vermehrte. Denn die Liebe, sagt Thomasin, ist von Natur so beschaffen, daß sie den Weisen wohl weiser, aber den Thoren auch thörichter noch macht[382]), und wie die Sporen das zaumlose Roß durch die Bäume treiben, so führt auch die Liebe den Mann über den Baum, der mit ihr zu spielen meint ohne sie mit dem Zaum der Vernunft zu zügeln. Dem also tritt dieser Mann entgegen, und indem er mit Wolfram zusammentrifft, an dessen Gedichte er auch große Freude zu haben scheint, sieht er in Zweifel und Schwanken die Klippe, an der die Sitte zu scheitern droht. Den Mittelpunkt seines Werkes bildet daher die Lehre von der Stete, um die sich alles Andere herumlegt. Im Anfange, wo er Vieles aus seinem Werke über höfische Sitte entlehnt, sieht man, daß er noch dunkel befangen in der Vorstellung jeder aristokratischen Welt ist, wie im höfischen Manne der Vorzug des Standes mit dem Adel der Seele Hand in Hand gehe, und daß, wie noch heute in England, die positive Regel des Anstandes so viel Geltung habe als das ewige Sittengesetz, das in des Menschen

382) Diese doppelseitige Natur der Liebe kannten auch die Romandichter, allein sie kehrten die gute Seite hervor, wie hier der Sittenrichter die böse. Hartmann im Erek:

Vil manegen man diu werlt hât
der nimmer in kein missetât
sînen fuoz verstieze,
ob ins diu minne erlieze.
Und gæbe se niht sô rîchen muot,
sô wære der werlt niht sô guot
noch sô rehte wæge,
sô ob man ir verphlæge.
nû hât ab niemen solhe kraft,
und ergrîfet in ir meisterschaft,
er enmüeze ir entwîchen.
Swer ab ir gewislîchen ze rehte kunde gephlegen,
den lieze sî niht under wegen,
im wær der lôn von ir bereit
daz in sîn arbeit niht dorfte riuwen etc.

Brust gepflanzt ist. Hier also sucht er noch mit einigen Sätzen über äußere Sitte zu wirken und dieser Art war ohne Zweifel der ganze Inhalt seines wälschen Buches; in diesem deutschen aber legt er das Vorurtheil allgemach ab. Hier erklärt er geradehin, daß der thöricht wäre, der sich durch seinen Adel groß dünke; edel sei nur der, der sein Herz und Gemüth an das Gute wende. Ist ein Mann edel geboren, und gibt seiner Seele Adel Preis, der schändet seine Geburt. Vaters halben ist jeder edel, wenn man's recht versteht: denn Gott ist unser Vater, und wer ihn verläßt, verwirkt seinen Adel, denn edel heißt nur wer recht thut; höfisch ist nur, wer in dieser Weise wahrhaft edel ist; Rechtthun ist Höfischkeit. Wie in einer ähnlichen Zeit Ulrich von Hutten die Vorurtheile des Adels ablegt, wie das vorige Jahrhundert dagegen ankämpfte, unter gleichen Zuständen, so auch jeder Tüchtige jener Zeit, und wenn Thomasin dem Herrn vorschreibt, im Diener den Menschen zu ehren, weil er nicht wissen könne, ob der, den er hier mit dem Fuße tritt, nicht einst höher in unseres Herrn Hause sitzen werde, als er, so stimmt er da mit Walther zusammen, den der milde und ruhige Mann sonst wegen seines Eifers gegen die päpstliche Kirche tadelt; denn auch Walther sagte schon: „wir wachsen ze gelichem dinge; wer kan den herren von dem knechte scheiden, swa er ir gebeine blozez fände?“ Wenn Sokrates heute erschiene, sagt Thomasin, so würde er manchen Freien als Sklaven der Laster finden. Mit dem Alterthume, mit den großen Mustern der alten Geschichte, wenn nicht mit den Schriften, doch mit dem Leben der griechischen Philosophen bekannt, ist er wie Hans Sachs bei seinem ersten Bekanntwerden mit diesen reizenden Anekdoten, die auch für die moralische Bildung jedes Knaben ein viel untrüglicheres Mittel sind als die Sprüche des Katechismus, ist er wie der energische und kräftige Satiriker Guyot erregt von dem Geiste, der sich hier kund thut, erstaunt über die Energie, die er hier findet, betroffen von der grundsätzlichen Tugend, die hier so einheimisch zu sein scheint, als er sie in seiner ritterlichen Umgebung mangelnd findet. Diese grundsätzliche Tugend zu lehren, ist darum Thomasins eigentliche Aufgabe, mit ihr sucht er dem Wechsel der Welt gegenüber dem Menschen ein Ewiges und Dauerndes zu geben, mit dem er sich nicht mehr von Freud zu Leid, von Leid zu Freud wie ein Spielball soll werfen lassen, sondern im Unglück Fassung und Mäßigung im Glücke bewahren. Seine Lehre von der Stete

und Unstete, ist nichts anders als eine Lehre von sittlichem Grundsatz. Wir wollen ihr einen Augenblick folgen, sie führt auf dem geradesten Weg in den Kern seines Buches.

An Stetigkeit, lehrt er, soll sich der Mensch vor Allem kehren, ohne sie sind alle Tugenden nichts. Zuerst will er von der Unstete sprechen, denn wer eine Brücke bauen will, der bricht erst die schlechte alte hinweg und dann erst baut er die neue. Was ist Unstete? Stetigkeit an bösen Dingen. An seine Definitionen wollen wir uns aber wenig kehren, obgleich später bei seiner Erklärung von der Stete klar wird, daß er damit nichts anders meint, als Tugend aus Grundsatz, indem er Stete die Erfüllung alles Guten in stets gleicher Gesinnung nennt, und die Tugend nicht in einzelnen guten Handlungen, sondern in dauernder Uebung findet[383]). Die Unstetigkeit, fährt er fort, ist nicht frei, sondern der Untugend Sklav; jede Untugend pflegt sich auf einen eigenthümlichen Gegenstand zu richten, die Unstetigkeit allein ist stets mit Allem zugleich beschäftigt; was sie heute thut, dünkt sie morgen schlecht; sie baut jetzt was sie dann zerbricht; sie verkehrt schnell das Viereck in einen Kreis; sie ist wie der Wolf, dem man eine Schelle anbindet und der herumrennt und nicht weiß, was ihn verfolgt. Der Gelehrte, der im Besitze von Büchern ist, halte sich an eines, alle zugleich kann er nicht lesen. Wer aus Büchern Weisheitsgewinn ziehen will, der halte sich fest, wo er des Sinnes Ast ergreift. Wer ein gutes Wort hört, der bleibe nicht auswendig an der Thüre stehen, sondern er trete ein, bis er den Grund der Rede finde. Mit dieser Unstete bezeichnet er ferner, was wir das stete Thema des Gesangs fanden: sie ist mindestens in Vier getheilt; ein Theil Freude, ein anderes Leid, das dritte Ja, das vierte Nein; sie ist zerbrochen, und zerbricht; wer ihr folget, schilt den, den er dann loben muß und wer ihm heute lästig fällt, den ehrt er wieder morgen. Ueberall streift der weite Begriff von Unstetigkeit in Untreue und Falschheit, Unzuverlässigkeit und Doppelzüngigkeit über, und indem nun auf der Gegenseite jede Tugend ge-

383) Fol. 68.
Dehein man ist tugenthaft, ern habe an stête kraft.
Der ist ein tugenthaft man, der stête an guote wesen kan.
Ob ein man zeinem mâle rehte tuot, er hât tugenthaften muot
niht dâ von; ern sî stête, in hilfet klein ein guot getête,
ist aver er stête dar an, er ist ein tugenthaft man.

sucht wird, so liegt hier zugleich eine Erklärung, warum in den verlorenen Nibelungen der Treue trotz Mord und Frevel und im Tristan der Treue trotz Ehebruch und Schande der Himmel verheißen wird. Aller Laster Mutter ist die Unstete: vor allen der Lüge, die zweigetheilt in der einen Hand Sorge, in der anderen Leid führt, mit der einen hilft, mit der anderen schlägt, zugleich streichelt und rauft, herzt und schlägt, gut verspricht und übel lohnt. Die Unstete geht durch alles Thun und Treiben des Menschen, sie ist der Fluch, der seit Adams Fall auf uns ruht, während selbst die Elemente, die Natur, die Thiere ihren angewiesenen Lauf in steter Ausdauer vollenden, rein antike Sätze, die schon eben so bei Plutarch u. a. vorkommen. Vom Menschen auf bis zum Himmel sind die Planeten stets ihrer Natur treu geblieben, vom Menschen herab auf die Erde die Elemente eben so; nur der Mensch, weil er Willen und Vernunft, Einsicht und Wahl des Guten und Bösen hat, ändert und wechselt mit jedem Tage. Er zeigt es an der Unzufriedenheit der Stände (dergleichen Stellen hat Hans Sachs gerne aus dem wälschen Gaste entlehnt); er leitet das Sehnen der Menschen aus einem Stande in den andern aus Ungenügsamkeit her und er predigt Zufriedenheit und bescheidene Bedürfnisse. Armuth und Reichthum sei gleich zu ertragen. Das Gut sei ein Ding, das mit Unrecht so heiße; weiß mache doch weiß, und schwarz schwarz, aber das Gut mache nicht eben gut, und nur Tugend sei das rechte Gute. Vortrefflich schildert er hier den Armen, der schnell reich wird, wie wenig er in Glück übergegangen sei, wie er sich nun verschanze, sein Gut bewahre, wie er kämpfe des Nachts, ohne Feinde, mit seinen Geizgedanken, und unzufriedener lebe als vorher. Armer und Reicher könne daher in seiner Sphäre glücklich sein, Unterthan und Gebieter; ja jener vor diesem harmlose Zufriedenheit voraus hat. So sei auch Herrschaft kein Gut von Natur: sonst würde sie, wie das Feuer überall heiß macht, überall zum Herren machen, was sie doch nicht thue. Hohe Thürme fallen leicht, wenn sie nicht fest stehen; die Steine auf den Bergen rollen herab, die auf der Erde liegen sanft und ungestört; die alten Bäume bricht der Wind, nicht die jungen und schlanken. Er zeigt die Vergänglichkeit der Freuden eines Mächtigen, das Leere eines äußeren Vergnügens, dagegen das stille Vergnügen eines Bedürfnißlosen, den keine schwere Sorge mühet. Er zeigt an Alexander, Cäsar, Hektor, Troja und Hannibal, wie schnell

die Herrlichkeit und Macht sich verkehrt, nirgends im Styl des moralischen Gemeinplatzes, sondern in dem eindringenden und überzeugenden Ton, der überall verräth, daß nicht halbverstandene Floskeln nachgeredet, sondern Erfahrungssätze aufgestellt werden, die eine tiefe und gesunde Beobachtung des eigenen Lebens wie der Zeitläufe, und das Studium der Geschichte eingegeben hat, und die auch durch die redliche Meinung und überführende Beredtsamkeit, mit der sie vorgetragen werden, ihre Wahrheit und Trefflichkeit beglaubigen. Je öfter man diese anthropologische Weisheit, den Scharfblick in diesen Betrachtungen, die einfältige Natur und den schlichten Verstand in diesen Erfahrungen überdenkt, um so mehr muß man erstaunen, daß von allen diesen Gaben in den Gedichten jener Zeiten so Weniges sichtbar wird und man kann nur sagen, daß der einreißende Geschmack am Fremden den Verlust dieser nationalen Richtung herbeiführte, denn das Volksgedicht, wenn es in die Hände kunstmäßiger Bearbeiter gekommen wäre, hätte überall diese Eigenschaften geweckt, genährt und in Anspruch genommen, während über dem britischen Roman aller Verstand stille stand, alle Natur unterging, alle Menschenkenntniß zum Spott ward. Man begreift daher leicht, wie recht man hat, das didaktische Element in unserer altdeutschen Dichtung hervorzuheben, so wie sich auch auf dem Grunde dieser Beobachtung des inneren Menschen die ersten Gedichte von welthistorischer Wichtigkeit, eine göttliche Komödie, aufbauten, auf die unser Thomasin mit seinem Bestreben nach sittlicher Reinigung des Menschen, mit seiner Beurtheilung der Zeitereignisse, mit seinen Sinnbildnereien und Allegorien noch näher fast als Wolfram mit der Idee seines Parzival hindeutet; wie er mit seiner Heimat und Kenntniß des Italienischen und Deutschen, des Alten und Neuen selbst äußerlich gleichsam eine Brücke für diese Art Weisheit nach Italien baut.

Nachdem unser philosophischer Dichter oder dichtender Philosoph auch alle andere Laster, die aus der Unstetigkeit entspringen, die, wenn sie ihr nicht verwandt, doch verschwägert sind, durchgegangen, Habgier, Uebermuth, Wollust, Spiel u. s. w., so wendet er sich zu ihrem Gegentheile, der Stete, der grundsätzlichen Tugend und er schildert sie sogleich mit sokratischer Würde und Dialektik, ja sogar mit vollkommen sokratischen Ideen in ihren Wirkungen. Dem bösen Manne, lehrt er, muß mislingen was ihm geschieht, es geschehe ihm gleich wohl oder nicht; der Gute lebt selig, ihm geschehe lieb oder

leid. Der Fromme hat im Glück und Unglück gleichen Muth, es ist eine Lüge, wenn man sagt, es gehe dem Bösen besser als dem Guten. Dem Bösen, dem es gut geht, ist nichts geschenkt; ehedem pflegte Gott die Sünder auf der frischen That zu strafen, so hat er oft gelesen, allein jetzt züchtigt er uns häufig hier nicht, allein um so schlimmer wird es uns dort ergehen. Auch ist Uebel dem bösen Manne gut, Glück aber nicht gut; wüßte der Böse jedesmal, wie wohl ihm eine Züchtigung kommt die ihn jetzt trifft, so wäre es ihm eine fröhliche Stunde. So oft der Böse nur in seinem Herzen an seine Thaten gedenkt, so ist er ein unseliger Mann; ja, bleibt er dann mit dem Bewußtsein seiner Unglückseligkeit ohne Furcht, so folgt ihm so und so Unheil. Wie also soll man sagen, daß ein Böser glücklicher sei als ein Guter? Der Gute hat Lohn von seinem Glück, und sein Unglück verheißt ihm eine andere Krone. Wer Unrecht thut ist unseliger als wer Unrecht leidet; setze, du sollest Beider Richter sein, wem würdest du Buße zu tragen geben? dem Thuenden oder dem Leidenden? der Thuende ladet große Schuld auf sich und dies ist großes Unglück. Wenn auch der Gute vom Bösen leidet, es hilft diesem und schadet jenem nichts, denn Gott weiß zu vergelten. Was Gott verhängt ist Recht; was da geschieht, geschieht nach Recht und nach seinen Zeiten wohl. Nun sagt wohl einer, der mich nicht versteht: ist in der Welt Alles Recht, so ist auch mein Diebstahl, meine Gewaltthat u. s. w. recht? Dies ist unverständig! Gott sieht auf die Absicht und nicht auf die That. Eines Mannes That sei gut, so kann sie doch nach seiner Absicht schlecht sein. Es wird etwa ein Mann erschlagen, der, wenn er nach Recht erschlagen wäre, kein Mitleid gefunden hätte, so aber hat ihn ein Räuber um sein Gut erschlagen: hier mag man sehen, wie die Absicht Recht zu Unrecht machen kann. Dem Getödteten ist Recht geschehen, aber der Tödter hat nicht Recht gethan. So heißt Alles Recht was geschieht, und doch ergeht das Gericht über den, der nicht um des Guten willen thut, was er thut. Der Wille gibt dem Werke den Namen. Auch David geschah es Recht, daß Absolon gegen ihn aufstand, allein darum traf doch auch diesen gerechte Strafe. Des Teufels Gewalt ist gut, sagt der heilige Gregor, aber nicht sein Wille. So mögen die Bösen auf der Welt Gewalt haben, sie mehren dem Guten das Gute, und es gibt manche Selige, die es nicht wären, wenn es keine Bösen gegeben hätte. Ein Thörichter

sagt vielleicht, es sollte dem Bösen übel, dem Guten gut ergehen. Allein beide sollen gleich stehen und gleiche Hoffnung und Furcht vor Gott haben. Den Guten aber würde stetes Glück der Liebe Gottes sicher machen, so ließ er es leicht, an Gott zu halten; so aber ist Keiner so weise, daß er wisse, wie ihm dort geschehen solle. Dem Guten, dem es hier übel geht, wird so seine kleine Sünde, die doch Jeder hat, abgebüßt, so hat er am Ende ungetrübtere Freude. So kann umgekehrt dem Bösen hier nicht so viel Glück geschehen, das ihm nicht gegen sein künftiges Weh wie nichts däuchte. Kein Böser ist auch so böse, daß er nicht einmal etwas Gutes thue, sein hiesiges Glück ist dafür seine kurze Belohnung. Also ist Glück und Unglück gleich gut dem Guten, denn was hilft ist gut. Unglück aber bessert den guten Mann, so ist's ihm gut; besserts ihn nicht, so geschieht es ihm recht, das Recht aber ist gut. Wir klagen nicht, wenn der Arzt schneidet, aber wir klagen über den, der die Seele heilen will. Er gibt Gut und Reichthum, wenn es heilsam ist; er heilt mit Leid und Freud, mit Glück und Unglück. Noch möchte einer einwerfen, daß Unglück den Guten vom Guten abbringen könne, aber dann wohnt seiner Tugend keine Stete bei; stete Tugend wich nie vor Lieb und Leid. Man nehme einem solchen sein Gut, so nimmt man ihm doch nicht seine tugendhafte Gesinnung; seinen Gewinn kann man ihm rauben aber nicht seinen Sinn, Tugend und Mannheit kann ihm Niemand als er selbst sich nehmen. Denn was innerlich ist, weicht niemals dem Aeußeren. So mag den Guten nichts erschüttern, nichts kann ihn irren, Krankheit lehrt ihn Duldung, die Verbannung muß ihm lassen was ihm das Theuerste ist, und in seiner Tugend ist er stets zu Hause; kein enger Kerker bringt ihn um das schöne Haus, das er in sich trägt, kein Dunkel des Gefängnisses löscht das Licht seiner Tugend. Er scheut auch den Tod nicht, welcherlei Art er auch sei, denn je schneller er kommt, je schneller erlöst er ihn aus der Noth. Du sprichst vielleicht: aber wenn man ihm die Ehre des Grabes nicht gönnt? Was ists? den ein Stein decken soll, den deckt der Himmel eben so wohl. Wer da stirbt, fährt zur Heimat. Wie lange er lebe, achtet der Gute nicht, sondern wie er lebe; Jeder weiß, daß er einst dahin muß, in allen Landen ist der Weg zu Himmel und Hölle: drum bereite sich Jeder wohl.

Im fünften Buche versinnlicht er mit einem Bilde den Weg

zum Himmel. Es gibt zweierlei Gut, ein oberstes, Gott, und ein zweites, Tugend, durch die man zu jenem kommt. So gibt es zweierlei Uebel, Teufel und Untugend. Dann gibt es ein gewisses Fünftes, das weder gut noch übel ist, nämlich Adel, Macht, Lust, Namen, Reichthum und Herrschaft. Diese sechs Dinge, die dem Guten Mittel zum Bessern, dem Bösen Werkzeug zum Schlechten sind, nennt er die Bereitschaft und das Gezeug des Teufels, denn damit ziehe er die Bösen zu sich herab. Der Mensch hat nämlich die Wahl, auf der Leiter der Tugend zum Himmel oder auf der des Lasters zur Hölle zu steigen. Den Menschen beschweren seine Sünden und daher hat der Aufsteigende stets die beschwerlichere Aufgabe, denn das Schwere zieht nieder. Den Absteigenden reißt die schlüpfrige Sprosse der Höllenleiter und die Schwere seiner Sünden unaufhaltsam hinab. Jene sechs indifferenten Dinge nun braucht der Teufel als Haken, um die Aufsteigenden herabzureißen. Nur Tugenden bahnten dem Abraham, Moses und Jacob den Weg zum Himmel, Laster dem Nimrod und Kain zur Hölle. Niemand trotze auf seinen Reichthum und denke mit Almosen Sünden gut zu machen; Gott bedarf seiner Gabe nicht, er ist kein Richter der um Gold Unrecht zu Recht macht. Von da folgt ein Blick auf die Zeit, was mehrfach der Fall ist. Warum sind heute nicht so viele Tugendhafte als sonst? Die Schuld liegt an den Herren; sie geben böses Beispiel und wohin das Steuer lenkt, dahin folgt das Schiff. Es solle nur ein Arthur wieder erscheinen, so werde er seinen Iwein und Erek wieder finden; die Frommen müssen sich jetzt bergen und werden an den Höfen misachtet und von den Bösen verfolgt. So steht's mit den Rittern, nicht besser mit den Pfaffen, sie folgen dem Beispiele ihres Herrn, der nur nach Untugend strebt, so lassen sie die Wissenschaft (chunst) und werfen sie hinter sich. Wo ist nun Aristoteles und Zeno und Parmenides? Wo Plato und Pythagoras und Anaxagoras? Ja wisset, mich dünkt, wenn heute Aristoteles lebte, er fände keinen Alexander, der ihn ehrte. Denn heute sind die Weisen und Biederen ohne Preis, die Bösen sind im Werthe, die Tannen sind in den Sumpf herabgestürzt, das Moorgras ist auf die Berge gestiegen, die unedlen Steine sind in die Ringe gesprungen und haben die edlen daraus verdrängt, die Schemel sind auf die Bänke, die Bänke auf die Tische gestellt, der Unweise hat die Zunge des Weisen, der Junge drängt vor den Alten. Einst, da das Alles

anders war, stand es um die Welt weit besser. Wie mochte es jenem Alexander mislingen, der sich von Aristoteles zu allen großen Dingen anweisen ließ? Aber heute verschmähen die Herren weiser Leute Rath, und die Bischöfe, die von Gott ihre Ehre haben, daß sie seine Gebote und Gesetze vollziehen, wie erfüllen sie ihre Pflicht? Sie können selbst nicht predigen, und wo sie einen Mann wissen, der es gerne lernte, dem helfen sie nicht! Wißt ihr warum dies geschieht? sie wollen, daß ihre Pfaffen gar ohne Wissen sind, wie sie selbst! das thut doch sonst kein Blinder, der sich doch wenigstens einen Sehenden zum Geleitsmann sucht! Die mit Gier nach Gewinn streben erhalten vom Bischof, was die, die sich auf der Schule in dürftigem Leben quälen, erhalten sollten. Kommt dann einer dieser Armen, die sich redlich um Kenntnisse mühten, an den Hof, so zieht man ihm das erste beste Rind vor; und darum, daß wir die Tugend unbelohnt sehen, wollen wir böse sein: doch wäre mein Rath, die Tugend nicht zu verlassen, wie wenig wir davon Nutzen haben, und nicht daran zu verzagen, zu dulden und zu kämpfen. Dies führt er dann im sechsten Theile weiter aus, wo er den ächten Rittersmann mit den Tugenden zum Kampfe gegen die Laster waffnet, ähnlich wie in dem Gedichte vom geistlichen Streite[384]) und sonst oft geschieht; allein ich fürchte zu breit zu werden, wenn ich dies Alles weiter ausführen wollte.

So viel wird aus dem Ausgezogenen deutlich sein, daß Thomasin in der Geschichte der alten Philosophie eine wichtigere Rolle spielen müßte, als in der der Dichtkunst; denn er geht nicht wie Dante darauf aus, seiner Philosophie einen poetischen Körper zu verleihen, sondern umhüllt sie blos mit dem Gewande der dichterischen Sprache und nur hier und da mit dem Schmucke der bildlichen Darstellung. Auch bin ich mehr darum so ausführlich über ihn, um aus dieser näher liegenden Quelle mehr als aus entfernteren gleichsam noch einmal zu recapituliren, was den ganzen Geist jener Blüthezeit der Dichtung charakterisirt, und dafür ist Thomasin so wichtig, wie Kant für die neuere Dichtungsgeschichte, wie Sokrates für die der griechischen Bühnenstücke, für Tragödie und Komödie. Denn wenn man Kleines zu Großem vergleichen will, so erscheint er gerade wie jener und dieser, da sie die Philosophie aus der Schule

384) Diutisca I, 2.

auf den Menschen zogen und dem Gemüthe wie dem natürlichen Menschenverstande sein Recht wiedergaben. Ueberall geht er auf Belehrung der Laien hinaus, obgleich es ihm einmal nicht Recht scheint, daß der Pfaffe das Schwert des Laien und der Laie die Bücher des Pfaffen suche. Sonst aber ist er stets für allgemeine Verbreitung der Kenntnisse, aber nicht für schulmäßige, sondern lebendige Verbreitung. Dies spricht er nirgends naiver aus, als wenn er im 7ten Theile von den sieben freien Künsten spricht. Wer sich in diesen Gebieten nie umgesehen habe, sei, meint er, wie ein Bauer oder Gefangener, die nichts wissen von der Welt Länge und Breite; ihnen gleich ist der, der keine Kunst versteht, als Landrenten einnehmen: der weiß nicht der Weisheit Breite und Tiefe und Höhe, und wähnt doch wohl, daß er vollkommen sei. Wer recht lebt wie er soll, der erkennt Grammatica wohl, ob er auch nicht gut reden kann; wer an guten Dingen schlicht ist und nicht lügt und trügt, der kann Dialectica recht; und wohl versteht die Rhetorik, wer mit einfältiger Farbe seine Rede färbt. Wer nicht mehr und nicht minder thut als er soll, der ist der Geometrie wohl kundig; wer Arithmetik kennen will, soll an Zahl des Guten viel thun nach seiner Macht; wer seine Worte mit den Werken einhellig schön macht, der versteht Musik, und Astronomie, wer sich ziert mit dem Sterne der Tugend. Ist der Grammatiker ein Mann, der recht redet, so ist der ein besserer, der recht thut; der Dialektiker erkennt das Falsche und Aechte, ein besserer ist, der stets wahr redet; ist der ein Rhetoriker, der seine Rede schön färbt, so ist der ein geschickterer, der sie einfarbig läßt; der weisere Geometer ist der, der ermißt, was seinem Leben frommt; der bessere Arithmetiker, an dem man der Tugenden Schaar zählt; ein tieferer Musiker als der klangreiche Töne singt, der, der seine Gesinnung mit seiner That einhellig macht, ein größerer Astronom der, der Gott kennt, als der die Sterne. Zunächst wollte der Dichter dann auch noch von der Divinitas und Physica reden, allein er fürchtet den Ungelehrten dunkel zu werden, und *er hat sich fest das Ziel gesetzt, das der Laie erreichen kann.* Wohl seien es nun Stunden für die Tage, daß die Laien gelehrt waren. Die Gelehrsamkeit ist nun unwerth geworden. Bei den Alten war es, daß jeglicher Sohn der Edlen las, da stand es anders um die Welt. Noch heute redet man von Alexander und Ptolemäus und Nectanebus, von Salomo, den drei Königen aus Morgenland und Julius.

Dann hält er die Gegenwart dagegen; er zeigt, wie Künste und Wissenschaften zur Tugend führen. Viele werfen das Beispiel der Pfaffen ein: allein nicht jeder, der lesen kann, ist gelehrt; vielen Pfaffen geht es mit den Büchern, wie dem Bauer in der Kirche, der die Bilder betrachtet und nicht weiß was sie bedeuten. Gesetzt aber, der Pfaffe sei gelehrt, wie oft aber verbietet ein weiser Arzt ungesunde Speise, zu der wir uns doch durch Leckerheit verführen lassen! Niemand soll sich entschuldigen, Gottes Gesetz nicht zu wissen, Niemand sich mit seiner Laienschaft entschuldigen! durch die Thore der fünf Sinne geht in den Menschen ein Alles, was er weiß. Wer mit den Augen nicht sehen kann, der mag mit den Ohren hören; wer die Künste nicht selber fassen kann, der soll einfältig glauben.

Gerne würde ich auch noch aus den letzten Büchern einige Züge mittheilen, wo er über Maß und Unmaß spricht, über Milde und Argheit[385]), wo wir finden würden, daß er bis ans Ende immer die Hauptgebrechen im Auge behält, welche die Sittlichkeit jener Zeit verwüsteten und immer die entgegengesetzten Tugenden mit besonderem Eifer empfiehlt, wo wir durchgehend die gleiche Wärme, die gleiche Gesundheit der Ansicht, die gelinde Milde und Toleranz bei aller Schärfe, Bestimmtheit und Rücksichtslosigkeit antreffen würden; allein ich glaube zur Würdigung des ganzen Werkes genug gesagt zu haben. Auch in diesem Manne sehen wir das freudige Annähern ächt deutscher Gesinnung (denn als recht deutsch gesinnt zeigt sich der Dichter überall, vorzugsweise in seinem Preise des deutschen Adels) an das Alterthum, das sich damals, wenn nicht im Kunstprinzip (wiewohl Gottfried etwas davon verräth), doch im Moralprinzip desto entschiedener ausdrückte.

Ist zwar Thomasin offenbar von den Lebensbeschreibungen, den Lehren und Schriften der alten Philosophen zu seinem Werke angeregt und in seinen moralischen Sätzen geleitet und bestimmt, so liegt doch in seiner Gesinnung so viel ächt Deutsches oder Modernes, in seiner Tendenz so viel Populäres, in seiner Darstellung so viel Bildliches und Gnomologisches aus der volksmäßigen Moral, daß man deutlich sieht, wie ein gleichmäßiges Studium des Alten und Neuen sich in ihm vereint, was wir genauer beurtheilen würden, wenn sein

385) Einiges daraus in meinen kleinen gesammelten Schriften p. 579 sqq.

Buch von der Höfischkeit, der Gegensatz zu dem wälschen Gaste, erhalten wäre. Dort würden wir wohl alles das ausgeführt treffen, was der Winsbecke und Aehnliches andeutet, wir würden eine ritterliche Moral, eine aristokratische, der griechischen, rein menschlichen gegenüber sehen, wir würden deutlicher den Unterschied eines conventionellen und eines ganz humanen Sittengesetzes finden. Wenn wir uns aber nun den Winsbecke und seinen Inhalt zurückrufen, so werden wir uns noch des Eindrucks erinnern, daß trotz einiger Vorneigung zur Verachtung dieser Welt durchweg eine kräftige Lebensansicht und eine Achtung der menschlichen Selbständigkeit und Kraft hervorschien. Dies nun ist ein Zug unserer Nationalität, der sich mit der antiken Denkart berührt, im Mittelalter aber durch das Christenthum und die Entartung des Christenthums zu Zeiten bis aufs Unkenntliche verwischt ward. Wir finden daher diese Verwischung stufenmäßig in dem bisher durchlaufenen Zeitraume im Zunehmen; wir konnten sie in den Poesien beobachten; und können hier in den moralischen Gedichten das Aehnliche wahrnehmen, und dies ist um so wichtiger, je bedeutender die verschiedenen Einwirkungen dieser griechischen und christlichen Weltansichten auf die Dichtungen waren. Wir dürfen nur aus der „Bescheidenheit" von Freidank[386]) (vor 1229) das volksthümliche Element, das rein Sprichwörtliche, ausscheiden und mit dem, was noch unsre jetzt gebräuchlichen Sprichwörter charakterisirt, zusammenhalten, so werden wir auf das Ursprüngliche dieser Art von Weisheit unserer Nation wohl schließen können. Wir würden dann finden, daß dies Ursprüngliche und Eigenthümliche

386) Ausg. von W. Grimm, 1834. Der Dichter heißt Bernhard Freidank, und war wahrscheinlich am Oberrhein, in Alemannien, zu Hause, ein weitgewanderter Dichter (die annales Colmarienses des 13. Jahrhs. sagen von ihm Frydankus vagus fecit rithmos theutonicos gratiosos), der, nach seinem Begräbniß in Treviso zu urtheilen auch in der Lombardei bekannt war. Seine Sprüche sind viel genannt und weithin bekannt; Willems im belgischen Museum 1842. 2. p. 184 weist eine niederländische Bearbeitung derselben nach. Dennoch scheint es Jakob Grimm (Gedichte des Mittelalters auf Kaiser Friedrich I. Berlin 1844) unwahrscheinlich, daß er seinen großen Ruhm blos seinem Spruchgedichte zu danken habe, und er vermuthet aus einer bekannten Anführung in Rudolfs Wilhelm, wo ihn dieser unter lauter erzählenden Dichtern anführt, daß er auch epische Zeitgedichte auf Absalon, den Freund des Königs Waldemar, und auf Friedrich I. verfaßt habe, welche Rudolf dort in einer etwas verderbten Stelle erwähne.

unserer deutschen Spruchlehre, dem Wesen nach, in der verständigen Klugheitsregel liegt, die auf Menschenkenntniß vor allem Anderen hinarbeitet, während der Mittelpunkt der griechischen Gnomologie Selbsterkenntniß ist und Maß und Besonnenheit im Wandel, den Menschen und Göttern gegenüber[387]). Vergleichen wir die unter Salomons Namen gesammelten Proverbien der Hebräer, so haben wir einen anderen Gegensatz. Hier geht Alles auf eine positive Moral mit einer dogmatischen Vergeltungslehre hinaus, wo in dem sprichwörtlichen Theile des Freidank oder in den deutschen Sprichwörtern überhaupt nur Beobachtungen des Weltlaufs und darauf gestützte Aussprüche sich finden; es sind dort mehr Sprüche als Sprichwörter, mehr Vorschriften als Erfahrungen. Der Lehrer spricht dort zum Unerzogenen, hier der Erfahrene zum Unerfahrenen; jener in bestimmten Lehrsätzen, dieser in Winken; jener mit Verweisung auf den Beifall Gottes, dieser mit warnender oder rathender Andeutung des bequemsten Wegs durch die Welt wie sie ist. Der Jude sieht auf die Menschen und auf eine bessere Menschheit gleichsam herab, sicher sie mit seinen Regeln zu bewältigen; die Aussicht ist

387) Zell Ferienschriften Band 1. Ueber die Sprichwörter der Griechen. — Die obige Unterscheidung hat Widersacher gefunden. So in der Einleitung zu den „Sprichwörter und Sinnreden des deutschen Volkes" von Eiselein. 1840, der besten und gründlichsten Sammlung, die wir haben. Ich möchte dabei erinnern, daß bei allgemeinen Sätzen über das Sprichwort, das veränderlich ist wie das Leben, vor allem die sprichwörtlichen Vorschriften zu beachten sind, daß man die Worte nicht auf die Wagschale legen darf und Alles cum grano salis verstehen muß. Sage ich, das deutsche Sprichwort sei zu keiner festen Form gediehen, so hätte ich deutlicher sagen sollen: es begnügt sich nicht bei einer festen Form — und das sagen unsere Priameln, unsere Sprichwortreihen, wie sie Eiselein nennt, am besten, und Fischarten ist es schon aufgefallen. — Zum Beweise, daß ich nicht eigensinnig bin, schreibe ich nun auch Sprichwort, obwohl ich nicht bürgen will, daß mir nicht noch Sprüchwort entschlüpft. Wird nicht ein vielgesprochenes Wort ein Spruch? Hat nicht die neue Zeit und ihr Gebrauch auch ihr Recht? Die alte deutsche Benennung scheint übrigens Beiwort (im Englischen by-word) gewesen zu sein, wie Beispiel u. A. Im Pfaffenleben heißt es (Altd. Bl. 1836. Heft 3.):

> ich wæne, die pfaffen unt die nunnen
> ein gemeinez bîwort chunnen,
> daz si sprechent: post pirum vinum,
> nâch dem wîne hœrt daz bibelinum.

allein der mehr sprichwörtliche Theil des Freidank zeigt diese Eigenthümlichkeit, die wir auch schon im Winsbecke trafen, sondern auch der Theil, den der Dichter selbst mehr von seinem Eigenen hinzuthat, zeigt ganz dasselbe nur auf einer anderen Stufe, eben wie auch Thomasin. Er mischt biblische Sprüche unter die Regeln der ritterlichen Sitte, religiöse Mystik unter die Klugheitslehre des gewöhnlichen Lebens, unter heitere Bilder aus dem wirren Verkehr der Menschen, die schwärzeste Ansicht der Welt und die Erwartung der Zeit des Fluches und der jüngsten Vergeltung, die auch Thomasin hereindrohen sieht, unter volksmäßige, allgemein gültige Weisheit die dogmatischen Sätze, die Vorstellungen aus der damaligen Glaubenslehre. Er beginnt also mit der Lehre, daß Gott dienen aller Weisheit Anfang sei, daß wer um dieses kurze Leben die ewige Freude gibt, sich selbst betrügt und auf den Regenbogen baut, daß wer die Seele bewahren wolle, sich selbst müsse fahren lassen. Vertrauen in Gottes Allweisheit und Allwissenheit, Glauben an seine Vorsehung, Entfernung aller Grübelei über unlösbare Fragen schreibt er dem Menschen vor, der, wie der Topf gegen den Meister, nicht gegen Gott sprechen soll und seine Gebote, der nicht verwegen an Gottes Wundern zweifeln soll, oder, an der Unsterblichkeit der Seele, denn jeder Ketzer, der dies leugne, sähe doch täglich größere Wunder, sähe aus Asche Glas werden und begriffe es eben so wenig; und mehr Wunder sei, daß Gott Menschen schüfe, als daß er sie auferstehen mache. Dem Geheimniß der Dreieinigkeit sucht er mit populären Bildern und Gleichnissen beizukommen und beruhigt sich auch hier mit dem Glauben. Ueber den Sündenfall der Menschen trägt er die verbreiteten Vorstellungen vor, die auch im Thomasin vorkommen, die im Dante anklingen: daß alle Geschöpfe der Natur sich selbst treu geblieben, daß nur der Mensch seine Natur vermöge seiner freien Wahl verlassen habe, daß er wie das Feuer, das seinen Zug aufwärts zum Himmel hat, wenn es sich im Gewitter als Blitz abwärts wendet, seine ursprüngliche Bahn verloren habe. Nur drei reine Menschen seien gewesen, Adam, Eva und Christus. Der eine wie der andere seien umbefleckt geboren, Adam aus der jungfräulichen Erde, Christus aus der jungfräulichen Maria, und dieser sei für die ganze Menschheit wieder rein geworden. Der Glaube an diese Erlösung des Menschen ist zur Besserung des Menschen nothwendig; daher fand diese Lehre Eingang in den Parzival, an jener Stelle,

wo durch Trevrizent die Reinigung des sündigen Menschen erfolgt, und solcherlei Vorstellungen, Deutungen, Symbole und Allegorien finden jetzt häufiger Eingang in die weltlichen Mähren, wie sie schon früher in die Naturgeschichte der Thiere, Pflanzen und Steine eingegangen waren. Wenn die Menschen sich gewöhnen könnten, im Hellen Licht zu suchen für das Dunkle, das sie aufklären wollen, so würden die Verfechter des mythischen Ursprungs der Sagen hier mit Leichtigkeit sich eines Besseren belehren können. Niemals wird einer so wenig hierüber, als über die Religionsgeschichte des Orients und der Griechen eine Stimme haben, der nicht am Christenthum und seiner Geschichte die Gesetze der Entwickelung religiöser und mystischer Vorstellungen gelernt hat. Sie entwickeln sich wie die Sage und Geschichtserzählung für sich und beide verknüpfen sich nur zu Zeiten, und je nach der Neigung der Völker, loser oder enger; jeder Theil ist gleich ursprünglich und meist wird selbst wieder das Philosophem oder das Symbol, wie hier in der vorgetragenen Ansicht von der Menschenerlösung, auf Geschichte ruhen. Der Dichter des Parzival hätte nur weniger deutsch, weniger verständig und einfach sein dürfen, so hätte er mit größter Bequemlichkeit seine Erzählung, indem er jene Vorstellungen ausdehnte und den Mittelpunkt, den sie bilden, erweiterte, zur völligen Mythe machen können, in der die tiefsinnigen Deuter nichts als die Verkörperung einer uralten religiösen Vorstellung gefunden hätten. Der Freidank also nimmt diese Ansicht in seinen Lebensregeln auf, wie Andre Andres der Art, wie Wirnt manche dieser Lebensregeln selbst, in die Romane und Epen. Er geht von da auf die Besserung des sündhaften Menschen über, und empfiehlt Reue in Zeiten, und verheißt dafür Gnade in Ewigkeit, denn Gott verlasse den theuer erkauften Menschen ungern. Der Dichter empfiehlt die Kreuzfahrt und hat sie selbst gemacht, wie so viele andere Minnesinger, die jetzt erst die mehr fromme Begeisterung für diese Züge erhalten, als schon die mehr kriegerische der Troubadours erlosch und als eben der Kreuzzug, der so Viele unserer Sänger in seinen Heeren sah, an den Tag brachte, wie wenig mehr in der Wirklichkeit diesem frommen Eifer entsprach. Doch hier tritt der schlichte Verstand des Deutschen wieder herein. Reue ohne Werke ist nicht Buße, wie Gebet des Mundes ohne des Herzens Vorgedanken nichtig ist. Er eifert gegen Ablaß; nur Gott kann Sünde vergeben; kann der Papst von Sünden lösen, ohne Reue und Buße, so sollte man ihn steinigen,

wenn er nur einen einzigen Menschen zur Hölle fahren ließ. Dies Alles, und den Grimm gegen Rom, bei Achtung vor dem Haupt der Christenheit, den Grimm gegen die schlechte Geistlichkeit, bei Anerkennung des Standes und der Würde[390]), den Zorn gegen die Hoffahrt des Adels, die Ansicht, daß nur der Tugendhafte edelgeboren ist, theilt er mit Thomasin. Er eifert wie dieser gegen die Fürsten und ihre schlechten Rathgeber. Er nennt sie Menschen wie sich, die sich des Ungeziefers so wenig erwehren können, wie er; er geht wie Thomasin, auf die Verhältnisse des Lebens über und in den Ton der Satire; das deutsche Land ist voll Raub, Gerichten, Vögten, Münzen und Zöllen, die ehedem zum Guten erdacht, jetzt zum Raube gebraucht werden. Wer die Wahrheit laut sagte, würde getödtet werden. Nicht drei Fürsten wisse er, die nach Gottes Willen lebten; sollte Jeder nach seiner Tugend Gut besitzen, so wäre mancher Herr Knecht. Keiner befleißige sich des Guten, da man doch von Jugend auf von einer Tugend zur anderen steigen solle, so wie der Nagel das Eisen hält, das Eisen das Roß, das Roß den Mann, der Mann die Burg, die Burg das Land. Aus diesen Zügen sieht man, daß in der Gesinnung des Dichters wie in seinem Stoffe ein bürgerliches Element laut wird, so wie das Hervortreten eigentlicher Volksdichtungen allemal in dem genauesten Verhältniß mit dem Hervortreten der mittleren Klassen steht. Daher sahen wir im Allgemeinen bis hierhin das Volksepos in stetem Absinken. Die ersten Spuren der epischen Zusammenfassung und Aufschreibung jener Thiersage, die das Volk mit besonderer Vorliebe mag gepflegt und gehegt haben, die wir in so engem Bezuge mit dem freien Bürgersinne sahen, fanden wir in den Niederlanden, ganz entsprechend der politischen Geschichte dieser Gegenden, wo unter der Sorgfalt der Grafen von Flandern und Artois die Städte früher als anderswo emporkamen und die Entstehung der Communalrechte schon im 10. Jahrhundert zu suchen ist. Zugleich war dies die Zeit, wo die fränkischen Kaiser in Deutschland zum erstenmale eine entferntere Verbindung mit den Städten zu suchen anfingen, die hernach die Hohenstaufen ihrer eigenthümlichen Stellung zu Italien zufolge wieder aufgaben.

390) Diu sunne schînet den tiuvel an, und scheidet si doch reine dan:
Als ist zswa der priester begât, diu reine messe bestât,
die kan nieman geswachen noch bezzer gemachen.

Dennoch bildeten sich in Deutschland im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts, besonders unter der Fürsorge der Herzoge von Zähringen und unter den Welfischen Kämpfen, immer mehr Gemeindeverfassungen, trotz der feindseligen Maßregeln der Hohenstaufischen Kaiser und des Edicts Friedrichs II., das alle Communalräthe, Bürgermeister und Zünfte aufhob. Jetzt aber zur nämlichen Zeit, wo das Beispiel der italischen Städte im Großen in den Städtebünden, noch bei Lebzeiten des letzten Hohenstaufen, anfing nachgeahmt zu werden, wo der bürgerliche Geist reißend anfing überhand zu nehmen, wo im 13. Jahrhundert noch fast in jeder größeren Stadt in Deutschland die ersten revolutionären Bewegungen der Handwerker beginnen, obwohl zur Zeit noch ohne dauernden Erfolg, jetzt sehen wir auch diese didaktische Poesie hervortreten, die immer ein Eigenthum und ein Lieblingsgegenstand der größeren Masse war, die in der Dichtung keine andere als moralische Belehrung kennt und sucht. Wie sich das Thierepos mit dem republicanischen Element fortentwickelte und daher auch jetzt in dieser Periode in Deutschland eine neue Bearbeitung, in Frankreich die größte Verbreitung, in den Niederlanden die größte Vollendung erhielt, so entwickelt sich auch diese didaktische Poesie fortgehend und bekanntlich hat der Freidank mit dem steigenderen Bürgerthum stets steigendere Geltung und Ansehn erhalten, ward übersetzt und bearbeitet, und hat selbst den Sebastian Brandt beschäftigt, und die ersten sichtbaren Anstöße und Anlässe zu den satirischen Gedichten des 14. und 15. Jahrhunderts und den moralischen Gedichten des Hans Sachs liegen hier und im Thomasin.

Um aber auf unser Thema zurückzukommen, so bemerken wir hier schon spurweise, was in der Zeit der Reformation deutlich werden sollte, daß es nicht das geplagte Volk, sondern die habgierigen Priester und die Gewalthaber sind, die jene Ablässe, und jene Lehren von der göttlichen Gnade und der Macht der Reue und des Gebets in Schwung brachten. Es sind bürgerlich gesinnte Männer, die sich hier zuerst entgegensetzen mit Maximen, die sie zum Theile dem Volke und dessen gesundem Verstande entlehnt haben; allein zur Zeit setzen sie sich noch ohne Erfolg entgegen. Die Ideen von der Gewalt der Reue, von den Verdiensten der Heiligen und Märtyrer, von der Fürsprache der Jungfrau Gottesmutter wurzelten in diesem Jahrhundert fester als je, stiegen mit der Sittenverderbniß und Sündenangst und schufen in der Poesie eine Klasse von Dichtungen oder

riefen sie vielmehr wieder lebhafter hervor, die nicht mehr als Erzeugnisse eines lebendigen Dichtertriebs, sondern vielmehr als solche fromme Handlungen bußfertiger Sänger zu betrachten sind, mit denen sie keinen weltlichen Ruhm, sondern ewiges Heil zu erwerben hofften. Ehe wir aber auf diese Legenden und Heiligengeschichten eingehen, wollen wir hier noch von einem mehr didaktischen Dichter reden, dem Stricker, der um die Zeit der Abfassung des Freidank (1230) oder wenig später gedichtet haben muß, und der einen vortrefflichen Uebergang zu jenen geistlichen Dichtungen macht, wo wir dann den Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems mit jenem als die drei Hauptpoeten ausheben, an denen wir die völlige Umwandlung oder Entartung des ästhetischen Geschmacks, der moralischen Gesinnung und der Kunstproducte werden anschaulich machen können.

Wir reden von Strickers Umarbeitung des Rolandsliedes vom Pfaffen Konrad[391]), die durchaus werthlos neben dem Originale ist, nicht weiter, als daß wir darauf aufmerksam machen, wie der Zeitgeschmack, der die Legenden und Martyrologien des 12. Jahrhunderts wieder aufnahm, nicht anders konnte, als diese epische Hauptlegende und ritterliche Märtyrergeschichte erneut wünschen, da ihre alte strengere Form und Sprache eben wie auch Lamperts Alexander dem verweichlichten Geschlechte zu mishagen anfing. Die Zeit fängt jetzt an, wie schon angedeutet ist, Alles zu reproduciren, was die gute Periode, die nun unterging, hervorgebracht hatte; sie nahm erfolglos, wie auch in der politischen Geschichte zu sehen ist, die großen Plane der Vergangenheit auf und copirte ohne eignes Vermögen. Wo diese Reproduction wie im Rolandslied, im trojanischen Kriege, im Alexander oder gar in der Ueberarbeitung der Nibelungen nichts ist, als bloße Erneuerung alter Stoffe, halten wir uns dabei nicht weiter dabei auf; wo sie wie im Daniel von Blumenthal von Stricker Aufnahme ähnlicher Poesien ist, müßten wir allerdings eher darauf eingehen und würden dies auch an dieser Stelle thun, wenn von dem Daniel mehr bekannt wäre, als was Nyerup davon drucken ließ[392]) und wenn er nur in irgend etwas von dem Charakter jener britischen Romane abwiche, über die wir oben weitläufig genug waren. Ohnedies bedeutet auch das Unge-

391) In Schilters Thesaurus.

392) Symbol. ad lit. teut. antiq. Eine Ausgabe ist zu erwarten.

druckte von Strickers erzählender Poesie nach dem Urtheil der Kenner so wenig wie das Gedruckte. „Man sieht“ sagt Wilhelm Grimm „bei Strickers Rolandslied, wohin eine bloß äußerliche Ueberarbeitung führt. An Gewandtheit der Sprache fehlt es ihm nicht, wohl aber an Kraft, ein solches Gedicht mit dem Geiste zu erfassen. Er war für den ernsten epischen Styl nicht gemacht. Wie sehr er in seinen Beispielen und dem humoristischen Amis gerühmt zu werden verdient, sein Daniel von Blumenthal ist ein schwaches Gedicht, das eine an sich dürftige Fabel mit weitschweifiger Rede auseinanderzieht, und in den Stellen, in welchen mit unerhörter Tapferkeit Aufwand getrieben wird, völlig gleichgültig läßt. Im Rolandlied, wo er sich auf einen Vorgänger stützt, und der Gehalt der Sage bleibt, kommt seine Schwachheit nur weniger zu Tage.“ Wir dürfen uns also blos an die Arbeiten von Stricker halten, welche uns die Bemerkungen über die didaktischen Poesien dieser Zeit fortsetzen lassen. Es ist nun sehr charakteristisch, daß dieser Dichter, der sich der ritterlichen Poesie noch fest anschließt, der in seinen Fabeln selbst oft sehr naiv den Minnesinger verräth, und den Ritterorden noch hoch preist, sich auf eine eigene Weise eine milde Ansicht vom Leben bei aller Unbefriedigtheit zu erhalten sucht. Es wird jetzt Styl unter diesen Dichtern, vom Verfall der Kunst und der Sitte heftig zu klagen. Dies ist nicht allein in Deutschland, auch in Frankreich um diese Zeit allgemein, wo Rutebeuf ebenso über die Armuth klagt, in der ihn sein Talent läßt, und über den Ausgang aller höfischen und tapferen Ritter, die der Wolf gefressen haben müsse. Die alten Schützer der Kunst gingen aus; ehedem, sagt unser Dichter, hätten seine Herren, die Fürsten von Oestreich, so um Ehre geworben, daß man alle Kunst nach Oestreich zu tragen begann, daß dort alle kunstreichen Männer zusammenströmten[393]). Er entwirft ein ähnliches Bild von

393) Cod. Pal. 341, der mehr als ähnliche Sammlungen im Kloster Mölk und sonst vom Stricker enthält: Fol. 333.

— Die herren ze Osterrîche,
die wurben hie vor umbe êre, der geluste si sô sêre,
daz si des dûhte durch ir guft, ob mer, erde unde luft
ir lop niht möhte getragen, si wolten ir dennoch mê beiagen:
des gewunnen si sô grôze gunst, daz man in alle die kunst
dar ze Osterrîche brâhte, der ie dehein man gedâhte;
die gulten si âne mâze. Do geschah in als dem vrâze,

ihnen, wie Andre von Herrmanns Hof in Eisenach; jetzt aber sei Alles dahin; unreine, ungezogene Unterhaltung sei geschätzter als die gute; Ritter und Frauen mögen es klagen, daß Singen, Sagen und Saitenspiel zerging; man sieht an den Höfen Niemand mehr, als die da sein müssen, und wer sich die alte Tugend der Milde und Freigebigkeit bewahrte, der hat mehr Lob als zwölfe in den Jahren, da sie alle mild waren, da Milde eine Landsitte war. Wenn er Ritterschaft und Ritterleben nach der alten Weise erhebt, so sieht man doch in einem ungedruckten Gespräche von ihm zwischen zwei Knechten, wie etwas gepriesen wird, was sich durch Ausartung jedes Preises unwerth gemacht hat, wie gleichsam die alte Herrlichkeit ausgeläutet wird. Dasselbe ist der Fall in seinem Gedichte Frauenehre[394]). Der Dichter fühlt, daß er dem Gegenstande nicht gewachsen ist, er verräth überhaupt denselben Mismuth über alles Dichten überhaupt, den jede solche absinkende Zeit den halben Talenten mittheilt, die sie nur noch hervorbringt. Er streitet im Eingange mit seinem Herzen: er wolle das Dichten ganz lassen; die Würdigen seien hin, die je nach großer Freude gerungen, und hätten alle Freude mit sich genommen; nun hätte er nicht ein so begabtes Talent, daß er denen Freude geben könne, die freudenlos leben wollten. Er klagt, daß Keiner mehr eine Mähre zwei oder dreimal hören wolle. Sein Herz antwortet ihm, er solle das tragen; keinem anderen Dichter sei es anders gegangen; daß man das Neue und stets das Neue begehre, solle ihn vielmehr beruhigen, so entgehe er der Vergleichung mit den trefflichen Alten. Er solle denn wie die Anderen neue Mähren für den Tag hin dichten. Er läßt sich zu-

---

der az unz in der hunger lie und im mitalle zegie.
Swer ir genâden ruochte, der vant dâ swaz er suochte;
daz triben si unz an die stunde, daz ir sô vil begunde
nâch guote ze Osterrîche streben, durch daz unmezlîche geben,
daz si sich heten an genomen, des begonde ir dar sô vil komen,
heten si al der Kriechen guot, sine möhten al der gernden muot
mit gâbe niht erfullet hân, daz si unmâze muosen lân.
des wart verkêret ir leben, sô daz in vreude unde geben
sô ungefuoge widerstuont, daz si des dâ nû minner tuont,
denne man in andern landen tuo.

Wir haben auch nun eine Sammlung kleiner Gedichte von dem Stricker von K. A. Hahn 1839.

394) Cod. Pal. Nr. 341. Fol. 283.

reden: dennoch will er versuchen, etwas zu entwerfen, was für die Dauer sein möchte. Dabei aber fühlt er, daß das Thema der Frauenehre ihm nicht zukäme; wäre er weise, so würde er die Frauen gar nicht nennen; sein Leben und Frauenpreis hätten nie mit einander zu schaffen gehabt; ein Pferd, ein altes Gewand stünde besser in seinem Lobe. Mehrmals kommt er im Gedichte selbst darauf zurück, daß er der Aufgabe nicht beikomme; auch erhebt er sich nirgends über die Gewöhnlichkeiten, die man über diesen Gegenstand sagte; und selbst zu diesen zwingt er sich ordentlich. Desto mehr geht ihm sein Gedicht, die Klage[395]), von Herzen; es ist ein Blick auf die geänderten Sitten der Zeit voll eindringender Schärfe. Alles, was einst die schöne Zeit des Gesangs, des Frauen- und Hofdienstes auszeichnete, sieht er zu Grabe getragen. Die Freude nennt er den belebenden Mittelpunkt jener Zeit, die nun verloren ist, an deren Statt die Unfreude gekrönt ward, da nun die Großen alle in Waffen stehen und hinfort für das alte Hofleben keinen Sinn behalten. Das will der Dichter ewig beklagen. Er will klagen, daß Gott und seine Gebete vergessen werden, daß Pfaffen und Laien einander Haß tragen, daß man den Frauen nie so üblen Dienst bot, daß die Herren nach Gewalt streben, den Kaiser machtlos machen, um vor ihm sicher zu sein, daß vom Hofe die Stühle der Weisen, der Alten und Armen verdrängt sind und nur die Reichen noch Zugang behalten, daß Richter und Rathgeber ihre Pflichten versäumen, daß die Herren siech liegen, und an Jagd und Beize, an Saitenspiel und Gesang, an Frauenliebe, Turnier und Tanz, an Kronen und Kränzen, an Gut und Land, an Adel, Name und Gewalt ihre Freude verloren haben, daß sie der Wald und das Feld, und Blumen und Gras nicht ferner ergötzt, die ehedem der Welt Lust waren mit langen lichten Tagen, mit Sommer und Vogelgesang. Wie er alsdann auf den zeitigen Frauendienst zu reden kommt und das Laster eingerissen schildert, um das einst Sodom und Gomorrha zerstört wurden, sieht man freilich, wohin es mit der höfischen Gesellschaft gekommen war und findet bestätigt, was man auch ohne Zeugnisse von dem üppigen Zusammenleben der höheren Cirkel bald erwarten mußte. Bei dieser Einsicht nun in die Verdorbenheit der Welt predigt der Stricker gleichwohl noch im Sinne der alten Ritterschaft, die Welt nicht mit

395) Ibid. Fol. 225. Bei Hahn p. 52.

schwarzen Augen anzusehen; bedauert aber, daß, wenn man einmal die irdische Freude aufgeben wollte, man nicht wenigstens die himmlische dafür einzutauschen suche. Er tröstet sich aber mit dem Christenthume; Buße, Reue, Beichte sind das Thema einer Menge seiner kleinen moralischen Gedichte, am deutlichsten in dem von drei rathgebenden Freunden, in denen jene Dinge allegorisirt sind; er hat die festeste Zuversicht und Aussicht auf Rettung und Heil; da ja jener Schächer am Kreuze für die kürzeste Reue der ewigen Gnade theilhaftig ward, wie sollte Gott nicht diese Gnade auch an Anderen üben! wenn auch die menschliche Besserung fehlt, die christliche Barmherzigkeit wird schon durchhelfen; „wem das Herz auch trocken ist und wer eignes Wasser der Reue nicht kennt, dem kann diesen Mangel das Gedächtniß an jenes Wasser ersetzen, das Christus in seinem Schweiße und Blute oder in seinen Thränen vergoß!" Man sieht, diese Denkart bildet den schönsten Uebergang zu der unmäßigen Heiligenverehrung, die in diesem Jahrhunderte zu einem neuen Schwung kam, und neben jener berühmten goldenen Legende auch die zahllosen deutschen Heiligenleben und Märtyrergeschichten in der Poesie aufbrachte, die wir weiterhin betrachten müssen. Der Stricker übrigens kennt von Heiligen und von der Gottesmutter und deren Fürsprache für uns noch nichts oder wenig, sein Vertrauen steht noch direct auf Gott. Die Gedichte, die er in ein Sammelwerk, die Welt, vereinigt hat und in denen er diese und ähnliche Weisheit niedergelegt, bilden einen großen Kreis von Beispielen (denn ich weiß keinen bezeichnenderen Namen, als diesen in der alten Sprache selbst gerechtfertigten), unter denen aber das Unähnlichste begriffen wird. „Eine kurze Erzählung, ein einfaches Bild oder Beispiel gibt den Stoff oder die Veranlassung zu einer umständlichen Ausführung über irgend einen Gegenstand der allgemeinen, durch die Lehren des Christianismus modificirten Ansicht der sittlichen Natur; eine höchst einfache Form, man möchte sagen, ein kurzer Sermon in Versen[396])." Dies trifft aber nur einen kleinen Theil dieser Gedichte; viele erinnern an die Gleichnisse des neuen Testaments, und diese stehen solchen Sermonen am nächsten; viele sind bloße Allegorien und diese tragen dann ganz das Gepräge, daß sie die Fabel nachahmen sollen; oft ist's eine bloße Anekdote, eine Erzählung, der

396) Docen Misc. II, 209.

eine Moral abgewonnen wird; mehrmals sind es Stücke, welche Stände und Classen charakterisiren und diese leiten dann die späteren Satiren im Renner und Narrenschiffe ein; die Ehe, das Haus, die kleineren, niederen Verhältnisse sind der Mittelpunkt mancher schwankartigen Erzählung (die aber immer eine moralische Lehre trägt, denn eigentliche Schwänke, wie den Pfaffen Amis [397]), scheint er sonst nur sehr wenige kleinere [398]) gemacht zu haben); endlich sind es Mährchen zu Fabeln, oder Fabeln zu Mährchen geworden. Alle diese Gattungen bindet nur die moralische Nutzanwendung zusammen, die nirgends fehlt; und einmal sagt er selbst, man ließe die Erzählung der Mähren besser ganz, wenn man nicht das Gleichniß dazu sagte. Die Stücke sind von dem ungleichsten Werthe [399]). Alles was feierlicher, christlicher, ernster sein soll, wird matt und eintönig, und nicht leicht hat das Mittelalter in dieser Zeit dann etwas so farb- und glanzloses als diese Lehrgedichte. Aber wo er sich seinem Humor freier überläßt, wie im Pfaffen Amis, (auf den wir später noch einmal zurückkommen) mehr aber noch in seinen Fabeln, wie auch Lachmann urtheilte, zeigt sich sein Talent am schönsten. Nicht in allen, muß man bemerken; Grimm hat in den mitgetheilten eine sehr gute Wahl getroffen [400]). Wie sich hier das einheimische Mährchen mit der fremden Fabel kreuzt, ist höchst merkwürdig und trägt nicht wenig zur richtigen Ansicht von dem Unterschiede zwischen beiden bei, ja es ist vielleicht das Merkwürdigste, um dessen Willen die Geschichte der Dichtung den Stricker nennen muß. Entweder er entlehnt Fabel und Moral, dann ist er, je nach seiner Laune, bald ganz kurz äsopisch, bald dehnt er seinen Stoff in einen weiten Vortrag aus; er entlehnt die Fabel und macht eine neue Nutzanwendung, dann paßt sie nicht, ist bald zu eng oder zu weit, oder wenigstens steckt sie voll Naivetäten, wie denn bei ihm die Anwendungen auf die Minne so charakteristisch sind, wie bei Lessing die auf die Kritik; er nimmt auch oft irgendwo eine Moral her und will dazu eine Fabel erfinden,

---

397) In Beneckens Beiträgen Bd. II.

398) Wie bei Hahn den vom kundigen Knecht. Er unterscheidet übrigens selbst, daß er Einiges zur Kurzweil dichte, Anderes nicht.

399) Das scheint auch Rudolf von Ems sagen zu wollen in der Alexandreis:
Swenn er wil der Strickære,
sô machet er guotiu mäere.

400) In den altdeutschen Wäldern. Bd. 3.

dann verschwimmt ihm die Erzählung in eine Allegorie oder sie paßt nur halb auf die Moral. Am originellsten sind hier, wie auch Grimm bemerkte, die Mährchen oder mährchenhaften Fabeln, wie das vom Tursen oder von dem Könige mit dem Katzenauge, die es zeigen, wie selten hier mit Moral beizukommen war, oder wie überhaupt eine Erzählung, die schon ganz in sich selbst ihren Werth und in sich selbst ihre ganze Bedeutung hat, nur schwer eine weitere Beziehung duldet.

7. Gottfrieds Schule.

a) Weltliches.

Die didaktischen Dichter, die wir hier kennen gelernt haben, bereiten uns schon auf eine Erscheinung vor, die wir weiterhin immer deutlicher werden hervortreten sehen: sie sammeln und schließen ab, ein äußeres Merkmal einer sich vollendenden Periode. Freidanks Bescheidenheit und Strickers Welt sind Sammelwerke, Thomasins Gast ist ein systematisches Buch; gegen Walthers Gelegenheitsgedichte, die mit dem Tag entstanden, sind sie die Werke reflectirender und denkender Dichter, die mit ihren Arbeiten schon weiterliegende Zwecke verbinden. Die Manier dieser älteren Didaktiker ist noch, sahen wir, die klare, einfache, wie sie in den höfischen Kreisen am beliebtesten war; sehr bald schließt aber dieser Zweig unserer Spruchdichtung eine Art Bündniß mit der Wolfram'schen Manier, und dies wollen wir in der zweiten Periode unserer ritterlichen Lyrik später betrachten, die durchaus als eine gnomologische und ganz verschiedene abgetrennt werden muß, und deren Anfänge wir mit Reimar von Zweter machen, der seinen Dichtungsgegenständen nach ganz von Walther angeregt ist, dessen Manier aber schon zu dem Mystisch-Allegorischen neigt, das bei Wolframs Nachahmern vorherrscht. Dasselbe allgemeine Merkmal der klaren Verständlichkeit, der ebenen Rede, um die Gottfried den Hartmann, und eine große Reihe von Nachfolgern den Gottfried preist, eben das Merkmal, das diesen vom Wolfram, und die angeführten Lehrdichter von den späteren, gelehrten, scholastischen Gnomologen trennt, scheidet auch die nächstliegenden erzählenden Dichtungen von den späteren, als deren Mittelpunkt der Titurel, hart an Wolfram angelehnt, erscheint. Alles was sich noch in dem Geiste der

ächthöfischen und ritterlichen Dichtung fortbewegen wollte, schloß sich an die zwei Vorbilder reiner Erzählkunst an, an Gottfried, „der nie einen falschen Tritt in seiner Rede that,“ an Hartmann, „an dem nichts wurmäßiges ist.“ Der Dichter, von dem diese beiden Aussprüche sind, Rudolf von Ems, steht neben Konrad Flecke und Konrad von Würzburg, als einer der besten Vertreter dieser Nachblüthe und Nachahmungskunst, und er hat in zwei dem Gottfried nachgebildeten Stellen seiner Alexandreis und seines Wilhelm von Orleans eine Reihe von Zeitgenossen versammelt und genannt, die in den Kreis seiner Freundschaft und dieser Schule gezählt werden dürfen. Mit diesem Ausdrucke wollen wir nichts Engeres, nichts Aeußerliches bezeichnen, sondern nur das Schülermäßige jener großen Gruppe von Nachgängern andeuten, die wie Rudolf überall nach Meistern suchen, ohne sie erreichen zu können, die sich an das Mechanischste und Materiellste halten, an die bloße Erzählgabe, an das bloße Conventionelle des höfischen Vortrags und selbst dieses nicht mehr erreichen[401]); wenigstens dann nicht, sobald es gilt etwas Größeres zu leisten, wo der Inhalt der gegebenen Form nicht absolut sich unterwerfen will, oder auch nur der Masse nach zu groß ist, um das Einförmige der herkömmlichen Manier, ungewürzt durch geistige Gaben, zu ertragen. Diese höfische Kunst war gleich Anfangs conventionelle Nachahmung, weil sie meist nur Uebersetzungskunst war; nur wenige bedeutende Männer konnten ihr einen selbständigen Werth geben; sie mußte nothwendig bald in hohles Formelwerk ausarten. Daher hat es dem Rudolf von Ems, der ein talentloser aber bescheidner Mann ist und dem seine heutigen lobpreisenden Verehrer vielleicht mehr Gutes nachsagen als seine damaligen kritischen Freunde (Meister Hesse von Strasburg und Vasolt), Rudolf von Ems hat es zwar auch nach dem kanonischen Beispiel der guten alten Meister „gar unschämlich gefunden, wenn Jemand in guter Meinung seine Sache so gut macht wie

---

401) Rudolf von Ems, von von der Hagen Minnes. IV. 866. citirt:
Wir tichten unde rîmen, wir wænen daz wir lîmen
nâch wâne der rîme der hôhen sinne lîme:
dar an sîn wir ein teil betrogen, uns hât der wân dar an gelogen;
wir gern, daz wir steinen den edeln unt den reinen
gelîche unser gunterfeit, alliu unser arbeit
ist nû an wildiu wort gedigen, diu vor uns wæren ie verswigen
unt selten ie mê vernomen, an diu wellen wir nû komen.

er kann,“ aber er hat es doch auch selbst sehr wohl gefühlt, daß mit der Verbreitung der Reimfertigkeit und Dichterei der Geist der Kunst selbst zu Grunde ging, und daß je gemeinsamer sie erschiene, desto vereinsamter sie sei[402]), ein Ausspruch über eine Erfahrung, die wir im reichsten Umfang in unserer neuesten Zeit nach der Abblüthe unserer großen Dichter wieder gemacht haben.

Wie abhängig, unselbständig, angelehnt die erzählenden Dichter um die Mitte des 13. Jahrhunderts sind, spricht sich am deutlichsten in den Fortsetzern aus, die Gottfrieds und Wolframs unvollendet hinterlassene Werke completirten. Für Ulrich von dem Turlin, der Wolframs Willehalm von vorn vervollständigte, eine Arbeit, die er für den König Ottokar (1252—78) machte, ist schon das ein Zeugniß, daß er wie der Titurel-Dichter einen Gegenstand aufnahm, den Wolfram mit Absicht fallen ließ. Früher schon (gegen 1250) hatte der Thurgauer Ulrich von Turheim da, wo Eschenbachs Willehalm abbricht, die Geschichte von des Helden Schlacht- und Mönchsleben, von Rennewart und Alisa hinzugedichtet, nach der wälschen Quelle, die ihm Otto der Bogener in Augsburg mitgetheilt. Diese Arbeit mochte in Wolframs Entwurf durchgeführt sein, keineswegs ist sie es in seiner Manier; der unentschiedene, um Sagenkritik wie um Schreibstyl gleich unbekümmerte Mann, hing sich eben so bereitwillig dem Gottfried von Strasburg ins Schlepptau und setzte dessen Tristan fort. Hier ist das Verhältniß umgekehrt; die Erzählart sucht sich hier dem Vorbilde zu nähern, aber er geht aus dem Entwurf, und wie der andere Fortsetzer des Tristan, Heinrich von Freiberg, folgt er einer anderen dem Eilhart'schen Tristan verwandteren Quelle. Beide diese Nachzügler haben auch eigne, selbständige Arbeiten gemacht: Freiberg ein Gedicht von des böhmischen Ritters

402) Ebend. p. 865.
Sinnen, singen, tihten, mit rîme sinne slihten,
des ist nû vil, es wart nie mê vor uns in allen ziten ê.
Nû stât diu kunst aleine, swie sî sì gemeine,
aleine, als ich iu sagen will. kunstrîcher liute ist vil,
die doch niht koment an daz spor, daz uns ist getreten vor,
an meisterlîcher spruche kraft und an hôhe meisterschaft;
uns ist diu kunst aleine swie sî sì gemeine:
ir hort ist gar vereinet, uns allen doch gemeinet,
kunst ist allen wol erkant, doch sint ir wege vil ungebant u. f.

Johann von Michelsberg Ritterfahrt in Frankreich[403]), und eines vom heiligen Kreuze[404]). Turheim hat nach Rudolf von Ems „neulich einen Mann von Griechenland an Artus Hof geschickt,“ und er rühmt diesen nicht erhaltenen Roman von Elies, wahrscheinlich eine Nachbildung des Eliges von Chretien von Troyes; es ist aber Freundeslob, denn Beide stehen auf gleichem Fuß mit Konrad von Wintersteten, dem Bruder des Liederdichters, der Beider Talent zu beschäftigen sorgte.

Nächst diesen Angehängten zeigt sich Gottfrieds und Hartmanns Anhang am meisten in den Dichtungen aus dem Sagenkreise von Artus, und dies werden wir erst besser übersehen, wenn Alles aus dieser Reihe gedruckt ist, was aufgefunden ward, und aufgefunden, von dessen Existenz wir wissen. Den Daniel von Blumenthal des Stricker haben wir schon erwähnt; von ihm spricht auch Rudolf von Ems in den angeführten Stellen, die uns hier gleichsam den Weg weisen können, und die geradeso den erweiterten Zirkel dieser Nachzügler mittelmäßigen Schlags versammeln, wie Gottfried nur die ersten Meister um sich her stellte. Eine Anzahl von solchen britischen Romanen besitzen wir, die Rudolf nicht nennt. Wigamur[405]) gehört wohl noch in die bessere Zeit, indem eine Geläufigkeit der Sprache darin sichtbar und poetische Routine wahrzunehmen ist, die an der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts schon selten wird; ein Gedicht des ganz gewöhnlichen Schlags dieser Gattung, was den Inhalt angeht. Konrad von Stoffels Gauriel von Montabel[406]), oder der Ritter mit dem Bock, hat sich gefunden. Der Dichter lebte

---

403) In den N. Jahrb. der Berliner Gesellschaft. II, 92.

404) Wiener Hs. N. 119.

405) In der Sammlung von Büsching u. v. d. Hagen.

406) Die Handschrift der fürstl. Fürstenbergisch. Bibl. in Donaueschingen ist mir durch Herrn Fr. Pfeiffers gütige Mittheilung bekannt geworden. Des Dichters Name ist Konrad, nicht Kunhart. Laßberg wies die Brüder Pilgrin und Konrad von Hohenstoffel urkundlich nach; der Name Konrads, der Domherr in Strasburg war, kommt zuletzt 1284 vor. Gegen Ende des Gedichtes nennt er sich:

Von stoffel maister Cuonrat der was ein werder fryer man,
hat daz buoch geticht, zuo hispania er daz puoch gewan.
mit rimen bericht,

Wie er nach Spanien kam, erzählt Arx, Gesch. des Cantons St. Gallen. I, 366.

in Strasburg, in dem Vaterlande Gottfrieds, nach welcher Gegend uns auch die Rudolf und Konrad, die Vertreter dieser Gottfried'schen Richtung führen. Er bezieht sich im Anfange des Gedichtes auf Gottfried, Hartmann und Wolfram, und es macht ihm Ungemach, daß ihrer Keiner seines Ritters gedacht; in seiner Erzählung dagegen treffen wir auf die guten Bekannten Iwein, Erek u. A., wie auf die bekannten Abentheuer aller britischen Romane. Von dem Pleiäre, von dem früher nur Tandarios und Flordibel [407]) bekannt war, hat Karajan in seiner Frühlingsgabe einen Garel vom blühenden Thale nachgewiesen. Die Reihe seiner Werke vermehrt sich nun noch durch einen von Franz Pfeiffer aufgefundenen Meleranz von Frankreich [408]), den er, mit Bescheidenheit auf die Meister Wolfram und Hartmann zurückblickend, aus dem Französischen übertrug. Vielleicht übergibt nun Jemand die drei Werke zusammen dem Drucke. Ein eben so fruchtbarer niederdeutscher Dichter ist gleichfalls erst in neuerer Zeit bekannt geworden, in Berthold von Holle. Die Bruchstücke, die von seinem Crane erhalten sind, dessen Stoff ihm von Herzog Johann von Braunschweig (regierte 1252—77) erzählt ward, weisen auf den früher erwähnten Grafen Rudolf zurück; Wilh. Müller, der diese zuerst veröffentlichte, wies nachher noch kleine Fragmente zweier anderer Gedichte nach, von Demantin und Darifant, die er gleichfalls Berthold von Holle zuschreibt [409]). Nach Karajans Mittheilung in dem Schatzgräber hat sich ferner ein Werin von Lothringen gefunden; und so scheint sich der Kreis der Werke aus dieser fruchtbaren Zeit der Nachblüthe unseres Ritterepos noch fortwährend erweitern zu wollen. Alle die bisher genannten Gedichte nennt Rudolf von Ems nicht, wohl aber andere Dichter und Dichtungen, die uns unbekannt geblieben sind, wie Albrecht von Kemenat und Heinrich von Linowe's Waller, unter dem Laßberg Eggen Liet suchte. Das Nachholen der versäumten Helden, das Erweitern des Artus'schen Ritterkreises verräth nun wieder etwas von dem Sammelgeiste, den wir gegen das Ende des 13. Jahrhunderts immer mehr vorspringen sehen werden, wo nach dem Zeugnisse des Hadloub die Minnelieder

---

407) Cod. pal. 370.

408) Hs. in Donaueschingen vom J. 1480. Der Dichter nennt sich am Anfang und am Ende des Gedichtes.

409) Haupts Zeitschrift I, 1. und II, p. 176 ff.

in Zürich angehäuft wurden [410]), wo vielleicht nach Wilhelm Grimms Meinung schon die Wilkinasage zusammengesetzt wurde, was freilich Müller mit gewichtigen Gründen erst ein Jahrhundert später geschehen glaubt. Abgesehen aber von obigen einzelnen nachträglichen Behandlungen von Artussagen, gewahren wir das Sammelwesen auch sonst in diesem Gebiete.

Daß man bald im Lohengrin und sonst die Tafelrunde zum Hüter des Grals macht, zeigt ein Zusammenschieben von Zweigen, die eigentlich getrennt lagen, wie denn im Parzival König Arthur mit seinen Rittern einen weltlichen Gegensatz gegen die Tempeleisen bildet. Wäre uns des Gottfried von Hohenlohe Gedicht von allen Rittern des Arthur erhalten [411]), so würden wir aus dem britischen Sagenkreise, wie dieser überhaupt am frühesten vollendet war, auch schon aus früher Zeit ein solches Sammelwerk besitzen, und zwar eines, das wahrscheinlich um Arthur, wie die Wilkinasage um Dietrich, die verschiedenen berühmten Helden des Sagenkreises zu gruppiren suchte. Da aber dieses Werk verloren ist, so müssen wir uns mit der kurzen Erwähnung von Heinrich's von dem Turlin [412]) Gedichte von der [Abentheuer] Krone begnügen, das mehr darauf ausgeht, bekannte Scenen und Abentheuer, als Helden und Abentheurer zusammenzustellen. In diesem Werke, das wohl über 30000 Verse stark ist, und sich in sofern ganz würdig an den fortgesetzten Willehalm und Konrads trojanischen Krieg anreiht, begegnet uns nichts, als was wir aus den frühern Romanen dieser Gattung schon längst wissen, und in der Behandlung steht Alles um etwas tiefer.

---

410) Man. Samml. II, 187.

> Wâ vund man sament sô manig liet,
> man vunde ir niet
> im künigrîche,
> als in Zürich an buochen stât.
> Des prüefet man dik dâ meistersang.
> der Manez rang
> dar nâch endlîche,
> des er diu lieder buoch nu hât etc.

411) Rudolf von Ems erwähnt ihn im Wilhelm von Orleans:

> Die werden ritter über al, die bî Artûses jâren
> in sînem hove wâren für die werdesten erkant,
> die hât uns wîsliche genant ein Gotfrit von Hôhenlôch etc.

412) Nicht zu verwechseln mit seinem Namensvetter Ulrich.

Der Zeit nach gehört es noch in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts (nach Haupt 1220). Heinrich kennt noch Keinen der gnomologischen Dichter, er beklagt als Gestorbene lauter Namen, die sogar in die gute Zeit Friedrichs I. theilweise gehören[413]); auch ist seine Manier mehr die des Rudolf von Ems, der ihn in der Alexandreis rühmend erwähnt. Von Gelehrsamkeit ist noch geringe Spur, am wenigsten von einer Absicht, damit zu prunken; er lehnt sich dicht an die sämmtlichen ältern Bearbeiter der Arthursage, ist von der ganzen Art der Wolframisten frei, preist den Wirnt und gebraucht seine Absätze, die mit drei gleichen Reimen schließen, und hat den Hartmann und Reimar (den Alten) zu Vorbildern, mit deren Hingang er auch den alten Frauenpreis als ausgegangen beklagt[414]). Alles erinnert an die Nachahmer des Gottfried. Wie Konrad freut er sich der französischen Worte, der griechischen Mythologie, freuet sich der Prachthäufung und übertriebenen Beschreibung, wie Er zwingt er sich zu einer Lebendigkeit, einer Fülle, einem Glanze und zu allem Möglichen, was sich nicht erzwingen läßt. Nicht ganz hat er den pathetischeren Ernst des Konrad; es scheint, er strebt nach Gottfrieds Heiterkeit, er will in seine leichte Manier eingehen, allein er weiß dabei Gottfrieds Würde nicht zu halten, so wie umgekehrt die Wolframisten die Feierlichkeit und den Ernst ihres Meisters festhalten, aber darüber den ironischen Hauch fallen lassen, oder auch wieder andererseits seine komischen Situationen nachahmen und darüber seinen Ernst vergessen und gemein werden. Wo Heinrich von seiner Erzählung

---

413) Cod. Pal. N. 374. f. 39.
Ouch muoz ich klagen den von Eist, den guoten Dietmâren,
und di andern die dâ wâren ir sûl und ir brucke,
Heinrîch von Rucke, und von Hûsen Friderîch,
von Guotenburc Uolrîch, und der rein Hûc von Salzâ.

414) Ib. f. 40.
Si habent in vor getragen tugende bilde und werde lêre.
Swer wîbes lop und ir êre sô mêret als si tâten,
der ist unverrâten von mir wider wîbes namen.
si kunden stillen unde zamen, swaz von wîbes valscheit flouc,
swâ man wîbes güete belouc, dâ stuonden dise zwêne ze wer
wider der valschære her. Wîbes güete dir ist geschehen,
kuntestuz ze rehte spehen, daz dir nie grœzer schad geschach:
dîn lop wirt val unde swach, wan si valiuent lîplôs,
an den diu freude ir reht verlôs und wîpes lop aller meist.

in Betrachtungen übergeht, ist es nicht um die dunkele Weisheit des Titurel zur Schau zu tragen, sondern dem Charakter der Arthursage angemessen, bleibt er bei der Umgangsregel oder bei der Klage über den Verfall des Frauenverkehrs, die nur hie und da, wo sie ins grobe Schimpfen ausartet, verräth, daß wir schon so schnell einer derberen Zeit zurücken: überhaupt aber bleibt er trocken bei seiner Erzählung und läßt sich nicht viel in anderweitige Bemerkungen ein[415]). Als Quelle dieses Werkes wird Chretien von Troyes wohl mit Unrecht angegeben[416]). Das Ganze ist ein kaum durchdringlicher Schwall von Abentheuern, als deren Mittelpunkt Gawan zu betrachten ist, ein elend zusammengestoppelter Haufen jener ordinären Situationen und Begebenheiten der Irrenden, wie wir sie aus Wigalois, Lanzelot, aus den Abentheuern des Gawan im Parzival und sonst so überreichlich kennen; manche einzelne sind sogar in diesem Werke selbst mit leichten Variationen zwei, dreimal wiederholt; alle Plan- und Zwecklosigkeit dieses Zweiges der Romanliteratur, alle seine Absurditäten und Gemeinheiten, alle seine Uebertreibungen und Extravaganzen kehren hier wieder, aber alles das um ein Bedeutendes noch einmal übertrieben, noch einmal breit getreten, obgleich dabei jeden Augenblick behauptet wird, der Dichter vermeide alle Unmaße und Breite; so wie denn kein naiveres Geständniß von herzloser Zusammenreimerei gemacht werden kann, als dieser Heinrich an einer Stelle thut, wo er es ablehnt, die Klage der Weiber um einen Gestorbenen auszuführen, — weil schon andere Weiber andere Todte in seinem Werke

415) Ib. f. 364.

Ob ich nu wolte pfrengen und dise rede lengen
von adelichen sprüchen als ich kan, sô würde mir vil lîht dar an
von etelîchem gesagt undank, ob ich in ze lank
die rede von nihte machte, und mîn kunst swachte
diu zuo iglîchem ist bereit, daz si von kurzen mæren seit
ein lange rede und ganzen sin, und lâter machet als ein zin,
swie lang ein âventiure schin.

416) Ib. f. 377.

— anders sol ich si niht verswîgen wan in franzoys
ir meister Christiân von Troyes si gar mit lobe prîset —
Vergl. f. 393. Lachmann findet es in der Abhandl. über den Eingang des Parzival glaublich, was er früher selbst nicht geglaubt zu haben scheint, daß Chretien von Troyes der Verfasser dieses Werkes sei.

mehrfach beklagt haben[417])! Ist etwas in diesem im Allgemeinen ganz dem hergebrachten Geschmack noch angehörigen Gedichte, was leise in einen neuen Geschmack überführt, so ist es die unverholenere Art, mit der hier schlüpfrige Stellen, über welche andere Dichter mit Schalkheit und Kürze wegzugehen pflegten, ausgemalt, aufs üppigste zugerichtet und bis ins Gemeine und Ekle getrieben werden, um die stumpfer werdenden Sinne der Romanleser zu reizen. Solche Stellen werden jetzt in allen Romanen fast aufgenommen; solch eine ist hier die Kußscene zwischen dem Schwanritter und der Jungfrau in der Barke, besonders aber die freche Schilderung von Gasozins Angriff auf die entführte Ginevra, die an das Stärkste streift, was das Mittelalter dieser Art hervorgebracht hat. Im Enenkel werden wir hernach der verfänglichen Scene zwischen Achill und Deidamia begegnen. Ganz besonders auffallend ist, wie im Titurel dergleichen eingeht. Der Dichter, der dort so heftig gegen Ovidius loszieht[418]), der einen so andächtigen Ton annimmt, so zart und fromm thut, seine ganz poetische Welt so heilig stellt, daß er aussagt, die Zucht jener Zeiten und Menschen sei so gewesen, daß solche Dinge selbst den bloßen Worten nach verborgener gewesen wären, als nun in Werken am Abend und Morgen, so daß denn die liebe Unschuld der Longus'schen Idyllen noch unter den Geschlechtern geherrscht habe, dieser Dichter bringt doch mehrfach eine sehr lüsterne Scene, in der sein reiner Held Schionatulander sich zum Abschiede eine sehr raffinirt-unschuldig ausgedachte Gunst von der Geliebten ausbittet, und von der reinen Sigune auch erhält. Aehnlicher Art ist das Gedicht von der Heidin[419]) (oder Wittig vom Jordan), dessen eigentlicher Mittel-

---

417) Ib. f. 385.
Ich möhte iu wol michel wunder sagen von heimlichem siuftzen unde klagen,
daz von den frouwen ergie; waz töhte daz, wan daz sie
dâ von würde gelenget diu rede, des niht enhenget
dirre âventiure langiu sage, und daz ich die selbe klage
und daz gemeine frowen leit dâ vor ê hân geseit.

418) Cod. Pal. N. 383. f. 8.
Und daz sich nieman kêre an Ovidium den lecker,
der nam den frowen êre und gab in meil, daz lêbart nie sô schecker
wart, danne er die frowen hât gemeilet:
ich zel imz gên unprîse, und hazz in, swer im prîs dar umb erteilet.

419) Nach Püterich ist es von Rüdiger von Hindihofen. Gedruckt ist ein Auszug in Jacobs und Ukerts Beiträgen zur älteren Literatur.

punkt solch eine lüsterne Obscönität ist. Im Wolfdietrich ist das Abentheuer des Helden mit der Heidin Marpalia ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten in der Abentheuer Krone, und diese Dinge sind nur mit dem ärgsten in Boccaccio oder Ariost zu vergleichen. Je später hin, desto mehr vergröbert sich der Geschmack der Liebesgeschichten. Im Malagis werden im Gegensatz von den kindischen Neigungen in Flore und Blancheflur, und Schionatulander und Sigune die Helden mit Frauen verbunden, die sehr füglich ihre Mütter sein könnten; im Gedichte von Dietrichs Flucht wird geradezu von den alten Zeiten gepriesen, daß man damals vor dem dreißigsten Jahre nicht liebte, und daß darin die Kraft jener Zeit ihre Quelle hatte; und so sinkt dies in den französischen und deutschen Sagen bis zum völligen Verschwinden der Liebe in den Romanen herab.

Noch frei von dergleichen Auswüchsen sind die drei Dichter, die wir oben als Hauptrepräsentanten der Gottfried'schen Schule, des Spätherbstes der höfischen Kunst nannten, und die die meiste individuelle Bedeutung haben. Auch sie aber zeigen uns, wie fein und versteckt es sei, daß die erzählende Poesie schon mit Gottfried auf der gefährlichsten Spitze stand, und daß sie nothwendig bei dem vorsichtigsten Weitergehen, bei dem entschlossensten Stehenbleiben in der alten Manier sogar, sinken mußte. Wenn man dies beobachten will, so darf man nur den Roman von Flore und Blancheflur[420]) neben Tristan halten. Wie geschickt Gottfried seiner einfachen Erzählung ein großes Interesse zu geben wußte, haben wir so eben gesehen; dem Konrad Flecke[421]), dem gemüthlichen Dichter oder Uebersetzer des genannten Romans (um 1230) gelang das nicht. Und doch ist sein Gedicht eine so liebliche Erscheinung, wie wir deren wenige haben, so freundlich erzählt, so mild gehalten, wie man nur immer einen solchen Gegenstand behandelt sehen möchte. Es macht den Deutschen (und dies muß man bei diesen aus der Fremde stammenden

---

420) In der Sammlung von Müller. tom. II. Eine Ausgabe wird von E. Sommer vorbereitet.

421) Auch ihn preist Rudolf von Ems und nennt ihn seinen Freund und sein Muster:

des rât suoche ich,
swâ mîn unkunst sûmet mich,
sîn hebete mîn friunt alsô lôn
an gefüeger sprüche dôn,
die sint genuoc guot unde reht.

Dichtungen besonders hervorheben) außerordentlich viel Ehre und zeigt auf Einen Blick, von welcher Ueberlegenheit Sinn und Geschmack bei uns war, wenn man Reinhart Fuchs, Alexander, Parzival, Tristan, und Alles, wo es nur möglich ist, mit den fremden Bearbeitungen vergleicht, und findet, daß wir stets mit erstaunlichem Takte das Beste griffen und das Einfachste feststellten oder herstellten, was meistens bei den Nationen selbst, aus denen wir schöpften, verloren ging. Den französischen Quellen unserer besten Gedichte konnte man nicht auf die Spur kommen. So hat dieser vielbehandelte Roman von Flore und Blancheflur, der den Boccaccio beschäftigte, der in alle Sprachen, sogar ins Neugriechische übersetzt ist, und in Deutschland in mehreren Dialekten und in neueren und neuesten Prosen und Versen existirt, nirgends [422]) eine schönere, einfachere, reinere Gestalt als bei unserem Flecke; der spanische und französische Roman, nach dem Tressan seine Bearbeitung machte, ist dagegen ein ganz schales Machwerk, viel abentheuerlicher, wunderlicher und anspruchsvoller, und eben dadurch weit hinter der schmucklosen Darstellung des Deutschen zurück, der übrigens auch einer französischen Quelle, Ruprecht von Orbent, folgt. So vortrefflich nun dieses Gedicht oder dieser gereimte Roman ist, so vortheilhaft die große Verbreitung für ihn spricht, die der Zeit nach vielleicht noch größer ist als wir wissen, indem es trotz den vielen Nachforschungen noch nicht gelungen ist, Zeit und Ort seines Ursprungs auszumitteln, so ist doch sein Werth ein weit eingeschränkterer, als der des Tristan, dessen Helden unser Dichter zu einem Repräsentanten der Zeit, zu einem epischen Charakter zu bilden wußte. Allein Flore und Blancheflur ist eine jener Dichtungen, die, wer weiß wie lange und wie oft und in wie unzähligen Umarbeitungen die Lesewelt unterhalten, aber auch nichts weiter als unterhalten haben, und sie trägt daher auch schon eine Einkleidung, die diesem ganz angemessen ist. Stoffe wie diese, wie die Erzählungen von Genoveva und Melusine, werden in jeder blühenden Dichtungsperiode einmal wieder

422) Es sei denn in der kleinen naiven Erzählung des Dirk von Assenede, die noch aus dem 13. Jahrhundert ist. In Hoffmanns Horae belgicae 3. Ueber die Verbreitung in fremden Sprachen: Altd. Museum II, 330. 349 sqq. Eschenburgs Denkmäler. Ellis specimens 1. 3. p. 105 u. A. Den französischen Roman der Pariser Hs. 6987 hat I. Bekker herausgegeben. Berlin 1844.

aufgegriffen und zubereitet werden; sie und ähnliche sind es, die auch bei uns in Tiecks Bearbeitungen das meiste Interesse unter Allem erregten, was wir aus dem Mittelalter reproducirten; mit Recht: denn nichts hat das Mittelalter reizender gekleidet, als eben solche Novellen, die eine Art Gemeingut, die dem wirklichen Leben nicht so entfrembet waren, und eben daher wieder das größeste und nur nicht eben das tiefeste Publicum fanden. Sobald die damalige Gesellschaft durch die großen und vielfältigen poetischen Erzeugnisse aller Art, die nun herumliefen, mehr Geschmack am Lesen und größeres Bedürfniß nach poetischen Genüssen erhielt, so war das mehr eine Aufforderung zur Production von Vielem und Anmuthigem, als von Tiefsinnigem und Erhabenem. Wir glauben nicht, daß eine Geschichte der Literatur auf solche Leistungen große Rücksicht nehmen kann; sie sind für den Augenblick geschrieben, regeneriren sich immer wieder, um unter der jedesmaligen Gestalt der jedesmaligen Gegenwart zu dienen, während sich an den Meisterwerken Niemand versucht; weil, wer im Stande wäre, die Nibelungen oder Gudrun oder den Reineke Fuchs zu bearbeiten, schon ein Dichter von ungemeinen Anlagen sein müßte. Von der Geschichte der Dichtung kann aber billig nur verlangt werden, bei solchen Werken die Veränderungen im Geschmack und in der Bildung anzugeben, unter denen sie entstanden; ein bleibenderes Denkmal kann sie ihnen schwerlich setzen. Was wir bei den größern Dichtern dieser Zeit von Werth fanden, ihre ästhetische Höhe, ihre sinnliche Schärfe oder intellectuelle Tiefe vermissen wir hier, und behalten nur die Kunst der leichten und gewandten Darstellung übrig, die den Ruin der Kunst nicht aufhalten, wenn sich selber überall aufrecht halten konnte. Wir gehen daher auf den Inhalt von Blume und Weißblume nicht weiter ein: es ist die einfache Geschichte vom Jugendleben und der Jugendliebe zweier Kinder, die dann getrennt und nach einem gefahrvollen Abentheuer wieder verbunden werden, mit vielem Schmuckwerk griechischer Romane, mit vielen tautologischen Begebenheiten, wie in allen diesen Romanen, mit vielen Schildereien und Beschreibungen, mit manchen Eigenthümlichkeiten spanischen Geschmacks, mit manchen Beziehungen auf den Verkehr von Christen und Heiden, so daß man sieht, die Provence oder Spanien muß die Pflegerin des Gedichtes gewesen sein. Der Dichter steht ganz unter jenen sinnigen, wohlwollenden, harmlosen und edelgesinnten Männern, die achtlos auf der Welt Beifall und den Ruhm der Erde

aufs Gute, auf Tugend und Herzenseinfalt gerichtet sind, allein der Geist seiner Dichtung trägt auch ganz das Gepräge jener Schwächlichkeit, die schon im Tristan misfällt. Man vergleiche nur, wohin es schon mit aller kräftigeren Ansicht des Lebens gekommen war. In der Jugendgeschichte der beiden Kinder, die theilweise wohl ein Eigenthum des Deutschen ist, die man immer als das Gelungenste im Buche ausgezeichnet und die der Weichlichste und Verwöhnteste stets am vortrefflichsten gefunden hat, ist die verhätschelnde, conventionelle Erziehungsart, die die Kinder zu Puppen statt zu Menschen macht, doch aufs allerweiteste getrieben. Die artigen Kinder gehen Hand in Hand miteinander in die Schule, verstehen sich — man denke — schon im fünften Jahre sehr wohl untereinander, herzen sich und küssen sich, lesen der Minne Bücher zusammen, und lernen altklug der Liebe Art kennen, wie sie dem Menschen wechselnd nach Kummer Wonne gibt, nach Mismuth Fröhlichkeit, Freude nach Trauer, wie der Liebende jetzt friert und dann flammt wie brennendes Stroh; aus der Schule gekommen unterhalten sie sich im Baumgarten von der Liebe wie die Alten, dichteten und lasen zusammen, schrieben auf Täflein von Elfenbein mit Griffeln von Golde von den Blumen, wie sie aufgingen, von den Vögeln, wie sie sangen, von Minne viel und von Anderem nichts. Als sie nachher getrennt werden sollen, geräth der Knabe in Verzweiflung, fällt in Ohnmacht, und weiß nicht ob es Tag oder Nacht ist; das Mädchen gar will sich mit ihrem Griffel erstechen. Sind dies Scenen, die im Leben nur einiges Vorbild hatten, wohin führte da so schnell dieser Frauendienst, der im Anfange so schöne Früchte getragen haben mochte. Man vergleiche nur damit die Liebe des Schionatulander und der Sigune, um zu sehen, wie schnell jene Einfalt und Unschuld in Kinderei und Weichlichkeit übergleiten konnte, und bald steht Rudolf von Ems schon dem Walther von der Vogelweide gerade entgegen, der noch sang, daß Kindheit und Minne sich einander fremd wären. Und soll man daran zweifeln, daß jene Scenen den wirklichen Zuständen einigermaßen entsprechen, da in dem Gedichte von Grave Meie und Belaflor[423]) gradezu gestanden wird, daß die Kinder damals durch Unterricht, Erziehung, Sprachlernen u. s. w. frühzeitig verzärtelt wur-

423) Ich verdanke die Kenntniß dieses Werkes der gütigen Mittheilung Dr. Vollmers, der dasselbe wohl dem Druck übergeben wird.

den? Auch dies Gedicht ist von einem jener gutartigen Männer, der mit Behagen auf Tristan und Willehalm hinblickt, in Hartmanns ebner Weise, in jener redseligen und beschreibungsreichen Manier erzählt, aus dem Munde eines Ritters, der dem Verfasser aus einer ungereimten Chronik den Inhalt mittheilt. Als Schilderung einer reinen und treuen Eheliebe, die von Gefahren und Abentheuern gestört und geprüft wird, reiht sich auch dieser Inhalt an den von Flore und Blancheflur an; und wie dieses Gedicht bildet auch Meie und Belaflor eine jener beliebten Novellen, die der Büheler bei uns später wieder bearbeitete und die in unsere Volksbücher (von der geduldigen Helene) übergegangen ist.

Dicht hierneben stellen wir den Wilhelm von Orlens [424]) (vor 1241) des Rudolf von Ems, Dienstmannes zu Montfort, weniger besorgt um die chronologische Reihe der Werke dieses Dichters, als um die Zusammenstellung des Gleichartigen. Des Dichters Vorliebe für Tristan und Gottfried ist in seiner Alexandreis so nachdrucksvoll ausgesprochen, daß man sich den Seitenblick dabei auf Wolfram [425]) eben so gut erklärt, wie die Beschaffenheit des Gedichtes, von dem wir reden. Der Wilhelm von Orlens ist wie so Vieles unserer alten Literatur früher ganz unverständig überschätzt worden, indem man ihn wohl über den Willehalm des Eschenbach gesetzt oder gefunden hat, daß er sich „unter allen übrigen Aventiuren am nächsten dem Tristan anschließe," daß man ihn eines der schönsten Denkmäler der altdeutschen Poesie genannt hat. Edelstein und Glas gleichen einander oft, heißt es im Eraklius, und diese Aehnlichkeit der Werke der Meister und der Nachahmer hat vielfach unsere

---

424) Cod. Pal. Nr. 323. Eine Ausgabe wird Fr. Pfeiffer besorgen.

425) Daz ander rîs ist drûf gezôgen, starc und manige wîs gebogen,
wilde gnot doch spæhe, mit fremden sprüchen wæhe,
daz hât gebelzet ûf den stam von Eschenbach her Wolfram,
mit wilden âventiuren kunde er die kunst wol stiuren —
dagegen heißt es von Gottfried:
— der nie valschen trit
mit valsche in sîner rede getrat; wie ist eben sleht gesat
sîn funt, sîn sin sô rîche; wiest sô gar meisterlîche
sîn Tristan; swer den ie gelas, der mac wol hœren, daz er was
ein schrôter süezer worte und wîser sinne ein porte,
wie kunde er sô wol tihten, getihten krümbe slihten,
brîsen beiderhande lip, beide man unt werdiu wip u. s. f.

altdeutschen Forscher getäuscht. Wir dürfen wieder, obwohl hier nur stellenweise, die zierliche Diction rühmen, die dem Gottfried nachgeahmt, und dessen Ton oft selbst in Nachbildung seiner kühnen verschlungenen Perioden wohl getroffen ist; was aber die Mähre selbst angeht, die zwar nach einem durch die Vermittelung des Grafen Johann von Ravensburg erhaltenen französischen Gedichte übersetzt ward, das unstreitig völlige Erfindung eines matten Poeten ist, so hat der Deutsche doch darin so viel plump und ungeschickt von Gottfried Entlehntes, daß man aus diesem seinem Eigenthume die Hülflosigkeit seines dichterischen Genius wohl kann erkennen lernen. Zuerst ist (um von jener Einladung der alten Poeten und Aehnlichem zu schweigen) der Tod der Blancheflur in dem der Ylie copirt. Sie hört von dem Tode ihres Mannes mit großer Gefaßtheit, sie geht ohne Weinen und Schmerz zu verrathen, im Gegentheil fröhlich zu seiner Leiche, erhebt eine Klage und stirbt. Das versteinerte Herz der Blancheflur bleibt hier unglücklicherweise bis zum Tode beredt und geschwätzig; oder der Tod der Getreuen fließt unbegreiflicherweise aus Hoffnung und Standhaftigkeit. Wir wollen ein anderes Beispiel nehmen. Der junge Wilhelm von Orlens kommt an den englischen Hof und wird mit der jungen Amelye erzogen. Sie erzählen sich gegenseitig von Puppen- und Jagdspiel, und die Weichlichkeit des Tristan und Flore begegnet uns wieder. Als das Mädchen noch kindlich und harmlos blieb, wollte ihr der Knabe seine Liebe entdecken. Sie fragt ihn einst um die Ursache seiner Trauer und begreift, als er ihr nun seine Eröffnungen macht, seine Sehnsucht und die Art seiner Liebe nicht: eine jener beliebten naiven Scenen wird eingeleitet: er spricht von Wunden, die sie ihm schlage, aber, sagt sie, sie habe ja keine Waffen; sie liege ihm an seinem Herzen, beschwört er; aber sie säße ja da und er dort, wirft sie ihm ein. Allein der naive Ton des Veldeke ist weg; und diese Scene verhält sich zu dem Gespräche der Lavinia und ihrer Mutter, wie der Tod der Ylie zu Blancheflurs. Der Dichter zehrt, wie alle Dichter dieser Zeit, vom Dagewesenen, ohne im Stande zu sein, es zu erreichen; es schreibt ein Poet, der einigen offenen Sinn, große Vorbilder, kleines productives Talent hat. Jene Scene des Veldeke erregt ein innerliches Wohlgefühl und man zweifelt, soll man den Dichter oder seine Geschöpfe liebenswürdiger finden, aber hier fehlt dem Dichter die Empfindung, und mit der Empfindung der Ausdruck und man sieht ihm das Nachdenken auf der Stirne,

wo man im Veldeke das lachende Herz erkennt. Bei diesem quält sich die alte wohlerfahrene Mutter vergebens ab, der unbefangenen Tochter einen Begriff von der Minne beizubringen und bis zum Unmuth empfindet sie die Schwierigkeit, solch ein luftiges Wesen in ein Bild zu bringen, allein hier ist die Zeit schon merklich fortgerückt, dem vierzehnjährigen Knaben gelingt das schon besser, und wie Amelye gar nicht verstehen will, wie sie ihn lieben soll, so erklärt ers ihr aufs praktischste: sie solle ihn zum Manne nehmen! Man sieht wohl, wie leise hier die Poesie in Prosa hinabgleitet und dies ist dann wie im Ulrich von Lichtenstein weiter in den Sonderbarkeiten der Fall, in den Turnierfahrten, die der Liebende zu Ehren der Geliebten macht, in dem Gelübde sich mit Hunger ums Leben zu bringen, als Amelye ihn nicht erhören will, und dergleichen mehr. Zeigt sich nun das prosaische Gemüth des Dichters schon in solchen Zügen, so zeigt es sich in der Wahl des ganzen Gegenstandes noch mehr. Dieser Roman fängt eine neue Klasse an: er dreht sich um ganz moderne Personen, um ganz neu ritterliche Sitte, um die persönlichen, häuslichen Verhältnisse, um das Mein und Dein, um Lehnsitte, Erbfolge, Vermögensverwaltung und Verzinsung; und wenn der Held reist, so zieht er nicht mehr als Irrender, sondern mit einer Hofdienerschaft, er nimmt Geld mit und gute Lehren, mit diesem Gelde hübsch sparsam zu sein; Alles geht natürlich und einfach und ziemlich ordinär zu. Dies hängt mit der Quelle dieses Gedichtes zusammen, die offenbar in Flandern oder Brabant zu suchen ist und wo der ritterlichen Poesie stets eben so gut das Spießbürgerliche anhaften blieb, wie den mythologischen Gemälden der Rubens das Caricaturartige der niederländischen Kunst. Genau so verhält es sich mit Konrads Schwanritter [426]). Auch da herrscht neben der Abentheuerlichkeit des Stoffes, über dessen Quelle wir auf Görres Einleitung zum Lohengrin verweisen, der Ton des gemeinen Lebens und die trivialen Verhältnisse der Gegenwart, und im Lohengrin selbst ist dies ganz der gleiche Fall. Statt daß sonst die wirkliche Welt in das Reich der Wunder hinübergerückt war, so treten hier nur noch einzelne Wunderlichkeiten in die wirkliche Welt herein. Gleich in diesem Gedichte fällt übrigens eine Stelle auf, die uns zeigt, daß es unserm Rudolf nur noch halber Ernst ums Dichten war, wie dem Stricker, dessen Zweifel wir

426) In den altdeutschen Wäldern. Band 3.

schon kennen gelernt; auch ihm sind häufig die Gedanken gekommen, ob er nicht lieber das Dichten *aufgäbe*[427]). Nichts erklärt das Mechanische der Arbeiten dieser Männer besser, als diese Beobachtung, die wir gleich weiter bis zu viel schlimmeren Symptomen werden verfolgen können; nichts erklärt besser, als dies Mistrauen in ihre eigne Kraft, wie diese Dichter, wie unser Rudolf im Laufe der Zeit statt Fortschritten Rückschritte in seiner Kunst macht. Zufolge einer Stelle im Wilhelm von Orlens hat Rudolf schon vor diesem Gedichte (nach Haupt nach 1229, nach Pfeiffer aber wahrscheinlich weit früher) den guten Gerhard[428]) gedichtet; ihn und den Barlaam besitzen wir; seine Bekehrung des heiligen Eustachius hat sich noch nicht gefunden. Ich gebe gern zu, daß der gute Gerhard das gelungenste von Rudolfs Werken sei, daß er meine wohlerwogenen Urtheile über den Dichter zurückzuweisen fähig sei gebe ich nicht zu. Man hat mit Recht schon darauf aufmerksam gemacht, welch zweideutiges Talent das sein müsse, das mit der Zeit statt vorwärts immer rückwärts ging! Das Mittelmäßige lobt man allezeit zu frühe und ungern sähe ich den aufs Tüchtige und Gründliche gerichteten Herausgeber dafür Parthei nehmen. Ebene, klare Erzählung macht keinen Dichter; ist sie vollends nicht einmal original, so ist auch dies bloß formelle Verdienst noch geschmälert. Nach einem Boccaccio kann ein zweiter, von ganz gleichem Werthe, früh oder spät, nie hoffen das gleiche Lob zu ernten, und was ist am Ende selbst das Lob des Boccaccio? Was wär selbst unser Lob des Hartmann, an dessen armen Heinrich die einheimische Legende vom guten Gerhard am ehesten erinnert. Wir wollen unseren gutmüthigen Rudolf so rügen, wie er es selbst wünscht: daß unser Rath freundlich sei; wir wollen seiner Mähren nicht spotten, und ihm zu

---

427) Wilhelm von Orlens Cod. 323. Fol. 183: Er dachte oft:
lâ varen dîn getihte, man hât ez ze nihte;
ich mir ditz gedenke, ze hant ich widerwenke
und denke in dem sinne mîn: nû, wer sol dir lieber sîn,
denne dû dir selben bist? Waz, ob ze tegelicher frist
dir ein danc noch widervert, dâ von dir lîhte wirt beschert
êre, sælde, wirdikeit? sô liebet mir diu erbeit
und tihte aber fürbaz. Uf den gedingen tuon ich daz,
daz ich in deste werder sî, den selhiu fuoge wonet bî,
daz ich in durch mînen sin, lîhte deste werder bin etc.

428) Ausgabe von M. Haupt. 1840. In den lit. Handbüchern steht das Gedicht sonst gewöhnlich unter dem Titel Otto der Rothe.

gute annehmen, was er in guter Meinung schrieb; wir können aber doch nicht die Wahrheit verschweigen, die sich so stark aufdrängt, denn auch sie ist, in guter Meinung gesagt, gut. Kann man aus einem höheren Gesichtspunkt selbst diese Erzählungskunst nur billigen, oder gar diese Charakteristik, da hier der bescheidene Mann, der dem ruhm- und prahlsüchtigen Kaiser Otto dem Rothen entgegengesetzt und dessen Selbstbescheidung und Entfernung von Selbstanrechnung seiner Gutthaten in so starken Zügen hervorgehoben ist, zuletzt sein eigen Lob ganz in dem freigebigsten Ton eines Dritten, die Geschichte seiner Bescheidenheit ganz in dem wortreichsten Flusse eines Dichters erzählt? Sieht man von diesen eigentlichen poetischen Anforderungen ab, so ist der schlichte Vortrag im Gerhard gefällig, und hiermit vergleichen sich die kleinen Erzählungen des Konrad von Würzburg († 1287 in Basel). Konrad ist wie Gottfried bürgerlichen Standes; er fällt später als Rudolf, der ihn in der Alexandreis noch nicht unter den berühmteren Dichtern nennt; er hat seine poetische Laufbahn erst nach Rudolfs Tode († 1254) begonnen. Er steht mit seinen kleinen Gedichten ganz in der Reihe der Marner und ähnlicher späterer Lyriker, Frauenlob setzte ihm in seiner überschwenglichen Weise ein Monument, und Leuten wie ihm und Trimberg empfahl er sich mit seiner Gelehrsamkeit. Ueberall sehen wir ihn an der Grenze der früheren und späteren Zeit erscheinen; seine lyrischen Gedichte führen zu den geschraubten und gekünstelten Poeten am Ende des Jahrhunderts über; seine erzählenden, die in Reim und Vers meist tadellos gefunden worden und dadurch von einer eigenthümlichen Wichtigkeit sind, deuten rückwärts und suchen sich an die reine höfische Kunst Gottfrieds von Straßburg anzulehnen. Unter ihnen sind die kleineren, die von der Hagen in seiner noch nicht erschienenen Sammlung „Gesammtabentheuer" aufgenommen hat, die aber nun auch einzeln größtentheils in reineren Ausgaben zu lesen sind [429]), das empfehlendste. So urtheilt der Herausgeber des Otto mit dem Barte, daß unserm Konrad „zumeist die Erzählung gerecht war, und zwar diejenige, die ihn nicht zwang, sich zu schrauben, und mit seinen Kenntnissen das zu ersetzen, was ihm an ächt poetischem Geiste abging; bei der er nicht Gefahr lief,

429) Engelhard, ed. Haupt. 1844. Otto mit dem Barte, ed. Hahn. 1838. Der werlte lôn, ed. Fr. Roth. 1843, der auch den Schwanritter und das Turnier von Nantes herausgeben wird.

sich zu erschöpfen, in breite Reflexionen einzulassen und platt oder gar gemein zu werden; die kurze Erzählung also, die ihm einen schlichten Stoff bot, den er kurz und lebhaft in gewandter Sprache und leichten Versen darstellte.“ Eben um dieses formalen Verdienstes willen, auf das es ja selbst den größeren Dichtern der Zeit in ihren größeren Werken fast allein ankam, und das in diesen kleineren Mähren offenbar die Hauptsache sein mußte, preist ihn auch der Herausgeber des Engelhard; „sein Blick beherrsche keinen weiten Gesichtskreis und dringe nicht in den innersten Kern menschlicher Dinge; aber was der Ueberlieferung leicht abzugewinnen war, das male er in jener Erzählung mit besonderem Geschicke und mit gleichmäßiger Zierlichkeit aus.“ Und wie wir Neueren sein Talent zu der kleinen Erzählung hervorheben, so scheint auch schon die damalige Zeit geurtheilt zu haben, die, wie es in größeren Werken mit Wolfram's Namen geschah, so Konrads Namen benutzte, um die kurzen Erzählungen Anderer mit demselben fälschlich zu schmücken und zu empfehlen. Neben dem Schwanritter, den wir vorhin schon erwähnt haben, ist die umfangreichere Erzählung von Engelhard und Engeltrut (die Sage vom Amicus und Amelius) das willkommenste unter diesen Werken, sowohl das Talent des Dichters in das beste Licht zu stellen, als auch neben Wilhelm von Orlens, Meie und Belaflor und den ähnlichen letztgenannten Erzählungen den leise sich wandelnden Zeitgeschmack anzudeuten. Diese Mähre von ächter Freundestreue erzählt, wie die zwei an Seele und Körper gleichen Freunde Engelhard und Dietrich am Hofe des Königs Frute von Dänemark Dienste nehmen, wie Beide dessen Tochter Engeltrut lieben und von ihr geliebt werden; wie sie sich für den Erstern blos der Aehnlichkeit ihrer Namen wegen entscheidet; wie sie den Geständigen nach Weiberart, die Willige unwillig, abweist, dann ihm, als er todtsiech niederliegt, geständig wird und ihm zuletzt den Preis der Minne gewährt. Ein Neider verräth sein Glück; Engelhard leugnet seine Sünde; ein Zweikampf soll entscheiden; schuldbewußt fordert er sein Ebenbild, seinen Freund Dietrich auf, für ihn zu kämpfen; dieser siegt, erhält die Engeltrut zur Gattin und liegt bei ihr durch das scheidende Schwert getrennt; wie Engelhard bei Dietrichs Weib indessen, dessen Rolle er dort vertritt. Bald stirbt König Frute, Engelhard erbt das Reich, die Rollen werden wieder getauscht. Ueber lange aber bekommt Dietrich die Reiselsucht; nur das Blut von Engelhards Kindern soll ihn heilen, und

Engelhard bedenkt sich nicht, diesen die Köpfe abzuschlagen; ein Wunder stellt sie aber wieder her. Man sieht leicht, wie fein sich hier unverträgliche Dinge anfangen zu mischen, Form und Inhalt sich zu widersprechen. Im Anfang bildet die Erzählung ein Seitenstück zu den weichen Minnegeschichten, die wir zuletzt erwähnten, doch ist der sonstige Schmelz dieser Scenen nicht mehr erreicht; dann bietet der Rollentausch der Männer eine jener kitzlichen Situationen dar, die aber der ehrbare Konrad nicht in dem Style der Zeit ausbeutet. Der Zweikampf scheint eine Bestätigung der Gottfried'schen Ansicht von den Gottesurtheilen werden zu sollen, wie windschaffen der heilige Geist sei, aber der ernste Ausgang ist schon ganz in dem Sinne der Zeit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, wo man in der Literatur die religiöse Aengstlichkeit und Zerknirschung hervorstechen sieht, und in dem Sinne des Dichters, der in dem kleinen Gedichte von der Welt Lohn, in einer an die Person des Wirnt von Gravenberg geknüpften Allegorie, den allgemeinen Rath gibt, die Welt fahren zu lassen um die Seele zu bewahren. Der letzte Zug endlich, die Ermordung der Kinder, bereitet, wie die Ermordung der Mutter durch den Sohn in Graf Meie, wie im Otto mit dem Barte, die Züge der Vasallenrohheit, schon auf den Charakter der größeren Dichtungen dieser und der folgenden Periode vor, wo die anarchische Zeit dergleichen Härten zu herrschenden Bestandtheilen macht, die sich hier in den glatten, geleckten Formen der sanften guten Tage Hartmanns und Gottfrieds eigenthümlich fremdartig ausnehmen.

Wie die Dichter dieser Uebergangszeit in die Prosa herunterfielen, sobald sie sich an größere Gegenstände wagten, haben wir schon in Rudolfs Behandlung des Wilhelm sehen können, wir können es aber in weit größerem Umfange beobachten, sobald wir die umfassenderen Werke dieser Männer betrachten, die zum Theil den Weg von dem Roman zur Reimchronik, von der Dichtung zur Geschichte bahnen. Konrads trojanischer Krieg[430]), den er für den „werthen Sänger Dietrich von Basel" dichtete, ist ein Riesenwerk, das ganz den Sammelcharakter einer Zeit ausspricht, die nichts mehr von productiver Kraft besitzt und nichts von jener edlen Selbstthätigkeit, welche kein anderes Vorbild braucht als das Leben selbst. Der Dichter selbst

---

430) Ein Theil gedruckt in der Sammlung von Müller. Bd. 3. Das Ganze wird durch Frommann herausgegeben werden.

vergleicht dies Werk mit einem Flusse, in dem wohl ein Berg versänke, oder mit einem bodenlosen Meere von Sagen, in das sich viele Mähren ergießen, wie die Ströme in den Ocean. Wie so viele ähnliche Producte, die wir schon trafen und fortan treffen werden, hat auch dieses das Charakteristische, daß es auch der Schilderung nach copirt, wie dem Stoffe nach, und dort wie hier zu überbieten sucht. Man darf nur aufschlagen, um an der Beschreibung des Kampfes zwischen Hektor und Peleus, oder der Liebesintriguen zwischen Jason und Medea, zwischen Achill und Deidamia zu sehen, daß alles Aehnliche, was der Art früher gedichtet ward, übertroffen werden soll und eben dadurch weit dahinter zurückbleibt. Ganz steht der Dichter mit dem Einen Fuße schon in all der prosaischen Plattheit, die jetzt neben dem hochpoetischsten Schwulst allgemein wird, wie ja auch immer die ärgste Prosa im Geschmacke einer Zeit nur das Ueberladenste für Poesie hält. Die Einleitung in den trojanischen Krieg ist in einer ähnlichen Art als das Werk eines ächt dichterischen Geistes bewundert worden, wie man z. B. die des Diodor als eine Musteransicht von Geschichte gepriesen hat. Beides konnte nur die Oberflächlichkeit aussprechen und sie konnte nur die Oberflächlichkeit irre leiten. Der Dichter beginnt mit der Klage über die schwindende Kunst, wie er auch ein eigenes Gedicht über diesen Gegenstand verfertigt hat [431]), über die wenige Pflege, die sie noch findet, über die Seltenheit ächter Meister. Er klagt über die Theilnahmlosigkeit mit der sich nun Alles von Rede und Gesang abwende; doch wolle er darum nicht sein Singen lassen und seiner Zunge ihr Amt verbieten, sondern nur in sich selbst die Befriedigung suchen, die die Welt der Kunst jetzt versage [432]).

431) Altdeutsches Museum Band I.

432) Vers 140.

Dur waz verbære ich die vernunst, diu dicke und ofte fröuwet mich?
ob nieman lepte mêr denn ich, doch seite ich unde sunge,
dur daz mir selben clunge mîn rede und mîner stimme schal;
ich tæte alsam diu nahtegal, diu mit ir sanges dône
ir selben dicke schône die langen stunde kürzet.
swenn über si gestürzet wirt ein gezelt von loube,
sô wirt von ir daz toube gefilde lûte erschellet.
ir dôn ir wol gefellet dur daz er truren stœret:
ob si dâ nieman hœret, daz ist ir alsô mære
als ob ieman dâ wære, der si vernemen kunde wol.
seht alsô wil ich unde sol dur daz niht lâzen mînen list,
daz ir sô rehte wênic ist, die mîn getihte wol vernemen etc.

Eine solche Bescheidenheit und Genügsamkeit möchte vielleicht den Philosophen und überhaupt jeden Mann zieren, der sich vor Allem über sich und die Welt aufklären will, wer aber irgend wie mit den Kräften seines Geistes wuchern, wer producirend wirken, wer dichtend auftreten will, der drängt sich doch besser, wie jener, „dem die Muse das machtvollste Geschoß gewaltig pflegte" in den Kreis der siegreichen Könige und sucht seine Weisheit in der Welt leuchten zu lassen. Daher reimte denn unser Konrad vor sich hin und bedachte nicht, daß sich mit solchen Ansichten der blühende Ton des Anfangs und die erste Begeisterung nicht bis auf die zehnte Seite werde fortführen lassen. Und wenn auch jene weitere Ansicht unseres Dichters, daß die Dichtkunst unter allen Künsten die einzige ist, die nicht gelehrt und gelernt werden kann[433]), von einem höheren Begriffe der Kunst in ihm zeugt, so wie er auch sonst den angebornen Genius von dem gemeinen Talente sehr schön zu unterscheiden weiß, den von Natur Weisen vom Gelehrten[434]), so ist dies nur ein Beweis von einem offenen Kopfe, von einem passiven Vermögen des Geistes, das man mit Recht auch an unserer neueren romantischen Schule als bezeichnend gefunden hat. Von einem poetischen Sinne aber zu einem Poeten ist ein sehr weiter Schritt. Und wenn man von irgend einer Dichtkunst sagen kann, sie ist gelehrt und gelernt, so ist es ganz gewiß die des Konrad. Von der unlernbaren Kunst der Menschenkenntniß, der Seelenbeobachtung, der lebendigen und wahren Darstellung hat er seinem Gottfried von Straßburg nichts abgesehen, aber wo es aufs Ausschmücken, aufs Verschwenden großer Kräfte an kleine Dinge ankommt, da hat er den Meister zu erreichen gesucht, und hat diese Künste sogar in allerhand Beschreibungen und Malereien angewandt, die Gottfried verschmähte, er hat also nicht einmal überall

433) Vers 74.
— sîne (des Dichters) fuoge und sîne kunst
nâch volleclichen êren mag nieman in gelêren,
wan gotes kraft aleine. Kein mensche lebt sô reine,
dem got der sælden gunde, daz er gelernen kunde
wort unde wîse tichten.

434) Vers 6453.
Lêr unde meisterschaft sint guot; swer aber sinnerichen muot
von an geborner tugende hât, des witze gêt vür allen rât,
der von meisterschefte kumt.

mit Geist und dichterischem Sinne abgelernt. Daß auch trotz aller Anstrengung, sich auf der idealen Höhe der alten Sänger zu halten, Konrad in das Platte und Prosaische überstreifte, in dem sich Rudolf noch breiter niedergelassen, sahen wir oben schon an seinem Schwanritter und man sehe nur einmal im trojanischen Kriege die Stelle an, die sich mit den alten Göttern beschäftigt, welch eine trockne Ansicht das Ganze darstellt, und mit welchem Ungeschmack er im Rathe der Unsterblichen den Apoll mit seiner Apotheke und Latwergbüchse auftreten läßt.

Daß auch Rudolf von Ems einen trojanischen Krieg gedichtet habe, war ein bisher verbreiteter Irrthum; dagegen verfaßte er nach einer lateinischen Uebersetzung des sogenannten Kallisthenes einen (jedoch nur mangelhaft erhaltenen)[435]) Alexander, den Pfeiffer der Zeitfolge nach hinter den Wilhelm von Orlens reiht[436]). Er hat das zweideutige Verdienst, an einem Stoffe, der in sich der nivellirenden Glätte Gottfried'scher Manier widersteht, diesen Vortrag nachahmend zu versuchen. Wir wollen die versprochene Publication dieses Werkes abwarten, das ohnehin von nicht großem Belang für uns ist und wollen dagegen ein Wort über seine Weltchronik (um 1250) beibringen. Wir kehren mit diesem Werke und mit dem was ihm anhängt zu allen den Eigenthümlichkeiten jener Zeit zurück, in der die Kaiserchronik entstand; und eine Reihe von Zügen werden uns weiterhin in jene Periode gleichsam zurückversetzen. Die Zweifel der halben historischen Gelehrsamkeit an der Wahrheit der Sagen und Dichtungen kommen wieder, die in der Blüthezeit der Ritterpoesie von dem Geist der Zeit überwunden worden waren; und wir wollen sogleich weiter anführen, wie sich heilige Scrupel in diese Zweifel einmischen, und die Legende wieder in Schwung bringen, die im 12. Jahrhundert ein Hauptgegenstand der dichterischen Erzählung war. Diese Wendung im Geschmacke der Zeit lag in der Natur der Sache. Auch im Individuum erfolgt die Periode, wo man Mährchen und Erdichtung mit Unwillen von sich wirft und historische Wahrheit fordert, die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zeigt dies ganz allgemein. In dieser Zeit trat die niederländische Literatur hervor, eines Landes,

---

435) Hs. in München. cod. germ. 203. Von 10 Büchern sind nur die sechs ersten übrig. S. Pfeiffers Barlaam. S. XII.

436) Münchner Gel. Anz. 1842. N. 70.

das immer seine Kunst auf dem Boden der Wirklichkeit zu halten suchte. Jener Maerlant galt hier so lange als der Anfangspunkt der ganzen Vulgarpoesie der Niederländer, eben weil er die Losung gab zum Abwerfen der Romane, worauf dann jene Reihe historischer Reimchroniken folgte, in französischer und niederländischer Zunge, die wir jetzt nacheinander im Druck erscheinen sehen und die den Kern der alten Literatur jener Lande bilden. Entsprechend mit diesen Erscheinungen werden wir demnächst auch bei uns, und zwar durch alle Theile unseres deutschen Vaterlandes hin, die nicht durch den eigentlichen Minnegesang zu erschöpft waren, die Reimchronik hervortreten sehen, in der das historische Element Zweck und Hauptsache ist, und die daher der Geschichte der Historiographie mehr angehört als der Dichtung, indem sie offenbar die poetischen Formen blos trägt, weil noch keine Prosa gebildet war. Wie nun die Alexander- und Trojanergeschichten schon in einer gewissen Mitte zwischen Dichtung und Geschichte lagen, und als Uebergänge vom Roman zur Reimchronik betrachtet werden können, so noch mehr die Reimchroniken von Rudolf und Enenkel, die wenigstens noch nicht moderne Geschichte in trockner Wahrheitsliebe enthalten. Von diesen hat die Rudolf'sche Chronik eine außerordentliche Bedeutung erhalten; sie setzt ihn auf eine viel würdigere Art mit der Folgezeit in Verbindung, als Konrads lyrische Gedichte diesen. Die vielfachen Fortsetzungen und Interpolationen dieses Werkes, die Masse der Handschriften, die man nur in irgend einem Handbuche der Literatur überblicken darf[437]), zeigen uns, welch ein verbreiteter und beliebter Gegenstand diese Chronik war, und wie wohl Rudolf die Zeit verstand und deren Geschmack mit richtigem Takte traf. Nach neueren Untersuchungen[438]), denen wir ihr Verdienst lassen, ohne es im geringsten zu beneiden, muß man zwei Recensionen dieser Chronik, deren eine für König Konrad, die andere für Heinrich von Thüringen gedichtet, jede mit einer besonderen Einleitung versehen ist, als ganz verschiedene Werke auseinander halten, von denen das erstere dem Rudolf, das andere einem thüringischen Nachahmer zuzuschreiben wäre, der aber in Rudolfs Person so gedichtet hätte, wie der Titureldichter in Wolframs. Jenes umfaßt die alttestamentliche Geschichte bis zu Salomos Tod, dieses

437) Grundriß von Büsching p. 225 sqq.

438) Ueber Rudolf von Ems. Von Vilmar. Marb. 1839.

jüngere nur Moses, Josua und einen Theil der Richter; Rudolfs Quelle ist die Bibel, nächst ihr die scholastica historia des Petrus Comestor, in wenigen Stellen Gottfried von Viterbo und der Polyhistor des Solinus; die andere Recension, die Rudolfs Werke nachahmte und benutzte, nicht überarbeitete, schließt sich eng an die hist. scholastica, überträgt die Einleitung und Schöpfungsgeschichte des Gottfried von Viterbo, und nennt diesen als ihre Quelle, obgleich er auch hier nur für die Einleitung benutzt ist. Wie sich beide Werke berühren und kreuzen, wie vier oder fünf verschiedene Handschriftsgruppen auseinanderzuhalten sind, muß der, den diese Arbeit der Mühe werth dünkt, anderswo aufsuchen. Die pseudo-rudolfische Recension gefiel besser, man erweiterte sie mit fremden Zusätzen, man setzte die falsche Einleitung dem ächten Werke vor. Dies war der Fall in der Handschrift [439]), die wir mit richtigem Takte bei der ersten Auflage dieser Geschichte zum Grund unserer Bemerkungen machten, indem sie den ächteren Text und die charakteristischere Einleitung verbindet; was dabei auffallend blieb, daß der Text nicht mit der angegebenen Quelle stimmen wollte, haben wir uns so erklärt, wie es in der zweiten Recension noch immer erklärt werden muß. Wie diese Chronik sich im Laufe der Zeiten gestaltete, wie sie in der Bearbeitung des Heinrich von München im 14. Jahrhundert aussieht, ist sie ein Hauptdocument für das Sammelwesen dieser Zeit; sie wird ein ungeheurer Wust von griechisch-römischer, orientalischer Sage, Chronik, Geschichte, heimischer Volksdichtung, in wunderbarer Confusion; Theile anderer Werke ähnlicher Art, Theile des trojanischen Kriegs von Konrad, ganze Massen der französischen Sagen von Karl und Wilhelm von Oranse, wie sie von Stricker, von Wolfram und seinen Fortsetzern bearbeitet waren [440]), drängten hinein. Wie sie dagegen in der ächten und einfachsten Gestalt aussieht, in der sie aus Rudolfs Händen kam, ist und bleibt sie das langweilige Werk eines langweiligen Dichters. Die fromme Entäußerung haben wir bei diesem Geschäfte anerkannt, obgleich auch dies in einem Manne, der über die Sündlichkeit seiner weltlichen Dichtungen schwachmüthig in Angst ist,

---

439) Cod. Pal. Nr. 146. Die ächte Rudolfische Chronik enthält Cod. 327; die falsche Cod. 321.

440) S. im Grundriß von Büsching über die Hs. von Gleimick, Kremsmünster und Wolfenbüttel.

nicht jenen wohlthuenden Eindruck macht, wie die selbstvergnügliche Weihe, die einem Otfried seine Arbeit gab. Bedeutung hat diese biblische Geschichte wohl dadurch, daß sie dem Volke im 14. und 15. Jahrhundert den Inhalt der heiligen Schriften nahe legte, obwohl dafür die Predigten des Hugo von Trimberg viel wichtiger waren, wie denn schon die Erweiterungen dieser Bibelgeschichten mit lauter weltlichen Sagen ausweisen, daß man dies Werk nicht so sehr gerade um dieses Inhalts willen suchte. Sonst hätte man wohl auch am wenigsten den Enenkel und Aehnliche zur Erweiterung benutzt. In die Ueberarbeitungen der Rudolf'schen Chronik gingen nämlich auch Bestandtheile der Schriften Enenkels (um 1250) ein, eines Wiener Bürgers, der gleichfalls, außer einem Fürstenbuch von Oestreich eine Weltchronik reimte [441]). Beide gehören noch dem poetischen Gebiete mehr an, als dem historischen; das Fürstenbuch ist für die locale Sagengeschichte von Oestreich so interessant, wie die Kaiserchronik für die des gesammten römischen Reichs; sie ist voll von angenehmen Geschichtchen, Anekdoten und Spässen, trägt in Stoff und Erzählung das Novellenartige bei vielem Volksthümlichen, die Behandlung ist noch ganz frei von historischer Beschränkung und zielt auf nichts weniger als auf geschichtliche Treue ab, sondern sie führt das Gegebene mit so viel poetischer Licenz aus, wie dies irgend ein Romandichter thun konnte. Dasselbe ist auch der Fall mit seiner Weltchronik. Sie begnügt sich nicht mit dem biblischen Stoffe allein, sondern sie verflicht damit aus der poetischen Sage den trojanischen Krieg, die Thaten des Alexander und die Sagen, die sich zum Theile in der Kaiserchronik finden. Und in welchem Tone diese Chronik hier und da behandelt ist, das darf man nur in den Scenen zwischen Achill und Deidamia, und der damit verbundenen Geschichte von der Schwangerschaft ihres Vaters nachsehen. Hier findet man die plumpen und zotigen Schnurren des Bauernschwankes, das Local wo Nithart dichtete, und die Stoffe, mit denen sich schon Herbort von Fritzlar das Aehnliche erlaubt hatte.

Vom Sinne Rudolfs freilich und dessen nächsten Zeitgenossen war eine frivole Stimmung dieser Art weit entfernt. Seine Beschäftigung mit der Bibeldichtung floß aus einem Ekel an der weltlichen

441) Jenes ist gedruckt in Rauchs scriptt. I.; diese benutze ich in der Heidelberger Handschrift Nr. 386.

Romanpoesie, und dies faßte der Dichter, der jene jüngere Chronik in seinem Namen bearbeitete, vortrefflich nach den Zügen auf, die ihm Rudolf im Barlaam an die Hand gegeben hatte. Dort blickt der fromme Mann reuig auf seine weltlichen Dichtungen zurück, und ganz in diesem Sinne stellt die pseudorudolfische Einleitung den geistlichen Stoff der Chronik als die beste Rede hin, die je ein deutscher Mann gedichtet habe [442]) und setzt ihn den lügenhaften Mähren entgegen, die er früher im lieben Wahn auf Ehre und Ruhm mit sündhaftem Munde gedichtet, so daß er nur mit diesem Gedichte die alte Schuld zu tilgen hofft [443]). Auch dieser Zug ist allgemein in dieser Zeit. Wilhelm von der Normandie, der Dichter eines Artusromans (Fregus), schrieb später einen besant de Dieu, in dem er Rechenschaft von dem ihm verliehenen Pfund gibt, und sein sündiges Leben bereut. Der Dichter eines Ave Maria [444]), das man fälschlich dem

---

442) Weltchronik Cod. Pal. 146. Fol. 1 c.
Ich wil — der besten rede beginnen,
der sich vor mir ie tiutscher man getihtent solt genemen an;
der besten? jâ, daz sprich ich vol,
daz ich wol alsô sprechen sol; an starken sinnen gewæren
an mæren unwandelbæren ist si diu beste, des gihe ich.

443) Fol. 3 d.
Hæt ich des gedingen niht ze got und solhe zuoversiht,
daz mir diu genâde sîn mit wîser lêre würde schîn,
und daz mir diz getihte niht ander schulde slihte,
die mit suntlîcher missetât mîn munt ofte gedienet hât
an lügelîchen mæren gên gote wandelbæren,
der ich lîht etlîchez hân getiht ûf den vil lieben wân,
daz ich durch diu mære vil deste werden wære
den liuten die si hœren lesen, und sol ez dâ bi alsô wesen
daz mir mîner arbeit von dem niht würde danc geseiht,
fürderlîchen und alsô, daz ich es mit êren würde frô,
durch den ich diz puoch tihten wil: sô wær der arbeit alze vil etc.

444) V. d. Hagen M. S. III, 343:
— Swaz ich ie von ouwen
sprach unt kranken vrouwen,
reine maget, daz riuwet mich vil sêre. —
— lâ mich niht vergezzen
worte, diu ich mezzen
hân mit üppikeit: liegen, triegen, schelten,
daz ich meit vil selten,
des lâ mich in milte riuwe enphâhen u. s.

Konrad von Würzburg zuschrieb, bedauert, daß er je von Natur und Liebe gesungen habe. Wie dieses Gefühl der Aengstlichkeit aufkam und sich äußerte, und wie es in der Dichtung die Umwälzung hervorbrachte, daß man außer auf Geschichte und geschichtliche Wahrheit, auch auf die Legende und geistliche Poesie übersprang, mit welchem Zweige wir auch Konrad und Rudolf beschäftigt finden, wollen wir etwas näher betrachten.

b) Legenden.

Der Glaube an die göttliche Gnade, das Bedürfniß der moralischen Unselbständigkeit nach diesem Glauben, die Heiligenverehrung, die damit zusammenhängt, war schon seit Jahrhunderten im Gange und hatte innerhalb der Geistlichkeit selbst allerhand Schicksale gehabt; während der Blüthe des Rittergesangs unter Waffen und freierer Lebensansicht war er eigentlich nur auf geraume Zeit und nur in diesem Stande in den Hintergrund getreten. Sobald das eigenthümliche Sittengesetz dieser Klasse seine Gültigkeit und sein Ansehen verlor, der Waffendienst vom Gotteskampf zu Raub und Mord, der Frauendienst von sinniger Veredlung der Sitten nach dem Beispiele des sittigeren Geschlechtes zu Ehebruch und jeder Gemeinheit, der Hofdienst von geistigem Verkehr und Kunsteifer zu unschicklicher Unterhaltung ausgeartet war, so war es natürlich, daß auch der Gottesdienst mit dieser allgemeinen Verderbniß verderbt ward; und daß alsdann die Poesien, die sich auf diesen bezogen, die Lieder, die dem Frauendienste gewidmet waren, die Romane, welche das ritterliche Treiben abspiegelten, in ähnlichem Verhältnisse sanken, ist nicht anders zu erwarten. Was nun diesen Gottesdienst zunächst angeht, so schien es, als ob die Zeit, die jetzt anfing, die mächtigen, gewaltigen Regenten auf den weltlichen Thronen nicht mehr dulden zu wollen, und die sich nach unmächtigen Häuptern umsah, mit denen eher auszukommen war, auch im Himmel die furchtbare Majestät Gottes zu brechen gesucht hätte. Jenes zwölfte Jahrhundert, das sich noch an dem autokratischen Gotteshelden Karl freute, das seine Gewalt im Friedrich Barbarossa mit seiner Herrlichkeit wiederkehren sah, und beider Reich mit dem der altjüdischen Könige verglich, jenes Jahrhundert sah auch noch seinen Gott in der Erhabenheit des strengen Jehova und überall spielen die alttestamentlichen Vorstellungen in die Gedichte jener Zeit

herüber. Allmählig tritt in der dreieinigen Gottheit alsdann der Sohn in den Vordergrund, und dies war seiner zwischen Gott und Menschheit vermittelnden Eigenschaft gemäß. Geistreich hat man ferner bemerkt[445]), daß, sobald die Vorstellung von der Identität Gottes, des Sohns und des Vaters allgemeiner ward, eine neue Vermittlung zwischen der gerechten Gottheit und dem sündhaften Menschengeschlechte, oder zwischen dem unbegreiflichen Wesen des Lenkers der Dinge und dem schwachen Verstande der Sterblichen nöthig ward. Dieser unserer Sündhaftigkeit und Begriffsschwäche griffen dann die Heiligen unter die Arme und die Märtyrer mit ihren unergründlichen Verdiensten. Wir sehen also in dieser Zeit, indem wir, wie schon gesagt, ganz in dieselbe Periode gleichsam zurückversetzt werden, in der wir die Kaiserchronik entstehen sahen, die poetischen Bearbeitungen der Legenden nicht allein häufiger, wenigstens kunstmäßiger und feierlicher betrieben werden, als je, sondern auch der ganze Anstrich des äußeren Lebens erhielt eine heilige Färbung. Wir stehen in den Zeiten, wo die Canonisationen anfangen viel häufiger zu werden, wo Castilien, Frankreich, England heilige oder fromme Könige auf ihren Thronen sahen und wollen wir in Deutschland an einem Beispiele sehen, wie sich das Leben mit der Poesie, die Poesie mit dem Leben ändert, so kann man kein auffallenderes anführen, als den Hof von Thüringen. Wir wollen dazu die Züge aus dem Leben der Elisabeth wählen[446]), einem Gedichte, das zwar etwas später fällt, das aber als Kunstwerk keiner weiteren Beachtung werth, als historisches Document dagegen hier ganz brauchbar ist. Wir werden dort an den alten Hofhalt des Landgrafen Herrmann erinnert, an das große Ingesinde, das sich an seinem Hofe drängte, wo die Herren und Ritter, die aus aller Welt, aus Ungarn, Rußland, Preußen, Polen, Dänemark sich zur Kurzweile hier zusammenfanden, und Ritterspiel oder Saitenspiel, Turnier oder Gesang suchten. Und von diesem Bilde und der Erinnerung an die Zeit, wo die sechs ruhmvollen Sänger auf Wartburg in Kriegsweise wetteiferten mit Gesang, wo diese mit altgermanischer Wagniß und Geringschätzung des Lebens den Kopf an den Preis ihrer Fürsten setzten,

---

445) In einem Aufsatze „Zur Geschichte der Verehrung der heil. Jungfrau“ im deutschen Merkur 1796, 2. und 1797, 1.

446) Manuscript in Darmstadt; auszüglich in der Diutisca, I.

von diesem Gemälde einer tollen Wirthschaft an einem zu liberalen Hofe, von einem schlagfertigen ritterlichen Regenten werden wir dann herübergeführt zu seinem Nachfolger, dem frommen Ludwig dem Heiligen und bald zu seinem bigotten Bruder, dem Pfaffenkönig Heinrich Raspe, von der Beschützerin des Osterdingen zu ihrer Schwiegertochter, der frommen Elisabeth der Heiligen, von den lüderlichen Gästen an Herrmanns Hofe zu dem ascetischen Pfaffen und Ketzerverfolger Konrad von Marburg, und der Dichter führt selbst an, wie das selbstquälende und beschauliche Leben des jungen heiligen Paares und ihres Beichtigers von dem alten Hofe verlacht ward. Und bis zu welchem Ekel geht nicht dies Heiligenleben, dies Armenspeisen und Tränken und Waschen, dies Krankenpflegen, Almosengeben, Kasteien und Fasten, diese sophistische Frömmigkeit oder fromme Schlauheit, diese Küchenwunder und was Alles diese Chronik oder Legende, oder das Leben der armen Frau ausfüllt, die denn auch ganz bald nach ihrem Tode in die Zahl der Heiligen eintritt. Eine solche Zeit, die aufs neue solche Heilige kannte, die die letzte Begeisterung für die Kreuzzüge krampfhaft empfand, mußte nothwendig die alten Geschichten der alten Märtyrer und Asceten hervorsuchen. Wo also ein Fürst oder Protector noch einen Reinbot zum Dichten auffordert, gibt er ihm eine Legende in die Hand; wo ein Legendendichter, wie Hugo von Langenstein, sein Talent bezweifelt, gibt ihm die Heiligkeit des Gegenstandes und das Verdienstliche der Sache den fehlenden Muth, denn schon das Lesen solcher christlicher Gedichte gab Seelenheil und Frieden, wie verdienstlich mußte nicht erst das Dichten sein. Obgleich nun aber damals durch so außerordentliche Verdienste solcher moderner Heiligen der Schatz der Versöhnungsmittel zwischen Gott und dem sündigen Menschen angehäuft war, so schien das leider immer nicht genug, um die noch mehr angehäuften Sünden aufzuwiegen. Denn die damalige Zeit hat dicht neben solchen frommen Menschen zugleich viele neue Greuel, Gewaltthaten, Landfriedensbruch und Selbsthülfe eigen, wie wir selbst schon aus den Andeutungen des Stricker vernahmen und aus der Geschichte sonst wissen. Ein weiterer Vermittler ward nöthig und diesen suchte man jetzt mehr als je in der Jungfrau Maria, von der im 13. Jahrhundert eine Erzählung ging, daß sie gut und mächtig genug war, im Jahre 1216, als Christus die Absicht hatte die Weltkugel ihrer sündigen Bewohner halben in Stücke zu zerschmettern (wovon

Thomasin etwas gespürt haben muß, der in eben diesem Jahre den Untergang der Welt weissagte), dem gewaltigen Arm des Rächers Einhalt zu thun. Man brauchte einen milderen, mitleidigeren Fürsprecher in dem himmlischen Hofe und auf wen sollte die Zeit eher verfallen! Wenn doch damals die innere Reinigung im Menschen durch irdische Frauen geleitet ward, wie sollte nicht die himmlische für die Läuterung zum Himmel behülflich sein? Die galante Zeit fühlte sich der Göttin näher, als Gott, und bevorzugte sie in ihren Liedern und Gebeten, und setzte sie in Bildern zur Rechten Gottes und selbst ein wenig erhaben über ihn. Sah man die reine Jungfrau in ihrem Verhältniß zum Vater und Bräutigam zugleich, so sah man Beide in einem minniglichen Verhältniß [447]), und was war dann billiger, als daß der Liebende ihr die Verehrung zollte, die jeder Liebende der Geliebten! Sah man sie in ihrem Verhältniß zum Sohne, was war dann billiger, als daß der Erzeugte die Wünsche der Mutter erfüllte, und man hatte sehr lustige Geschichten davon, wie sie ihn mit mütterlichen Vorwürfen auf seine Lehren in der Bibel verwies, daß man Vater und Mutter ehren solle, als er einmal Miene machte, ihren häufigen Fürbitten Einhalt thun zu wollen, mit denen sie die Hölle entvölkerte und dem Teufel (ein deutscher Dichter fügt sehr naiv hinzu: leider) vielen Schaden that. Das elendeste, matteste und weichlichste Geschlecht macht sich nun gerne — wem muß man selbst heute noch diese Erfahrung erst zeigen, als etwa denen, an welchen sie gemacht wird? — macht sich am liebsten so vortheilhafte Vorstellungen zu Nutz und fällt so leicht in eine Andächtelei, mit der man die Gottheit bestechen will. Wenn man sich nun damals hinter die gutmüthige Himmelsdame steckte, die sich noch mit einer krankhaften Andächtelei, mit Worten ohne Sinn, mit Lippengebet und Augendrehen kirren ließ, die Mutter Gottes, die mit dem Sohne so gut umzuspringen, ihn so gut ihres Sinnes zu machen wußte, war das nicht sehr klug ausgedacht, da man doch weiß, wie auch der mürrischste Hausherr und Vater vor

447) Reimar von Zweter, in einem Briefe bei v. d. Hagen, Minnes. 2, 175 b.
Durch minne wart der alte iunc, der ie was alt ân ende,
von himele tet er einen sprunc her ab an diz ellende.
ein got und drî genende enphienc von einer meide jugent:
daz geschach durch minne.

solchen vereinigten Waffen weichen muß? Bald geschah durch sie, „was auf Erden und im Himmel möglich und unmöglich ist“; ihr Erbarmen hatte durchaus keine Grenze; Räuber und Mörder durften sich ihr nur empfehlen, um der Vergebung des Himmels sicher zu sein; das Gedicht von Theophilus, was in diesen und späteren Zeiten in deutsche Reime gebracht ist[448]), beweist es, daß man ohne Gefahr für die Seele Gott entsagen und dem Teufel sich verschreiben kann, wenn man nur die Jungfrau nicht verleugnet hatte; sie rettet Diebe vom Galgen, sie tilgt für ein Ave Maria alle Jugendsünden aus, sie gestattet jedem Hauptverbrecher gerne eine Galgenfrist zur Besserung, sie unterstützt eine Wette lüderlicher Buben, wer das beste Kleinod von seiner Geliebten vorweisen könne, indem sie einem ihrer Anbeter, der sich in der Gesellschaft findet und mitreißen läßt, ein solches gewährt; und ein Staar, der Ave Maria sprechen gelernt hat, reißt sich damit aus den Klauen eines Habichts, wie sich die sündige Menschenseele damit aus den Krallen des Teufels erlöst. Dies Alles geht allerdings ich weiß nicht soll ich sagen über den Scherz oder über den Ernst! Alles aber sind Züge, die meist aus deutschen Poesien entlehnt sind. Hier sieht man deutlich wie Legende, Novelle, Schwank auf einer Linie liegt; und man muß nur das anerkennen, daß diese Berührung der Extreme doch in Deutschland noch unendlich weit weniger Statt hatte, als in Frankreich, wo eine Masse von solchen legendenartigen Anekdoten und schwankartigen Heiligengeschichtchen (contes devots) existiren, in welchen die frivolsten Späße und die unflätigsten Zoten eine Stelle finden. Zu diesen Erzählungen nun bilden die ernsten, größeren, in frommer Begeisterung, in andächtiger Beklemmung, in Sündenangst und christlicher Demuth geschriebenen oder — wenn es den Heiligen gefällt — gedichteten Legenden einen solchen Gegensatz, wie die neckischen und leichten weltlichen Schwänke zu den feierlichen und pomphaften Ritterepen.

Es kann unmöglich die Absicht sein, bei diesen Dingen uns lange aufzuhalten oder irgend vollständig zu sein; wir heben an dieser Stelle das Bedeutendste aus dieser Gattung hervor, weil von der Mitte des 13. Jahrhunderts bis zu dessen Ende die meisten und

448) Im Cod. Pal. 341 hochdeutsch; in Bruns altplattdeutschen Gedichten niederdeutsch.

vorzüglichsten Legenden gedichtet wurden, die dann im Laufe des 14. Jahrhunderts wiederholt, ins Niederdeutsche umgesetzt, mit neuen vermehrt wurden, worauf wir dann kaum mehr zurückzukommen denken, da diese Gattung nur in dieser Zeit eine geschichtliche Bedeutung und einen wenigstens relativen poetischen Werth hat. Eben dies Letztere konnte man von der Zeit des 12. Jahrhunderts aussagen, wo wir die Legende in ungezwungener Frömmigkeit, in ungetrübtem Glauben, in ungeirrter Religiosität behandelt und als Haupt- und Lieblingsgegenstände der Dichtung und Lectüre verbreitet und in die weltlichen Erzählungsstoffe eingedrungen fanden. Dieser Geschmack ward zur Zeit der Blüthe des Rittergedichtes unterbrochen; weltlicher Sinn und selbst Frivolität verdrängte die ausschliessliche Richtung auf das Geistliche. Man sollte sagen, daß man diesen Zeitpunkt wenn nicht innerhalb der Legende selbst, so doch an einem Gedichte nachweisen könnte, wo die Legende eine ganz eigenthümliche und neue Verbindung mit einem weltlichen Stoffe eingeht, die von den Beispielen ähnlicher Vereinigungen, die wir früher im 12. Jahrhundert gehabt haben, sehr absticht. Wir meinen das Gedicht vom Kaiser Eraclius, das überhaupt schwer zu rubriciren ist, das uns aber aus dem angegebenen Gesichtspunkte am merkwürdigsten scheint. Es ist von einem „gelehrten Manne" Otte aus einem französischen Gedichte von Gautier d'Arras übersetzt; beide hat Maßmann herausgegeben [449]), und wenn sich die geschichtlichen Anspielungen behaupten ließen, die er in beiden nachweist, so hätte das Gedicht für Andere vielleicht noch anderen Werth; für uns ist das das allein Wichtige, daß hier eine schon in der Kaiserchronik vorkommende Legende von der Wiederfindung des heiligen Kreuzes durch den Kaiser Eraclius an eine sehr weltliche Erzählung geknüpft ist, die einen Commentar zu jenem Lieblingsatze der muthwilligsten Liebesdichter abgibt, daß Frauenhut nichts tauge. Beginnt die Legende spruchreich, moralisch, trocken, so fährt dagegen der Schwank von der Untreue und der Seitenliebe der Kaiserin Athanais in so weltlich muthwilligem Tone fort, daß schon dieser die Zeit verräth, in der die deutsche Bearbeitung erst entstanden sein kann (Anfang des 13. Jahrh.). Daß nach dem Durchgang durch eine so ganz den Dingen der Welt zugekehrten Zeit die Legende bei ihrer Wiedergeburt im 13. Jahrh. nicht mehr den

449) Eraclius, von Otte und Gautier von Arras. ed. Maßmann. 1842.

alten Ton festhalten, noch aus dem alten Geiste behandelt werden konnte, begreift sich von selbst. Die meisten Dichter, die diese Stoffe zuerst wieder aufgriffen, hatten sich früher mit ritterlicher Dichtung abgegeben, hatten dieß nach den angegebenen Veränderungen in der Zeitstimmung angefangen zu bereuen, und sie griffen nun diese heiligen Gegenstände auf als Bußmittel für die frühere dichterische Versündigung, so jedoch daß sie alle die weltliche Kunstfertigkeit, die sie an jenen Rittermähren erlernt hatten, mit zur Bearbeitung der geistlichen Materien herübernahmen. Daß hierbei die Einfalt und die reine Frommheit der alten Legendendichter ebenso wie deren Trockenheit und Nüchternheit nicht mehr zu finden ist, beweist der Blick in jede beliebige Legende dieser Zeiten. Wir treffen hier sogleich auf die zwei namhaften Dichter wieder, mit denen wir uns zuletzt beschäftigten, Konrad und Rudolf. Von Konrad von Würzburg besitzen wir den heiligen Sylvester[450]), der dem Stoffe nach schon in der Kaiserchronik vorkommt, und wie die heilige Crescentia[451]) jetzt eine neue Bearbeitung findet. Er enthält indessen nichts was ihm hier eine ausführlichere Erwähnung verdienen könnte. Konrad's Alexius hat Haupt in seiner Zeitschrift[452]), und Maßmann in Gesellschaft von sieben anderen mittelhochdeutschen Bearbeitungen herausgegeben; die Sage von dem Heiligen, der mitten aus Jugend und Reichthum und von der Stufe des Ehebettes weg sich der Armuth und keuschen Selbstpeinigung ergibt und sich pilgernd, und dann als Bettler in dem reichen Hause seiner Eltern und seiner Braut durch das Leben hindurch darin erhält, der wie Konrad sagt von der wahren Gottesminne entzündet wird, in dem Augenblick wo die weltliche Minne ihr Fest feiern sollte; diese Sage ist recht gemacht zum Symbol des merkwürdigen Uebergangs dieser Zeit von weltlicher zu geistlicher Ueppigkeit und Uebertreibung. Ueber den inneren Werth dieser Legende ist wie über so viele andere immer nur das Nämliche zu sagen, daß der Natur und ihren ersten und heiligsten Gesetzen darin Hohn gesprochen wird zu Gunsten eines anderen Gesetzes, das nirgends, auch in keiner Offenbarung, geschrieben steht; und daß der gesunde Geist dadurch so beleidigt wird, daß man für alles Andere

450) ed. W. Grimm. 1841.
451) Im Coloczaer Codex altd. Gedichte.
452) tom. 3, 534. — St. Alexius Leben in acht gereimten mittelhochd. Behandlungen. ed. Maßmann. 1843.

keinen Sinn übrig behält. — Von den Legenden, die Rudolf von Ems dichtete, ist der heilige Eustachius nicht bekannt, dagegen besitzen wir von ihm den Barlaam und Josaphat[453]), eine Sage, die aus einer ursprünglich griechischen Erzählung angeblich des Johannes Damascenus (um 740) frühzeitig in lateinische Uebersetzung, und von da aus in alle europäische Sprachen überging, und auch im 13. Jahrh. außer von Rudolf noch zweimal deutsch behandelt ward[454]). Rudolf's Gedicht hat früher gleichfalls seine Bewunderer gefunden, die davon in großer Emphase behaupteten, ein Jeder müsse sich hingerissen fühlen durch die Schönheit und lebendige Darstellung des Ganzen und dergleichen mehr. Ich fühle mich nicht berufen, in diese und weitere Urtheile einzustimmen, vielmehr vermisse ich selbst in diesem Barlaam, was den heiligen Georg oder die Martina auszeichnet, eine gewisse religiöse Begeisterung. Rudolf schrieb zwar seine Legende schon in der Zeit, als er sehr verächtlich auf die Welt und ihren Wechsel herabsah[455]), und als er seine weltlichen Dichtungen schon als Lug und Betrug ansah, den zu büßen er denn diese heilige Geschichte schreibt, bei deren Lectüre der Leser sich des armen dichtenden Sünders erinnern solle[456]), der hier nichts aufgenommen

453) ed. Fr. Pfeiffer. Leipzig 1843.

454) Vgl. Pfeiffer l. l. in dem Vorwort.

455) 115, 24.

Diu welt solte gehazzet sîn,
des wære sî benamen wert, wan sî ze stæte nihtes gert.
daz nû ist, daz ist niht zehant: nû jâ, nû niht, dêst ir bekant.
hiute wesen, morne entwesen, nû stœren, nû zesamene lesen,
den drucken, disen ûfen, dort swenden hort, hie hûfen,
nû liep, nu leit, nû leben, nû tôt, nû grôz gemach nû leides nôt,
hiute vreude und rîchez guot, morgen leit und armuot.
sî ist friunde vîent; morgen lûte schrîent,
die hiute sêre lachent; in leide morgen wachent,
die hînaht slâfen giengen, mit vreude ir slâf enphiengen.
Swer sich ûf sî slâven leit, den wecket sî mit arbeit.
swer ir getriuwez herze hât, mit untriuwen sî in lât.
Sî kan die tumben reizen mit valschen geheizen,
biz daz ir tumbes herzen muot ir lêre, ir willen gerne tuot.
Swen sî sus an sich bringet und der zir helfe dinget,
den lât sî ligen in der nôt; ir endes lôn ist, er ist tôt.

456) 5, 10.

Ich hân dâ her in mînen tagen leider dicke gelogen,
und die liute betrogen mit trügelîchen mæren.

habe, als was Apostel und Propheten verbürgen, so daß sein Gedicht als in Opposition mit der weltlichen Kunst angesehen werden muß[457]). Wenn hieran recht sichtbar wird, wie aller poetische Trieb nun selbst in den Männern ausstirbt, welche sich früher mit Freude in der Dichtung von Aventiuren gefielen, so kann man auf der anderen Seite von Rudolf nicht einmal sagen, daß ein frischer frommer Trieb in ihm den poetischen hier ersetze; ja selbst was ihn im Gerhard auszeichnet, Gewandtheit der Diction und eine gewisse poetische Uebung, selbst dies findet sich hier nur in mäßigem Grade, und hier verräth sich am meisten seine prosaische Natur, die Docen dem in alle Höhen sich zwingenden Konrad von Würzburg in einer interessanten Parallele hätte gegenüberstellen können, um zu zeigen, wie verschiedene Wirkungen das Aussterben der poetischen Stimmung in der Nation auf die verschiedenen Spätlinge dieser Dichterzeit ausübte, statt daß er jetzt diesen Poeten dicht neben Gottfried von Strasburg zu rücken nicht üble Lust zeigt[458]). Den Barlaam zeichnet vor dem Gewöhnlichsten dieser Art nichts aus, als die größere Breite und jenes künstliche gezwungene Bestreben alles Dagewesene zu überbieten, womit gerade alle Wirkung verloren geht. Wer sollte an solchen Stoffen Gefallen finden, wenn Barlaam hier den jungen Josaphat im Christenthum unterrichtet, ihm dabei einen Auszug aus dem alten und neuen Testamente erzählt, ein Misch von trockener Geschichte, von erzwungener Begeisterung, von knapper Erzählung und dürren Namen, von Allegorien, Weissagungen, Erfüllungen und Wundern, durch die es dem schwankenden Jüngling vollkommen hätte schwindeln müssen! Oder an einem andern Haupttheile des Gedichts, der Disputation zwischen den heidnischen Lehrern und dem Pseudobarlaam Machor, die nichts von der Einfalt des Aehnlichen in der Kaiserchronik, noch von dem Schwunge im St. Georg hat. Oder an der Bekehrungsgeschichte des Josaphat, die wohl ein Drittel des

---

Ze trôst uns sûndæren wil ich diz mære tihten,
durch got in tiutsch berihten, und bite swer diz mære lese,
daz er sich bezzernde wese mit stæte an dem gelouben sîn,
und durch got gedenke mîn vil armes sündæres.

457) 401, 21.
Diz mære ist niht von ritterschaft, noch von minne diu mit kraft
an zwein gelieben geschiht; ez ist von âventiuren niht,
noch von der liehten sumerzît; ez ist der welte widerstrît etc.

458) Altdeutsches Museum. Band 1. Gallerie altdeutscher Dichter.

Ganzen einnimmt; wo uns erzählt wird, wie die wunderlichsten Geschichten, die ihm vorgetragen werden, die Sonderbarkeit seiner Lehrer, ihre halbklaren Gleichnisse und Beispiele, eine Menge von unbegreiflichen Versicherungen und Glaubensartikeln eine Veränderung in seinem Herzen hervorbringen, von der wir am Ende weder ihr Entstehen begreifen, noch ihre Art einsehen. Was haben wir gelesen und gelernt? Ist der Christ besser geworden als der Heide? er war schon vorher gut; ist er weiser geworden? er hat nichts gehört als Subtilitäten und elende Materie fürs Gedächtniß. Die Veränderung besteht in einer neuen Hülle, die seinem suchenden Geiste übergeworfen wird; sie beruht auf willkührlichem Vorgeben und Einbildungen; ein Interesse an der Sache könnte blos der Dünkel der belehrenden Parthei eingeben.

Mehr Berücksichtigung scheint der heilige Georg von Reinbot von Durne[459]) zu verdienen, der auf Aufforderung Ottos des Erlauchten von Baiern (regierte von 1231—53) von dem Dichter vielleicht nach einem französischen Originale bearbeitet ward. Wenn Konrad und Rudolf in ihren Ansichten Bewunderung für Gottfried aussprechen und seinem Vorgange folgen selbst in ihren heiligen Gedichten, so schließt sich dagegen Reinbot eng an seinen Landsmann Wolfram von Eschenbach an, und nicht in blos äußerlichem Nachahmen von einzelnen Stellen[460]), sondern in wirklicher Fortbildung der ganzen Manier, so daß er eine interessante Mitte bildet zwischen Parzival und Titurel, auf dessen Ton man im St. Georg vortrefflich vorbereitet wird. Wir lassen ihm hier seine Stelle unter all diesen Anhängern Gottfrieds, um die hauptsächlichsten Legenden zusammenzuhalten, und weil er uns zugleich auf den Uebergang zu Wolframs Nachfolgern vorbereitet. Hinsichtlich der Quellen der

---

459) In der Sammlung von Büsching und von der Hagen. Band 1. Franz Pfeiffer gibt davon nächstens eine kritische Ausgabe. Reinbot verfaßte den h. Georg in Wörth (zwischen Regensburg und Straubing); sein Name kommt in Urkunden, die in letzterer Stadt gefertigt sind, 1240 vor, und er war wie es scheint Geheimschreiber Herzog Otto's des Erlauchten. Dies Alles wird Pfeiffer in seiner Ausgabe näher belegen.

460) Zur Vergleichung eine Stelle, zu der die ähnliche aus dem Parzival in diesem Werke citirt ist. Er spottet ärmlich lebender Leute; dann:
Wê, wes spotte ich tumber man, als der oven tuot des slâtes;
ich hân doch solhes râtes dâ heime niht in mîme wesen,
man möhte joch vor mîm spotte genesen etc.

Legende verweisen wir auf die Einleitung der Herausgeber, und halten es dagegen für der Mühe werth, dem Gedichte etwas genauer zu folgen, um doch wenigstens an einem Beispiele den Charakter dieser Dichtungsart etwas näher darzulegen. Der Dichter versichert die ächte Legende mittheilen zu wollen, ohne das Buch mit Lügen zu schmücken; er wolle der Wahrheit folgen, damit sein Werk über alles deutsche Land von Tyrol bis Bremen, von Preßburg bis Metz bekannt werden möge. Er ruft den Heiligen selbst um seinen Beistand an, wie die Ritter selbst, deren Schutzpatron er ist, im Kampfe thun, denn kein Christenmann band je den Helm und Eisenhut auf, ohne mit Herz und Mund an ihn den ersten Ruf ergehen zu lassen. Ein Markgraf Georius von Palästina läßt drei Söhne zurück, Theodor, Demetrius und Georg, die sich früh in den Kämpfen mit den Sarazenen auszeichnen, besonders aber der jüngste, Georg, dessen Preis so strahlend ist, daß sich seine beiden Brüder neidlos vereinigen, ihr Land ihm zu überlassen, an dem sich die Welt und alle ihre Geschöpfe, die Engel und Gott und seine Mutter freut. Sie gehen nach Spanien in den Kampf gegen die Heiden, Georg aber streitet ruhmvoll in Cappadocien. Die Kaiser Diocletian und Maximian rüsten gegen ihn und verfolgen alle Christen; auf das Gerücht davon eilen beide Brüder aus Spanien zurück. Das Wiedersehen, die Mittheilung Georgs an seine Brüder, daß er entschlossen sei an den kaiserlichen Hof zu gehen (in der Absicht, die Märtyrerkrone zu verdienen), wird mit einem gewaltigen Schwulst beschrieben. Demetrius empfindet darüber einen Jammer, der nicht zergehen werde, „ehe einer einen Blitz oder den Phönix fange, oder einen Thurm bis zum Himmel aufbaue, oder die Sterne und den Sand zählend durch die Hand laufen lasse." Die besorgten Brüder kokettiren mit dem jüngern, hätscheln ihn wie eine Puppe, nennen ihn stets Buhlen, versichern ihn, daß sie sich umbringen würden, wenn ihm ein Leid geschähe, daß sie sich wundern, wie nur ihr Herz noch diesen Kummer aushielte: denn wäre es so groß wie mons Olivet und dazu von Stahl, es müsse davon zerbrechen; lüde man diesen Jammer auf tausend Schiffe, er werde sie alle in den Grund drücken; ihr Herz solle ein Leid tragen, dem keinerlei Ding gewachsen sei, nicht Fels, Wasser, Berg und Thal, vor dem sich das Grüne in Haide verwandle und die Vögel ihren Sang verlören; das Kind im Mutterleibe beweine seinen Entschluß zu dieser Fahrt. Man bemerkt

wohl die Reminiscenzen an Wolframs Art, und sieht wohin der Misbrauch poetischer Licenz bald führen mußte. Nun malt ihnen tröstend ihr Bruder die Seligkeit, die Freude und Wonne des Himmels, nach dem der Weise strebt, des Sitzes aller Lust, des Sitzes der hehren Frau und Magd, der Tochter, Mutter und Braut zugleich, die mit Christus, dem Degen, wahrer Minne pflegt, von deren Liebe die Engel in hohem Brautliede singen, das zu hören, wie jene zu sehen der Heilige sich sehnt; hier erkennen wir uns ganz in der Zeit und in den Vorstellungen, von denen wir zunächst reden. Des heiligen Geistes Kraft, der aus ihm spricht, verwandelt die Brüder; sie sehen ein, daß hier auf Erden nichts zu holen ist, als heute Freud und morgen Klagen, und daß Kampf und Gesang, Tanz und Frauen doch nichtiges Vergnügen sind. Dabei tritt schon dicht neben eine fließende schöne Gabe der Schilderung eine Geschmacklosigkeit in einzelnen Zügen[461]), die bereits jetzt einleitet, was wir nachher fast einzig charakteristisch werden sehen. Der apokalyptische Ton des Titurel oder des Wartburgkriegs (dessen Räthsel auch in ähnlichem Geschmacke schon im Barlaam vorkommen) klingt hier an neben der freundlichsten Erzählung in schmeichelnder Leichtigkeit, oder neben so flammender Beredtsamkeit, mit der z. B. Georg seinen Brüdern seine Eroberung von Cappadocien schildert, über deren Lebhaftigkeit und Gewicht man selbst die Uebertreibung vergißt und die es bedauern läßt, daß nicht frühere ächtere Poeten der Sprache in ähnlicher Weise mächtig waren, oder dieser und seine Zeitgenossen in eine bessere Epoche fallen konnten. Der Heilige geht nun nach Constantinopel und dort beginnen nun seine Leiden und seine Wunder. Auf den Ruf davon macht ihm der Kaiser Dacian Versprechungen, allein er hat sich dem ergeben, der auf dem Esel ritt und ein hoch hispanisch Roß verschmähte und sich zur Demuth hielt. Die Kaiserin leiht dem Wundermanne ihr Ohr; er hat mit ihr ein Gespräch über Gott; er sucht ihr zu erklären wie der Allmächtige, das A und das O, Altissimus Vater und Kind, die drei Naturen, Kraft, Weisheit und Güte in sich vereinigt, wie er geboren ist von der Magd, die

---

461) Ez sprâch der wîse Salomôn einen jæmerlichen spruch,
der ist geheizen Ach und Uch, dar zuo wê, wî und Och;
daz nieman ist ûf erden doch, daz er sî vor tôde frî.
Die fünf vocâles sint hie bî, und ouch mit jâmer für brâht,
dem wîsen herzen daz ist verdâht.

er selbst geschaffen, und wir begegnen wieder jener Vorstellung, die dies Wunder der Geburt Gottes mit der Jungfrau Erde vergleicht, die Samen trug als noch kein Pflug sie durchschnitt und den Adam gebar, dessen Weib, aus seiner Rippe gemacht, zugleich seine Tochter und seine Gattin war; jener Vorstellung, die wir, wenn wir nicht Sonnen- und Mondgötter in Christus und Maria finden können, als den Mittelpunkt ansehen, um die sich alle poetischen Lobpreisungen der Jungfrau herumdrehen. Das Gebet, das der Dichter den Heiligen an die Jungfrau richten läßt um Bekehrung der Kaiserin, ist vollkommen in dem Geschmack aller dieser Lobpreisungen, die wir gleich nachher mit wenigem werden kennen lernen. Wirklich gelingt die Rettung der Fürstin, der heilige Geist läßt sich auf sie nieder und sie begehrt von Georg die Taufe. Sage, ruft sich der Dichter an, lieber Reinbot, wer ward da Gevatter, als Alexandrina die Taufe empfing? wer segnete das Wasser? das that, der der Sonne ihren Weg, ihren Gang und Kreislauf zeigt. Wer sagte ihr den Glauben? das that, der die Taube aus der Arche sandte, der Moses Gebet vernahm, da er doch nicht sprach; der starke Löwe vom Himmel, das sanfte Lamm von Nazaret war ihr Pathe. Bei dem nächsten Wunder erklärt sich die Kaiserin öffentlich. Der Heilige wird aufs Rad geflochten, allein noch war seine Stunde nicht gekommen; Engel hüten ihn da und er schläft sanft und ersteht wieder, erklärend, dies seien die Zeichen deß, der sich nicht in Kalbsgestalt anbeten lasse, der von Vater her des Himmels Sippe, Mutterhalb von der Erde sei, der das Wort zu der Jungfrau sandte, von dem sie den Sohn empfing, der aller Dinge mächtig ist, die vier Elemente und ihre vier Urgeschöpfe (den Hering, Salamander, Maulwurf und Kamäleon, die ausschließlich in und von Wasser, Feuer, Erde und Luft leben) bewahrt und sie speiset, der den Lauf der Gestirne vorschreibt, des Himmels Tiefe und Höhe, Länge und Breite gemessen, und den Mittelpunkt der Erde geschaffen, an dem das Erdreich festhängt wie das Eisen am Magnet, und der den Erdball, wie tief er mit seiner Schwere niederstrebt, anfwärts hebt zum Firmament. Groß ist die Gewalt dieses Gottes; wäre aller Sand gezählt, der bei den Wassern liegt und wäre das Alles Pergament und jeder Stern ein Schreiber, sie möchten seine Kraft nicht vollschreiben. Er wohnt im Lichte im Himmel, wo man Ave singt; zwischen ihm und der finsteren Hölle, in der das Oweh tönt, schwebt die Erde mit ihrem Wechsel

von Tag und Nacht, von Freude und Trauer. Solche Stellen, die mit innerem Feuer geschrieben sind, kennt der Barlaam, kennen die meisten Legenden durchaus nicht. Schade, daß sie nicht in anderem Verbande stehen. Ich kann unmöglich in die Herzählung der Martern und Wunder des Heiligen eingehen, die mit einer peinlichen Wirkung jede Erinnerung an das Schönere des Gedichts rein vertilgen. Wer wird gerne auch in der Malerei jene Greuel der Christenschlächterei abgebildet sehen, die, um so wahrer sie sind, je mehr anwidern. Wenn man hier hören muß, wie die Kaiserin an den Brüsten aufgehängt, wie Georg bald gerädert, bald zersägt und in Pfützen geworfen wird, wie ihm die Nägel abgehauen und die Wunden vergiftet werden, wer wendet sich da nicht mit Abscheu und Ekel von einer Kunst, ja von einem Religionsglauben weg, die an Erzählung und Schilderung solcher Scheußlichkeiten sich erfreuen oder erbauen konnten. Und was namentlich den Gebrauch von Wundern angeht, so sprach ich schon oben darüber meine Ansicht aus; hier gar wiederholen sie sich unzähligemal, und hören dadurch sogar auf, die Neuheit zu enthalten, die ihnen das einzige Interesse gibt und sie eigentlich nur zu Wundern macht.

Anders wieder muß man die heilige Martina von Hugo von Langenstein[462]) betrachten, die, wie die bisherigen in der bloßen Erzählung und dem heiligen Stoffe ihr Verdienst suchen, mit Allegorie und moralischer Lehre zu wirken sucht und daher einen Zusammenhang dieser Gattung mit der didaktischen Poesie öffnet. Diese Wendung ist durchaus eigenthümlich und ein Gedanke, der ganz glücklich zu nennen ist, wenn mich nicht etwa zu diesem Ausspruche die vortreffliche Ausführung durch den Dichter verführt, der ein wahres Talent hat, so bescheiden er auch von sich spricht, der in noch reinerer Begeisterung flammt als Reinbot, der sich nicht in eine Wärme für seine Materie zwängen, noch auf eine Höhe in seiner Darstellung schrauben muß, sondern den der Enthusiasmus voll und reich an Gedanken und Bildern macht, dem er eine sprudelnde Beredtsamkeit mittheilt, die sich nur, wie bei Gottfried, durch ihre

---

462) Auszüglich in Diutisca. Band 2. Der Dichter kommt 1298 in dem deutschen Hause in Freiburg im Breisgau vor, weist also auch landschaftlich auf die Gegend der Heimath Gottfrieds hin. S. Laßberg in der Ausgabe eines Gedichtes von Schonboch, 1826, das er fälschlich diesem Hugo zuschrieb.

Ueberlegenheit hier und da, wie in seiner Schilderung von dem Gaukelspiele der Welt und dem irdischen Treiben der Menschen, zu Spielereien verleiten läßt. Sein Vortrag ist, obgleich das Gedicht erst in das Jahr 1293 fällt, der blühendsten Periode einer Dichtung werth, er ist ganz und gar nach Gottfried gebildet, er hält sich dabei in einer solchen Reinheit, Natürlichkeit und doch schmuckvollen Breite und Gewandtheit, daß dagegen weder die Weichheit und der Schwulst des Konrad von Würzburg, den er zwar auch nachzuahmen nicht verschmäht, noch die matte Rede des Rudolf aufkommen könnte, obgleich Hugo auch den Barlaam des Letzteren wenigstens in so fern als Muster vor sich gehabt hat, daß er ihm die Ansicht von dem Werth der weltlichen und geistlichen Dichtung fast wörtlich abnimmt[463]). Wie ich von dem Eindrucke des Ganzen urtheilen würde, wenn Graff statt des Auszugs Alles, auch die Martern, den nothwendigerweise langweiligeren Theil des Gedichtes hätte drucken lassen, weiß ich freilich nicht[464]); allein das Mitgetheilte ist durchweg voll Reiz und Vortrefflichkeit. Die Redseligkeit, die in diesen Auszügen gefällt, möchte in dem Ganzen vielleicht lästiger fallen, doch hört man den Fluß seiner Rede mit Wohlgefallen. Es scheint, dieser Dichter bildet sich nicht ein, mit Erzählung von Leidensgeschichten fesseln zu können, er sucht zu interessiren mit Lehre, mit Schilderung, mit episodischen Einflechtungen von allerhand Art; sein Bilderreichthum ist groß, seine Gelehrsamkeit in Blumen-, Stein- und Thierkenntniß trägt er zu Tage (und dies wird jetzt sehr häufig und beweist neben den Reimchroniken, daß die Thätigkeit der Phantasie bereits der Forschung des Verstandes im Reiche der Natur und Geschichte weichen muß); Neuheit verräth der Dichter selbst in so abgedroschenen Themen wie der Schilderung der Sommer- und Winterzeit;

---

463) Diutisca 2. p. 163.

Ez (daz buoch) ist niht von ritterschaft, noch fleischelicher minne craft,
diu der tumben welte kint an gottes dienste machet blint,
und in des himmelrîches stec ab wirfet und der sælden wec,
noch von der welte âventiure, diu mit süatlicher stiure
den liuten kurzwîle gît; ez ist der welte widerstrît etc.

464) Nach Wackernagel, der das Gedicht ganz kennt, war diese Befürchtung nur zu gegründet. Wie gerne ich mein Lob zurücknehme, verräth sich wohl aus meiner Ansicht von der ganzen Legendendichtung von selbst. Indessen will ich den versprochenen Druck des Ganzen abwarten.

seine Allegorien, die in Graffs Mittheilungen mit Recht den Mittelpunkt bilden, sind ganz Bestimmtheit und Schärfe. Er kleidet (wie es scheint, gab hierin auch Gottfried das Vorbild) seine heilige Christusbraut in die Gewänder der Tugenden und preist dabei eben jene Idealtugenden der Zeit, wie die Theologie und Scholastik die christlichen theologalen Tugenden anpreisen, die Dante zu ähnlichem Schmucke gebraucht: sie trägt den Mantel der Geduld mit dem Futter der Scham, dem Gürtel der Stetigkeit und dem Kranze, der aus den sechs Blumen der Demuth, Treue, Maße, Barmherzigkeit, Gehorsam und Weisheit geflochten ist. So sinnreich und feurig ist dies Alles ausgeführt, daß man wohl einsieht, wie selbst auch ein widerstrebender Gegenstand einem großen Talente sich fügen und neue Seiten der Behandlung darbieten kann.

Einem Sammelwerke auch in diesem Zweige begegnen wir in einem ungedruckten, aber dem Druck versprochenen Passional[465]), das in Sprache und in geschicktem, leichtem Vortrage, in der ganzen Tendenz des Dichters, in der klaren Auffassung und Behandlung dieser heiligen, so leicht in Unklarheit verleitenden Gegenstände sehr an die gedruckten Auszüge aus Hugo von Langenstein erinnert. Wer der Dichter ist und wer ihm die Anregung zu seiner Arbeit gegeben, verhehlt er selbst ausdrücklich[466]); einzelne Eigenheiten der Sprache verrathen einen Niederdeutschen, und mit Unrecht hoffte man einmal in Rudolf von Ems den Dichter dieses Werkes zu entdecken. Dasselbe reiht sich zu jenen Sammelgedichten, auf die seit dem Freidank

---

465) Cod. Pal. Nr. 352. Jetzt gedruckt: Das alte Passional, herausgeg. von C. A. Hahn. 1845.

466) F. 230[a]. Bei Hahn p. 333.
Durch got, nu gedenket mîn, in gotelîcher innecheit,
daz mir got dise arbeit vür mîne sünde setze
und mich noch des ergetze, daz ich sô maniges nîden
muoz ume daz buoch lîden und hinderwart bœsiu wort,
diu mir beide hie und dort mîn guot wort underbrechen.
Si solden billich sprechen ûf den, der mich hât gebeten,
daz ich zer arbeit bin getreten und lege dar an mînen vlîz,
schentlîchiu wort und itwîz, hazen unde nîden
mac er vil baz gelîden, danne ich armer mensche kan,
wande er ist wol versuochet dran von sumelîchen liuten,
ine wil in niht bediuten, wer si sîn oder wer ich bin,
sunder bitet got vür in, wande er ist schuldic dar an,
daz ich des buoches ie began.

und dem Stricker Alles hinneigt. Wir haben bisher lauter Legenden von einzelnen Heiligen gefunden; hier haben wir, genau so wie auch die Malerei in diesen Zeiten von dem Abbilden der einzelnen Christus- und Mariafiguren nun allmählig zum Hereinziehen der Heiligen in die göttliche Familie übergeht, mit der Geschichte der Maria die der Apostel, Johannes' des Täufers, der Magdalena und der Engel vereinigt, was Alles zusammen in zwei Bücher geordnet ist[467]). Wie der Stoff selbst, so sind auch die Quellen, die der Dichter gebraucht, ein weiteres Merkmal des Sammelartigen. Im ersten Buche, wo er das Leben der Maria erzählt, beruft er sich stets auf eine lateinische Quelle; im zweiten aber hat er die Apostelgeschichte vor sich und trägt da hinein, was ihm die Kirchenväter, die Geschichte, Josephus, die verschiedenen Wunder der Heiligen[468]), auch deutsche Quellen[469]) und sogar mündlicher Bericht mittheilten, woraus er dann nach einer vorgesetzten Ordnung, aber mit willkührlichen Einschaltungen das Buch von unseres Herren Boten dichten wollte. Die Einschaltungen bestehen in jenen unzähligen kleinen Legenden und Wundern, welche die Reliquien, die Gräber, die Erscheinungen und Bilder der Apostel noch nach ihrem Leben unter frommen Christen verrichtet haben, und dergleichen ist ohne Rücksicht auf Zeitordnung in das ganze Werk eingestreut. Schon in die Geschichte der Maria flicht er eine Anzahl von Erzählungen, die man auch in den weitläufigeren poetischen Lebensbeschreibungen von ihr nicht findet; Visionen von anderen Geistlichen treten ein; des Herodes ganze spätere

---

467) F. 105. Bei Hahn p. 155.
Ordenliche in ein bant wil ich diu alle tihten
und in ein buoch berihten, daz sal der apostelen wesen;
zuo deme buoche wil ich lesen von den engelen als ich kan,
Johannen den vil guoten man baptisten wil ich haben dar în
ouch wil ich nâch dem willen mîn Marîen Magdalênen leben
her in mîn getihte geben.

Hiernach ist es nicht wahrscheinlich, daß das dritte Buch über die Märtyrer von Nicolaus bis Katharina, welches sich in der Strasburger Handschrift Bibl. Joh. A. 77. unsern beiden Büchern hinzugefügt findet, von demselben Verfasser herrühre. Vgl. Hahn im Vorwort.

468) F. 202. Man liset ouch albesundern
in sumelîchen wundern
diu von heiligen sie geschriben.

469) F. 215. Man liset an einem buoche,
dar ûz ichz ouch ze dîute las etc.

Geschichte wird erzählt; die Legende von Veronica und Tiberius wird hereingebracht; zahlreiche Wunderanekdoten von der Kraft der Marienverehrung, wie wir sie schon kennen gelernt, werden gelegentlich erwähnt, die Geschichte von dem Leichnam des Marcus wird berichtet. All dies gibt dem Ganzen einen Reichthum an unterhaltendem Detail, was die Geschichte der Maria gegen Wernhers oder Philipps etwa so erscheinen läßt, wie Ulrichs Alexander gegen die älteren und was uns dies Werk mit jenen französischen Romanen kann vergleichen lassen, wo ebenso eine größere Fülle der Facten gesucht ist; so wie das Hervortreten der Apostel und Heiligen um die Gestalten Christus' und der Marie wieder dieselbe Erscheinung ist, wie die Erweiterungen der Sagen von Karl, Artus und Dietrich durch die der einzelnen Vasallen. Was die Behandlung angeht, so haben wir einen gesunden, verständigen Mann vor uns, der wie Hugo von Langenstein von seinem Gegenstande warm durchdrungen, der Sprache bis zu großer Geläufigkeit und einer manchmal ganz neuen Geschmeidigkeit mächtig, von dem weichlichen und süßlichen Ton der einen, wie von dem chronikartigen der anderen, und dem schwülstigen und bombastischen der dritten gleich frei ist, und der selbst da, wo ihn einmal bei Gelegenheit der Geschichte des Evangelisten Johannes der apokalyptische Ton anwandelt, sich doch sogleich wieder besinnt und statt sich in hohle Paraphrasen zu verwirren, lieber gleich gesteht, daß jener Eingang: „Im Anfang war das Wort,“ der wie ein Donnerschlag die Welt durchfahren, seinem rechten Sinne nach unerklärbar sei, wie die Ursachen des Donners, und woher er komme und wohin er gehe. Seine Erzählung ist überaus leicht, fließend, nicht selten bei schwierigen Gegenständen (wie in der Beschreibung des von Octavian aufgelegten Census) elegant und zierlich, ohne Prätension und eigentlich fast ohne das Ermüdende, das ein solcher Stoff mit sich bringt; auf der Beschreibung der Flucht nach Aegypten liegt ein eigener romantischer Anstrich; einzelne Späßchen laufen sogar mit unter, und die Volksausrufe (Ennumenamen u. a.), die im Grunde das Kirchliche verspotten. Ueberall auch ist der Dichter blos auf die Laien bedacht; auf die Festtage der Heiligen ist steter Bezug genommen; seine ganze freiere Manier des Vortrages, die man in diesen Stoffen und in diesen Zeiten nicht begreifen würde, fließt einzig aus dem lebendigen Tone der Predigt und ihrem Streben nach Anschaulichkeit, dies gibt diesem Werke ein mehr populäres

Ansehen, und an vielen Stellen wird man, der Gesinnung und der Materie sowohl, als auch den rhetorischen Kunstgriffen nach an die Bertholdischen Predigten erinnert. Wo er seine Erzählung mit Gebeten, mit Anreden und Ausrufungen unterbricht, fühlt man leicht, aus wie wahrer Begeisterung[470]) diese fließen und wie er hierin dem Wernher weit näher steht, als dessen andere Nachfolger; und an den rechten Stellen ergießt sich des Dichters menschliche Empfindung in einem feurigen lyrischen Schwung. Als er Christus' Gefangenschaft und Geißelung erzählt hat, ruft er aus: Merkt Wunder, die Kraft ließ sich binden, die Gewalt sich beugen, die Herrschaft sich neigen, der Freie ward da zum Eigenen. Um wen hast du die Hammerschläge und das Schmieden auf deiner heiligen Menschheit gelitten? Seltsames Recht, daß du deinen Knecht befreitest um den Preis deiner eigenen Knechtschaft, und deine göttliche Kraft beugtest unter dein Geschöpf. Beweine o Mensch die Nacht, da er gefangen ward, u. s. w. Dann versetzt er sich mit gleichem Feuer in die Gefühle der Gottesmutter, die sie damals durchdringen mochten, und in ihre Klage am Kreuz. Man kann tadeln, daß die Todesscenen zu ausgemalt sind, daß auf dieser schmerzvollen Scene zu sehr verweilt ist; allein es ist weniger die Absicht eines Dichters, die hier auf Rührung, Erhebung und Erschütterung ausgeht, als vielmehr die des Predigers; an den mündlichen, versinnlichenden Vortrag des Redners erinnert die Scene, in der er mit wahrer Gluth eine Unterredung des Teufels mit der Hölle erzählt nach dem Tode des Erlösers, der nun kommen soll, des Satans Willkühr zu brechen; ebenso die Form, daß er in dem Lob unserer Frauen, wo er gleichfalls das sonst Zerstreute über dies Thema gleichsam zusammenfaßt, die Maria redend einführt, was auch schon früher geschieht, wo bei Christus' Leiden am Kreuz der Dichter die Mutter fragt, wie ihr da zu Muthe gewesen, und dann ihr selbst eine lange Rede in den Mund legt. Diese Form erscheint auch in einem anderen Gedichte religiösen Inhalts, das einen Kampf der Tugenden und Laster[471]) allegorisirt und in diese Zeiten gehört, in einem Gespräche zwischen der

470) Oft erkennt man ganz lebhaft die Action des hingerissenen Predigers, in solchen Stellen, wo er den Menschen anruft: „Thu auf, thu auf deinen Sinn; thu auf, thu auf dein Herz; sieh an den Märtyrer, sieh und sieh und aber sieh" — u. dgl.

471) Cod. Pal. Nr. 367. Fol. 266b.

Sünde und Lucifer; sie führt zu den Allegorien über, die wir bald als eine Lieblingsgattung werden kennen lernen, und hängt mit der katechetischen Manier der Volksprediger zusammen.

Etwas kürzer wollen wir uns über die Gedichte zur Ehre der heiligen Jungfrau fassen. Sie sind von zweierlei Gattung, entweder lyrisch und psalmenartig oder episch und hymnenartig. Auf dem Leben der Maria vom Pfaffen Wernher bauten sich erweiterte poetische Biographien auf. Die beiden, die mir bekannt sind (nämlich die dem Bruder Philipp zugeschriebene[472]) und eine noch weitläufigere spätere[473]), die dem Latein des Dionysius folgt und die Notizen aller Heiligen und Kirchenväter benutzt) verhalten sich dazu etwa ganz so, wie Rudolfs und Eschenbachs Alexander zu Lambert; ganz so ist der Stoff ausgedehnt, und die alte Quelle verlassen und eine weitere oder schlechtere an die Stelle gesetzt. Dem Philipp war der Text des Wernher bekannt, wie dem Rudolf der Lambert, es ist aber merkwürdig, wie alles Schöne und Treffliche verwischt oder entstellt ist. Die Frömmigkeit, die aus dem Philipp spricht, steht gegen die Heiligkeit des Wernher'schen Gedichts eben so zurück, wie etwa Rudolfs Barlaam gegen die Kaiserchronik, und wieder sogar vor dem späteren Leben der Maria, wie Rudolf gegen manche Gedichte späterer Jahrzehnte. Sein Werk sticht durch prosaischen Ton und trockenen Gang der Erzählung vor; in dem späteren Gedichte liegen zwei Seiten nebeneinander, welche die meisten Werke des äußersten 13. und des 14. Jahrhunderts zeigen, daß nämlich ein gewisser Schwung der Rede nicht selten mit einigem Erfolge gesucht wird[474]), während das Ganze im Styl der Chronik ermüdend hinschleicht; daß eine Heiligkeit und Größe des Gegenstandes empfunden; damit aber eine Herabwürdigung in der Darstellung verbunden wird, die nichts scheut und allen Anstand mit Füßen tritt. Eben

472) Cod. Pal. Nr. 394. Auszüglich in Docens Miscell. II. p. 66 sqq.

473) Cod. Pal. Nr. 372. Ein späteres Marienleben aus dem 14. Jahrhundert von Walther von Rheinau führt Mone an im Anzeiger V, 322. Handschriftlich in Carlsruhe.

474) Hier klingt manchmal das lateinische Kirchenlied an, in solchen Stellen wie diese:

> Moyses und Abraham mit Dâvîde singent
> und ir süezez seitenspil wunneclich erklingent,
> dâ die edeln cherubîn tanzent unde springent
> mit gesang in jubilo ir flügel erswingent.

dies ist in so vielen Ritterromanen dieser Zeiten sichtbar, und es ist ganz original, mit welcher Rohheit und Naivetät man hier mit allen Menschlichkeiten des Weibes, mit mütterlichen Hoffnungen und der Hülflosigkeit des Kindes in den Windeln bekannt wird, Unschicklichkeiten, die Wernher noch verabscheut haben würde. Aber freilich seitdem der Streit der Stercoranisten geführt war, seit Ratbert und Ratram über die Entbindung der Maria gestritten, seit Albert der Große mit unerhörter Eindringlichkeit alle Fragen des Acts der Empfängniß besprochen hatte und der Kampf über die reine Empfängniß der Maria gefochten war, wie sollten nach diesen Vorgängen dieser heiligen christlichen Physiologie nicht alle Physiologica auch im Gedichte erörtert werden können! Die gemeinsten, oft ganz zuchtlosen Vergleichungen der Eigenschaften Gottes oder der Jungfrau drängten sich auch in die Oden oder lyrischen Preisgedichte an die Jungfrau ein: da ja das Erhabenste selbst noch Gottes unwürdig ist, so ist in sofern zwischen dem Erhabensten und Unwürdigsten kein Unterschied und damit entschuldigt Guibert von Nogent diese unanständigen Gleichnisse, die schon in den Psalmen und Propheten vorkommen. An jenen lyrischen Gedichten sehen wir die ähnliche Ausartung, die wir in den epischen bezeichneten, in drei Stücken dreier ausgezeichneter Dichter; wir meinen den Leich des Walther von der Vogelweide, das Loblied Gottfrieds von Strasburg[475]) und die goldene Schmiede des Konrad von Würzburg[476]). Der Preis der Jungfrau steigert sich hier in Umfang, in Glut und Ueberladung. An Walthers Leich wird sich jeder, wer auch nicht Freude an dergleichen hat, von der wahrhaften Religiosität und von der feurigen Innigkeit des Dichters ergriffen fühlen und selbst dem künstlerischen Beurtheiler wird der Wechsel des Tons, die stete Frische der Gedanken und Bilder, und das rechte Maß genugthun, das hier bewahrt ist. In Gottfrieds Lied ist schon die peinigendste Häufung von Benennungen und Vergleichungen, in deren Fülle, Seltsamkeit und Neuheit der Werth des Gedichtes gesetzt wird; die Künstelei im Vortrage zeigt, daß das Herz hier nichts mehr zu thun hat, und die Wortspielereien, die man sich im Tristan etwa gefallen läßt, widern hier an. Selbst

475) In der Ausgabe seiner Werke von von der Hagen. Vollständiger und besser in Haupt's Zeitschrift. t. IV. p. 514.

476) ed. W. Grimm. Berlin 1840; der das Gedicht in die letzten Jahre des Dichters legt.

dieser Mann scheut sich schon nicht mehr die vulgärsten Benennungen für Gott zu brauchen, an seine Allmacht die spielendsten Gleichnisse zu legen, mit ihm zu tändeln, wie mit der Jungfrau zu liebeln. Alles dies nun ist in der goldenen Schmiede zum Extrem getrieben, die ausdrücklich von dem Gottfriedischen Gedichte eingegeben oder angeregt scheint[477]) und die es neu bestätigt, daß die Dichter dieser Zeit in nichts so sehr ihren Ruhm suchen, als am Ueberladen und Ueberbieten der früheren. Jeder ernstere Mann muß sich hier abwenden, wenn er ewig nichts hört, als endlose Variationen weniger Gedanken und Bilder, mit denen man den geheimnißvollen und wunderbaren Eigenschaften und Verrichtungen der Jungfrau sich zu nähern sucht. Dies dauernde Umdrehen und Umwenden in einerlei Vorstellungen, dies süßliche Versüßen süßer und schmachtender Anrufungen, dies „Schaaren von einem Lob zum andern,“ dies ewige Hetzen eines Namens mit dem anderen könnte etwa einem Muselmanne gefallen, der die hundert Kugeln seines Rosenkranzes abbetet; auch hieran kann nur Jemand Geschmack finden, der gedankenlose Lectüre und klingende Reime liebt; denn wenn man gelesen hat, so hat kein Bild gehaftet, kein Gedanke beschäftigt, keine Empfindung angeklungen, und nicht einmal war der zuckersüße Vers oder die Worte voll Honigseim im Stande in eine ernste oder feierliche Stimmung zu bringen, welche die centnerschweren Worte und das bombastische Gewicht der Oden eines Cramer schon eher bewirkt, das man übrigens mit nicht minderem Rechte eben so verwerflich gefunden hat. „Ein Bild, sagt J. Grimm, drängt sich auf das andere, in der Hoffnung, deutlicher zu sein und mehr auszusagen, und da jedes seiner Natur nach für sich besteht und von vorne anhebt, so kann unter ihnen weiter kein äußerlicher Zusammenhang sein.“ Es sei also nichts als eine Sammlung solcher Gleichnisse, ein Versammlen der üblichen Bilder in ein Schatzkästlein, ein Aneinanderreihen dieser Edelsteine zu einem goldenen Geschmeide; ganz recht, ein Rosenkranz, den man nun abrollen und absingen kann. In einem Gedichte von

---

477) Ibid. Vers 94.

Ich sitze niht ûf grüenem klê von süezer rede touwesnaz,
dâ wirdeclichen ûfte saz von Strâzburc meister Gotefrit,
der als ein wæher houbetsmit guldîn getihte worhte:
der hât ân alle vorhte dich, vil reinez tugendevaz
gerüemet und gepriset baz, denn ich künne dich getuon.

Maria's Grüßen[478]) wird dies recht sonnenklar, daß die Gedichte zu ihren Ehren gleichsam in einer Beziehung zu dem ihr geweihten Rosenkranze stehen. Da sind fünfzig Grüße hinter einander eingefädelt, von denen man zum Ueberflusse belehrt wird, daß man sie mit 50 Venien sprechen solle, damit die himmlische Frau uns nach unserem Tode im Himmelreich wieder begrüße; dann 50 Freuden, die man eben so hersagt, damit uns die Jungfrau wieder erfreue, und dann 50 Hülfen, bei deren zehnter man jedesmal in Kreuzgestalt auf die Erde fallen soll. Was man verdrossen ist in der Kirchenhistorie lesen zu müssen, den Unsinn der Cyrillischen Gebete, muß man hier als Poesien empfangen. Wir setzen die Aussprüche milderer Beurtheiler her. „Das Gedicht" sagt Docen[479]) „jagt den Leser unaufhörlich durch tausend mit einander in keiner Verbindung stehende biblische Allegorien und Bezeichnungen, wofür man sich in unseren Zeiten zu wenig interessirt, wenn gleich Einige sich den Anschein geben, als ob sie von dergleichen typischen Mysterien ganz durchdrungen wären." Auch Grimm sagt, daß es jetzt allgemeinem Eindrucke fremd sei. „Daß es aber zu seiner Zeit Eindruck gemacht und als vorzüglich betrachtet wurde, läßt sich schon aus der Nachahmung des Herrmann von Sachsenheim im goldnen Tempel schließen, so wie aus der späteren Bearbeitung. Das Sylbenmaß schadet vielleicht durch Eintönigkeit, uud in einer von den vielen überreichen damals üblichen Formen würde es wohl prächtiger gelautet haben, aber der Dichter zeigt auch hier seine Gewandtheit und Sprachfülle, womit er vor anderen begabt war. Schwerfällig, trocken und gar nicht zu vergleichen ist das Gedicht des Teichners[480]) von der Empfängniß der Jungfrau."

Bei dem regen Eifer, die Denkmäler unserer alten Literatur zum Drucke zu fördern, werden wir in der Kürze sich den Kreis der Dichtung dieser Zeit noch immer erweitern sehen, und es ist zu vermuthen, daß Vieles von geistlichem Inhalt darunter noch zu Tage kommen wird. Ein Vaterunser von Heinrich von Krolewiz aus Meißen[481]) ist bereits gedruckt; wir begnügen uns, es kurz erwähnt zu haben. Es ist eine Predigt und Paraphrase des Vaterunsers

478) Cod. Pal. 341. Fol. 16.
479) Altdeutsches Museum. I. p. 43.
480) Altd. Wälder II. p. 194.
481) Ausg. von Lisch. 1839.

und erinnert uns in dieser Form wieder an das Aehnliche im 12. Jahrhundert. Der Dichter hat sehr mit der Sprache zu ringen; drei Jahre (1252—55) arbeitete er an den viertausend Versen seines Gedichtes. Interessant ist er uns durch das Local seiner Geburt und Aufenthaltsstätte. Der Herausgeber macht aufmerksam, daß er mit der Regierung des Grafen Gunzelin III. von Schwerin (1228—74) zusammenfällt, und da auch andre Sachsen, wie Rumeland mit diesem Hofe in genauen Verhältnissen lebten, und die beste Handschrift des Gedichts, die fast eine Urschrift zu nennen ist, sich in Schwerin findet, so schließt er, möge auch Heinrich an diesem Hofe gewesen sein. So würde er uns die Brücke bilden zu jenen späteren gnomologischen Dichtern, die uns vielfach in diese nordischen und östlichen Gegenden überführen.

Anhang.

Auszug aus dem walisischen Mährchen von Peredur zu S. 417.

Der kriegerische Evrawc fiel mit sechs Söhnen; seine Witwe zieht mit dem siebenten, dem jungen Peredur, in Wald und Einsamkeit zurück und hütet ihn vor Waffen und Kenntniß aller Dinge; er gibt ähnliche Zeichen seiner Einfalt kund, wie Parzival mit den Vögeln. Einmal sah er drei Ritter vorbeiziehen (es waren Gwalchmei, Geneir und Owein), und auf seine Frage um sie sagt ihm die Mutter, es seien Engel. Er befragt aber die Ritter selbst, erhält Aufklärung, nimmt das beste der Zieh- und Tragpferde seines Hauses, staffirt es nothdürftig aus und zieht ab. Die Mutter gibt ihm den Rath zu Arthur's Hof zu gehen, bei jeder Kirche sein Vaterunser zu wiederholen; wo er Speise und Trank sähe und man sie ihm nicht anböte, solle er zugreifen; auf Nothruf zu Hülfe eilen; wo er einen schönen Juwel fände ihn in Besitz nehmen und Andern schenken, den Frauen überall artig und höflich sein.

Er kommt in einen Wald, sieht ein Zelt, denkt, es sei eine Kirche, und spricht sein Vaterunser; er geht hinein und findet eine

Jungfrau mit einem goldenen Ringe an der Hand; er bemerkt Speise und greift zu, da er einige Tage gefastet hatte; dann nimmt er ihr den Ring, Alles nach seiner Mutter Auftrag, und zieht weiter. Der Herr des Waldes kommt, glaubt dem Mädchen nicht, was sie ihm von dem dagewesenen Gaste sagt, und zieht mit ihr aus, ihm nach.

Peredur kommt an Arthur's Hof, wo gerade ein fremder Ritter die Königen Gwenhwyvar insultirt hatte und ihr einen Becher genommen. Den lächerlichen Gesellen, als er in die Halle kam, begrüßen ein Zwerg und eine Zwergin, die bis dahin stumm an Arthur's Hof gewesen waren, als die Blume der Ritterschaft; Kai mishandelt sie dafür und schickt den Peredur spottend, jenem Ritter den Becher abzunehmen. Peredur thut es, indem er demselben eine seiner spitzen Gabeln ins Gesicht wirft und ihn so tödtet. Er nimmt seine Rüstung, worunter ihn Owein antrifft, dem er sagt, er werde nicht zu Artus' Hof zurückkehren, bis er an dem langen Kerl (Kai) die Mishandlung der Zwerge gerächt habe. Doch gelobt er sich zu Artus' Vasallen.

In einer Woche schickt er 16 Ritter, die er überwunden, an Artus' Hof, immer mit der gleichen Botschaft an Kai. Dann trifft er an einem See einen alten, lahmen Mann, dessen Leute fischen, und der sich, als er Peredur gewahrt, in sein Schloß zurückzieht; Peredur folgt ihm und wird mit einem Mahle empfangen. Dann fechten zwei Jünglinge spielend, mit Geißel und Schild, und auch Peredur versucht sich glücklich in dieser Uebung; hierauf gibt sich der Alte als seinen Oheim zu erkennen und er lehrt ihn nun ritterliche Kunst und Sitte. Zugleich weist er ihn an, wenn er etwas fände, was ihm Erstaunen abnöthige, so solle er nicht nach dessen Bedeutung fragen.

Er kommt zu einem Schloß wieder, findet wieder einen Alten, der ihn fragt, ob er mit dem Schwerte fechten könne? Er heißt ihn eine eiserne Krampe mit einem Schwerte treffen, Krampe und Schwert spalten sich auf seinen Hieb, beide aber vereinigen sich wieder, als der Alte ihn die Stücke zusammenhalten heißt, nur das drittemal nicht. Der Alte gibt sich als einen zweiten Ohm zu erkennen und sagt ihm, er habe erst zwei Drittel seiner Stärke erreicht und werde der beste Fechter werden. Sie unterhalten sich nun, und jetzt treten zwei Jünglinge ein mit einem ungeheuern blutenden Speer, worauf die anwesende Gesellschaft in Wehklagen ausbrach, nur der

Alte sprach ruhig fort. Dann kamen zwei Mädchen mit einer Schüssel und einem Menschenhaupte darauf! Peredur fragte dieser geheimnißvollen Erscheinung nicht nach.

Er reitet aus und findet im Walde ein Weib, die einen Leichnam zur Seite hat und ihn bei seiner Anrede verflucht heißt — sie gibt sich als seine Pflegeschwester zu erkennen, sagt ihm, seine Mutter sei aus Angst um ihn gestorben, jener Herr des Waldes habe ihr diesen ihren Mann erschlagen. Darauf zieht er mit ihr nach diesem aus, wirft ihn, nöthigt ihn die Witwe zu heirathen und an Arthur's Hof mit der alten Botschaft zu ziehen.

Er kommt in ein Schloß, wo eine verwaiste Jungfrau von einem unwillkommenen Werber bedrängt ist. Er hilft ihr. Dann begegnet er der Jungfrau und dem Herrn vom Walde seines ersten Abentheuers, und zwingt diesen, die Dame unschuldig zu erklären und besser zu behandeln. In einem andern Schlosse besteht er ein Abentheuer mit den Hexen von Gloucester, die ihm Waffen geben und ihn fechten lehren.

Jetzt gelangt er in einem Thal zu einem Eremiten, und Morgens, als er aufbricht, war Schnee gefallen, und ein Habicht tödtete einen Vogel; auf das Geräusch von Peredur's Nähe fliegt er weg und ein Rabe ließ sich auf den Vogel nieder; und Peredur stand und verglich Rabe und Schnee mit dem Haar und der Farbe derer, die er am meisten liebte. Jetzt erscheint in der Nähe Arthur und sein Hof, der Peredur suchte; er wirft den Kai, der ihn unhöflich in seinen Träumen stört, mit Gwalchmai aber geht er, der ihn schonend aus seinen „edeln Gedanken“ weckt. Er begibt sich mit dem Hofe nach Caerlleon. Da begegnet Peredur der Angharad Law Eurawc, und Knall und Fall erklärt er ihr seine Liebe, und sie ihm ebenso rasch, sie werde ihn nie lieben; und er: so werde er so lange zu keinem Christenmenschen ein Wort sprechen.

Er zieht ab und kommt in ein Schloß, wo ihm der Wirth und seine Söhne nachstellen, die Tochter ihn warnt; er spricht zu ihr, sie ist aber zum Glück eine Heidin; er nöthigt den Vater zum Christenglauben und zur Huldigung mit Arthur. Dann tödtet Peredur eine Schlange, die über einem goldenen Ringe lag. Dann kommt er wieder in die Nähe von Arthur's Hof, ganz verändert vom Schweigen; er hieß nur der stumme Jüngling und verrichtete unerkannt in der Nähe allerhand Thaten, die ihm die Liebe Angharad's gewinnen.

Er zieht aber wieder aus und kommt in ein Schloß, wo ihn wieder eine Tochter vor einem Vater warnt, der, einäugig geworden im Kampf mit einer Schlange, in deren Schwanz ein goldbeschei- render Stein ist, jeden tödtet, der in sein Schloß kommt. Peredur besiegt ihn, erkundigt sich um die Schlange und tödtet ihn dann, obgleich er ihm Gnade verheißen hatte. Dann sucht er die Schlange auf.

Er kommt erst zu dem Palast „der Söhne des Marterkönigs", so genannt, weil sie „Addanc vom See" täglich einmal erschlägt, worauf sie dann von gewissen Weibern wieder durch Balsam lebendig gemacht werden. Er sucht' den Addanc auf, der unsichtbar jeden mit einem giftigen Geschoß zu tödten pflegt; dies sagt ihm eine Jungfrau auf dem Weg, und gibt ihm, unter der Bedingung, daß er sie über alle Weiber lieben will, einen Stein, der ihn unsichtbar machte; und wenn er sie suchen wolle, solle er nur „gegen Indien hin" suchen! Er trifft nun den Addanc, tödtet ihn und reitet weiter, nachdem sich ihm ein Etlym Gleddyv Coch zum Begleiter angeboten.

Dann kommt er an den „Hof der Gräfin", wo es Sitte ist, schlecht logirt zu sein; nur wenn man ihre 300 Leute erschlägt, darf man neben ihr sitzen. Etlym bekommt sie zur Frau. Sie kommen zum „Damme des Trauerns", wo 300 Könige, Grafen und Barone die Schlange behüten, um nach ihrem Tod sich um den Stein zu schlagen. Peredur erschlägt die Schlange und gibt den Stein dem Etlym.

Er kehrt bei einem Müller ein, wo in der Nähe die Kaiserin von Cristinobyl Turnier halten ließ, die nur den Tapfersten heirathen will. Er will kämpfen, vergafft aber zwei Tage über einem Mädchen, das er an einem Fenster sieht, erst am dritten kämpft er und siegt. Schwer läßt er sich bewegen zur Kaiserin zu kommen, schlägt noch drei Ausforderer, die Kaiserin ist jene indische Jungfrau, und er ward bei ihr unterhalten 14 Jahre, „wie die Geschichte erzählt."

Jetzt finden wir ihn wieder bei Arthur. Eine schwarze kraushaarige Jungfrau erscheint (Cundrie im „Parzival") und fährt Peredur an, daß er damals bei dem lahmen König sich nicht nach der Meinung jener wunderbaren Erscheinungen erkundigt habe; hätte er es gethan, so würde der König gesund worden sein. Arthur's Rit-

tern aber sagt sie von einem Schlosse, wo 566 Ritter mit ihren Damen säßen, und dem andern, worin eine Jungfrau gefangen wäre, die zu befreien der höchste Ruhm sei. Gwalchmai macht sich dorthin auf, Peredur nach dem lahmen König.

Gwalchmai wird auf seinem Wege von einem Grafen zu dessen Schlosse gewiesen, wo ihn dessen Schwester aufnimmt. Ein Alter, der in ihm den Tödter von des Grafen Vater erkennt, fällt ihn mit 60 Mann an und er vertheidigt sich mit einem Schachbret. Der Graf kommt dazu und Gwalchmai setzt seinen Weg fort „und die Geschichte erzählt nichts weiter von Gwalchmai in Bezug auf dieses Abentheuer."

Peredur ritt weiter, begegnet einem Priester und fordert seinen Segen. Er verdiene ihn nicht, sagt der Priester, weil er an diesem Tage, Charfreitag, bewaffnet gehe. Peredur bittet um Entschuldigung, er habe den Tag nicht gewußt; er geht nun zu Fuß, wird von dem Priester aufgenommen, gesegnet und erhält Nachweisung, wo er sich über das „Schloß der Wunder" (Castel Marveil im „Parzival") erkundigen könne.

Er kommt in ein Schloß, zur Tochter des Besitzers, und der Vater wird gewarnt, sie würden zu vertraulich zusammen; er setzt ihn gefangen; ein feindlicher Graf kommt; die Jungfrau läßt ihn heraus; er thut das Beste und wird entlassen; das Mädchen bietet ihm ihre Liebe an, aber er weist sie, wie vorher viele Andere mit dem Refrain ab: ich bin nicht ausgezogen zu freien. Sie weist ihm den Weg zum Wunderschloß.

Er kommt hin, tritt in das offene Thor, findet ein Schachspiel, dessen Steine von selbst spielten, er nimmt Theil an dem Spiel und begünstigt eine Seite, die besiegt wird, worauf die anderen schreien wie Lebende. Er steckt sie zornig in die Tasche und wirft das Bret in den See. Da erscheint das schwarze Mädchen wieder und verflucht ihn über das verlorene Schachspiel. Er muß einen schwarzen Mann im Schloß Ysbidinongyl erschlagen, um es wieder zu erhalten. Hierauf legt ihm die schwarze Jungfrau auf, einen Hirsch mit einem Horn im Walde, ein Ungethüm zu erschlagen. Es geschieht. Wieder erscheint eine Frau, die sich durch den Tod des Hirsches beleidigt erklärt und wieder einen Kampf ihm aufträgt. Nun kommt Peredur in ein Schloß, wo er einen lahmen grauen Alten findet und Gwalch-

mai an seiner Seite. Ein gelbhaariger Jüngling erscheint und gibt sich zu erkennen, Er sei die letzte Frau gewesen und auch das schwarze Mädchen, und Er habe damals das blutige Haupt getragen in der Schüssel, es sei das Haupt seines Vetters gewesen, der von den Hexen von Gloucester ermordet gewesen sei, die auch seinen Oheim lahm gemacht. Nun kämpfen sie gegen die Hexen und Peredur besiegt sie mit eben den Waffen und Künsten, die sie ihn früher selbst gelehrt hatten.

Zusätze:

Zu p. 68. Ueber das Hildebrandlied vergleiche man noch: Feußner, die ältesten alliterirenden Dichtungen in hochdeutscher Sprache. Hanau 1845. 4.

Zu p. 80. Ueber die Einwirkung der fremden Sprachen auf die Ausbildung der unseren vergleiche: Rud. von Raumer, die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845.

Zu p. 197. Das Bruchstück eines Gedichtes vom Leben Christi aus dem 12. Jahrh. hat Pfeiffer in Haupt's Zeitschrift V, 1. herausgegeben. Es ist ohne legendarischen Zusatz; die knappe Ueberlieferung dagegen breit gemacht durch Lehre, Predigt und allegorische Deutung.

Zu p. 201. Eine Ausnahmsstellung unter den hier besprochenen Legenden nimmt der von Haupt in seiner Zeitschrift herausgegebene Servatius ein, den er in die 70er Jahre des 12. Jahrhs. setzt. Das Gedicht, dessen Schluß nicht erhalten ist, behandelt das factenarme Leben des Heiligen, der dem gottlosen Tongern den Einbruch der Gottesgeißel Attila geweissagt hatte. Kaum in der Hälfte des Gedichtes sind wir bei des Helden Tode; dann folgen die Wunder, die an seinem Sarge, an seinem Namenstage, in seinem Namen geschehen sind; es gilt nicht um innere Erhebung und Schwung der Seele, sondern um

Erzählung; Schlachten, die an des Heiligen Todestage geschlagen wurden, werden weitläufig beschrieben. Nur der Umstand, daß dies Wundergeschichten und legendarische Anekdoten sind, die die zweite Hälfte dieser Uebersetzerarbeit ausmachen, setzte dieselbe in eine Verbindung mit den übrigen Legenden dieses Zeitalters.

Zu p. 257. Die Ausgabe des Lanzelet von Ulrich von Zatzikhoven, von K. A. Hahn (Frankfurt 1845) ist jetzt erschienen. Wenn irgend einem Gedichte die sorgfältige kritische Bearbeitung wohlgethan, die Lectüre erleichtert, den Genuß geebnet hat, so ist es gewiß hier der Fall. Der Tadel in der Vorrede des Herausgebers, der meine Aeußerungen über dieses Gedicht trifft, ist, glaube ich, nicht ganz verdient. Ich habe den Lanzelot gebraucht, um an ihm und aus seinem Inhalte eine möglichst allgemeine Vorstellung von den sämmtlichen Romanen britischen Ursprungs zu geben, und ich habe daher auch überall die Züge anderer verwandter Gedichte eingeflochten. Daß ich diesen Roman solchergestalt zu dem bouc émissaire der ganzen Gattung machte, mag vielleicht eine Ungerechtigkeit gegen den deutschen Dichter scheinen, aber es dürfte doch eigentlich nur einem befangenen und unachtsamen Leser selbst nur so s c h e i n e n, denn meine Absicht ist klar und bestimmt ausgesprochen. Meine Sammlung schreckhafter Namen z. B. auf p. 260 zielt ja ausgesprochenermaßen nicht auf Lanzelot, sondern auf sämmtliche Ritterromane. So entschuldigt der Herausgeber das Verschwinden einzelner handelnder Figuren in dem Gedichte mit dem Hauptzweck der irrenden Ritterschaft. Aber eben diese Eigenschaft des Inhalts aller britischen Romane ist die Grundursache nicht dieses einen Fehlers, sondern aller Fehler aller dieser Gedichte, deren ästhetische Mangelhaftigkeit ja der Spott aller Zeiten verfolgt hat. Daß der Lanzelot nicht schlimmer ist, als viele andere Werke seiner Gattung, bin ich sehr bereit anzuerkennen; fällt ja auch nach des Herausgebers und Lachmanns Andeutungen das deutsche Werk schon in die Tage, wo der Dichter einen Hartmann schon zum Muster nehmen

konnte; und dies gewiß sieht man dem Gedichte erst jetzt in Hahns Ausgabe leichter an.

Zu p. 292. Lamprecht hat hier seine Quelle wohl misverstanden, oder eine minder klare Recension der Reise Alexanders ins Paradies vor sich gehabt. Der Pariser Cod. reg. 8519 enthält diese Reise in einem lateinischen Texte (von fol. 49—56), in dem die Allegorie durchsichtiger ist: der Stein, in seiner Bildung einem menschlichen Auge ähnlich, wiegt erst eine Masse Goldes auf, dann wird Er mit etwas Erde bedeckt und von einer Feder aufgewogen. Die Deutung des Juden lautet dann:

Hic (lapis) quemadmodum videtur forma et colore revera humanus esse oculus, qui quamdiu vitali potitur luce totius concupiscentiae aestibus agitatur, novitatum multiplicitate pascitur et auro sibi redivivam famem subministrante nullius prorsus satietate compescitur, et quo amplius multiplicando proficit eo sollertius exaggerandis incumbit, sicut in praesentia mirifici ponderis nova probavit operatio; at ubi vitali motu subtracto materni cespitis visceribus commendatur, nullius utilitatis usibus patet, nihil delectatur, nihil ambit, nullo affectu mutatur, quia nec sentit: unde et penna levis, quae etsi modice tamen cujuscumque utilitatis est, hunc lapidem terrae pulvere coopertum pondere superavit. Te igitur, o bone rex, te inquam moderatorem totius prudentiae, te victorem regum, te possessorem regnorum te mundi dominum lapis iste praefigurat, te monet, te increpat, etc.

Zu p. 374. K. Müllenhoff (Kudrun; die echten Theile des Gedichtes ꝛc. 1845) hat den Versuch Ettmüllers erneuert, die Gudrunlieder wie Lachmann die Nibelungen herzustellen, das Alte und Aechte von dem später Hinzugetretenen auszuscheiden, und er hat dies gründlicher und zugleich mit Rechtfertigung seines Verfahrens ausgeführt. Er setzt die Heimath dieses Werkes, Dichtung und Ueberarbeitung, in das Steirische und Oestreichische, wo auch die der Klage und des Biterolf sei; die Abfassung der